Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.

Vierundzwanzigster Jahrgang 1896.

ST. LOUIS, MO.
1896.

Inhalts-Verzeichnis.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Januar 1896. No. 1.

Vorwort.

(Philipper 2, 14 u. 15.)

Wenn man die vielgerühmten Fortschritte der Gegenwart und die Stimmung, welche die gegenwärtige Welt durchzieht, gegeneinander hält, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß trotz alles wirklichen und vermeintlichen Fortschrittes die Weltstimmung im wesentlichen dieselbe geblieben ist, wie sie schon zu Moses Zeiten war: Murren und Zweifel (2 Mos. 16, 2; 4 Mos. 14, 2 u. 3). Genüsse sind es den Menschen zu aller Zeit zu wenig gewesen, die Mühe ist ihnen jederzeit zu groß. Von der Gegenwart wollen sie alles haben, denn der Zukunft können sie nicht trauen. Murren und Zweifel scheinen so nötig für das Weltleben zu sein, wie Dissonanzen und Pausen für die Musik. Wenn aber die Harmonie nur noch in den Pausen besteht, welche zwischen den Dissonanzen liegen, und der Klang nur aus Dissonanzen besteht, welche die Pausen unterbrechen, dann wird's schauerlich.

Es wäre aber das undankbarste Unternehmen, die Welt zu belehren, daß all ihr Murren nur auf Einbildung und ihr Zweifeln nur auf Verblendung beruhe. Man würde zwar keine tauben Ohren finden, wohl aber den entschiedensten Widerspruch der Murrenden, die sich auf ihr Recht, und der Zweifelnden, die sich auf ihre Einsicht berufen würden. Murren und Zweifeln ist nichts gänzlich Eitles oder Grundloses; das Murren ist begründet in der verkehrten Stellung, die der Mensch zur Wirklichkeit einnimmt, und das Zweifeln in einer verkehrten Stellung zur Wahrheit.

Es gibt freilich auch eine Zufriedenheit, welche aus Trägheit, und eine Zweifellosigkeit, welche aus der Thorheit hervorgeht. Diese sind aber um nichts besser, ja manchmal noch schlimmer als Murren und Zweifeln.

Wenn nun der Apostel die Christen seiner Zeit dazu ermuntert, alles ohne Murren und Zweifel zu thun, so war vielleicht die allgemeine Unzufriedenheit damals weder so groß noch so offenkundig wie heutzutage; aber jedenfalls lagen die Verhältnisse so, daß die Christen leicht daran Anlaß zur Unzufriedenheit und zum Wankelmut nehmen konnten. Befanden sie sich doch in einer Welt, die mit ihrem Glauben und Leben fast durchweg im Widerspruch stand und ihnen daher das Ringen um

die eigene Seligkeit wie das Streben nach Verbreitung der Wahrheit des Evangeliums, so viel wie möglich, erschwerte; ja es ganz und gar unterdrückt hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Mußte ihnen da nicht jeder Schritt, den sie thaten im Streben nach dem Reiche Gottes, nach der Vollkommenheit des Glaubens und der Reinheit des Lebens bedenklich, ja gefährlich erscheinen? War es wirklich möglich, das hohe Ziel, das dem einzelnen in der Berufung zur ewigen Seligkeit und der Gemeinde in der Aufgabe der Ausbreitung des Namens Christi in der ganzen Welt vorgehalten wurde, auch wirklich zur erreichen? Nirgends erschien ein gebahnter Weg, nichts trug den Charakter ruhiger, ihrer Frucht gewisser Arbeit; überall trat den Christen nur Mühsal und Kampf, Leiden und Entsagung entgegen. Von diesen Christen verlangt nun der Apostel, daß sie nicht bloß weiter wirken und arbeiten, sondern daß sie in ihrem ganzen Thun und Leben ohne Mißmut und Verdrossenheit, ohne Klagen und Murren, ohne Bedenken und Zaudern in voller freudiger Selbstgewißheit sich darstellen sollen.

Dabei redet der Apostel keineswegs, als ob er etwas ganz Außerordentliches oder nahezu Unmögliches von seinen Lesern erwarte; er hält vielmehr diese Freudigkeit und Gewißheit für etwas Notwendiges und für den Christen Selbstverständliches, denn sie fließt eben daraus, daß er ein Christ ist; sie ist nichts anderes als die Äußerung des Bewußtseins der Gotteskindschaft der Verkehrtheit der Welt und der Ungewißheit der Zeit gegenüber.

In diesem Wirken ohne Murren und ohne Zweifel sollten sich die Leser des Philipperbriefes von ihren nichtchristlichen Zeitgenossen deutlich unterscheiden. Dieselben werden als verkehrtes und verdrehtes Geschlecht bezeichnet, das sich infolge dieser seiner Verkehrtheit nicht mehr in der Welt zurechtzufinden weiß. Es tappt in dem Dunkel seines eigenen Mißmutes und seiner Bedenklichkeit und Ungewißheit. Es will wohl viel erreichen, aber es zweifelt an seiner Kraft; es soll wohl viel thun, aber es fehlt ihm der rechte Mut; es möchte nur nichts leiden, und kann doch dem Unheil nicht entgehen; es will nur genießen, und kann die begehrten Güter entweder gar nicht oder nur spärlich erlangen. Es merkt und fühlt, wie mit jeder Anhäufung neuer Lebensgüter auch die Begehrlichkeit wächst und die Übel sich steigern; wie jeder Fortschritt einen Rückschritt einschließt und eine Gefahr näher bringt, und wie man bei jedem Versuch zurückzugehen doch wieder in anderer Richtung, wohin man nicht will, vorwärts getrieben wird. Kein Wunder, wenn es unzufrieden, unsicher in seinem Thun wird, weil es um sich Finsternis findet und in sich kein Licht hat.

In dieser Finsternis der damaligen Zeitverhältnisse stehen die wenigen in der Welt zerstreuten Christen und Christengemeinden da wie die Lichtträger, d. h. die Gestirne, in der Welt. Ihr Streben hat ein klares Ziel, das wohl der Mühe und des Kampfes wert ist. Sie wissen, daß ihre Leiden der Herrlichkeit nicht wert sind, deren Offenbarung für sie bevorsteht; sie sind gewiß, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist, und daß der Name Christi als des Herrn anerkannt werden wird und muß.

Man braucht kein Christ, sondern nur ein Mensch mit offenen Augen und geradem Sinn zu sein, um anzuerkennen, daß der Apostel recht hatte und daß die Geschichte ihm recht gegeben hat. Jene wenigen Gemeinden, jene damals gegenüber der Masse der Menschheit noch verschwindend kleine Anzahl von Christen, sind doch die verheißungsvollen Sterne einer Erneuerung der Menschheit gewesen.

Allerdings ist mit dieser Wendung der Geschichte der Menschheit dasjenige Ziel, welches dem Apostel vorschwebt und das er seiner Gemeinde vorhält, bis jetzt noch nicht erreicht; ja, die Entwickelung der Welt hat sich auch seitdem wieder nicht ohne Wechsel vollzogen. Über allem, was in dieser Welt wird und wirkt, schwebt der Wechsel von Tag und Nacht. Aber es ist doch keine völlig lichtlose Nacht mehr und soll keine solche mehr werden, wenn die Kinder des Lichtes ihr Licht nicht verlöschen lassen; wenn sie ihr Wesen in ihrem Wirken bewähren.

Als Kinder Gottes haben sie keinen Grund zum Murren oder zum Zweifeln; nicht etwa, weil sie über die Anstöße und Dunkelheiten der Welt hinweggehoben wären, sondern weil sie in sich das Licht und die Kraft haben, in der Finsternis ihren Weg zu finden und die Anstöße und Nöte zu überwinden. Die Bedrängnis erzeugt kein Murren, aber noch weniger ein eitles Prahlen, sondern die innere Entschlossenheit, sie im Ertragen zu überwinden; die Willigkeit, sich erproben und bewähren zu lassen. Darin besteht ja der Wert, der Vorzug und der Unterschied der Wahrheit von der Einbildung, daß sie nicht noch eine besondere Hilfe braucht oder eines besonderen Vorteils bedarf, um sich erweisen zu können, sondern daß sie trotz aller Vorteile und aller Macht, welche die Unwahrheit in ihren Dienst nehmen mag, nicht vernichtet werden kann, sondern sich immer wieder bewährt, durch alle Erprobungen nur an Gewißheit gewinnt, während der Irrtum durch jede wirkliche Prüfung an Gewißheit verliert und zuletzt nur noch wie die Finsternis dem Licht gegenüber dasteht. So wirkt die Bewährung die Hoffnung, welche nicht zu Schanden werden läßt, oder das Handeln und Wirken im Christenleben ohne Zweifel, ohne ein Bedenken und Zaudern, das aus Mangel an Vertrauen zu Gottes Macht, Wahrhaftigkeit und Liebe hervorginge.

Die Anlässe zum Murren und Zweifeln sind vielfach heute nicht mehr dieselben wie zu Pauli Zeiten, aber vorhanden sind sie doch. Auch das Murren und Zweifeln fehlt nicht in der Christenheit, aber es geschieht in anderer Form als dazumal. Damals bezog es sich wohl auf die Welt außerhalb der Kirche, auf die vermeintliche Verzögerung der Wiederkunft Christi, welche die Christen aller ihrer Leiden entheben, die Welt ihrer Macht berauben, und die Herrlichkeit der Gläubigen offenbar werden lassen sollte.

Der zweite Petrusbrief und der Judasbrief lassen uns auf diese Art des Murrens und des Zweifelns schließen, sie zeigen aber auch, was schließlich aus diesen Murrenden und Zweifelnden geworden war. Das Murren hatte sich zur Selbstüberhebung und zur gemeinen Genuß-

sucht ausgebildet, von welcher die christliche Liebe und Demut als ein Feld zur Ausbeutung und ein Gebiet zur Beherrschung gebraucht werden sollte. Der Zweifel war zum Spott geworden, der sich entweder offen aussprach oder, wo es um des äußeren Vorteils willen vermieden wurde, in einem Leben zeigte, das bewies, daß man sich der Furcht vor dem göttlichen Gericht längst entledigt hatte.

Blicken wir dagegen in das kirchliche Leben der Gegenwart hinein, so ist auch da Unzufriedenheit genug vorhanden, aber sie knüpft sich meist nicht an das Warten, auf das Kommen Christi an. Man hat das Warten gelernt und die Zeit wird der heutigen Christenheit und den heutigen Kirchen nicht mehr lang. Sie haben noch so viele Pläne, noch so große Unternehmungen und ein so weites Gebiet in dieser Welt, daß sie noch lange nicht fertig sind und daß das Kommen des Herrn ihnen eigentlich nur einen Strich durch ihre Rechnung machen würde. Ja, wenn erst die Kirchen, deren ausgesprochene Absicht entweder die Ausbreitung oder die Fortbildung zur Weltkirche ist, mit ihren Plänen am Ziele sind, dann — braucht der Herr eigentlich gar nicht mehr zu kommen, denn es ist für ihn, genau genommen, nichts mehr zu thun. Am zufriedensten mit dem Verzug des Kommens des Herrn ist man natürlich in Rom. Wo wollte auch der Stellvertreter Christi bleiben, wenn Christus selber käme. Aber daß es dort nicht ohne Murren und Zweifeln zugeht, das ist auch offenbar. Wie wird gemurrt gegen den Verlust der weltlichen Herrschaft, gegen das Bestehen der protestantischen Kirchen, gegen die Beschränkungen der Machtansprüche, durch welche alle Lebensverhältnisse der römischen Kirche unterworfen werden sollen. Und wie geschieht wieder alles nur auf dem Wege und mit den Mitteln der Politik. Ein fortwährendes Handeln nach Gelegenheitsrücksichten auf einem Gebiete, auf welchem doch ewige, unvergängliche Wahrheiten die Richtschnur des Handelns sein sollten, ist es, was wir dort wahrnehmen.

Indes ist Rom nicht der einzige Ort in der Christenheit, wo solches geschieht. Man sehe nur einmal die Kundgebungen der kirchlichen Presse an. Es ist nicht das, daß überhaupt geklagt wird über Übel- oder Mißstände; das kann unter Umständen ein heilsames Stück Erkenntnis und Selbsterkenntnis sein. Das Murren und Zweifeln zeigt sich vielmehr darin, daß man mit Dingen unzufrieden ist, die mit dem Gang der Entwickelung, die Gott auch leitet, so unvermeidlich verbunden sind, wie der Weg durch die Wüste mit der Übersiedelung aus Ägypten nach Kanaan, und die ihrer Natur nach ebenso vorübergehend sind, wie diese Wanderung war, und noch mehr hätte sein können, wenn die Israeliten nur ernstlich nach Kanaan gewollt hätten. Es wird da geredet, als ob die Wahrheit des Evangeliums ihre Lebensmacht verloren hätte und Gott nicht mehr im Regimente säße; als ob man ihm mit menschlicher Macht zu Hilfe eilen, ihn mit menschlicher Klugheit beraten und seinem ewigen Wort durch Menschenweisheit, Kirchenpolitik und Amtsautorität die Lebenskraft erst geben müßte.

Dieser innere Selbstwiderspruch nimmt dem Bewußtsein der Gotteskindschaft die Klarheit, Lauterkeit und Unanstößigkeit. Man will eben nicht bloß das Wort des Lebens festhalten, sondern auch noch manches, was bei dem fortwährenden Ausgesätwerden, Wachsen und Fruchtbringen des Lebenswortes sich nur als der Halm und die Ähre erwiesen hat, in welchen der in seinem Wesen stets gleichbleibende Lebenskern sich immer wieder von neuem geoffenbart hat. Man meint, der Weizen ginge zu Grunde, wenn der Halm bleicht und die Ähre weiß wird. Und doch ist der ganze Vorgang nichts anderes als die lebendige Selbsterhaltung des Samenkorns. Trotzdem der Gang der Kirchengeschichte erwiesen hat, daß die Wahrheit der heiligen Schrift diese Lebenskraft in sich trägt, daß sie sich sowohl für den einzelnen wie für die Kirche und die Theologie als ein lebendiger Same der Wiedergeburt erwiesen hat, so meint man und redet und schreibt man oft, als ob die heilige Schrift zu Grunde gehen müßte, wenn ihr die Kirche und die Theologie nicht zu Hilfe komme.

Die Gemeinde in Philippi hatte weder Katechismus noch Gesangbuch, weder eine theologische Bekenntnisschrift noch eine kirchliche Agende. Ob sie das Alte Testament besaß, wissen wir nicht. Das Wort des Lebens von der Versöhnung durch Christum, von der Seligkeit und der Herrlichkeit der Kindschaft Gottes, das hatte sie noch nicht anders als in dem lebendigen Wort der apostolischen Predigt empfangen. Gleichwohl sagt ihnen der Apostel in seinem Briefe, daß sie sich als lautere, tadellose Gotteskinder erweisen, wenn sie an diesem Lebenswort festhalten, das in ihnen lebendig geworden war und sich bereits als ein frnchtbringender Lebenssame erwiesen hatte. Er brauchte seine Gemeinde weder an eine bischöfliche Kirche noch an eine theologische Schule zu verweisen, um sich dort Rats zu erholen, wie sie das Wort des Lebens festhalten könnten und sollten; sie wußten, was sich an ihnen als eine seligmachende Gotteskraft bewährt hatte und was sie festzuhalten hatten.

Genau so geht es heute noch. Wo sich das Wort Gottes als ein Wort des Lebens bewiesen hat, da weiß man auch, daß es seine Lebenskraft in sich trägt, und man murrt und zweifelt nicht, wenn man auch in Geduld auf die reife Frucht warten muß. Da ist man getrost und freudig auch gegenüber aller Mühe und Arbeit des Lebens, denn sie ist nicht vergeblich, solange man an dem Worte des Lebens festhält und an dem Herrn, der Worte des ewigen Lebens hat.

Die vier Episteln der altkirchlichen Perikopen für die vier Sonntage: 1.—3. nach Epiphanias und Sonntag Septuagesimä.

Von P. L. Haas.

1. Die Epistel für den 1. Sonntag nach Epiphanias: Röm. 12, 1—6a.

Der Text hat zunächst zwei Teile; im ersten (V. 1 u. 2) ermahnt der Apostel Paulus die Christen, auf Grund der dargelegten Erbarmungen Gottes ihre Leiber zu opfern zum Dienst dieses Barmherzigen. Im zweiten Teil beginnt die Darlegung, wie der Christ nach Gottes Willen im Gemeindeleben mitwirken soll zu dessen Auferbauung. Sehen wir zunächst, was das richtige Verständnis jedes Wortes im Texte sei.

Eine evangelische Ermahnung schließt der Apostel an alles Vorangegangene an mit dem eingefügten „Nun." Ermahnung, nicht Befehl, nicht gesetzlicher Zwang wird ausgeübt; evangelisch ist die Ermahnung, weil sie auf „Gottes Erbarmungen" sich gründet. Wer diese Erbarmungen lebendig vor Augen und an sich erfahren hat, wie sollte der noch sich zweifelnd besinnen können, ob und wie viel er sich Gott zum Opfer bringen wolle?

Welches aber sind diese Erbarmungen, die Paulus im Auge hat? Eine dreifache Erweisung der göttlichen Barmherzigkeit hat der Apostel bisher im Brief dargelegt:

Kap. 1—5: Kraft des Blutes Jesu Christi wird der ganzen unter Gottes Gericht stehenden Menschheit angeboten, die Gerechtsprechung aus dem Glauben an Jesum.

Kap. 6—8. In der Gemeinschaft mit dem auferstandenen Jesus Christus sollen die Gerechtgesprochenen empfangen die Durchdringung von dem heiligen Geist und dadurch die Verherrlichung.

Kap. 9—11. Auch der jüdischen Verstockung gegen diesen Heiland soll nach Eingang der Heidenfülle Erbarmung folgen, so daß die Geschichte aller Völker eine göttliche Hinleitung werden soll durch den Ungehorsam zum Heil. Jetzt wendet sich der Apostel zu dem Dank, welcher dem Barmherzigen dafür gebührt. Dieser Dank heißt kurz: Opfert eure Leiber!

„Stellet dar eure Leiber zum Schlachtopfer." Was ist unter den Leibern zu verstehen? Zunächst die von Fleisch und Blut, aber doch nicht diese allein. Vielmehr meint er das ganze Rüstzeug, den ganzen Naturorganismus, der uns vom Schöpfer gegeben ist, um mit der Welt im Verkehr zu sein, Eindrücke aus der Welt zu empfangen und Rückwirkungen auszuüben, mit welchen unser Ich darauf antwortet. Es ist also die den Leib durchwohnende und regierende Seele mit gemeint in unserem Text. Denn die Reizungen zur Sünde gehen nicht bloß vom Fleisch und Blut in die Seele, sondern auch von der Seele in den Leib. Beide bilden ein Ganzes und der Leib kann nichts thun ohne die Seele. Vor Gott sich darstellen. Viele sogenannte Chri=

sten leben dahin, ohne sich überhaupt vor Gott darzustellen, als ob Gott nicht gegenwärtig, allwissend, heilig etc., und als ob er nicht ihr Herr und Richter wäre; also ohne Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit. Andere, Gottesfürchtige, mögen öfters, sonntäglich, vielleicht täglich sich darstellen vor Gott; aber viele haben keine Ahnung, wie schmutzig ihr Sinn, ihr Herz, ihr Wandel ist. Was sie bei keinem anständigen Menschen wagen, thun sie vor Gott: Sie erscheinen im Schmutz. Ein wirklicher Christ kann so sich nicht mehr vor Gott stellen. Er hat einen lebendigen Eindruck von Gottes Heiligkeit, er muß bitten um tägliche Vergebung; weiß aber, daß nur, was er verabscheut, das wird ihm auch vergeben, und nur wenn er Vergebung und Erbarmung übt gegen seine Brüder, wird ihm auch vergeben.

So wird seine Darstellung zum Schlachtopfer. Es ist hier dasselbe Wort gebraucht, wie Eph. 5, 2, wo es heißt, daß Christus sich selbst gab für uns „als Opfer und zwar als Schlachtopfer." Christus hat sich an Gott geopfert, indem er starb. Die Christen sollen auch ein Schlachtopfer werden wie Christus, aber aus einem andern Grunde.

Der Christ muß Gott sich zum Schlachtopfer opfern, weil soviel Böses in ihm ist, das getötet werden muß, ehe er Gottes Eigentum werden kann. Er muß das Böse in den Tod geben, darf selbst aber lebendig bleiben. Christus wurde zum Schlachtopfer für uns, um unsere Sünde zu sühnen durch seinen Tod, und dann zur Herrlichkeit einzugehen. Lebendig soll das Schlachtopfer an Gott sein: Indem du den Haß, Neid, Eigenliebe, Geiz, böse Lust etc. in dir tötest, tötest du nicht dein Leben, sondern das, was vom Tod der Sünde in dir ist. Reinwerden von der Sünde und von der Liebe durchdrungen werden heißt: Lebendig werden! Solches Opfer ist dann auch ein heiliges, denn Ausräumung der Sünde ist ein Raummachen für den heiligen Geist; nachgeben gegen die Sünde betrübt ihn.

Was nun so lebendig, der Schöpferordnung des lebendigen Gottes gemäß sich entfaltet, und vom heiligen Geist geheiligt wird, ist naturgemäß auch „Gott gefällig."

„Welches sei euer vernünftiger Gottesdienst." Vernünftig, von vernehmen. Vernünftig von Gott reden, vernünftig ihm dienen kann nur, wer Gott so vernommen hat wie er wirklich ist und nicht bloß wie er in seiner Einbildung existiert. Über ein fremdes Land kann nur ein Augenzeuge richtig reden oder wer aus dem Bericht eines solchen geschöpft hat. Gottes Wesen ist aber der menschlichen Einbildungskraft so sehr entgegengesetzt, daß nur, wer Gott in seinem Worte selbst kennen lernt, zur wahren Vernunft über Gott kommt (1 Kor. 2, 10).

Ohne wahre Gotteserkenntnis kein vernünftiger Gottesdienst. Ist Gott Geist, so muß ich ihm dienen im Geist (Röm. 1, 9; Joh. 4, 23); ist er heilig, so muß ich ihm durch Heiligung meiner selbst dienen; ist

er die Liebe, so muß ich ihm durch Nachahmung göttlichen, heiligen Liebeseifers dienen. Gott in Christo recht erkennen und demgemäß ihm „vernünftig“ dienen kann nur geschehen durch rechtes, herzmäßiges Aufmerken auf die Kunde: Christus ist gestorben und auferstanden, um über Tote und Lebendige Herr zu sein und damit hinfort keiner mehr sich selbst lebe, sondern dem, der für uns gestorben und auferstanden ist (Röm. 14, 7—9; 2 Kor. 5, 14 u. 15). Es ist also die durch Gottes Licht und Geist erleuchtete Vernunft, welche den „vernünftigen“ Gottesdienst lernt.

V. 2. „Und stellet euch nicht dieser Welt gleich.“ Diese Welt ist dem Geist und Wesen Gottes feindlich entgegengesetzt. Wer von ihrer Weise, ihrem Urteil, ihrem Leben, ihren Gesetzen, Mode, Lüsten sich so beeinflussen läßt, daß er sein Leben dem Weltleben gleichförmig gestaltet, der wird kein Opfer für Gott werden im Sinn des 1. V. „Sondern verändert euch — Sinnes.“ Der Christen Sinn, ihr Gewissensurteil, lautet: „Wir müssen Christi eigen sein“ — seitdem sie zu ihm sich bekehrt haben. Dieses Gewissensurteil soll nun aber täglich neu und lebendig vor der Seele stehen, damit es die Kraft gewinnt, auch das Herz und Leben zu verändern und zu erneuen. (Siehe Katechismusfrage 137.) „Auf daß ihr prüfen möget.“ Der Apostel will, daß die Christen geschärfte Sinne haben zur Erkennung nicht bloß des allgemeinen Gotteswillens, wie er in den zehn Geboten steht, sondern des speziellen Gotteswillens, wie er in den täglichen Versuchungen, Prüfungen, Aufgaben und stetig veränderten Anforderungen des Lebens in der Gemeinde und in der Welt stets anders und doch als stets derselbe an uns herantritt und von uns erkannt, in den Willen aufgenommen und gethan sein will. Nur wer nach V. 1 willens ist, ein ganzes Opfer für Gott zu werden, wird geschärfte Sinne bekommen, den einen heiligen Gotteswillen recht zu erkennen und zu thun.

V. 3. Durch Gottes Gnade ist Saulus ein Apostel geworden, aus dieser leitet er das Recht ab zu den Begnadigten, den Geliebten Gottes in Rom, ermahnend zu reden. Im Gemeindeleben kann nun jeder nur soweit im Segen arbeiten als er: 1) Mäßig ist in der Selbstschätzung, und 2) das von Gott ihm zugeteilte Glaubensmaß zum Maßstab seiner Schätzung gebraucht. Warum das? Antwort V. 4 u. 5. Wir sind ja ein Leib, jeder nur ein Glied an diesem Leib, nur tüchtig zu einem oder dem andern Geschäft an diesem Leib; der Geschäfte aber bedarf es vieler zum Gedeihen des Leibes: Darum mäßig in der Selbstschätzung. Aber wir sind ein Leib in Christo, jeder ist nur brauchbar nach dem Maß des Glaubens und des Gehorsams, denn die Kraft zum Wirken muß durch den Glauben geschöpft werden aus Christo, darum: Messe deinen Wert der Brauchbarkeit in der Gemeinde nach deinem Glauben und Gehorsam in Christo.

Disposition.

Wie soll der Christ, der Gottes Erbarmungen kennt, sich zu Gott, zur Welt und zu der Gemeinde Gottes stellen?

In der Einleitung sind die Erbarmungen Gottes kurz zu summieren nach dem Römerbrief. Wer sie erfährt, ist ein Christ. Dann folgen nach obigem Thema naturgemäß drei Teile:

I. Gott übergibt sich der Christ zum Schlachtopfer, um ihm in Geist und Wahrheit zu dienen.
   1. Er ertötet durch freie Selbsthingabe in sich den Tod der Sünde;
   2. Er wird dadurch ein reines Gefäß für Gottes Geist, der ihn belebt, heiligt und für vernünftigen Gottesdienst geschickt macht.

II. Der Welt kann der Christ sich nur verneinend gegenüber stellen.
   1. Das heißt er erkennt die ganze gottwidrige Denk- und Lebensweise der Welt.
   2. Er läßt sich von ihr in seinem Gewissensurteil, seinem Leben und Wandel so wenig als möglich beeinflussen.

III. In der Gemeinde Gottes weiß der Christ sich als Glied und abhängig von Christo.
   1. Als Glied muß er bescheiden von sich denken dem Leibe gegenüber.
   2. Als an Christo hängend, kommt seine persönliche Tüchtigkeit und Brauchbarkeit in der Gemeinde.
      a) Von der Bestellung, die Christus ihm gegeben.
      b) Von dem Glauben, womit er die Kraft aus Christo schöpft zu seinem Wirken.
   3. Daher soll der Glaube der Maßstab sein, womit er seine Brauchbarkeit bemißt.

2. Die Epistel auf den 2. Sonntag nach Epiphanias: Röm. 12, 6—16.

Für das Verständnis und die homiletische Behandlung dieses in lauter kurze Ermahnungssätze gestellten Textes scheint mir folgendes vor allem beachtenswert:

1. Der Zusammenhang a) mit dem vorigen Text, b) der einzelnen Ermahnungen untereinander.
2. Das Verständnis des inneren Fortschrittes von einem Wort zum andern.
3. Das Verständnis für die Verschiedenartigkeit der Gruppen.

Vor allem ein Rückblick: V. 3. Das Maß des lebendigen und thätigen Glaubens ist der Maßstab, wonach jeder seine Tüchtigkeit, im christlichen Gemeindeleben etwas zu leisten, bemessen soll. Je nachdem der Glaube lebendig und kräftig ist oder nicht, wird also auch zunächst der Gebrauch der Gnadengaben zum Besten der Gemeinde

lebendig und Erbauung im Geiste wirkend, oder schlaff und geisteslahm sein.

In Vers 3—8 ist des Apostels Blick gerichtet auf das Wirken jedes einzelnen Christen — als Glied der Gemeinde — im Gemeindeleben. Dafür hat ihm der Herr Gnadengaben gegeben, die er nach dem Willen des Herrn recht gebrauchen soll. Wie diese Gaben verwendet werden sollen, zeigt er eben in V. 6b—8.

Vers 9—21 handelt von dem Privatverkehr der Christen. Dieser aber ist geteilt zwischen Brüdern im Herrn und solchen, die draußen stehen, außerhalb der brüderlichen Geistesgemeinschaft. Der ganze Privatverkehr der Christen mit ihren Mitchristen und mit der Welt soll regiert sein von ungefälschter Liebe, die stets das Arge haßt und das Gute liebt, wo sie es findet. Daher ist V. 9 die Gesamtüberschrift oder -Ermahnung für den Privatverkehr. V. 10 aber geht über zu der speziellen Bruderliebe und entwickelt bis V. 16, wie diese sich entfalten soll. — So weit geht dieser Text. Von V. 17 an folgt die Erweisung der allgemeinen Liebe gegen jedermann; das wird im nächsten Text abzuhandeln sein.

Das sei zur Orientierung in betreff der Einteilung des Textes vorangeschickt.

Nun in Kürze das Einzelne. Als Gaben zählt der Apostel auf: Weissagung, Diakonie, Lehre, Ermahnung, Geben (= Willigkeit zum Geben, das muß vom Geist geschenkt werden, sonst wird das Herz nicht los vom irdischen Gut), Vorsteherarbeit (= jede nicht amtliche Thätigkeit, welche sonst unter Diakonie fällt, man denke an Arbeit in Vereinsthätigkeit für die Gemeinde), üben der Barmherzigkeit. Wir können diese Gaben gruppieren als 1) innere Geistesgaben und als 2) mehr äußere Gaben an Stellung und an Mitteln zum üben der Barmherzigkeit.

Weissagung: Aus Offenbarung des Geistes reden. Im eminentesten Sinne war sie den Propheten in der ersten Gemeinde gegeben. Die Weissager hatten offene Blicke in das Herz der Menschen (1 Kor. 14, 24 f.) und in das Herz Gottes und den Ratschluß Gottes zur Seligkeit der Menschen und konnten Neues, Unbekanntes durch Geisteskraft aussprechen. Weissagen bezieht sich nicht immer nur auf die Zukunft; es ist Reden aus Offenbarung über die drei Zeiten — oder über die Ewigkeit.

Aber es ist nicht immer völlig Neues, was durch Weissagung gegeben wird. Oft sind es göttliche Wahrheiten, die nur noch nicht recht klar und lebendig erkannt und geübt, oder die wieder gar in Vergessenheit und Verfinsterung geraten sind. So hat Luther eine alte Wahrheit (Röm. 1, 16) durch Geisteserleuchtung neu und so lebenskräftig ins Licht gestellt, daß seine ganze Zeit davon durchdrungen wurde. — Und selbst dem schlichten und bescheidenen Jünger kann Gottes Geist die Thüre zum Wort und die Thüre zu den Herzen so aufthun, daß sie die alte Wahrheit so hören, als wäre sie neu! Wo Gottes Geist leben-

dig im Herzen wohnt, wird auch vom Lebenswasser, und wäre es auch nur ein kleines Bächlein (Joh. 4, 14; 7, 38 f.), hervorsprudeln (Matth. 12, 34b).

Nun aber eine wichtige Kautel für die aus Offenbarung Redenden und nicht minder für die Hörer, welche danach die Rede prüfen sollen: Die Weissagung soll dem Glauben ähnlich oder entsprechend sein. Unter Glaube ist hier zu verstehen der gemeinsame, als göttliche Offenbarung anerkannte Glaubensinhalt aller bisherigen Verkündigung. Kurz gesagt: Die Offenbarung, die etwas Neues zu sagen hat, darf nicht fremdartig sein zu dem bisher Bekannten, ihm nicht widersprechen! Wie leicht wird der aus dem Geist Redende hochfahrend, fährt „im Geist" über das geschriebene Wort und die äußerlichen Institutionen Christi, Wort und Sakrament hinaus und wird statt ein Prophet, ein Schwarmgeist.

Vers 7 und 8a: Die nächsten drei Erweisungen der Gnadengaben (denn Gnade ist's, wenn jemand ein Amt bekommt, und Gnade braucht er, es auszuführen; dasselbe gilt vom Lehren und Ermahnen) sollen so geschehen, daß jeder in seinem Element sei bei Ausübung dieser Gaben. Vergl. den Grundtext: Der Dienende sei im Dienst, der Lehrende sei in der Lehre, der Ermahnende sei in der Ermahnung, d. h. es sei ihm Herzens- und Lebenssache, Hauptsache, Lieblingsbeschäftigung, nicht bloße Nebensache, während er seine freie Zeit auf andere Dinge verwendet, die ihm besser zusagen. Dazu gehört besonders die ernste und gewissenhafte Vorbereitung auf den Dienst an Wort und Lehre, welche nicht durch Allotria vertändelt oder versäumt werden soll. Man beachte ferner das Wort: Diakonie, das bezeichnet jede Art von Amt: das des Apostels, des Propheten, des Hirten, Lehrers, Vorstehers, der Diakonissin rc. . . . — Bis hierher war von geistlicher Thätigkeit die Rede. V. 8 „Gibt jemand — Lust" (oder Heiterkeit des Geistes) handelt mehr von äußerem Thun und Helfen in allerlei Not auch ohne Kirchenamt im strengeren Sinne des Worts.

Das Geben nun soll in Einfalt, ohne Neben- und Hintergedanken, ohne Eigennutz, Ruhmbegier, Hoffen auf Wiedervergeltung geschehen.

Das Üben der Barmherzigkeit mit Heiterkeit, ohne verdrießliches, saures Gesicht, wobei der andere merkt, wie schwer es einem wird. Diakonissen und andere, welche schwer zu tragen haben an der Last ihrer Brüder, werden finden, wie schwer, ja ohne lebendige Glaubenskraft (V. 3) unmöglich, solche Übung der Barmherzigkeit mit Geistesheiterkeit oder fröhlichem Sinn ist.

Bei dem Regieren denke man an außerordentliche Unternehmungen in Komiteen, Vereinen und dergl.

Nun kommt der zweite Teil des Textes, der vom Erweis der Bruderliebe im Privatverkehr handelt.

Die Liebe sei unverfälscht (V. 9): nicht fleischlich oder seelisch, sondern vom Geiste stammend, jedenfalls durch den Geist geheiligt. So allein kommt's zum Hassen des Bösen in allen Fällen, wo man es findet an Freund oder Feind, und Lieben des Guten in gleicher Weise.

Vers 10. Herzlich, genauer „geschwisterlich," wie natürliche Blutsverwandte sich verbunden fühlen, so sollen Christen, als aus demselben Geistessamen (Joh. 1, 12 f.) geboren, sich als Brüder, Geschwister im Geiste lieben. Das hebt trotzdem die äußeren Standes- und Rangunterschiede nicht auf (1 Kor. 7, 17 u. 20; 1 Petr. 2, 13 ff.), mildert und sänftigt aber die Gegensätze. Wo solche Liebe, da kein Ehrgeiz, sondern Achten im innersten Herzensgrund; einer soll und kann den andern höher achten als sich selbst, weil er seine eigene Schuld und Flecken kennt, nicht aber die Schuld des andern. V. 11. „Im Eifer nicht zögernd" — worauf aber soll der Eifer sich richten? Auf alles, was zunächst den inneren Aufbau der Herzen bezweckt: Stärkung der Schwachen, Befestigung der Wankenden, Tröstung der Betrübten rc. rc. — Wie aber soll der Eifer stets thätig sein, wenn der Christ nicht „brennend im Geiste" ist? Wo das Feuer von oben fehlt, erlahmt die Spannkraft des Eifers, und Trägheit und Schlaffheit tritt an die Stelle, zuletzt kommt der Schlaf.

Jetzt kommt ein Gegensatz zum brennenden Eifer: Schickt euch in die Zeit. Heilige Ungeduld ist recht an ihrem Ort, aber auch Geduld ist nötig in allerlei Lagen und Zeitumständen, um nicht matt und laß zu werden. Zu dem Sichschicken in die Zeit gehört nun die Freude in der Hoffnung (wenn widrige Umstände der Gegenwart die Freude uns rauben wollen), das geduldige „Druntenbleiben" unter der Last, die Gottes Hand auferlegt, wobei man die hochfliegenden Ansprüche fahren läßt, und das „anhaltende Gebet," ohne welches das alles nicht möglich ist. V. 13 kommen äußere Erweisungen der Bruderliebe: Bei den oftmaligen Verfolgungen war das hier Gesagte hoch nötig. Er sagt: Jaget nach der Gastfreundschaft = sucht ungebeten solche auf, welche Herberge bedürfen. Wenn nun solche Verfolgte, unter der Feindschaft Leidende, in ein gastliches Haus kamen, um was drehte sich wohl die Unterhaltung? Um die Leiden und Verfolgungen aller Art. Wie leicht konnte da Bitterkeit und ein Rachegeist sich in die Gespräche mengen, dem will V. 14 entgegentreten. In V. 15 kommt die Anmut, das menschlich Schöne im Christentum, zur Geltung; doch freuen mit Fröhlichen auch in eigenen kümmerlichen Umständen kann sich nur, wem der Herr alles ist und alles ersetzt durch den Glauben (V. 3).

Vers 16. Grundtext: „Richtet euren Sinn in Bezug auf einander auf dasselbe Ziel," d. h. deines Bruders ewiges Heil und zeitliches Wohlergehen soll dir so wichtig sein als dein eigenes (Matth. 7, 12).

Die zwei letzten Worte V. 16 wollen zwei Hindernisse wegräumen, welche der Erreichung jenes Zieles sich besonders häufig entgegenstellen: 1. Der Wunsch in höhere Kreise aufzusteigen, als worin man geboren ist; 2. Die Meinung von sich, man sei zu klug, zu begabt für den niederen Kreis. Das Strebertum sei dem Christen fremd; er warte und achte auf die Führung des Herrn.

Disposition.

Wie der geistbegabte Christ im Gemeindeleben und Privatverkehr mit seinen Brüdern sich lebendig erweist.

I. Im Gemeindeleben sollen Christen Geistesgaben entfalten zum gemeinsamen Aufbau der ganzen Gemeinde.

II. Im Privatverkehr mit den Brüdern soll die ungefälschte, aus dem Geist geborene Liebe alles heiligen und durchdringen.

Das einzelne der Ausführung ergibt sich aus der vorangehenden Darlegung.

3. Die Epistel auf den 3. Sonntag nach Epiphanias: Röm. 12, 17—21.

1. Zusammenhang. „Haltet euch nicht selbst für klug," gehört unbedingt mit dem vorigen Text zusammen, wie das richtige Verständnis schon im vorigen Text gezeigt hat. — Ferner wurde bei dem vorigen Text gezeigt, daß V. 9 die allgemeine Überschrift ist für den Privatverkehr der Christen. Der vorliegende Text hat es nun zu thun mit dem Privatverkehr der Christen mit allerlei Menschen; auch da sollen sie den Willen Gottes (V. 2) wissen und thun. Dieser Privatverkehr mit der Welt gemeinhin soll gleichfalls von ungefälschter Liebe, die das Böse haßt und das Gute liebt, (V. 9) durchdrungen sein.

In gewissem Sinne bildet dieser Abschnitt einen Gegensatz zu V. 2a. Dort ist die Stellung des Christen zur Welt eine negative; d. h. er darf der Welt keinen Einfluß gestatten auf die Bildung seines Herzens, Lebens und Wandels, sonst kommt er in Gegensatz zu Gott. Hier aber im vorliegenden Text soll der Christ sich bewußt werden, daß er zum Segen für die ihn umgebende Welt werden soll, daß er das Böse in der Welt mit Gutem überwinden soll (V. 21), daß er zeigen soll: Der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist (1 Joh. 4, 4). Christen sollen also namentlich im Verkehr mit feindlich gesinnten Weltkindern zeigen, welches Geistes Kinder sie sind, und sollen Nachahmer Christi werden.

2. Das Einzelne. V. 17. Wollte der Apostel in V. 14 dem lieblosen Reden vorbeugen, wenn Christen sich ihre Geschichte erzählen, — so hat er hier solche im Auge, welche die Macht haben, ihren Beleidigern durch die That schädlich zu sein. Man versetze sich in die widrigen Umstände, in welche Christen durch die Feindschaft der Heiden oft versetzt waren, wie selbst in die engsten Familienverhältnisse (Matth. 10, 34—36) oft der Zwiespalt getragen wurde: wie leicht waren auch Christen, zumal neubekehrte Heiden, versucht, Böses zu vergelten mit Bösem. Das schweigende Hinnehmen und Erdulden von Unrecht läuft wider alle Begriffe des natürlichen Menschen von Ehre und Tüchtigkeit. Und läge nicht in dem Wort Joh. 3, 16: Also hat Gott etc., eine allen Herzenswiderstand überwindende Kraft, man

hätte es für ein hoffnungsloses Unternehmen erachten müssen, der Welt eine Sittenlehre zuzumuten, durch welche das Vergelten des Bösen mit Bösem für ein verwerfliches Thun erklärt wird.

Die zweite Mahnung: „fleißiget euch der Ehrbarkeit etc.“ umfaßt nach dem Grundtext mehr. Christen sollen nicht nur keine Wege gehen, welche unehrbar wären, oder auch nur bösen Schein zulassen, sondern „nehmet euch vor, was edel ist vor aller Menschen Augen.“ Auf solche Handlungen sollen sie bedacht sein, welche das Gewissen auch der Weltleute als adelig erkennen muß (2 Kor. 4, 2). Licht und Salz sollen sie bringen in die fade Welt und durch ihren Wandel den Thatbeweis führen, daß die aus Christi Geist wiedergebornen Menschen der Adel der Menschheit sind. Je weiter ihr Horizont, je mehr sie Gott auch in der Natur erkennen und verherrlichen, um so größer ihr Einfluß auch auf die Welt. (Vergl. christliche Naturforscher, Geschichtsforscher, Gelehrte — sie können Großes wirken, wenn sie ihre Wissenschaft von Christi Geist durchdringen lassen.)

V. 18. „Ist's möglich etc.“ Der Nachdruck ist zu legen auf das „ist's möglich.“ Dabei ist zu beachten, daß nur solche Christen als Zeugen Christi geeignet sind, welche dem Bösen auf den Grund sehen, es als Feindschaft wider Gott erkennen und den Mut haben, wider dasselbe Krieg zu führen. Nur solche können tiefgreifende Umgestaltungen herbeiführen. Jesus war ein Mann des Friedens, aber in welchem Krieg stand er wider die Welt und die falsche Frömmigkeit! Desgleichen Paulus war ein Kriegsmann der Welt gegenüber und auch gegen falsche Strömungen in den Gemeinden. Und wehe dem Prediger, welcher aus falscher Friedensliebe das Böse in der Gemeinde ungestraft läßt und mit der Welt Frieden halten will (Jak. 4, 4). Aber daß wir dabei nicht Gottes Sache und unser persönliches Interesse, Ehre, Ansehen und dergleichen vermengen. Christi Regel soll, wenn auch nicht wörtlich verstanden, so doch auch nicht vergessen werden: Matth. 5, 38—42. Tapfer für Gottes Ehre, zu jedem Opfer bereit in persönlichen Sachen, wo es dem Frieden dienen und dem Friedensstörer zum Heile ausschlagen kann. — V. 19. Es ist hier keine bloße Wiederholung gegenüber von V. 14 u. 17. In V. 17 ist verboten das Zufahren im Wiederschelten und Wiederschlagen, wodurch die Leidenschaft des Beleidigten befriedigt werden soll. — Es kann aber jemand denken, die Gerechtigkeit erfordere eine Sühne, eine Bestrafung des Bösen und er kann Schritte thun, um selbst die Rache zu üben.

Wie leicht kann das natürliche Gefühl nach Rache sich hinter dieses Gewand gerechter Vergeltung stecken und so dem Feind zu schaden suchen. Diesem Sinn und Gefühlen des natürlichen Menschen stellt der Apostel die echt christliche Gesinnung gegenüber, daß er

1) fordert, daß wir die Sache Gott, dem gerechten Richter, anheimstellen. Gott allein kennt die rechte Stunde und das rechte Maß, um das Böse zu vergelten; und so gewiß Gott gerecht und gegenwärtig

ist, erfolgt auch sein Vergelten zur rechten Zeit und in völliger Gerechtigkeit, wenn nicht zuvor ernstliche Buße geschieht. Selbstrache ist daher ein Zuvorkommen von seiten des Menschen, ein Eingreifen in Gottes Majestätsrechte und läßt der gerechten Vergeltung Gottes keinen Raum noch Zeit. Der beleidigte Christ aber soll auch nicht einmal Gottes Rache herausfordern, sondern soll beten um die Bekehrung des Beleidigers. Und erfolgt diese, so ist ja das das beste Walten des göttlichen Rechtes, wenn der Beleidigte sich selbst in Gottes Gericht stellt und Buße thut. Wer ihm dann die Erbarmung Gottes nicht gönnte, sondern noch Rachegefühle hegte, würde selbst zum Schalksknecht werden (Matth. 18, 32).

2) Eine Folgerung aus dem völligen Entsagen der Selbstrache enthält sodann Vers 20, wie das Wörtchen „nun" anzeigt. Der Mißhandelte soll so völlig dem vergeltenden Zorne Gottes Raum geben, sich so völlig aller feindseligen Gefühle entledigen, daß er sogar bereit ist, dem Übelthäter Gutes zu thun. Der Zweck dieses Wohlthuns soll sein, das Gewissen des Beleidigten zu wecken, ihn zur Buße und also zum Heile zu führen.

Welch edle Freiheit des Christen, die erfahrene Mißhandlung so völlig vom eigenen Herzen hinweglegen auf Gottes Herz, damit dieser zur seiner Zeit verfüge, was das Rechte ist, und indes sich bemühen für die Umwendung des Gegners auf den Weg des Heils! Das heißt wahrlich — V. 21 —, nicht überwunden werden von dem Bösen, sondern selbst Überwinder des Bösen sein! Ungerechterweise beleidigt werden und die Beleidigung in gottergebener Stille ertragen, ist kein Überwundenwerden vom Bösen, aber von der empfangenen Beleidigung sich hinreißen lassen etwa zum Duell, eventuell zum Todschlag, das heißt wahrlich überwunden werden. Durch Verzeihen wird das Böse überwunden und durch Wohlthun sogar doppelt. Das erhabenste Vorbild, wie Böses mit Gutem vergolten und überwunden werden soll, ist der Herr selbst in seinem heiligen Leben, Wandel, Leiden und Sterben. (Vergl. auch Lied 324 im Evang. Gesangbuch.) Auch hier wird nur das Maß des lebendigen Glaubens (V. 3) den Christen befähigen, den in ihm wohnenden Christus so wirken zu lassen, daß er dem Bilde Christi ähnlich wird auch im Erdulden des Unrechts.

Disposition:

Wie kann der Christ sich allezeit als ein Kind des Friedens beweisen?

I. Der Christ soll, obgleich des Bösen Feind, doch allezeit sich als Kind des Friedens beweisen.
   1. Mit dem Bösen muß er allerdings im Kriege stehen. Aber der Kampf darf von ihm nur um Gottes Willen, nicht um persönlicher Interessen willen geführt werden.
   2. Der Welt soll er den Adel der Gotteskindschaft durch heiligen Wandel, edles Streben und gute Thaten vorführen.

3. In sich selbst soll er tilgen alle fleischliche Leidenschaft und alle Rachegefühle gegen seine Beleidiger.

II. Dabei soll er aber das Böse mit Gutem zu überwinden suchen.
1. Durch bereitwilliges Vergeben der Beleidigungen.
2. Durch völliges Anheimstellen der gerechten Vergeltung in Gottes Hand.
3. Durch Wohlthun gegen die Beleidiger und Boshaften (in Wort, — Gebet — und That. V. 20).

Anmerkung: Vorstehende drei Texterläuterungen folgen im wesentlichen den ausgezeichneten Bibelstunden von W. Fr. Geß über den Römerbrief, welche hiermit den lieben Amtsbrüdern bestens zum Studium empfohlen werden. D. V.

4. Die Epistel auf den Sonntag Septuagesimä.
1 Kor. 9, 24—10, 5.

Des Christen Wettlauf um die Siegeskrone. — Wie der Text aus zwei Kapiteln entnommen ist, so zeigt er auch zwei Abschnitte, die aber allerdings wohl zusammengenommen werden können in der homiletischen Betrachtung. Das Grundthema der Ermahnung gibt des Apostels Hinweis auf die sogenannten olympischen Spiele, welche alle vier Jahre abgehalten wurden zu Olympia, westlich von Korinth in der Landschaft Elis gelegen. Bei diesen olympischen Spielen gab es allerlei Arten Wettkampf: Wettlauf, Ring- und Faustkampf, Sprung, Diskuswerfen, Wagenrennen und Reiterrennen 2c. Von diesen verschiedenen Arten des Wettspiels hat der Apostel im Text hauptsächlich den Wettlauf im Auge und faßt also des Christen Pilgerlauf auf als einen Wettlauf um die Siegeskrone.

Nehmen wir dazu den zweiten Teil des Textes, so zeigt uns derselbe, daß der Lauf durch die Wüste geht, mit mancherlei Gefahren verbunden ist und möglicherweise mit einer völligen Niederlage endet (Kap. 10, 5), obgleich es dem Christen bei seinem Laufe nicht an Erquickungen fehlt.

Kap. 9, 24 u. 25. Schranken, griech. Stadion, der abgegrenzte Raum, in welchem der Wettlauf stattfand. Die Kämpfer mußten sich, ehe sie beim Spiel in Wettbewerb treten durften, zehn Monate auf dem Gymnasium zu Elis vorbereiten. Nur freie, ehrenhafte Jünglinge und Männer durften an den Spielen teilnehmen. Immer nur einer konnte bei einem Wettlauf oder Kampfspiel den Preis, die Siegeskrone bekommen. Diese bestand in einem Kranz aus Zweigen vom wilden Ölbaum geflochten und war natürlich sehr vergänglich, wie der Apostel V. 25 andeutet. Trotzdem galt es als höchste Ehre und Glück, diesen Siegespreis zu erlangen und es kam vor, daß Väter in der Aufregung vor Freude starben, deren Söhne den Siegespreis erlangten. Für die Korinther, welche das alles aus eigener Anschauung und Erfahrung kannten, hat daher dieser Hinweis des Apostels auf jene Spiele gewiß eine hohe Bedeutung gehabt. Sie konnten sich lebhaft die Ähnlichkeit und den Unterschied jener Spiele im Vergleich zum Christenlauf vorstellen.

Man könnte sagen: Bei jenen Spielen war der Reiz, nach dem Kleinod zu ringen, um so größer, weil eben nur einer den Kranz bekommen konnte. Der Sieger war also ausgezeichnet vor allen Mitbewerbern. Dagegen beim Christenlauf können alle, welche richtig den Lauf vollführen, den Kranz bekommen. Es ist scheinbar keine Auszeichnung mehr für den Sieger. Allein dieser scheinbare Nachteil wird mehr als aufgewogen 1) dadurch, daß der Siegeskranz ein unvergänglicher ist. Derselbe heißt 2 Tim. 4, 8 Krone der Gerechtkeit, Jak. 1, 12 und Offb. 2, 10 Krone des Lebens. (Man vergl. auch Matth. 13, 43.) Es hat also diese Krone einen unvergänglichen Wert und sollte jeden einzelnen Wettläufer aufs äußerste anspornen, nach der Krone zu ringen. 2) Sodann aber werden die Auserwählten, welche diese Krone erringen, allerdings doch einen gar sehr bevorzugten Stand haben vor den vielen Berufenen, welche zu träg waren, nach dem Kleinod zu ringen (Matth. 19, 30; 20, 16).

„Laufet also, daß ihr es ergreifet." Dazu gehört der rechte Ernst, der die Opfer nicht scheut, Opfer an Weltlust, — Fleischeslust, Augenlust, hoffärtiges Leben, — an eigener Ehre, Bequemlichkeit ꝛc. Der auch vor ernster Mühe, ernsten Hindernissen, Stößen, Schlägen u. dergl. nicht zurückschreckt. Denn wer sich auf jene Spiele vorbereitete, mußte sehr abgehärtet sein gegen dergleichen Dinge. Wenn nun schon um einen solch vergänglichen Kranz sich die Wettkämpfer so viel gefallen ließen, wie viel mehr sollten Christen im Blick auf den verheißenen Lohn (siehe Matth. 19, 27—29) sich enthalten können der Dinge, welche sie im Laufe hindern können! Der Apostel stellt alsdann sich selbst in V. 26 u. 27 als Beispiel und Vorbild hin und zeigt, wie ernst er selbst sich an die vorgeschriebene Rennbahn halte, er laufe „mit sicherem Schritt," er thut auch keine Luftstreiche, sondern weiß sein Fleisch und Blut eben da zu treffen, wo es der Schläge am meisten bedarf. (Man vergl. was beim ersten Text über Fleisch und Blut, oder „Leiber" gesagt ist.) V. 27. Dieser Schluß muß jedem gewissenhaften Prediger durch Mark und Bein gehen! Denn wenn sogar ein Apostel Paulus es nötig findet, sich das zu sagen, wie viel mehr wir!

Ist im ersten Teil des Textes der Christenlauf im allgemeinen vorgestellt eben im Vergleich mit den olympischen Spielen, so handelt nun Kap. 10, 1—5, der zweite Teil des Textes, von dem Christenlauf in seinen speziellen Momenten. Zu diesem Zweck stellt der Apostel den Ausgang des Volkes Israel aus Ägypten, den Zug durchs Rote Meer und durch die Wüste als typische Ereignisse hin, in welchen sich der Christenlauf in seinen einzelnen Momenten vorbildete.

Auch der Christ ist unter göttlicher Leitung (Wolkensäule) und auf Grund einer himmlischen Berufung ausgegangen aus Ägyptens Diensthaus (der Welt), ist durch die Taufe endgültig errettet aus Pharaos Macht (Kol. 1, 13 u. 14) und versetzt in Gottes Reich. Auch der Christ kommt jedoch nicht gleich ins Land der Verheißung, sobald er durch das Rote Meer hindurch ist. Sondern jetzt geht erst der eigent-

liche Wettlauf um die Krone an, er muß einen langen Pilgerzug durch die Wüste dieser Welt durchmachen. Seine Aufgabe in diesem Wettlauf besteht darin, in der Welt zu leben als einer, der nicht von der Welt ist, und der nicht nach Weltart wandelt (Röm. 12, 2), sondern seinen Lauf oder Wandel im Himmel führt (Phil. 3, 20; Joh. 17, 14—16).

Bei diesem Laufe, der ja allerdings ihnen viel Selbstverleugnung und Kreuzigung des Fleisches auferlegt, haben die Christen gleichwohl noch ganz andere, wertvollere Mittel, um den inwendigen Menschen zu stärken und mit göttlichen Lebenskräften auszurüsten, als einst Israel. Unser Manna ist Wort und Sakrament, in welchen uns reale Lebenskräfte mitgeteilt werden (Joh. 6, 27—58).

Christus, der geistliche Fels, folgt nicht nur äußerlich mit, sondern er lebt in den Christen (Gal. 2, 20) und führt selbst in ihnen den Streit zum Siege (Röm. 8, 37; Phil. 4, 13), gibt ihnen das rechte Wasser zu trinken (Joh. 4, 14 u. 7, 37—39), so daß sie nicht ermattet im Kampfe niederzusinken brauchen, wenn sie nur die Privilegien ihres Standes recht benutzen wollen. Wenn sie aber trotzdem ein so klägliches Ende finden, wie dort Israel nach V. 5, woran liegt es? Die Frage wird uns beantwortet Heb. 3, 18 u. 19: um des Unglaubens willen. Vgl. 1 Joh. 5, 4 u. 5. Unser Glaube ist der Sieg etc. — Also auch hier der Glaube an Christum, das, woran schließlich alles hängt; ohne lebendigen Glauben kein Überwinden, keine Krone! Schließlich sei noch die Frage erlaubt: Wie stimmt diese Lehre des Textes zu der andern Lehre: Aus Gnaden seid ihr selig geworden?

Ist's aus Gnaden, wie kann es so sehr vom richtigen Wettlauf abhängen? Hängt's am Wettlauf, wo bleibt die freudige Gewißheit des Christen von seiner Erlösung und seinem Gnadenstande?

Ein nochmaliger Blick auf den zweiten Teil des Textes gibt Antwort auch auf diese Frage. Durch den Auszug aus Ägypten und Zug durch das Rote Meer war Israel ein Doppeltes widerfahren, was ihm für alle Zeiten gewiß und unanfechtbar feststand: 1. Es war errettet aus Ägypten und Pharaos Macht. 2. Es war Gottes Volk geworden. So kann und soll dem Christen seine Errettung aus aller Macht des Bösen, die Erlösung durch Christum, und seine Gotteskindschaft unwiderruflich feststehen als geschehene Thatsachen auf Grund seiner Taufe. Aber wie Israel noch nicht das Erbteil empfangen hatte in der Wüste, so hat auch der Christ bis jetzt bloß die Anwartschaft auf das Erbteil. Verdienen kann er dieses Erbteil nun und nimmer, es ist und bleibt stets ein Gnadengeschenk, aber unwürdig kann er, wie Esau und Israel, desselben werden, wenn er den Glaubensstand aufgibt und die Welt wieder lieb gewinnt.

Disposition.

A. Des Christen Lauf um die Siegeskrone.

I. Der Christ wandert wie Israel durch göttliche Berufung und Leitung aus dem Hause der Knechtschaft zu dem himmlischen Vaterlande.

II. Er muß eine lange Wanderung durch die Wüste dieser Welt durchmachen, wobei er aber mächtig gestärkt wird durch Christum.
III. Gleichwohl kann er nur dann das Kleinod erlangen, wenn er in seinem Glaubenslauf stracks vor sich geht und das Kleinod im Auge behält.

Kürzer: B. Christ, laufe um die Siegeskrone!

I. Gehe aus von Ägypten durch Gottes Macht.
II. Wandere mutig durch die Wüste in Christi Kraft!
III. Laufe unaufhaltsam dem Kleinod zu in der Heiligung des Geistes!

Kirchliche Rundschau.

Das Missionskomitee der Bischöflichen Methodistenkirche hat seine Versammlung in Denver Mitte November gehalten. Außer den Bewilligungen von Geldern für die verschiedenen Missionsgebiete lag ihm noch der Bericht über die Vereinigung der englischen Wesleyaner in Deutschland mit den dortigen von Amerika abhängigen bischöflichen Methodisten vor. Die in demselben vorgelegten Beschlüsse fanden die bereitwillige Zustimmung des Komitees, und es beschloß bei der Generalkonferenz zu beantragen, daß die Prediger und Glieder der wesleyanischen Kirche in Deutschland und Österreich als ein Körper in die Bischöfliche Methodistenkirche aufgenommen werden sollten. Der Beschluß des Komitees wurde „mit außerordentlicher Freude und großem Enthusiasmus angenommen." Dagegen hatten sich die Methodisten Deutschlands nicht des gleichen Enthusiasmus des Komitees zu erfreuen, als es an die Geldbewilligungen ging, obwohl der Gewinn an Gliederzahl, Arbeitskräften und Eigentum auf seiten der bischöflichen Methodisten ist.

Die Bewilligungen wurden nämlich durchschnittlich um etwa sieben Prozent gegen das Vorjahr reduziert und es wurde mit den deutschen Methodisten keine Ausnahme gemacht, obwohl dieselben in Deutschland Schulden im Betrage von $325,000 haben, noch $86,000 mehr als die große Missionsgesellschaft der Bischöflichen Methodistenkirche. Die Gesamtsumme der Bewilligungen für Deutschland und die Schweiz ist für dieses Jahr $33,000 gegen $35,300 für 1895. Nur der Mission in Indien und unter den Japanern in Californien und Honolulu wurden höhere Summen zugewiesen als im vorhergehenden Jahre. Die andern Gebiete mußten sich mehr oder weniger große Verkürzungen gefallen lassen. Das zweifelhafteste Feld ist Bulgarien. Dasselbe hat nach einer Arbeit von 42 Jahren und einer Ausgabe von 397,245 Dollars 177 volle Glieder und 94 Probeglieder aufzuweisen. Es war begreiflich, daß die Stimmen, welche schon früher ein Aufgeben dieses Gebiets verlangt hatten, sich auch jetzt wieder geltend machten. Vielleicht wären sie siegreich gewesen, wenn irgend eine verwandte Kirche bereit gewesen wäre, das methodistische Missionsfeld in Bulgarien zu übernehmen. So kam es schließlich nach einer sehr langen Debatte dahin, daß die durchschnittliche Verwilligung, sieben Prozent weniger als 1895 oder $15,485, auch hier gemacht wurde.

Die Gesamtsumme aller Verwilligungen betrug $1,019,958, etwa $50,000 weniger als im Jahre 1895 und $331,000 weniger als im Jahre 1892. Die Verringerung der Bewilligungen hat aber bis jetzt noch nicht das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben herzustellen vermocht. Es ist nicht

nur das Defizit von 1893, das $188,000 betrug, wenn auch mit geringer Verminderung ($175,764) geblieben, sondern es ist auch, nach den angegebenen Zahlen, ein Anwachsen desselben auf $239,000 in Aussicht gestellt.

Es wird im allgemeinen als ein günstiges Zeichen angesehen, wenn eine Kirchengemeinschaft in geordneten, ja vielleicht in wohlhabenden ökonomischen Verhältnissen steht. Wenn aber der materielle Wohlstand einer Kirchengemeinschaft der herrschende Gesichtspunkt geworden ist, dann hört das kirchliche Leben auf, als sittliche und geistige Macht zu wirken. Ein Mann, der seinen Namen nicht nennt, aber versichert ein „orthodoxer Kleriker" zu sein, erhebt in einem englischen Blatt über die protestantischen Kirchen Amerikas die Klage, daß sie vielfach abgefallen seien. „Der kalte Formalismus einer Nützlichkeitsreligiosität, verbunden mit Pomp und Zeremoniell, mache die Kirche der Gegenwart großenteils zu einem Feld voller Totengebeine, und sie sei dringend eines göttlichen Geisteshauches bedürftig, um zu neuem Leben erweckt zu werden. „Es hat" — heißt es — „in der That eine Zunahme an Kirchengliedern stattgefunden, aber auch eine verhältnismäßige Abnahme an sittlichem Einfluß und an geistlicher Kraft. Die Kirche ist gewachsen, die Religion hat abgenommen; die Christen haben sich gemehrt, aber der Sinn dieses Wortes ist sehr unbestimmt geworden; an Masse ist gewonnen, an Gehalt verloren worden. Das schließliche Resultat aber ist dasselbe wie immer: es ist Gefahr vorhanden, die Masse auch wieder zu verlieren. Welchen Gewinn bringt überhaupt eine größere Menge von Kirchengliedern, wenn ‚Kirchenglied' keine besondere Bedeutung hat in Beziehung auf wirkliche Frömmigkeit und unbeugsame Rechtlichkeit? Wäre die Gliedschaft an einer Kirche nur halbwegs das, wofür sie gelten soll, so würden die vierzehn Millionen Kirchenglieder die ganze Gesellschaft umgestalten und noch vor Ende des 19. Jahrhunderts ein nationales Millennium herbeiführen. Es scheint, die Kirche würde besser thun, diese und andere Zeichen der Zeit zu Herzen zu nehmen, sich zum Fasten und Beten aufmachen, weniger mit Ziffern prahlen und die Reformationsarbeit betreiben. Denn für jeden nachdenkenden, auch nur mit dem gewöhnlichen Maß moralischen Urteils begabten Beobachter ist es klar, daß etwas faul ist im Staate Dänemark."

Die Kirche aber thue wenig oder gar nichts, um sich von den ihr anklebenden Übeln zu befreien. Sie drücke vielmehr den religiösen Gaukeleien [d. h. dem Sensations- und Modekirchentum] den Stempel ihrer stillschweigenden Zustimmung auf und nenne sie Christentum. Um verschwenderisch ausgestattete „Gotteshäuser" zu erbauen und zu bezahlen, verpfände sie die Kanzel oder kneble dieselbe, begebe sich in die Knechtschaft von Leuten ohne Gottesfurcht, wenn dieselben nur reich seien; dann bete sie um das Kommen des heiligen Geistes und bete vergeblich. — Sie nehme oft gerade die Leute, deren Frömmigkeit nur von solchen geachtet wird, denen sie nicht bekannt sind, und spiele dadurch, daß man sie in Ämter setze, die ganze Macht der kirchlichen Einrichtung in ihre Hände, bloß—weil sie Geld haben; während wenig oder gar nicht danach gefragt wird, wie und wo sie dasselbe erworben haben. So würden gerade die Diener der Kirche, die bestimmt seien, die Reinheit der Kirche zu wahren, solchen Leuten ausgeliefert, welche sie genau zu dem entgegengesetzten Zwecke gebrauchten.

Die Geldmacht suche sich auch der Kirche zu bemächtigen und sie zu ihren Operationen zu gebrauchen . . . . . Jesus habe gesagt: „Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen," aber die Kirche sage durch ihre Thaten, die lauter reden als ihre Worte: „Wie leicht können die Reichen in

die Kirche kommen und sie regieren." Daraus müsse man den Schluß ziehen, daß die, welche am tauglichsten seien als Glieder der Kirche, am untauglichsten zum Reiche Gottes sein müßten . . . .

Das Volk verliere den Glauben an die Reinheit, Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit der Beweggründe der Kirche; der hauptsächlichste Grund davon sei aber die Herrschaft des „Dollars." Vom Verlust des Glaubens an die Kirche ist nur ein Schritt bei den meisten Menschen zum Verlust des Glaubens an Gott und an eine moralische Weltordnung und dann zur Haltlosigkeit und Sittenlosigkeit. So gehe die Masse des gemeinen Volkes — Leute, wie die, welche einst Christum gerne hörten — in immer größerer Anzahl an den Kirchthüren vorbei nach Parks und Vergnügungsplätzen, oder bleibe zuhause und lese die Sonntagszeitung.

Die kirchlichen Bestrebungen und Verhältnisse in Preußen bieten in ihrem Durcheinander von theologischen, kirchlichen, politischen, sozialen und persönlichen Streitigkeiten ein unentwirrbares und unerquickliches Durcheinander dar. Der Vorsitzende des Vorstandes der Konservativen hat sich mit aller Schärfe gegen den Pastorensozialismus gewendet, namentlich gegen den linken Flügel der Christlichsozialen, oder die „Jungen," wie sie bezeichnet werden. Es wurde jede sozialpolitische Thätigkeit der Pastoren als mit ihrem Amte unverträglich hingestellt und sogar die Oberkirchenbehörde aufgefordert, gegen solche Pastoren vorzugehen. Was die Sache nun noch mehr verwickelt, ist der Umstand, daß Stöcker, der Urheber des Evangelich-sozialen Kongresses, zugleich eines der Mitglieder des Vorstandes der konservativen Partei ist. Dadurch scheint entweder das Verbleiben Stöckers in der Partei oder wenigstens im Parteivorstand der politisch Konservativen, oder sein weiteres Fortwirken im Evangelisch-sozialen Kongreß unmöglich gemacht; wenn sich nicht noch irgendwie ein Ausgleich finden läßt.

Was die angegriffenen Pastoren selbst betrifft, so hat der pommersche Pastoren-Verein den Angriff mit einer Erklärung beantwortet, der man es wohl nicht wird abstreiten können, daß sie maßvoll und gerecht gehalten ist. Da sie nicht bloß lokale Verhältnisse bespricht, sondern allgemeine Grundsätze, die ihrem Wesen nach überall die gleichen sind, so ist der Wortlaut derselben auch für uns nicht ohne Interesse. „1. Da wir Geistliche mit unserem Leben und Wirken in der Öffentlichkeit stehen, so müssen wir uns auch eine öffentliche Kritik unserer Wirksamkeit gefallen lassen. Da wir aber die Richtschnur und die Grundsätze unseres Handelns von keiner politischen Partei, auch nicht von der deutschkonservativen, der die meisten von uns bisher angehörten, uns vorschreiben lassen können, sondern einzig und allein von dem Worte Gottes und demnächst von den Ordnungen unserer Kirche und den Weisungen unserer kirchlichen Behörden, so lehnen wir den parteioffiziösen Versuch der ‚Konservativen Korrespondenz', uns Art und Grenzen unserer christlich-sozialen Thätigkeit bestimmen zu wollen, entschieden ab. 2. Den in der genannten Kundgebung namentlich angegriffenen Geistlichen glauben wir die Vertretung ihrer Veröffentlichungen, die wir im einzelnen nicht zu den unsrigen machen können, überlassen zu sollen. Wenn aber die ‚Konserv. Korr.' die christlich-soziale Arbeit eines Geistlichen nur dann gelten lassen will, ‚wenn sie im wesentlichen innerhalb der Gemeinde enfaltet wird und dem Frieden dient', so verwahren wir uns gegen die damit beabsichtigte Beschränkung durchaus. Es gibt eine ganze Reihe von Schäden unseres religiösen und sittlichen Volkslebens, gegen welche auch das öffentliche Gewissen unseres Volkes in weitesten Kreisen durch gemeinsames öffentliches Vorgehen zu wecken uns unabweisliche Pflicht ist.

Dahin gehören die Mißstände der Sonntagsruhe, die geschlechtlich-sittliche Verwahrlosung in Stadt und Land, die Trunksucht und manche andere Arbeitsgebiete der inneren Mission. — Daß alle unsere Arbeit dem Frieden im höchsten und religiösen, wie im sozialen Sinne dienen muß, unterschreiben wir völlig. Doch wird jeder deutsche und konservative Mann mit uns aus Erfahrung wissen, daß der wahre Friede nicht durch schweigendes Geschehenlassen, sondern meist erst durch tapfern Kampf errungen wird. 3. Wir Geistliche haben kein Evangelium nur für einen Stand, sondern nehmen für uns das Recht und die Pflicht in Anspruch, jedem Stande dieselbe frohe Botschaft von der Erlösung zu verkündigen, aber auch jedem Stande, dem der Arbeitgeber, wie dem der Arbeiter, seine besondern Sünden — ohne Bitterkeit und in heiliger Liebe, wie es uns das Beispiel unseres Heilands gelehrt hat — auf das Gewissen zu legen. Dies Recht ist uns auch, wo wir es gegen Arbeiter, Industrie oder Kapitalismus anwenden mußten, seitens der deutsch-konservativen Partei niemals bestritten worden. Daß wir bei der Ausübung unserer Pflicht nicht immer den Beifall der Betroffenen finden, gehört zu den schwersten Sorgen unseres Amtes, bei denen wir unsere eigenen Fehlgriffe nicht vergessen wollen. 4. Wir verwahren uns mit allem Nachdruck dagegen, daß Geistliche, welche sich thatkräftig des Arbeiterstandes annehmen, das ‚einzig in der verwerflichen Absicht' thun, ‚die Arbeiter zu umschmeicheln, um sich — nach Art der Sozialdemokraten — einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen'. Wir sind im Gegenteil der Meinung, daß, wenn nicht mit aller Treue und persönlicher Hingebung auch an unserem ländlichen Arbeiterstande gearbeitet wird, um ihn kirchlich, vaterländisch und sozial wieder überall auf festen Boden zu stellen, derselbe über kurz oder lang dem Umsturz verfallen wird. Wir halten für ein verhängnisvolles Verkennen der thatsächlichen Verhältnisse die Anschauung, daß unsere ländlichen Arbeiter von der Bewegung der Zeit unberührt bleiben, wenn nur ‚die geistlichen Sozialisten' ihre Hand von ihnen fern halten. 5. Daß die ‚Konservative Korresp.' schreibt: ‚Es wird Sache der Kirchenbehörden sein, diese Art von Berufsthätigkeit der Seelsorger besonders zu würdigen' — ist nicht im Interesse des Friedens und der Verständigung gesagt. 6. Da aber die in Rede stehende parteioffiziöse Kundgebung ausdrücklich erklärt, daß es von konservativer Seite mit Freude begrüßt und unterstützt werden würde, wenn ‚Geistliche sich darum bemühen, soziale Mißstände zu mildern oder abzustellen', und da der ‚Förderung gesunder sozialpolitischer Reformen' dort gleichfalls wohlwollend gedacht wird, so laden wir alle, welche diesem Punkte der Erklärung der ‚Konservativen Korrespondenz' zustimmen, herzlich und dringend ein, fernerhin mit uns die sittlichen und religiösen Schäden unseres Volkes auf sozialem Gebiet thatkräftig zu bekämpfen und besonders unsere gefährdeten Brüder aus dem Arbeiterstande durch persönliche Berührung und Gemeinschaft geistig und sittlich stärken und heben zu helfen. Auch wir sind fern davon, einen Stand zum Kriege gegen den andern aufhetzen zu wollen. Auch wir wissen wohl, daß manche bestgesinnte Grundbesitzer gegenwärtig in schwerem Existenzkampfe stehen. Auch wir wollen für unsern Kaiser und sein Regiment, für unser Volk und seine Wohlfahrt mit allen Kräften eintreten. Aber es ist unsere innerste Überzeugung, die soziale Frage wird auch in Deutschland nur dann zum friedlichen Ausgleich kommen, wenn das Evangelium von Jesu Christo wieder eine das ganze private und öffentliche Leben gestaltende Macht wird. Stettin, den 12. November 1895."

Was Stöcker selbst betrifft, so ist von einer Seite der Vorschlag gemacht worden: Stöcker und Naumann sollten aus dem Vorstand des evangelisch-sozialen Kongresses austreten. Geschehen wird es wohl nicht; auch wenn man die Überzeugung hätte, daß beide dort entbehrlich seien. Außerdem wird Stöcker wegen seines bekannten Briefes immer noch angegriffen und der ganze Streit nimmt mehr den Charakter eines unaufhörlichen Gekläffs an, bei dem eben nichts herauskommt als Lärm und schließlich auch nichts anderes herauskommen soll.

Trotz der verschiedenen theologischen Schulen in Württemberg ist die evangelische Kirche im wesentlichen immer einig geblieben. Damit scheint es zunächst vorbei zu sein. Allerdings werden die Parteigegensätze sich nicht zu solcher Spannung emporschüren lassen, wie anderswo, weil der Parteien zu viele sind und dieselben, allem Anschein nach, sich noch wesentlich als theologische Schulen geltend machen, bei welchen nicht die rechtliche Beherrschung der Kirche Hauptzweck ist, sondern die Vertretung der von der Schule ausgebildeten Lehrform und ihre Anwendung im Leben. Eine Ausnahme davon haben schon von Anfang an die Anhänger des strengeren Luthertums gemacht, die ihren Standpunkt nicht bloß zur Geltung, sondern zur Alleinherrschaft bringen wollen. Im ganzen werden sieben verschiedene Konferenzen genannt, die in der evangelischen Kirche Württembergs bestehen, nämlich: die Predigerkonferenz, der Pfarrverein, die Evangelisch-soziale Konferenz, der liberale Verein, die Lutherische Konferenz, die neue kirchliche Vereinigung und die Becksche Konferenz. Dazu kommen noch eine Anzahl kleinerer Vereinigungen.

Die zweite deutsche Allianzversammlung hat am 16. und 17. Okt. in Kassel stattgefunden. Die Begrüßungsansprache des Grafen Bernstorff entwickelte die bekannten Grundsätze der Allianz: innere Einigung von Gliedern der verschiedenen evangelischen Denominationen, nicht eine Einigung in der Gleichgültigkeit, sondern in wahrer brüderlicher Liebe, bei voller Anerkennung der Verschiedenheiten. Weitere Darlegungen in gleicher Richtung gab Pastor Baumann von der Berliner Dankeskirche. Er sprach über „die Gemeinschaft der Allianzfreunde an der Arbeit des Reiches Gottes." Der positiv-biblische Charakter der Allianz wurde stark betont, auf der andern Seite aber auch der freie milde Sinn, der in der gemeinsamen Liebe zu Christo die menschlichen Schranken übersteigt. Die praktische Aufgabe der Allianz sei, überall die wahre Religionsfreiheit zu schützen und Unterdrückungen irgend eines christlichen Glaubens zu wahren. Als besondere praktische Aufgabe für unsere deutschen Zustände bezeichnete der Redner die Evangelisation. Dagegen wies er in einem Schlußwort die in der Diskussion mehrfach geäußerte Hoffnung, daß die Allianz zum Keim der evangelischen Zukunftskirche werden möchte, als verfrüht zurück. Am zweiten Tage hielt Pfarrer Lic. Dr. Gerlach aus Forst in der Lausitz einen gediegenen Vortrag über „Staatskirche und Kirchenstaat, Erinnerungen aus Deutschlands Vergangenheit zum Verständnis der kirchlichen Zustände der Gegenwart." Er sprach kaum ein eigentliches Urteil aus, aber seine geschichtlichen Mitteilungen ließen seine Ansichten um so wirksamer hervortreten: keine gewaltsame Lösung des Verhältnisses der Kirche zum Staat, keine Herrschaft der Kirche über den Staat, aber auch keine Knechtung der Kirche durch denselben, sondern ein friedliches, gedeihliches Nebeneinander beider Sphären: so geschieht am besten die Arbeit für einander. Die Diskussion zeigte, daß die meisten Allianzfreunde die Schäden des Staatskirchentums schwer empfinden. Das kann ja auch gar nicht anders sein. Doch

wurden auch Stimmen laut, die an den Segen der gegenwärtigen Verbindung zwischen Staat und Kirche erinnerten, trotz aller Schäden. Mögen die Allianz-freunde als ein belebendes, verinnerlichendes Element in unsern evangelischen Kirchen weiterwirken! — Wir unsererseits erklären, daß Treue und Liebe zur eignen Kirchengestalt sich wohl verträgt mit der Liebe zu allen Brüdern. Wir würden nicht im Geiste der reformierten Kirche stehen, wenn wir uns auf keine Weise mit der Allianz befreunden könnten. Wir glauben, daß die Gefahren, die auch die berechtigtsten Sonderbestrebungen in sich bergen, durch einen ehrlichen und freudigen Anschluß an die Allianz am besten beseitigt werden. Um zu diesem Anschluß Mut zu machen, seien die wenig bekannten Glaubensgrundsätze der Allianz mitgeteilt, wie sie die grundlegende Versammlung zu London 1846 beschloß: „Nur diejenigen können als Mitglieder betrachtet werden, die folgende evangelische Glaubenslehren anerkennen: 1. Die Lehre von der göttlichen Eingebung, von der Autorität und Genugsamkeit der heiligen Schrift. 2. Die Lehre, daß jedem Gläubigen Recht und Pflicht selbständiger Schriftauslegung zukomme. 3. Die Lehre von Gottes Einheit und Dreifaltigkeit. 4. Die Lehre vom völligen Verderben der menschlichen Natur durch den Sündenfall. 5. Die Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, von seiner Versöhnung für die Sünde der Menschen und von seinem mittlerischen Eintreten und seinem Reich. 6. Die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein. 7. Die Lehre von dem Wirken des heiligen Geistes zur Bekehrung und Heiligung des Sünders. 8. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, Auferstehung des Leibes, vom Gericht Jesu Christi über das menschliche Geschlecht, vom ewigen Heil der Gerechten und der ewigen Strafe der Gottlosen. 9. Von der göttlichen Einsetzung des Predigtamts und der bleibenden Verwaltung der Taufe und des Mahles des Herrn. Dabei wird ausdrücklich erklärt: erstlich, daß diese kurze Zusammenstellung nicht in irgend einem rechtlichen oder kirchlichen Sinne als ein Symbol oder Glaubensbekenntnis betrachtet sein will, daß auch die Annahme derselben nicht den Anspruch einschließt, die Grenzen christ-brüderlicher Gemeinschaft maßgebend bestimmen zu wollen. Dieselbe will nur einen Fingerzeig geben, welcher Personen Eintritt in die Allianz als wünschenswert erscheint. Zweitens, daß die Auswahl gewisser Sätze mit Übergehung anderer nicht besagen will, daß die gegebenen Sätze die Gesamtsumme wichtiger Wahrheit darstellten, oder daß die übrigen unwichtig wären." (Ref. Kztg. 44.)

Der englische Kirchenkongreß, welcher vom 8. bis 11. Oktober in Norwich tagte, bot eine Menge von Versammlungen und Reden dar. Außer den neunzehn unter der Leitung des Kongresses stehenden Versammlungen wurden noch eine Anzahl besonderer Zusammenkünfte abgehalten. Die offizielle Rednerliste des Kongresses wies hundertundzehn Mann auf, von welchen 73 dem Klerus und 37 dem Laienstande angehörten. Den Vorsitz führte, wie üblich, der Ortsbischof, also der von Norwich.

Die Eröffnungsrede ging davon aus, daß im Jahre 1865 der Kongreß in Norwich getagt hatte, noch ganz unter dem Eindruck, den das Auftreten „Colensos" hervorgerufen hatte. Den päpstlichen Unionsideen gegenüber erklärte der Bischof den Gedanken, daß die christliche Welt je unter die Herrschaft des römischen Pontifex zurückkehren werde, für einen grundlosen Traum. In dem Verhältnis zu den Nonkonformisten-Gemeinschaften hätten dagegen die freundschaftlichen Beziehungen erfreulicherweise zugenommen und man habe gelernt, in den Fragen, die alle Christen angehen, gemeinsam zu wirken.

Gelegentlich der darauf folgenden Vorträge über die Schulfrage zeigte es sich, daß die Praxis dieses Zusammengehens doch eine sehr beschränkte ist. Entschiedenes Festhalten an den Kirchenschulen gegenüber den sog. „Board Schools“ war das einzige, was sich der Kongreß gefallen ließ, und einer der Redner, ein Laie, der für die letzteren eintrat, fand nur „stürmischen Widerspruch.“

Die quantitative Reichhaltigkeit der Kongreßreden wurde noch übertroffen von ihrer Buntscheckigkeit. Über die soziale Frage, über die Handwerksverbände, die verschiedensten Arten der Mission, wie Parochialmission, Universitäts- und Schulmission, Stadtmission, Kirchenmission u. s. w. wurde geredet.

Über die Glaubwürdigkeit des Alten und Neuen Testaments und den Einfluß neuer Entdeckungen sprach A. H. Sayce. Er suchte der Litterarkritik die archäologische Forschung entgegenzustellen, während andere Redner auf ein Zusammenarbeiten der Archäologie und der litterarischen Kritik hinwiesen. Auch die Lage des Paradieses, die Aussprache des Jahvenamens sowie sein Alter, die Fruchtbarkeit des Landes Gosen, die Weintrauben von Escol und der neuaufgefundene syrische Evangelienpalimpsest wurden von verschiedenen Rednern behandelt.

Ein Thema, das ebenfalls auf ein weites Feld führte, war: „Der Kirche Amt, Lehre und Gottesverehrung bestätigt durch neuere Entdeckungen und Forschungen.“ Es wurde z. B. die Theorie vorgetragen, daß die Prophetie zwar nicht in ihrem geistigen Element erloschen sei, aber als Institution sei sie verschwunden. Sie gehöre der ersten enthusiastischen Stufe des Christentums an. Als die Kirche größer und stärker geworden sei, sei ganz von selbst ihr Schwerpunkt in die permanente Organisation gefallen, von der ihre korporative Einheit abhing, und es habe der enthusiastische Dienst am Worte dem amtlichen Platz gemacht. Ein anderer Redner suchte auf kritischem und exegetischem Wege den „Glauben an ein ekklesiastisches System als integrierenden Teil des Christentums“ durch die Berufung auf die Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte — und ihre episkopalistische Auslegung — zu begründen.

Nicht minder weitschichtig war das Thema „Glauben und Wissenschaft.“ Zunächst wurde ausgeführt, daß die Zeitalter des Dogmas nicht notwendig auch Zeiten des Glaubens seien. Es sei in unserer Zeit namentlich der Versuch bemerkenswert, Harmonie zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen zu entdecken oder die Lehre von der Analogie zu erweitern. Das Thema wurde von einem der folgenden Redner enger begrenzt durch Aufstellung der Frage, ob der Fortschritt der Wissenschaft die Schwierigkeiten, das christliche Bekenntnis für wahr zu halten, vermehre? Die Frage wurde im ganzen verneinend, aber vorsichtig, dahin beantwortet, daß der Glaube an die Grundlehren und Thatsachen des Christentums durch den Fortschritt der Wissenschaft mehr erleichtert als erschwert werde. In ähnlich reservierter Weise sprachen sich die übrigen Redner aus; namentlich war es der Anfang der Genesis, der ihnen das nötige Demonstrationsmaterial ihrer wissenschaftlichen und apologetischen Kunst und Künste darbot.

An der Behandlung des Themas „Nationalkirchen“ beteiligte sich auch der altkatholische Bischof Herzog, der über die fortdauernde Autonomie der Nationalkirchen redete. Der ganze Gegenstand hatte freilich mehr theoretisches als praktisches Interesse.

Die „Reunionsfrage“ war sehr umfassend gestellt. Es sollten die Hindernisse der kirchlichen Einigkeit in Beziehung auf Dissenters, Rom und die griechische Kirche beleuchtet werden. Das geschah indes von so verschiedenen

Standpunkten aus, und mit so wechselnden Farben, daß manchmal etwas weniger Glanz, aber mehr Klarheit wünschenswert gewesen wäre. Der eine Redner fand die Differenz in der Lehre. Es wolle weder der Staatskirchenmann noch der Dissenter seine Überzeugung aufgeben. Als Kirche hätten freilich die Episkopalen das schon gethan, indem sie zum ursprünglichen Glauben zurückgekehrt seien.

Der nächste Redner erklärte, auf dem Gebiete der Lehre keine Hindernisse der Vereinigung sehen zu können. Der orthodoxe Dissenter unterscheide sich nicht wesentlich in der Lehre von dem Episkopalen. Das eigentlich Trennende sei die gegenseitige Stimmung. Es fehle an Liebe und Geduld. Ein anderer Redner warf die Frage auf, ob denn die Nonkonformisten wirklich eine Vereinigung wünschten und glaubte dieselbe im verneinenden Sinne beantworten zu müssen. Man sehe viel zu hochmütig auf die Dissenters herunter, als daß sie eine Vereinigung wünschen könnten. Mancher anglikanischer Kleriker sei stolz wie ein Pfau, wenn man ihn für einen römischen Priester ansehe, werde aber schamrot, wenn man ihn für einen Dissenter halte.

Noch weniger hoffnungsvoll sind natürlich die Aussichten auf eine Vereinigung mit Rom. Rom verlangt nicht Anerkennung, sondern Unterwerfung. Dazu sind aber selbst die Ritualisten noch nicht ganz und noch nicht alle bereit. Was endlich die griechische Kirche betrifft, so hat sie den Anglikanern gegenüber weder einen Wunsch nach Anerkennung noch nach Vereinigung, und so haben all die schönen Reden und Pläne keinen wirklichen Zweck.

Gerade gegenüber der Reunionsfrage zeigte es sich, daß die anglikanische Kirche selber der Reunion bedarf; einer der Redner meinte sogar, die Einigkeit zwischen den Hoch- und Niederkirchlichen wäre eine sehr nützliche Vorbereitung für die Vereinigung überhaupt. Das Auftreten von Lord Halifax, dem ritualistischen Laienpapst, rief Widerspruch und Jubel hervor. Wie weit übrigens die Ritualisten zu gehen gesonnen sind, und wie wenig sie bei aller Kenntnis der römischen Formen ein Verständnis für römisches Wesen haben, zeigt sich darin, daß sie den Wunsch aussprachen, es möge den Gliedern der Hochkirche auf Reisen in Frankreich und Italien erlaubt werden, römischen Priestern zu beichten und von ihnen das Abendmahl zu empfangen. Den ersten Schritt dazu müsse freilich die anglikanische Kirche thun.

Viel lebhafter war es bei einer von der Church Union veranstalteten Nebenversammlung hergegangen. Dort verstiegen sich die Ritualisten soweit, daß sie prinzipiell dem Protestantismus entgegentraten und die Protestanten als außerhalb der allgemeinen christlichen Kirche befindlich hinstellten, was einen solchen Tumult hervorrief, daß nur mit Mühe die Ordnung wiederhergestellt werden konnte.

Die übrigen Verhandlungen über Sonntagsruhe, Sonntagsbeschäftigung, Sonntagsvergnügungen u. s. w. haben weniger Interesse.

Der Meineidsprozeß, welcher mit der Verurteilung des römischen Priesters A. Burtz endete, hat großes Aufsehen gemacht und ist auch durch die politischen Zeitungen gegangen. Nur ist die prinzipielle Bedeutung des ganzen Falles und die grelle Beleuchtung, in welche dadurch die Moralvorschriften der römischen Kirche treten, weniger beachtet worden. Der Priester und der Mensch haben ja eigentlich nichts miteinander zu thun. Als Mensch muß er wohl oder übel der Ordnung, die Gewalt über ihn hat, unterthan sein, wenn er sich dieser Gewalt nicht entziehen kann; als Priester steht er hoch über aller menschlichen Ordnung und über jeder menschlichen Pflicht. Er ist als Priester nur der Kirche unterthan. Der Thatbestand ist kurz folgender: Der genannte

Pfarrer, früher in Niedermagstatt i. E., erhielt von einem Gemeindeglied die Summe von 1950 Frks. zu einem bestimmten Zweck ausgehändigt, und zwar unter Beichtsiegel, d. h. um Seelenmessen dafür zu lesen. Als der Betreffende verstorben war, vermißten die Erben die genannte Summe. Der Amtsrichter von Sierenz verhörte den Pfarrer Burtz, welcher eidlich aussagte, „er wisse nichts." Später kam alles an den Tag, woraufhin der Pfarrer verhaftet wurde. Vor dem Schwurgericht gab er den Thatbestand zu, erklärte aber, daß er wegen des Beichtsiegels über die Schenkung nichts aussagen durfte. Unter Zubilligung mildernder Umstände verurteilten ihn die Geschworenen wegen Meineids zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis. Dagegen macht nun die ultramontane Presse geltend, daß für den Priester das in der Beichte Gehörte außer der Beichte als etwas gelte, „das er nicht gehört habe," von dem er „absolut nichts weiß." Auch mehrere Mitglieder des römischen Klerus in Elsaß-Lothringen haben im „Mühlhausener Volksblatt" erklärt, daß Pfarrer Burtz vor dem Amtsrichter genau so ausgesagt habe, wie er nach den kirchlichen Satzungen aussagen mußte. „Ein katholischer Geistlicher darf nicht schwören: „ich weiß etwas, aber ich darf es nicht sagen," sondern er muß schwören: „ich weiß nichts." Das entspricht allerdings ganz der römischen Lehre. In der Moraltheologie des Jesuiten Lehmkuhl, die vom Erzbischof von Freiburg approbiert und in zahlreichen Priesterseminaren gebraucht wird, heißt es in Bezug auf das Beichtsiegel: „Eine Frage über etwas, das der Priester aus der Beichte erfahren hat, ist an und für sich zu tadeln und zurückzuweisen. Kann aber der Beichtvater den Fragesteller nicht anders zurückweisen oder kann er einen Verdacht gegen sein Beichtkind nicht anders beseitigen, so kann und muß er selbst mit einem Eide aussagen, daß das Beichtkind ihm das (was es ihm thatsächlich in der Beichte gesagt hat) nicht gesagt habe, und daß er ganz und gar nichts von der Sache wisse. Dies alles kann und muß ohne jeden Schein einer Lüge gesagt werden, da dabei der Vorbehalt öffentlich ist, daß der Beichtvater dies sage, und er es auch nicht anders sagen könne, als nur in seiner Eigenschaft als Privatmann. Als Privatmann aber weiß er thatsächlich nichts davon, und als solchem hat ihm auch das Beichtkind nichts mitgeteilt, sondern nur als dem Stellvertreter Christi und Gottes. Sollte aber derjenige, der die sakrilegische Frage stellt, diesen Vorbehalt nicht kennen oder ihn nicht beachten, so ist es seine Sache. Ja, es ist sogar sehr gut, wenn er infolge seiner sakrilegischen Frage in Irrtum geführt wird." Diese Logik wird sich freilich mit der Schrift nicht decken lassen, sie erinnert vielmehr an das Wort Christi, daß Gottes Gebot durch der Ältesten Aufsätze aufgehoben wird. Im übrigen ist ja der Staat entgegenkommend genug, daß er einen Geistlichen, welcher ein Beichtgeheimnis zu wahren hat, gestattet, ein Zeugnis zu verweigern. Damit, so meinen wir, kann sowohl dem göttlichen als menschlichen Recht genügt werden. Gleichwohl aber wäre doch noch zu fragen: Welches Vertrauen kann man gegenüber jemanden haben, der zwei Persönlichkeiten in sich vereinigt, die einander eigentlich gar nichts angehen, der als die eine Persönlichkeit verpflichtet ist eine Thatsache zu leugnen, deren Thatsächlichkeit ihm als die andere wohl bekannt ist?

Die in Brüssel vor Jahresfrist neu gegründete radikal-sozialistische Universität, die der alten, von den gemäßigten Liberalen geleiteten Brüsseler Universität Konkurrenz machen soll, hat jetzt alle Fakultäten eröffnet. Damit tritt sie in den Genuß aller den Universitäten zustehenden Rechte ein. Sie kann fortab akademische Würden verleihen; ihre Diplome werden vom Staate anerkannt. Bei der Berufung der Lehrkräfte werden nicht nur die jüngeren Talente be-

vorzugt, sondern auch mit Vorliebe ausländische gelehrte „Märtyrer" herangezogen. Den Reigen eröffnete der anarchistisch gesinnte, in Paris gefährdete Geograph Elisee Reclus, dann wurde der abgesetzte Direktor des Waisenhauses in Cempuis, Robin, berufen, und jetzt ist der italienische Kriminalist aus der Schule Lombrosos, Enrico Ferri, der an der Universität Rom las und von Crispi abgesetzt worden ist, zum Professor an der Universität ernannt worden. Die Zahl der Studierenden wächst langsam; 60 Studenten und viele Hörer sind eingeschrieben.

Es ist bemerkenswert, daß das ultramontanste unter den civilisierten Ländern der geistige Mittelpunkt weitgehendster Umsturzbestrebungen werden soll. Jedenfalls liefert diese Thatsache wieder von neuem den Beweis, daß die Freiheiten, welche Rom verlangt und gewährt, höchst gefährliche sind. Den Kundigen kann es freilich nicht überraschen, daß der weitgehendste Ultramontanismus und der radikalste Sozialismus auf demselben Boden und in derselben Atmosphäre gedeihen, denn sie sind viel verwandter als sie erscheinen. Beide gehen zunächst auf den Umsturz der gegenwärtigen Weltverhältnisse aus; nur daß Rom erwartet, der Sozialismus werde bloß das Sprengmaterial bilden, das mit der Explosion seine Kraft erschöpft hat, während es selber sich schon von vornherein als den künftigen Weltretter anpreist und die Trümmer der heutigen Welt als Baumaterial für die päpstliche Weltherrschaft zu verwerten gedenkt.

Die russische Kirche bietet im großen und ganzen das Bild einer gleichmäßigen, aus einem Stoff bestehenden Masse und es sind einerseits die offiziellen Vertreter der russischen Kirche darauf aus, diesen Schein möglichst zu wahren, wie auch auf der andern Seite diejenigen, welche innerlich mit der orthodoxen Kirche zerfallen sind, dennoch sich äußerlich ihren Formen fügen, um den Quälereien zu entgehen, denen der auch äußerlich Abgefallene, der Raskolnik, ausgesetzt ist. Daher kommt es, daß es mit der Kenntnis des gegenwärtigen Sektenwesens in Rußland fast ebenso bestellt ist, wie mit der Kenntnis des mittelalterlichen Ketzerwesens, das meist nur von den Gegnern desselben dargestellt worden ist, die vielfach auch ein Interesse daran hatten, es möglichst unbedeutend erscheinen zu lassen. Die erste Zählung der Sektierer in Rußland ließ Peter der Große vornehmen. Der Raskol (das Sektenwesen) sollte eine Einnahmequelle bilden, indem die Sektierer doppelt besteuert werden sollten. Katharine II. hob diese Maßregel wieder auf und es wurden von 1782—1810 keine Zählungen mehr veranstaltet. Die im Jahre 1810 angeordnete Zählung wurde aber von der russischen Geistlichkeit, die fürchtete, in ihrem Einkommen durch den offiziellen Verlust ihrer nominellen Gläubigen geschädigt zu werden, hintertrieben. Jedes Jahr wurde dann die Zahl der Raskolniken auf etwa 800,000 angegeben, indem man die Zahlen mit geringen Abweichungen jedesmal wieder aus den alten Listen abschrieb. Im Jahre 1851 wurde dem Kaiser Nikolaus ein Bericht vorgelegt mit der Angabe, daß in den letzten 25 Jahren die Zahl der Raskolniken von 800,000 auf 750,000 zurückgegangen sei und daß während dieser Zeit etwa eine Million zur Orthodoxie bekehrt worden seien. Da in Rußland alle Kinder der Orthodoxen wieder orthodox werden müssen, wenigstens offiziell, so hätten sich die Raskolniken fünfmal so stark vermehrt haben müssen als die übrige russische Bevölkerung. Das war aber auch nicht denkbar, und so wurde dem Kaiser die Erklärung gegeben, die 750,000 seien eben nur die offizielle Ziffer; in Wirklichkeit gebe es etwa zwölfmal so viel. Daraufhin ordnete Nikolaus an, es solle eine möglichst genaue Zählung, aber ohne Aufsehen, vorgenommen werden.

Auf Grund derselben ist im Jahre 1863 die Zahl der Raskolniken auf ein Zehntel der Gesamtbevölkerung Rußlands oder ein Sechstel der Othodoxen angegeben worden. Das war freilich unter der liberalen Regierung Alexander III. Unter seinem Nachfolger hat der Oberprokurator der heiligen Synode, Pobedonoszew, die offizielle Zahl wieder auf etwa eine Million herabgesetzt und nur gelegentlich eingeräumt, daß es wohl ein paar Millionen sein mögen.

Es ist daher auch kein Wunder, daß die verschiedensten Angaben über den Umfang des Raskol (des Sektentums) umlaufen. Die Zählung von 1852, über welche Meljnikow, einer der Leiter derselben, genauer berichtet hat, ergab 9—10 Millionen. Gegenwärtig wird die Zahl von acht Millionen bis auf zwanzig Millionen geschätzt. Warum man sich auf die Zählungen nicht verlassen kann, darüber gibt Meljnikow Auskunft, indem er sagt: Außerdem gibt es für die Pfarreien, wo sich zahlreiche Sektierer finden — zu unserm Leidwesen müssen wir es bekennen — noch ganz besondere Gründe, um die wahre thatsächliche Anzahl der Sektierer zu verheimlichen. Der „angeschriebne" Sektierer ist für die Pfarrei ein verlornes Individuum, von ihm bezieht der Pfarrer nicht eine Kopeke Einnahme. Der „nicht angeschriebne" Sektierer konstituiert dagegen einen wichtigen und ansehnlichen Posten in dem häuslichen Budget des Dieners der Kirche. In den Kirchenbüchern — d. h. im Personalverzeichnisse der Gemeindeglieder — steht der „nicht angeschriebne" Sektierer als Orthodoxer verzeichnet, mit der Bemerkung jedoch, daß er, sei es „aus Neigung zum Sektiererwesen," sei es aus „Lauheit," sei es aus „Nachlässigkeit," nicht zur Beichte noch zum heiligen Abendmahl sich präsentiere. . . . Ein solcher Sektierer, der seit seiner Geburt kein einziges Mal auch nur vor der Kirchenthüre erschienen ist, aber vom geistlichen Ressort zu den Orthodoxen gerechnet wird, ist für die Pfarrei ganz unvergleichlich einträglicher als das glaubenseifrigste Gemeindeglied. Dafür, daß man ihn mit Amtshandlungen verschont, leistet er gar sehr viel höhere Zahlungen, als ein der Kirche eifrig Anhängender für ihre Ausübung entrichtet. Dazu kommt, daß die von einem „Nichtangeschriebnen" fließenden Einkünfte viel zuverlässiger und sicherer sind; sobald er sich nur einfallen läßt, gegen die ihm aufgelegte Tributzahlung sich aufzulehnen, ist eine Denunziation gegen ihn sofort fertig; seinen Vater habe er im Walde begraben; wo er seinen Sohn habe taufen lassen, wisse niemand; seine Tochter habe er nicht in der Kirche trauen lassen u. s. w. . . . Man braucht nur eine Untersuchung in Gang zu bringen; freilich kommt dabei schließlich nichts heraus, weil im Strafgesetzbuch für solche Vergehen keine Strafen vorgesehen sind: indessen kostet dem widersetzlichen Tributpflichtigen der Umstand, daß er unter Kriminalanklage steht, immer eine sehr viel größere Geldsumme als diejenige, deren rechtzeitige Zahlung er eigensinnig verweigert hat. Die Sache zieht sich dann durch einige Jahre hin, und dem unter Kriminalanklage stehenden Mann stellt man keinen Reisepaß aus; befaßt er sich mit Handelsgeschäften, so erleidet er große Verluste u. s. w.

Nach dem Gesetz ist „Verführung" zum Raskol besonders strafbar. Meljnikow erzählt nun von der Praxis der geistlichen Konsistorien, diese Bestimmung dahin zu interpretieren, daß die Taufe des neugebornen Kindes durch den sektiererischen Vater als „Verführung" einer rechtgläubigen Seele zum Raskol galt. Der betreffende Vater wurde dann alsbald zum Konsistorium zitiert, und nach allerhand Vexationen pflegte das Verfahren mit einer Art Loskaufszahlung zu enden; danach drückte die geistliche Behörde über die Existenz eines weiteren Raskolnik ein Auge zu. Was war aber natürlicher, als daß Polizei und Pope in einem solchen Falle den Vorteil hatten, sobald sie früher

da waren als das Konsistorium? Befriedigte der Vater sie zuerst, so hatte er alle Aussicht, daß man im Konsistorium überhaupt nichts von dem neuen Weltbürger erfuhr. Sobald jener Sektierer aber angeschrieben, also der geistlichen Behörde bekannt war, war es mit dieser finanziellen Quelle für Pope und Polizei vorüber.

In dem russischen Raskol sind bis vor kurzem zwei, neuerdings drei Gruppen zu unterscheiden: die altgläubigen, die geheimen und die evangelischen Sektierer. Am zahlreichsten ist die erste Kategorie, die Altgläubigen, deren Ursprung auf die Kirchenspaltung bei der Reform des Patriarchen Nikon zurückgeht. Sie nahmen damals die liturgischen Verbesserungen nicht an, trennten sich von der Staatskirche und spalteten sich in verschiedene Richtungen, die von schroffster Opposition bis zu halber Versöhnung mit der offiziellen Rechtgläubigkeit (den sogenannten „Einglaubigen") variieren; bei weitem die Mehrzahl hält sich von dieser aber vollständig fern. Das sind im wesentlichen die neun bis zehn Millionen Meljnikows. — Anders steht es mit den geheimen Sekten. — Ihr Ursprung liegt im dunkeln; indes ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß in der That Zusammenhänge mit den ihrerseits in Beziehung zu dem altkirchlichen Gnostizismus stehenden byzantinischen Häresien bestehen, Paulizianern, Bogomilen und selbst Manichäern. Im alten Rußland treten sie sehr wenig hervor; sie scheinen sich kaum bemerkbar fortgepflanzt zu haben und sind erst seit dem vorigen Jahrhundert — dann aber auch beträchtlich — gewachsen. Sehr wahrscheinlich hat die infolge der Petrinischen Revolution entstehende Gährung viel dazu beigetragen, ebenso wie zur Ausbreitung und Befestigung des eigentlichen Raskols, des altgläubigen Schismas. Näheres über die religiösen Lehren der geheimen Sekten zu ermitteln, ist außerordentlich schwer. Zu ihnen gehören die berüchtigten Skopzen, die Geißler, die Wandrer, die Springer und zahllose andere Denominationen, die man häufig unter dem Gesamtnamen „Christowschtschina" zusammenfaßt. Meljnikow sagt von ihnen:

„In ihrem inneren Wesen entfernen sie sich viel mehr als irgend eine Raskolnikensekte von der Kirche; nicht nur von der Orthodoxie, sondern überhaupt vom christlichen Glauben haben sie sich losgesagt, indem sie dessen wesentlichste Dogmen entweder verleugnen oder bis zur Unkenntlichkeit entstellen."

Diese geheimen Sekten entziehen sich schon dadurch, daß sie als geheime Gesellschaften existieren, der Zählung. Meljnikow berichtet einerseits, daß die geheimen Sektierer alle kirchlichen Vorschriften eifriger als die eifrigsten Orthodoxen erfüllen, zu jedem Gottesdienst in der Kirche erscheinen, viermal jährlich beichten und kommunizieren und daher als eifrige Gläubige gelten, andrerseits auch, daß die russische Staatskirche anstandslos diese notorischen Nichtchristen zu ihren Angehörigen zählt, sie an ihrem Kultus und ihren Sakramenten teilnehmen läßt, selbst wo es ihr sehr gut bekannt ist, daß eine Person zu solch einer geheimen Sekte gehört. Der gewöhnliche Raskolnik, der sich innerlich in geradezu mikroskopischen Differenzen mit der Staatskirche befindet, wird drangsaliert, weil er offen opponiert und von den Orthodoxen sich fernzuhalten sucht; unter Katholiken und Protestanten wird mit Gefängnis und Gendarmen missioniert — aber prinzipielle Verächter des Christentums läßt man in Ruhe, weil ihre Existenz nicht als offnes Getrenntsein einer religiösen Gemeinschaft von der Staatskirche erscheint. Und diese Kirche hat einer ihrer Vertreter jüngst in einer polemischen Auslassung „die unbefleckte Braut des heiligen Geistes" genannt.

Meljnikow sagt, daß dies oder jenes Gebiet von allen möglichen Spielarten der geheimen Sekten wimmelte: sie wurden nicht mitgezählt; hätte man sie aber mitzählen wollen, so wären die orthodoxen Pfarrer absolut ohne Einnahmen geblieben. Selbst ein so offener Beobachter wie Meljnikow findet nichts Besonderes dabei, wenn er auf solche Weise über diejenigen Elemente hinweggeht, die eigentlich viel sorgfältiger hätten festgestellt werden sollen, als die Millionen Altgläubiger. Wozu aber? Gehörten sie doch nicht zur offenen Opposition und entzogen sich doch nicht ihrer „kirchlichen Pflicht." Und an einer andern Stelle sagt er: „Zu den geheimen Sekten gehören nicht nur Leute aus dem gemeinen Volke; ihre Anhänger finden wir nicht nur unter den Bauern und Soldaten, sondern auch unter Personen der höchsten orthodoxen Geistlichkeit, unter Generalen, Ministern, Gliedern des Reichsrates, unter Frauen und Jungfrauen der vornehmen Welt, unter Schriftstellern und Journalisten. Wir sehen, daß ebenso wie in der alten Zeit, so auch in der neuesten Gegenwart zu den geheimen Sekten reiche Gutsherren aus den angesehensten Geschlechtern gehörten, bei denen sich zur Feier ihrer geheimnisvollen Zeremonien ihre Meinungsgenossen, darunter ihre Leibeigenen, versammeln. Um die Leser mit den Riten dieser geheimen Sekten bekannt zu machen, werden wir sie nicht nur in Bauerhütten und in die Gewölbe der Kaufleute einzuführen haben, sondern auch in die Landhäuser angesehener Gutsherren, in die Klöster, ja selbst in einen der St. Petersburger kaiserlichen Paläste."

Unter den evangelischen Sekten sind die Stundisten sowohl ihrer Zahl wie ihrer Bedeutung nach am hervorragendsten. Ihr Gebiet ist der Süden Rußlands, ihre Entstehung geht von den dort angesiedelten württembergischen Kolonisten aus, die ihre Sitte des Stundenhaltens auch in Rußland treu bewahrt haben. Mit der Zeit lernten auch die Russen diese Sitte kennen und die Kolonisten das Russische sprechen, und nun zeigte sich rasch eine bedeutende Wirkung. Die russischen Bauern hatten von der Bibel nie etwas anders gewußt, als daß sie ein heiliges Buch sei; das Evangelium sah man als Buch in der Kirche, mußte es wohl auch einmal küssen oder beim Schwören die Finger darauf legen. Nun wurde man mit seinem Inhalt bekannt, der nicht bloß eine ganz andere Norm für das Leben aufstellte als den von der Kirche sanktionierten oder vielleicht auch nur geduldeten herkömmlichen Gebrauch. Ebenso drängten sich den Leuten auch die Widersprüche zwischen dem Evangelium und den Zuständen und Gebräuchen ihrer Kirche auf.

Die Kirche sah freilich in dem Stundismus einen Abfall, dem man entgegenarbeiten müsse. Die Mittel dazu waren Hirtenbriefe, orthodoxe Missionsthätigkeit und — Polizeimaßregeln. Die Hirtenbriefe aber waren derart, daß sie auf die Stundisten sicher keinen Eindruck machen konnten. So schrieb Erzbischof von Charkow u. a. in einem solchen Brief: „Unser Herr Jesus Christus und seine heiligen Apostel gebieten den Hirten der Kirche unter Androhung des schrecklichen Gerichtes Gottes, die ihnen anvertrauten Herden zu behüten und zu bewahren vor den reißenden Wölfen, d. h. von den Häretikern und Irrlehrern, die sich bemühen, die Schafe zu erhaschen und zu zerstreuen, die doch mit dem Blute Jesu Christi erkauft und durch die Segnung des Geistes gerettet sind im Schoße der heiligen rechtgläubigen Kirche. In Furcht vor dem ewigen Gericht für Vernachlässigung der Pflicht eines Dienstes und in Betrübnis des Herzens wende ich mich an dich, meine von Gott geliebte Herde, mit der Bitte und Ermahnung: hütet euch. Der reißende Wolf geht umher im ganzen südlichen und südwestlichen Rußland, die Irrlehre verbrei-

tend, und ist auch schon in unsre Charkowsche Eparchie eingedrungen, selbst in die Stadt Charkow: sein Name ist Stunde! . . ."

Die Missionsthätigkeit der Brüderschaft des heiligen Andreas hat eingestandenermaßen nichts auszurichten vermocht. [Es ging ihnen wie den Cisterziensern mit ihrer Mission unter den Albigensern.] In dem Bericht derselben vom Jahre 1887 wird gesagt: So fügt einer [ein Missionar] einem Berichte an die Brüderschaft über seine Unterredungen in einem Dorfe hinzu: Wir sind mit Gram über verlorne Mühe und Zeit nachhause zurückgekehrt. Ein andrer Missionar, der das Ergebnis seiner Mühen vorführt, fragt: Was ist nun das das Resultat aller Arbeit? Es ist schwer, zu antworten, sagt er weiter, oder richtiger beschämend, denn Resultate gibt es fast keine. Mit dem Stundismus, schreibt ein Missionar, sympathisieren fast alle Schichten der Bevölkerung, und diese Sympathie wächst mit dem Haß gegen die Geistlichkeit. . . . Nicht bloß Gutsbesitzer, sondern auch viele Stationsvorsteher nehmen mit Vorliebe Stundisten in Dienst, weil sie den Orthodoxen vorgezogen werden.

Als Mittel, um wenigstens die Ausbreitung des Stundismus zu verhindern, hat der Bischof von Uman dem Metropoliten in Kiew folgende Maßregeln vorgeschlagen: „In allen stundistischen Kirchspielen [d. h. so ziemlich in ganz Südrußland] sind erfahrne Geistliche im besten Mannesalter anzustellen [also sind sie zugestandenermaßen nicht da; aber woher sie wohl nehmen?], die mit der christlichen Apologetik vollständig vertraut, von unsträflichem Lebenswandel sind und die unzweifelhafte Gabe besitzen, geistliche Unterhaltungen mit den Sektierern zu führen. Die Geistlichkeit der vom Stundismus angesteckten Gemeinden muß nach Möglichkeit sicher gestellt werden [war es also bis dahin noch nicht; warum aber nur diese?]; in allen stundistischen Gemeinden müssen dem Trunke nicht ergebene Psalmsänger angestellt werden [in andern Gemeinden können sie also angestellt werden?], die verständlich vorlesen und den Kirchengesang vollständig kennen u. s. w."

Der Metropolit von Kiew dagegen kam mit Vorschlägen zur polizeilichen und wirtschaftlichen Bedrückung der Stundisten und hat damit auch Gehör gefunden. (Vgl. Th. Ztsch. 1894, Seite 30.) Trotzdem mußte eine Konferenz der Missionare, die in Diensten der Orthodoxie gegen die Stundisten arbeiten, erklären, daß die orthodoxe Kirche nicht imstande sei, der Verbreitung der Sektiererei Einhalt zu thun, und man deshalb die Regierung um Hilfe anrufen müsse.

Auch unter dem Regiment des gegenwärtigen russischen Kaisers ist zunächst kein milderes Verhalten gegen die Sekten zu erwarten; eher umgekehrt. Es ist nämlich im heiligen Synod in Petersburg eine neue Abteilung geschaffen worden, die mit der Beaufsichtigung aller Sekten im russischen Reiche beauftragt ist. Zum Vorstand dieser Abteilung ist der Staatsrat M. W. Skworzow ernannt worden. Derselbe stand früher im Dienste des Generalguberniums von Kiew und leitete hauptsächlich die vom Grafen Ignatiew betriebene Ausrottung der in jenem Gouvernement lebenden Stundisten. In dieser Eigenschaft entwickelte er eine sehr bedauerliche Thätigkeit, indem er die Stundisten allen Verfolgungen aussetzte und sie förmlich für vogelfrei erklärte. Seine Ernennung zu dem obengenannten Amt beweist, daß auf eine mildere Behandlung der in Rußland lebenden Sektierer vorerst nicht zu hoffen ist.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Februar 1896. No. 2.

Andeutungen zur homiletischen Behandlung der Episteln von Sexagesimä bis Reminiscere.

Von P. K. Kißling.

I. Sexagesimä: 2 Kor. 11, 19—12, 9.

Die Sexagesimä-Epistel ist nicht nur die der Verszahl nach größte Epistel unter allen biblischen Texten des Kirchenjahres, sondern sie ist auch inhaltlich reich und merkwürdig. Die denkbar größten Gegensätze sind darin vereinigt, und es gehört darum eine gewisse Kunst in der Zusammenfassung und Anordnung dazu, um diesen Text in einer Predigt gleichmäßig zum Recht kommen zu lassen. Die württembergische Kirche hat wohl aus diesem Grund, und um die einzelnen Teile mehr zur Geltung kommen zu lassen, die Passionsgeschichte des Paulus aus dem 11. Kapitel abgetrennt und dieselbe als selbständigen Text am Sonntag Estomihi des II. Jahrgangs als Einleitung in die Passonszeit des Heilandes, dessen Nachfolger Pauls gewesen, angesetzt. Aber auch gerade so, wie uns der Text, diese „Blätter aus dem Tagebuch des Apostels Paulus," wie man ihn schon genannt hat, vorliegt, mit seinen gewaltigen Gegensätzen, mit seiner Zusammenklammerung des tiefsten Elends und der seligsten Erfahrungen, eignet er sich sehr gut zu einer zusammenfassenden Behandlung in einer Predigt, wenn man nur nicht zu sehr ins Einzelne eingeht, nicht zu sehr ausmalt, sondern die einzelnen Töne, die ja ohnehin zum Teil sich aller Beschreibung und Ausmalung entziehen, mehr andeutend anschlägt, statt sie voll ausklingen zu lassen, und mit Göthe nicht vergißt, daß sich gerade in der Beschränkung erst der Meister zeigt. Die Gegensätze, von denen hier die Rede ist, stehen durchaus nicht zusammenhanglos und, sozusagen, aphoristisch nebeneinander, sondern sie haben ihre Einheit, ihren inneren Zusammenhang in dem „Diener Christi". V. 23. „Sie sind Diener Christi; ich bin wohl mehr," d. h. ich bin's wohl mehr, in höherem Grade, nämlich als seine Gegner, die ihm das Apostelamt absprachen und seine Wirksamkeit untergraben wollen und die ihn eben darum zur Mitteilung dieser persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen zwingen. Er hat bessere Zeugen für sein Apostolat beizubringen. Denn gerade seine Erfahrungen sind der beste, unwidersprechlichste Be-

weis, daß er ein rechter Diener Christi ist. Er ist die beste Illustration zu dem Wort: Aus der Enge in die Weite, Aus der Tiefe in die Höh (und umgekehrt) Führt der Heiland seine Leute, Daß man seine Wunder seh! Jeder Diener Christi — sei er Pastor oder ein einfacher, schlichter Christ — jeder, der ganzen entschiedenen Ernst macht mit der Nachfolge Christi, wird in der einen oder andern Weise die gleichen Erfahrungen machen. Von hier aus ergibt sich das Thema:

Was gibt's in der Nachfolge Christi?

I. Viel Mühe und Arbeit; — II. Selige Erquickungen; — III. Große Demütigungen; — IV. Reichen Trost.

Ad. I. Was die Schrift — nach Luthers Übersetzung — von Mose sagt: er war ein sehr geplagter Mann über alle Menschen auf Erden, das gilt wohl in hervorragendem Maße auch vom Apostel Paulus. Und wenn Mose selber aus eigener Erfahrung heraus behauptet, daß die Köstlichkeit des Lebens in Mühe und Arbeit bestehe, so hatte Paulus reichlich geschmeckt und gekostet, wie köstlich das Leben ist. Das zeigt ein Blick in unsern Text: 11, 23—28. Eine Leidensliste wird uns hier vorgehalten, bei der wir denken möchten, an einem Stück sei es schon genug. Eine doppelte Mühe und Arbeit liegt auf ihm. Einmal die Nöte und Gefahren, die er an Leib und Leben durchzumachen hatte. Sein ganzes Leben, von dem Augenblick an, da er sein Leben und Arbeiten in den Dienst Christi stellte, war eine fast ununterbrochene Kette von Nöten und Gefahren. Apg. 9, 16 ist reichlich an ihm in Erfüllung gegangen. Die einzelnen Leiden und Gefahren lassen sich natürlich nicht schildern und besprechen, aber je nach den Umständen und Verhältnissen kann es angemessen erscheinen, einzelne besonders hervorzuheben, wie z. B. die Gefahr unter falschen Brüdern etc. Wir freilich haben keine solche Unsumme von Leiden, körperlichen Schmerzen, Verfolgungen zu tragen, denn dazu müßten wir auch die Stärke Pauli haben. Ein jeder wird besteuert nach Vermögen, auch in diesem Stück. Gott mißt uns die Last nach unserer Kraft zu. Aber solche Erfahrungen bleiben keinem in der Nachfolge Christi erspart. Denn um Christi willen und in seinem Dienst hat Paulus sich diese Trübsale zugezogen, selbst seine Unfälle zu Wasser und zu Land auf seinen Reisen als Bote des Evangeliums, und nur darum hat er ein Recht, sie hier aufzuzähleu und sich auf sie zu berufen. „Alle Überwinder sind gekommen aus großer Trübsal." „Die in Salems Mauern wohnen, Zeigen ihre Dornenkronen." — Und dazu kommt die Mühe und Arbeit in seinen Gemeinden, das Angelaufenwerden von seinen Pflegebefohlenen. Seine Briefe, insonderheit der erste an die Korinther, geben davon sattsam Zeugnis. Jeder Prediger des Evangeliums, der in Pauli Fußstapfen geht, weiß davon zu erzählen. Alle, die in der einen oder andern Weise ernstlich an Gemeinden arbeiten, für Gemeinden sorgen — Kirchenräte, Sonntagschullehrer, Gemeindeglieder —, haben etwas davon zu erfahren.

Ad. II. Aber nicht nur Mühe und Arbeit, Leiden und Sorgen, sondern, gottlob, auch selige Erquickung gibt's in der Nachfolge Christi

(12, 1—4). Es ist schon im Irdischen so: Der Arbeit muß die Erholung entsprechen. „Saure Wochen, frohe Feste." Ein seliges Fest darf der Apostel am Herzen und in der innigsten Gemeinschaft seines Gottes und Heilandes erleben. Bis in den dritten Himmel ward er entzückt. Unaussprechliche Worte seliger Erquickung, himmlischer Stärkung durfte er im Paradies vernehmen. Er will nicht näher schildern, was er erlebt, und er kann es nicht näher schildern, wenn er auch wollte. Solche Erlebnisse wollen nicht geschildert, sondern erlebt, erfahren sein. Es gibt Dinge, die einfach unbeschreiblich, unaussprechlich sind, für die die Menschensprache keine Worte, keine geeigneten, adäquaten Ausdrücke hat. Wenn die Schrift von den zukünftigen Dingen, von der übersinnlichen Welt nur in irdischen Bildern und auch da nur sehr sparsam redet, so geschieht das nicht bloß deswegen, weil die Bibel kein Buch zur Befriedigung unserer Neugierde ist, sondern weil es eben nicht anders möglich ist. Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen ist, was kein Menschenmund aussprechen kann, hat Gott denen bereitet, die ihn lieben, und zwar vielfach schon jetzt bereitet. Die Welt nennt das freilich Schwärmerei, denn sie beurteilt solche Dinge, wie der Blinde die Farbe und das Sonnenlicht. Und man darf wohl auf solche Leute das Wort anwenden:

„Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern; was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar; was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr; was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht; was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht." — Und wenn wir auch noch nicht bis in den dritten Himmel entzückt worden sind, so haben wir wohl auch nicht die Mühe und Arbeit eines Paulus hinter uns; aber ohne selige Erquickung mitten im thränenreichen Erdenthal läßt Gott keines seiner Kinder, keinen seiner Diener. Sind sie uns auch verhältnismäßig spärlich zugemessen, so sollen sie uns auch nur eine Stärkung sein, uns neuen Mut und neue Kraft schenken. Die Entzückung des Paulus dauerte im Vergleich zu seiner Leidenszeit auch nur verschwindend kurze Zeit, aber eine Minute Seligkeit wiegt Jahre schwerer Mühe und Arbeit auf. — Beachte auch die Demut, in der Paulus hier in der dritten Person von sich spricht, und erst nach vierzehn Jahren und auch da nur notgedrungen davon redet. Er gehört nicht zu den geistlichen Schwätzern, die ihre vermeintlichen geistlichen Erfahrungen immer auf der Zunge haben.

Ad. III. Aus der Höhe geht es wieder in die Tiefe. V. 7. „Nichts ist so schwer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen." Das hat seine tiefe Bedeutung und große Wahrheit auch für den Christen. Christen müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen. (Wenn alles eben käme, Wie du gewollt es hast, etc. — Spitta.) Die Gefahr der Überhebung liegt auch einem Diener Christi nicht fern. Sie ist die erste Sünde und ist auch die am schwersten zu überwindende. Auch ein Paulus ist dagegen nicht gefeit. Dafür ist der Pfahl im Fleisch

ein ausgezeichnetes Vorbeugungsmittel. Unter diesem „Pfahl" ist jedenfalls ein schweres, unheilbares, körperliches Leiden zu verstehen, das dem Apostel nicht nur an und für sich peinlich war, sondern ihn auch in seiner Arbeit zu hindern schien. Dennoch hat er mehr gearbeitet, als die andern Apostel alle. Wer weiß, ob er ohne diesen Pfahl ebenso viel und ebenso segensreich gearbeitet hätte? Wie mancher treue Knecht Gottes trägt einen solchen Pfahl mit sich herum, er seufzt darunter, er murrt darüber und denkt: Warum mir das? Ich kann nicht mehr arbeiten wie ich will und wie ich sollte! Wie? Du kannst nicht mehr ordentlich arbeiten? Du bist mitten in der Arbeit drin. (Vgl. Phil. 1, 12.) „Des Christen Hemmung lauter Förderung." Ein Tholuck, dessen Lebenserhaltung den Ärzten als ein medizinisches Wunder erschien, wird 78 Jahre alt und sät eine Lebenssaat aus, deren Ernte erst die Ewigkeit wird ganz überblicken lassen. Der Pfahl im Fleisch dient Christen zur Bewahrung ihres eigenen inneren Lebens und zur Förderung des inneren Lebens in andern, wenn er in Geduld, im Glauben, in Hoffnung getragen wird. Demütigungen sind uns heilsam.

Ad. IV. Dreimal hat Paulus, ohne Erhörung zu finden, um Wegnahme des Pfahls gebeten. Jedenfalls ist darunter ein dreimaliger, besonders ernstlicher Gebetsanlauf zu verstehen, der häufige sonstige Seufzer und Gebete nicht ausschließt. Gebetserhörungen sind nicht immer ein Zeichen göttlichen Wohlgefallens, und umgekehrt. Aber sein Gebet ist nicht umsonst. Kein wahres Gebet ist umsonst und bleibt unerhört. Er erhält etwas, was für ihn mehr wert ist als Gesundheit: die Zusicherung der göttlichen Gnade. An Gottes Gnade sich genügen lassen, ist eine Kunst, eine schwere und selige Kunst. „Die Kraft wird in der Schwachheit vollendet." Das ist der höchste Triumph der allmächtigen Gottesgnade, durch schwache Werkzeuge so Großes auszurichten, durch Leute, die ihren Schatz in irdenen, zerbrechlichen Gefäßen tragen, sein Reich zu bauen, sein Werk zu treiben. Gottes Gnade — unser Trost und unsere Kraft!

Ausgehend von 12, 9 läßt sich auch folgendermaßen disponieren:

Des Herrn Zuruf an die Seinen: Laß dir an meiner Gnade genügen!

I. Tröste dich meiner Gnade in Zeiten der Arbeit! (Leidensarbeit. Leiden ist jetzt mein Geschäft etc. Reichsgottesarbeit etc.) — II. Freue dich meiner Gnade in Zeiten der Erquickung! — III. Vertraue meiner Gnade in Zeiten der Schwachheit!

Oder bezugnehmend auf die Veranlassung der Epistel:

Der Ruhm eines Dieners Christi!

I. Er rühmt sich seines Amtes bei aller Mühsal! (V. 23 ff.) — II. Er rühmt sich seiner Offenbarung bei aller Niedrigkeit! — III. Er rühmt sich seiner Schwachheit bei aller Kraft!

II. Estomihi: 1 Kor. 13.

Paulus, der Apostel des Glaubens, ist in unserer Epistel zum Apostel der Liebe geworden. Niemand, auch nicht Johannes, hat die Liebe mit herrlicheren Worten, mit erhabeneren Tönen gepriesen. Ein Beweis, daß Glaube und Liebe sich nicht aus=, sondern einschließen. Die wahre christliche Liebe entspringt aus dem Glauben an die in Christo Mensch gewordene Liebe Gottes, sie ist „der angewandte Glaube." Darum erscheint der Text sehr angemessen für die Einführung in die Passionszeit, deren Überschrift heißt: 1 Joh. 4, 10. Die Dichter und Schriftsteller aller Zeiten und Völker behandeln das Thema der Liebe in den mannigfaltigsten Variationen. Es ist ein unerschöpfliches Thema. Aber keiner kommt diesem Hymnus auf die Liebe auch nur von ferne gleich, weil sie die wahre, die christliche Liebe, die allein den Namen verdient, nicht kennen. Diese Liebe ist das A und O des Christentums. Ohne sie gibt es kein wahres Christentum. Die äußere Anlage des Textes ist sehr einfach und zerfällt von selbst in drei Teile:

Das hohe Lied von der christlichen Liebe!

I. Der Liebe hoher Wert! — II. Der Liebe herrlich Wesen! — III. Der Liebe unvergängliche Dauer!

Ad. I. Die Liebe übertrifft alles, was selbst in Christenkreisen als hoch und herrlich und erstrebenswert gepriesen wird (1—3). Aus Kapitel 12 sehen wir, daß in Korinth außerordentliche Geistesgaben, wie z. B. das Zungenreden, d. h. nicht reden in fremden Sprachen, sondern das Reden von himmlischen Dingen in begeisterten, unverständlichen Worten der Verzückung, sehr hochgeschätzt und gepflegt und darüber die Erweisung christlicher Liebe im Leben vernachlässigt wurde. Da zeigt nun der Apostel, daß selbst die Kunst, von solchen Dingen im höchsten, Menschen oder sogar Engeln möglichen Grad der Verzückung zu reden, ohne die Liebe keinen Wert hat und keinen Nutzen schafft. Es wäre nur ein sinnloses, wertloses Geräusch, wie wenn zwei metallene Becken zusammengeschlagen werden. Die Hauptsache, das Herz, fehlt. Ebenso verhält es sich mit der Weissagung der Propheten, mit der Erkenntnis, sogar mit dem Glauben, d. h. mit der Gabe des wunderthätigen Glaubens. Das, was diesen Gaben überhaupt Wert, Bedeutung, Leben gibt, ist die Liebe. Es gibt reichbegabte Christen, die ihre Gaben angeblich in den Dienst Gottes stellen, aber die Liebe fehlt. Glänzende Redner, gelehrte Theologen, die ihre besonderen Gaben nicht benutzen, um andern in Liebe zu dienen, sondern um mit ihrer Begabung, mit ihrem Geistreichtum zu glänzen; die darauf ausgehen, ihre Ansichten, ihre Auffassung der christlichen Wahrheit, ihre "regula fidei" selbst auf Kosten der Liebe zur Geltung und zur Herrschaft zu bringen, sie sind nichts. Ja selbst wenn jemand sich aufreiben würde im Dienst anderer, wenn er in der Unterstützung der Armen bis an die äußerste Grenze ginge und, dem Grundsatz: "serviendo consumor" huldigend, thatsächlich seinen Leib in Gefahr

brächte aus selbstsüchtigen Gründen, ohne daß die Liebe das treibende Motiv wäre, so wäre das doch wertlos. Daß der Apostel nicht bloß von gedachten, sondern von möglichen und wirklichen Fällen spricht, davon haben wir zahlreiche Beweise in der Kirchengeschichte, in den Konzilienbeschlüssen mit ihrem "damnamus" etc. An geräuschvollem, aber lieblosen Schellengeklingel hat es da wahrlich nicht gefehlt. Alles, mag es äußerlich noch so groß und herrlich sein, die größte That, der stärkste Glaube, die hingebendste Selbstaufopferung ohne die Liebe ist nichts.

Ad. II. Die bekanntesten Begriffe, mit denen wir am häufigsten und unbedenklichsten operieren, sind ihrem innersten Wesen nach dem Menschengeiste ein Rätsel, lassen sich von ihm nicht definieren. Man denke an Begriffe wie: Leben, Gott. Je umfassender ein Begriff, desto schwieriger und in vielen Fällen unmöglich ist seine Definition. Zu diesen Begriffen gehört auch die Liebe. Darum sagt uns der Apostel nicht, was die Liebe ist, sondern was sie thut oder nicht thut, was sie kann, leistet, wirkt. Denn: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Der Reichtum dieser Liebesäußerungen, der von Paulus hier vor unsern Augen ausgebreitet wird, kann hier nur annähernd angedeutet werden. Alle würden einzeln reichen Stoff zu besonderen Predigten darbieten. V. 4: Die Liebe ist langmütig und freundlich," sie hat Geduld mit den Fehlern und mit den Ansichten, Meinungen, dem Thun und Treiben anderer, sie begegnet jedem, wer es auch sei, gleich freundlich und zuvorkommend; „sie eifert nicht," d. h. in blinder, ungerechter Weise. Blinder Eifer schadet nur. Sie will nicht mit den Donnerskindern gleich Feuer vom Himmel fallen lassen, sondern nimmt sich den zum Vorbild, der gekommen ist, der Menschen Seelen zu erhalten, nicht zu verderben (Luk. 9, 51–56). „Die Liebe hat Eifer — aber nur immermehr die Liebe zu sein." „Die Liebe treibt nicht Mutwillen," genauer: sie windbeutelt nicht, sie schneidet nicht auf, d. h. sie schreibt sich vor andern nicht einen Wert zu, der ihr nicht zukommt; sie stellt sich nicht in den Mittelpunkt des Weltalls, sie dreht sich nicht stets um die eigene Achse, sondern läßt die andern auch etwas gelten. Die ungebührliche Wertschätzung und in den Vordergrundstellen des eigenen Ichs ist nicht nur gegen den feinen Takt, gegen den gesellschaftlichen Anstand, sondern vor allem gegen die Liebe. „Sie blähet sich nicht," sondern sie ist demütig und bescheiden. V. 5: „Sie stellt sich nicht ungebärdig," d. h. sie benimmt sich nicht unanständig. Sie setzt sich nicht verächtlich über Anstand und Sitte hinweg. Was sich für einen Weltmenschen nicht schickt, das schickt sich für einen Christen zehnmal nicht. Nicht die Verachtung der Sitte und des Anstandes macht den Christen. Im Gegenteil. Das Sichgehenlassen in zweideutigen Späßen, im Possenreißen, in Scherzen und Narrenteidinge, welche sich nicht ziemen, u. dgl. ist ein Zeichen von Mangel an Liebe. Die Christen werden stets mit Argusaugen bewacht. „Sie suchet nicht das Ihre." Die Wurzel der

ersten Sünde und aller Sünde ist die Selbstsucht, das „das Seine suchen." Im Gegensatz dazu ist wahre Liebe Selbstlosigkeit, das Bedachtsein auf das Wohlergehen anderer mit Hintansetzung der eigenen Person. Hier scheidet sich auch Weltliebe und Christenliebe. Die weltliche Liebe sucht das Ihre, ihren Genuß, ihren Vorteil, ihr Vergnügen; die christliche Liebe sucht das, was des andern ist. Sie findet ihr Glück im Glück des Nächsten. Das höchste Vorbild dieser nicht das Ihre suchenden Liebe ist Jesus. — Passionszeit. — „Sie läßt sich nicht erbittern," sie ist nicht scharf, spitz, sie ist fern von Rachsucht, von Verleumdung, sie will dem Nächsten nicht weh thun, sie hat keine spitze, verwundende Zunge; „sie rechnet das Böse nicht zu," sie trägt nicht nach. V. 6: „Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit," empfindet keinen Kitzel, auch wenn dem Feinde unrecht geschieht. Schadenfreude über das Unglück anderer, über den Fall des Nächsten kennt sie nicht. Dagegen „freut sie sich der Wahrheit." Wahrheit über alles. Sie redet die Wahrheit, bekennt offen etwaige Schuld auch mit Aussicht auf Strafe, sie hört gern die Wahrheit, auch wenn sie bitter ist und weh thut. Bemäntelung und Vertuschung der Wahrheit aus feiger Schwachheit und Menschenfurcht ist ihr fremd. Und endlich faßt Paulus alles zusammen V. 7: sie verträgt alles, d. h. sie deckt alles zu, nämlich ihr Recht, ihre Ansprüche, wenn sie gegen die Liebe wären; sie kann gern verzichten auf ihr Recht, wenn es den schwachen Nächsten ärgert (siehe zum Verständnis: 1 Kor. 10, 32; Röm. 14, 14 ff.); sie glaubet alles, sie ist nicht mißtrauisch, zweifelt nicht; sie hofft alles, hält keinen für verloren, hält trotz allen Täuschungen und Enttäuschungen ihre Hoffnung, die auf den Glauben gegründet ist, fest, daß alles herrlich enden, Gottes Gedanken herrlich zur Ausführung kommen werden. „Sie duldet alles." Im Dulden ist sie stark. Das Dulden ist nicht nur ein passiver Zustand, sondern es schließt die höchste Aktivität in sich, deren nur die wahre Liebe fähig ist, insonderheit, wenn es sich um das Erdulden unverdienter Unbill handelt. Fürwahr, es ist etwas Großes und — etwas Schweres um diese Liebe!

Ad. III. Ihre unvergängliche Dauer. „Sie höret nimmer auf." Alles vergeht, sie bleibt. Die Weissagungen hören auf, sie gehen in Erfüllung, das Zungenreden hört auf, denn wir reden dort würdig von göttlichen Dingen, die Erkenntnis wird aufhören; kurz alles, was seinem eigentümlichen Wesen nach nur dieser Weltzeit angehört und darum unvollkommen ist, hört beim Anbruch des Vollkommenen auf, die Liebe bleibt, sie übertrifft nicht nur alles, sie überdauert auch alles. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, es fällt hin und schwindet, wenn das Urbild, die volle Wahrheit ans Licht treten wird. Dort, wo das Stückwerk aufhört, wo unser kindergleiches Reden und Meinen dem männlichen Verständnis weichen wird, wo wir nicht mehr durch unvollkommene Medien, gleichsam durch einen Schleier, durch einen Spiegel, sondern unverschleiert und unmittelbar

die Wahrheit schauen werden; dort, wo der Glaube zum Schauen, die Hoffnung zur Erfüllung wird, dort führt die Liebe, die eben deswegen größer ist als die andern beiden, allein das Regiment. Man glaubt nicht mehr, man hofft nicht mehr — wenigstens nicht mehr in irdischer Weise —, man liebt!

Glaub' und Hoffnung bleiben hier,
Liebe währet für und für.

III. Invocavit: 2 Kor. 6, 1–10.

Es ist ein merkwürdiges Bild, das der Apostel in dieser Epistel von den Christen entwirft, wie sie sind und wie sie sein sollen, wie sie scheinen und wie sie scheinen sollen; ein Bild, reich an Gegensätzen und scheinbaren Widersprüchen, wie das Paulus liebt; ein Bild, das allen Weltleuten als Thorheit erscheinen muß, die sie mit einem: Paule, du rasest! abfertigen. Dennoch zeichnet Paulus hier die Herrlichkeit eines Christenmenschen — sich selbst als Muster aufstellend, indem alle die Partizipien der zweiten Hälfte des Textes sich auf die erste Person in V. 1 zurückbeziehen —, wie es gar nicht großartiger und wahrer sein kann. „Sie scheine von außen oft arm und geringe, doch innerlich sind sie voll herrlicher Dinge." Aber auch nach außen sollen sie ihre Herrlichkeit zeigen und offenbaren.

Wahrer Christen Herrlichkeit.

I. Sie ruht verborgen in ihrem Herzen; — II. Sie soll sich beweisen in ihrem Leben; — III. Sie macht sie unabhängig von dem Urteil der Menschen.

Ad. I. An Gottes Gnade erinnert der Apostel zunächst seine Leser. Unser Kapitel schließt sich eng an das vorhergehende. In Kap. 5, 14–21 hat er in ergreifender Weise die Erscheinung und Offenbarung dieser Gnade Gottes in Christo Jesu geschildert. Denn der Inhalt dieser Gnade ist nichts anderes, als daß Gott die Welt mit ihm selber durch Christum versöhnet hat; daß Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde, zur personifizierten Sünde gemacht hat, um uns die vor Gott gültige Gerechtigkeit zu erwerben. Das ist das große Gut, das Christus uns gebracht. Die Gewißheit unserer Versöhnung mit Gott ist die Herrlichkeit, welche die Christen verborgen im Herzen tragen. Diese Gnade wird uns fort und fort angeboten. Aber jede Gabe schließt eine Aufgabe in sich, nämlich sie nicht nur überhaupt zu empfangen, sie nicht etwa unter irgend einem Vorwand abzulehnen, sondern sie nicht vergeblich, nicht umsonst zu empfangen, sie zu gebrauchen, wozu sie gegeben ist, sie der Absicht des Gebers gemäß zu verwenden. Gerade weil in der Gnade Gottes uns eine so große Herrlichkeit geschenkt ist, darum warnt Paulus so ernstlich vor vergeblichem Empfang derselben. Diese Gabe der Gnade kann man vergeblich empfangen, wenn man sie eben oberflächlich an sich herankommen läßt, ihr keinen besonderen Wert zumißt, ihr keinen Eingang ins Herz, keinen

Einfluß auf das Leben gestattet, oder wenn man ein Sicherheitspolster daraus macht, indem man die Gnade auf Mutwillen zieht. Wie gefährlich es ist, die angebotene Gnade Gottes vergeblich zu empfangen, zeigt der Apostel V. 2 an dem Citat aus Jes. 49, 8. Das Anbieten der Gnade, die angenehme Zeit, der Tag des Heils, dauert nicht ewig. Vgl. auch Luthers Wort: „Gottes Wort ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist.“ Jedenfalls ist das „Jetzt“ zu Ende, wenn unsere Zeit hienieden um ist. Darum: Psalm 95, 7 u. 8. In besonderem Maße ist auch die Passionszeit, an deren Beginn der Text steht, eine angenehme Zeit, ein Tag des Heils. Also diese Herrlichkeit, die dem Christen geschenkt ist, gilt es zu bewahren und

Ad II. zu b e w ä h r e n, zu b e w e i s e n im Leben. Für einen Christen gibt es kein Inkognito. Er muß Farbe bekennen. Er kann gar nicht anders, falls er wirklich ein Christ ist. „Man sieht es einem Christenmann“ ꝛc. (Sonntagschulliederbuch, 138, 2). Und zwar zunächst im Verkehr mit den Menschen. V. 3. Wer sich zu Christo hält, der soll sich auch als ein solcher zeigen, damit er denen, die draußen sind, keinen Anstoß, kein Ärgernis gibt. Wir sind verantwortlich für die Ehre Gottes, daß sie nicht um unsertwillen geschändet wird; wir sind verantwortlich für unsre Mitmenschen, daß wir sie durch unser schlechtes Beispiel nicht in ihrem Widerstreben und in ihrem gottlosen Wesen bestärken. Christen sollen vorsichtig wandeln, denn die Welt hat scharfe Augen für ihre Fehler. Was die Bekenner Christi sich zuschulden kommen lassen, wird dem Herrn Christo selbst zur Last gelegt. — Dann aber auch in den mannigfachen schweren Erfahrungen des Lebens. Paulus zählt hier wiederum eine große Anzahl Leiden und Trübsale auf, die sich mehr oder weniger auch in unserem Christenleben wiederholen. Da soll sich der Christ als Diener Gottes und Nachfolger Christi beweisen i n g r o ß e r G e d u l d. Aber diese Geduld ist wiederum, wie wir bei der Liebe gesehen, kein passives Verhalten, kein bloßes E r d u l d e n, sondern sie ist die größte That des Menschen und erhält ihn in angestrengter Thätigkeit. Das liegt schon in dem Ausdruck: ὑπομονη der eigentlich Ausdauer, Standhaftigkeit bedeutet. Atlas, der das Himmelsgewölbe auf seinen Schultern trägt, braucht nicht bloß viel Geduld, um nicht in einer gegenteiligen Anwandlung sich seiner unbequemen Bürde zu entledigen, oder, wenn ihm das nicht gestattet sein sollte, sein Los erträglicher zu machen, sondern auch eine Riesenstärke, um diese Last überhaupt tragen zu können. Eine ausdauernde, standhaltende Geduld brauchen wir, wenn eine Welt voll Jammer, Weh und Leid uns übers Haupt geht. Aber die Kraft zu dieser Geduld schöpft man nicht von unten, nicht aus sich selber, sondern von oben, aus der empfangenen Gnade. Als Diener Gottes soll der Christ seine innere Herrlichkeit, als „der etwas Besseres funden hat,“ offenbaren (V. 6) durch sein Streben nach Reinheit, durch stetes Wachstum in der Erkenntnis, durch Langmütigkeit und Freundlichkeit und ungefärbte Liebe, Tugenden, von denen schon in der vorigen Epistel

die Rede war. Nicht waffenlos steht der Christ dieser seiner Aufgabe gegenüber. Er hat V. 7 das Wort der Wahrheit mit seinem Trost und seiner Herrlichkeit, er hat die Kraft Gottes, die in seiner Schwachheit mächtig ist, er hat die Waffen der Gerechtigkeit zu Schutz und Trutz, die Eph. 6, 11 ff. näher beschrieben sind. Fürwahr, eine gute Wehr und Waffen!

Ad. III. Des Christen Herrlichkeit offenbart sich besonders auch darin, daß sie ihn unabhängig stellt von und hoch erhebt über das Urteil der Welt. Ehre und Schande, böse Gerüchte und gute Gerüchte, welche die Welt insonderheit einem Christen freigebig anhängt, beeinflussen sein Thun und Lassen in keiner Weise, wenn sie ihn auch nicht gerade ganz gleichgültig lassen. Die Schelt- und Spottnamen der Welt rechnet er sich zu Ehrentiteln. Er gilt als ein Verführer. Auch Jesus haben sie als einen Verführer und Revolutionär verklagt (Luk. 23, 2), und doch empfand selbst Pilatus, daß der König der Wahrheit vor ihm stehe (Joh. 18, 37 ff.). Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Christen bemühen sich auch in der That, Verführer zu sein. Sie wollen die Menschen verführen aus dem Irrtum in die Wahrheit, aus dem Dunkel in die Klarheit, aus dem Tode in das Leben, aus der Welt ins Himmelreich. Unbekannt und ungenannt gehen sie meistens durchs Leben, aber ihre Namen sind angeschrieben im Himmel (Luk. 10, 20). Arm und elend und unterdrückt, dem Tode nahe erscheinen sie und tragen doch in sich ein unzerstörbares Leben. Man frohlockt über den Untergang des Christentums, man gräbt ihm eifrig die Grube (vgl. Voltaire), und siehe: wir leben. Sie sind zwar traurig über das Verderben der Welt und ihres eigenen Herzens, aber sie sind fröhlich im Besitz der Gnade Gottes und in der Gewißheit der kommenden, herrlichen Vollendung. Arm sind sie (Matth. 5, 3) trotz Geld und Gut, und doch kann die Welt nicht leugnen, daß es ohne den Trost, ohne die Kraft, ohne den Reichtum, ohne das Salz, das das Evangelium in die Welt gebracht hat, nicht mehr auszuhalten wäre auf Erden. Zahllose werden reich durch die Armut der Christen. Und wenn ein Christenmensch nichts hätte an irdischem Gut, so hätte er doch alles an himmlischen Schätzen. In diesen kurzen, paradoxen Sätzchen tritt die ganze Herrlichkeit des Christen klar zu Tage. Fürwahr: Christen sind ein selig Volk!

Der Inhalt der Epistel läßt sich auch an der Hand des auf Grund dieses Abschnittes gedichteten Liedes unseres Gesangbuches, 279, V. 5, darlegen.

IV. Reminiscere: 1 Thess. 4, 1–7.

Kein leichter Text zu homiletischer Verwendung! Und, setzt vielleicht mancher liebe Amtsbruder hinzu, ein unbequemer Text. In der That, es ist weder leicht noch angenehm, über diese Epistel vor der ganzen Gemeinde, vor Jungen und Alten, nicht nur in unbestimmten, allgemein gehaltenen Ausdrücken, sondern so zu reden, daß wirklich der

Textinhalt den Zuhörern klar und deutlich und unmißverständlich zum Bewußtsein kommt. Zur Begründung der Abneigung, diesen Gegenstand in einer besonderen Predigt zur Sprache zu bringen, könnte man sich vielleicht auf Eph. 5, 12 berufen; aber vgl. das „strafet sie“ am Schluß des vorhergehenden Verses. Auch die teilweise Schwierigkeit der Exegese und die derbe Ausdrucksweise Luthers erschweren die Behandlung der Epistel. Aber gerade die Sünden, von denen hier die Rede ist, fordern zu ernstem Kampf heraus. Aber freilich in taktvoller Weise. Wie viel können wir auch in diesem Stück von dem großen Apostel lernen! Nicht mit harten Scheltworten und kategorischen Imperativen fährt er einher, sondern er bittet als ein treubesorgter, teilnehmender Freund, er ermahnt von Amts wegen und er thut beides in dem Herrn Jesu. Ein freundliches, bittendes, ermahnendes Wort mit Berufung auf die höchste Autorität im Himmel findet gewiß auch eine gute, willige Aufnahme. Ich würde also etwa das Thema aufstellen:

Eine doppelte Bitte und Mahnung im Namen Jesu Christi.

I. Heiliget eure Herzen! II. Heiliget eure Hände!

Ad. I. Ehe der Apostel seine ernste Bitte und Mahnung vorbringt, weist er zunächst in V. 1 und 2 seine Berechtigung zu seiner Bitte und Mahnung nach. Er hat ihnen oft und viel gezeigt und gesagt, was zu einem gottgefälligen Wandel gehört. Auf Grund seiner Predigt, welche die Thessalonicher seiner Zeit, wie aus Kap. 1 erhellt, mit Freuden aufgenommen haben und dadurch für viele ein Vorbild geworden sind, bittet und mahnt er, sich vor Stillstand oder gar Rückgang zu hüten, dagegen immer völliger zu werden, immer größere Fortschritte zu machen und zwar gerade in den Stücken, um die es ihm hier vornehmlich zu thun ist. Auch liegt darin die Kraft ausgesprochen, die sie zu diesem „völliger werden“ befähigt. Das Wort Gottes allein, das Ergreifen und Aufnehmen dieser Gotteskraft durch den Glauben macht das Herz stark, allen Versuchungen zu widerstehen, sich von aller Befleckung rein zu erhalten. Nicht von außen, nicht durch einen starken Willen, durch einen festen Entschluß, sondern von innen heraus, durch Erneuerung des Herzens, dieser Quelle der bösen Gedanken und Thaten (Matth. 15, 19), kommt die Kraft zur Heiligung, die Gott von uns verlangt (V. 3). Und nun folgt die spezielle Ermahnung (V. 4). Unter *σκεῦοσ* ist hier das Weib zu verstehen. Beweis dafür ist der Ausdruck *κτᾶσδαι*, was nicht besitzen oder behalten, sondern immer und überall erwerben heißt. Die Bedeutung des Besitzens hat es nur im Perfekt. Die Mahnung ist also gegen „hurerische Zuchtlosigkeit und wilde Ehepraxis“ gerichtet, bei der Eheschließung soll auch nicht die „Leidenschaft der Begierde“ (V. 5), sei dieselbe gerichtet auf Besitz oder Genuß, ausschlaggebend sein. Eine Mahnung, die gewiß auch heute noch sehr am Platze ist. 1 Kor. 6, 19 und 3, 16 u. 17 läßt sich trotz dieser Erklärung sehr wohl verwenden. Paulus spricht also hier gegen das Grundlaster

des Heidentums: die Unkeuschheit in den verschiedensten Arten und Formen. Die Versuchung dazu lag ja gewiß den in heidnischen Lastern aufgewachsenen und jetzt noch von denselben umgebenden Thessalonichern sehr nahe. Die alte Welt ist daran zu Grunde gegangen (vgl. Röm. 1) und heute noch ist das der schwerste Kampf in Heidenlanden. Unsere Christenheit ist in diesem Stück leider sehr heidnisch geworden. Die Unzucht wird bei vielen, wie bei den Heiden, die von Gott nichts wissen (V. 5), kaum mehr für Sünde gehalten und als Sünde empfunden. Wie wenige denken und empfinden mit Joseph: Genesis 39, 9! Das ist die Pestilenz, die im Finstern schleicht, aber ihre verderbenbringende Wirkung allüberall offenbart in zerrütteten Familien, unehelichen Kindern, jugendlichen, abgelebten Greisen, gewerbsmäßiger Unzucht. Es ist ein Abgrund, vor dem man am liebsten die Augen schließen möchte, der aber, ohne Umkehr, ohne innere Erneuerung, unser Volk verschlingen wird. Es gilt, freundlich, aber ernst und entschieden, davor zu warnen, dagegen seine mahnende Stimme zu erheben, klar und deutlich zu sagen, daß Christen, sofern dieser Name für sie nicht bloß Schall und Rauch ist, mit diesen unfruchtbaren Werken der Finsternis absolut keine Gemeinschaft haben dürfen, daß kein Hurer das Reich Gottes erwerben wird (Eph. 5, 11; 1 Kor. 6, 9 ff.; Gal. 5, 19 ff.). „Die Sittlichkeit des Mannes Ehre." Aber die Unsittlichkeit der Völker Fluch. Und dazu gesellt sich die zweite Mahnung:

Ad. II. Heiliget eure Hände! Hütet euch vor der Habsucht! (6 a.) Das „Zuweitgreifen und Übervorteilen des Bruders im Handel" ist gewiß eine zeitgemäße Mahnung und Warnung. Nicht an Heiden, sondern an Christen ist sie gerichtet. Es ist erstaunlich, wie leicht es in dieser Hinsicht auch Leute nehmen, die Anspruch auf den Namen Christ zu haben glauben, deren Kirchenstuhl selten leer bleibt. Sie machen einen großen Unterschied zwischen Christ und Geschäftsmann. Wer es versteht, da oder dort oft auf wenig ehrenhafte Weise einen Profit herauszuschlagen, der gilt für einen klugen Kopf, für einen gewandten Geschäftsmann. (Vgl. auch Nahrungsmittelverfälschung und ähnliche Dinge.) Mancher, der mit Verachtung auf den Dieb im großen heruntersieht, ist ein Dieb im kleinen, er „greift zu weit," er übervorteilt seinen Bruder, mit dem er vielleicht zu einer Gemeinde gehört, im Handel, er spekuliert auf die Unkenntnis und das Vertrauen seines Nebenmenschen. — Um aber seiner Bitte und Mahnung noch den gehörigen Nachdruck zu geben, weist der Apostel auf Gott hin, den Rächer über das alles (V. 6). Gott richtet vielfach jetzt schon. Keine Sünde rächt sich schwerer als die Unkeuschheit, nirgends sieht man deutlicher, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Biblisches Beispiel: David. Von seiner Sünde ist viel die Rede. Selten davon, wie schwer er an den Folgen zu tragen hatte. Daß er aber nicht zu Grunde ging, hatte er nur seiner aufrichtigen, tiefgehenden Buße zu danken. — Auch Judas hat sich des Erfolgs seiner Habsucht nicht erfreut. Überhaupt: Womit jemand sündigt, damit wird er gestraft. Und was auf Erden scheinbar

unbeachtet und ungerügt bleibt, das wird im Flammenschein der Ewigkeit zur Rechenschaft gezogen werden.

V. 7: In Heiligung hat uns Gott berufen. Ein heiliger Ruf ist an uns ergangen. Heiligung ist der Zweck und das Ziel dieser Berufung (1 Petri 1, 15 und 16). Heilige Leute sollen Christen sein und sich so immer und allewege beweisen.

Jesu, o du, hilf mir dazu,
Daß ich auch heilig sei wie du!

Die Echtheit des Evangeliums nach Johannes.

Referat von P. F. Mayer.

Für die historische Thatsache des Lebens Jesu bürgen uns die Berichte der vier Evangelien. Dieses Leben ohnegleichen ist dort in einfacher Sprache und göttlicher Erhabenheit von vier verschiedenen Seiten aus dargestellt. Bei den Synoptikern tritt mehr die Beziehung Jesu des Messias zur alttestamentlichen Theokratie (Matth.), Jesu des Mannes zu den Thaten der Geschichte (Mark.), Jesu des Heilandes zu den Völkern der Heiden (Luk.); kurz: Jesu zeitliches Verhältnis zur Menschheit und der Weltgeschichte in den Vordergrund; bei Johannes dagegen sein ewiges Verhältnis zu Gott dem Vater. So wie der Herr in den evangelischen Berichten geschildert ist, predigt ihn die Kirche, glaubt ihn die Gemeinde und lebt er in den Herzen der Völker.

Einen besonderen Reiz und eine besondere Anziehungskraft hat zu allen Zeiten das vierte Evangelium, dieses „zarte Hauptevangelium," auf die Frommen ausgeübt. Hier sieht der Glaube, wie aus der Tiefe der Ewigkeit der Vater den eingebornen Sohn voll Gnade und Wahrheit hineinsendet in die Welt, wie Welt- und Gotteskinder sich an dem ewigen Lichte scheiden, wie aus Liebe der Sohn die Menschen mit Gott versöhnt und allen, die an ihn glauben, ewiges Leben gibt, und mit Glaubensarmen umfassen die Gläubigen seine Verheißung: „Ich aber, wenn ich erhöhet bin, will ich sie alle nach mir ziehen." Ist es vielleicht dieser Vorliebe oder aber dem Umstand, daß noch kein Mensch also geschrieben hat wie der Autor des vierten Evangeliums, zuzuschreiben, daß erst spät die Kritik es wagte, diesem Evangelium sich zu nähern?

Jedenfalls steht es fest, daß nur seltene und dann so schüchterne Stimmen durch 1800 Jahre hindurch sich gegen die Echtheit unseres Berichts erhoben, daß sie fast ganz überhört wurden. Erst mit dem Erscheinen von Bretschneiders Probabilien 1820 begann die Frage über die Echtheit des vierten Evangeliums eine brennende zu werden. Lebhaft wurde der Kampf mit dem Auftreten der Tübinger Schule unter ihrem gelehrten Oberhaupt Chr. F. Baur, welcher die Echtheit unseres Evangeliums bestritt mit allen Mitteln, die Gelehrsamkeit, philosophische Maxime und scharfsinnige Kombination zur Verfügung stellte.

Worum handelt es sich in diesem Streite? Wenn Johannes nicht der Autor des Buches ist, ist es dann vielleicht Petrus oder einer der

andern Apostel oder doch irgend ein Zeitgenosse des Herrn oder der Apostel, an dessen Glaubhaftigkeit nicht gezweifelt werden kann? Wäre das die Frage, dann brauchte sich niemand darüber zu ereifern, wir könnten ruhig zusehen und sagen, es ist eine müßige Gelehrtenfrage. Aber wie es einmal steht, so handelt es sich um eine Lebensfrage des Christentums. Wie in der Bestreitung der Echtheit der Synoptiker, so leugnen die neuern Kritiker die Echtheit des Inhalts unseres Evangeliums; dasselbe soll erst ums Jahr 160—175 nach Christo entstanden sein und von einem ephesinischen Christen herrühren, dem es nicht so sehr um Wiedergabe geschichtlicher Thatsachen zu thun war, als vielmehr, durch diese reifste Frucht in der Litteratur des apostolischen Zeitalters über dem nun bald ausgefochtenen Streit zwischen Judaismus und Paulinismus einen Schlußstein zu legen, von wo aus das Christentum sich weiter entwickeln könne. Wenn dieses das letzte Wort ist, welches die theologische Wissenschaft über dieses Evangelium spricht, dann hat unsere Schrift aufgehört eine Quelle für das Leben und die Lehre Jesu zu sein; dann haben wir es zu thun mit einer, gelinde gesagt, Mischung von Dichtung und Wahrheit, von neuplatonischer Weltweisheit und religiösem Aberglauben; dann mag ja ein Jesus von Nazareth gelebt haben, aber mehr, als aus den Synoptikern über ihn zu entnehmen ist, wissen wir nicht. Unser Gegenstand ist also von großer Wichtigkeit. Wir wollen zuerst das Evangelium selber vornehmen und nach innern Zeugnissen suchen, die zur Lösung des Problems nützlich sein könnten.

Wen nennt das Selbstzeugnis unseres Buches als Verfasser? Joh. 21, 20—24 bezeichnet es als solchen den Jünger, „welchen der Herr lieb hatte," der auch an seiner Brust gelegen war und gesagt hatte: „Herr, wer ist's, der dich verrät?" Wir werden ihn also unter den drei Lieblingsjüngern zu suchen haben. Petrus kann es nicht sein, denn er wird deutlich von dem Lieblingsjünger unterschieden; Jakobus ebenfalls nicht, denn er war längst tot, als das vierte Evangelium erschien. Es bleibt also nur Johannes. Für ihn spricht auch der Umstand, daß das Evangelium seinen Namen verschweigt, dagegen den Täufer einfach Johannes nennt, ganz entgegen der ihm sonst eigenen Sorgfalt im Gebrauch von Namen. Auf Johannes weist auch die gesamte Tradition, und Baur bekennt gerne, der Verfasser wolle sich das Ansehen des Namens Johannes hier verschaffen, um seinem Buche den Eingang bei den Christen zu erleichtern.

Aus dem ganzen Stil der Schrift geht hervor, daß der Verfasser ein Augenzeuge war. Außer 1, 14 beachte man 1, 37 ff. „Und zween seiner Jünger hörten ihn reden und folgten Jesu nach. Jesus aber wandte sich um und sahe sie nachfolgen und sprach zu ihnen: Was suchet ihr? Sie — Wo bist du zur Herberge? Er sprach zu ihnen: Kommet und sehet es." So spricht ein Augenzeuge ausführlich und lebendig, dem noch alles vor der Seele steht, als habe er es erst gestern erlebt. Man vergleiche das Gespräch mit der Samariterin.

Jede Geschichte ist gleichsam ein Bild; alles lebendig und klar. Wie lebhaft ist die Szene im 5. Kapitel zwischen Jesu und den Juden, oder 7, 12. „Es war ein großes Gemurmel; etliche sprachen: Er ist fromm; andere — Nein, er verführet das Volk. Niemand aber redete frei aus Furcht vor den Juden." Oder am letzten Abendmahl, 13, 22: „Da sahen sich die Jünger unter einander an und ward ihnen bange, von welchem er redete." Zuerst ein Erschrecken, dann eine Verlegenheit, dann fragende Blicke; welcher wird es wagen, die Stille und den tiefen Ernst zu brechen. „Es lag aber einer seiner Jünger, der zu Tische saß, an der Brust Jesu — dem winkte Petrus — derselbe lag an der Brust Jesu und sprach: Herr, wer ist's? Wer fühlt nicht, hier ist eine Szene, wie sie sich schmerzlich dem Verfasser eingeprägt hatte. Dann 18, 15: „Simon folgte Jesu und ein anderer Jünger. Derselbe war dem Hohepriester bekannt — Petrus aber stand draußen vor dem Thor; da ging der andere Jünger — redete mit der Thürhüterin und führte Petrus herein. Die Knechte hatten ein Kohlfeuer gemacht, denn es war kalt." Das Feuer erwähnt auch Lukas, aber die Weise, wie es hier steht und die Schilderung all dieser Vorgänge deuten doch auf eine persönliche Erinnerung. Ähnlich lebhaft schildert das vierte Evangelium den innern Kampf des Pilatus, das Wort Jesu vom Kreuze zu seiner Mutter, und dann: „Einer der Kriegsknechte öffnete seine Seite mit einem Speer und alsbald floß Blut und Wasser heraus, und der das gesehen hat, hat es bezeuget und sein Zeugnis ist wahr" u. s. w. Der Verfasser will also als Augenzeuge gelten. Ich scheue mich hier die Alternative zu stellen. Jeder mag es selber thun. Hierher gehört auch die Auferstehungsgeschichte. „Es liefen aber die zween miteinander und der andere Jünger lief zuvor und kam am ersten zum Grabe. Guckte hinein und sieht die Leinen — da kam Simon Petrus und sieht die Leinen gelegt und das Schweißtuch, das Jesus um das Haupt gebunden war, nicht bei die Leinen gelegt, sondern beiseits." Andere Beispiele sind die Weigerung Petri bei der Fußwaschung, Thomas nach der Auferstehung (Joh. 9), die Heilung des Blindgeborenen. Doch es ist augenscheinlich, der Verfasser will (um mit der höhern Kritik zu sprechen) für einen Augenzeugen angesehen werden. Ist er es wirklich gewesen, so werden wir ihn nirgends als in dem Apostel Johannes zu suchen haben.

Ein weiteres Selbstzeugnis, das am allerwenigsten zu fälschen unternommen werden konnte, bieten die wenigen Spuren, in welchen der Verfasser sich als ein Jude kennzeichnet. Die erste findet sich gleich auf der ersten Seite des Buches: Johannes der Täufer mit dem an Jes. 53 anklingenden Spruch: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." Gerade dieses judenchristliche Element übersieht Baur (vgl. auch Bibl. Theo. 351—401) gänzlich. Sein Verfasser, der von „der Voraussetzung einer Annäherung an den Gnostizismus" ausgeht, hätte an die Spitze des Evangeliums nicht Johannes den

Täufer gestellt mit einer Predigt vom Passahlamm. Ein ephesinischer Autor hätte wohl anders geschrieben. — Im selben Kapitel 1, 45 läßt der Verfasser den Philippus sprechen: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben. Dieser scheinbar unnötige Zusatz ist denn doch nicht am Ende des zweiten Jahrhunderts in Ephesus gemacht worden, sondern weist auf jüdischen Ursprung.

4, 5 u. 6. „Jesus kam zu dem Brunnen, welchen Jakob seinem Sohne Joseph gab." So legten die Rabbiner Gen. 48, 22 aus: „Ich habe dir ein Stück Land gegeben, das ich mit meinem Schwert und Bogen aus der Hand der Amoriter genommen habe." Jedenfalls ist es nicht begreiflich, warum diese Stelle nicht auf einen Autor lenkt, der nicht nur genau mit dem Rabbinismus bekannt war, sondern dem es auch um historische Genauigkeit zu thun war. Diese Bekanntschaft verrät aber das vierte Kapitel. „Die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern." In dem Talmudischen Traktat Megillah 3 steht: „Möge mein Auge nie auf einem Samariter ruhen;" „möge ich nie in Gemeinschaft kommen mit einem Samariter." In Schebuoth 7, 10 steht: „Mit einem Samariter essen ist schlimmer denn Schweinefleisch essen." Ein anderer Rabbi gibt eine Darstellung des Kampfes zwischen den Samaritern und Esra und Nehemia und erklärt: „Kein Proselyt darf von ihnen aufgenommen werden, kein Samariter hat teil an der Auferstehung." Diese Feindschaft von Jahrhunderten war im Abnehmen zur Zeit Jesu. Ein besseres Verhältnis fing an sich anzubahnen. Das Fleich der Samariter wurde für rein erklärt und alle ihre Speisen für recht nach dem Gesetz. Ein Jude konnte, ohne sich zu versündigen, sich von der Hand eines Samariters Brot geben lassen. Was im Jahrhundert vor und Jahrhundert nach Christus unmöglich war, konnte zur Zeit Jesu geschehen, ein Jude durfte essen mit Samaritern.

Schwierig ist die Frage, ob der ephesinische Christ am Ende des zweiten Jahrhunderts mit dieser speziellen Geschichte der Samariter bekannt war; dagegen erklärt sich alles, sobald man Johannes als Verfasser annimmt; er war möglicherweise Zeuge der ganzen Unterredung; denn es werden nicht alle Jünger in die Stadt gegangen sein, Speise zu kaufen und den Herrn allein warten gelassen haben. Hiermit in Verbindung steht auch ein Hebraismus: „Rabbi iß!"

Am Schlusse desselben 4. Kapitels kommt unsere höhere Kritik auch in eine Enggasse. Der Königische bei Johannes und der Hauptmann bei Matthäus soll ein und dieselbe Person sein. Nun wäre aber noch zu erklären: Weshalb das „jüdische" Evangelium Matth. den Hauptmann einen Heiden und das „antijüdische" ephesinische vierte Evangelium den Königischen einen Juden sein läßt. So gehen alle die schönen Theorien der Hyperkritik in die Brüche, sobald man sie näher ansieht.

Eine wichtige Stelle bildet Jesu Wort (6, 27): „Wirket Speise — — die da bleibet — welche euch des Menschen Sohn geben wird,

denn denselbigen hat Gott der Vater versiegelt." Hier haben wir einen Hebraismus. Nur dadurch lassen sich die gerade hier sonst unverständlichen Worte erklären. Dieser Ausdruck „versiegeln" war bei den Rabbinern etwas Gewöhnliches. Das Siegel Gottes war nach ihnen die Wahrheit אמת; die drei Buchstaben, aus welchen im Hebräischen unser Wort bestand, sind der respektive erste, mittlere und letzte des hebräischen Alphabets. Jesus sagt also: „Um das wahrhaftige Brot, kommt zu mir, denn der Vater hat mir das Siegel der Wahrheit aufgedrückt." So hat wohl ein Johannes geschrieben, aber in Ephesus schrieb man am Ende des zweiten Jahrhunderts anders; und großartige gelehrte Untersuchungen war ihre Sache auch nicht damals. — Auf jüdischen Ursprung geht ebenso bestimmt 7, 16—19. Dort beansprucht der Herr für seine Lehre göttlichen Ursprung; darauf drohen ihn die Juden zu töten. Nun kommt das Argument des Herrn. „Anerkanntermaßen hat Gott durch Mose uns das Gesetz gegeben und doch bricht jeglicher von euch Gottes Gesetz; denn wollt ihr mich nicht töten ohne Recht und Ordnung? Diese Doppelfrage stellt genau die jüdische Art der Beweisführung dar, hinter welcher dann die furchtbare Wahrheit stand, daß die Herzen, welche so wenig nach Gottes Willen verlangten, auch unfähig seien, seine Lehre als Gottes Lehre zu verstehen. Diese eben angeführten Stellen sind überwältigendes Zeugnis für eine Abfassung, deren Wurzel in Palästina zu suchen ist; so schreibt kein Grieche, so schrieb auch Baurs ephesinischer Christ nicht.

Im vierten Evangelium wird die Halle Salomos genannt als Ort, wo der Herr lehrte. Weder die Mischna noch Josephus kennen diese Halle. Ein Fälscher hätte dann doch einen bekannten Ort genannt. Andere Hebraismen sind z. B. die Fragen: „Seid ihr auch verführt? Glaubt auch ein Oberster — an ihn?" Das Volk, „das nichts vom Gesetz weiß, sei verflucht." So spricht allein der gesetzeskundige Rabbi, einer jener stolzen Weisen, deren Schriften Gott sogar studiert. Es ließen sich solche Stellen leicht vermehren, z. B.: 8, 13; 10, 18.

Für jeden Sachkundigen, welcher ohne Vorurteile das Evangelium prüft, ist es notwendig, den Autor unter den Juden zu suchen. (Vgl. das ausgezeichnete Werk: Edersheim, Life and Times of Christ, 2 Vol. Oxford, London, New York.) — Diese innern Merkmale sind vom größten Gewicht zur Entscheidung über die Frage nach der Echtheit des vierten Evangeliums. Wollen wir wissen, wie im zweiten Jahrhundert Evangelien gemacht wurden, so finden wir eine Probe in 7, 53—8, 11. Diese Stelle ist nicht von Johannes, sie ist verschieden in der Sprache vom übrigen Evangelium; sie fehlt auch in mehr wie 50 Handschriften, darunter Sin. Alex. Vat. Lachmann, Tischendorf und Hart haben sie gestrichen. (Vgl. Reuß, Geschichte hl. Schr., N. Test. § 241, 6. Aufl.) Es soll damit nicht gesagt sein, daß ein ähnliches Vorkommnis im Leben Jesu nicht stattfand. Vielmehr enthält die Geschichte wahrscheinlich einen Kern von Wahrheit. Dieselbe hat aber

unmöglich auf die geschilderte Weise sich abgespielt. Hier ist alles unjüdisch. Daß Schriftgelehrte und Pharisäer ein Weib im Akt des Ehebruchs aufgegriffen und sofort, wie es scheint, sogar ohne Zeugen zum Herrn geführt haben, ist gegen alle damalige Ordnung. Ganz gewiß haben sie das Weib nicht in den Tempel geführt; auch haben sie soviel vom Gesetz gekannt, daß sie nicht dieselbe zum Tod durch Steinigen anstatt Erwürgen verurteilt sehen wollten. Das haben alttestamentliche Bureaukratisten doch mehr nach Gesetz, Ordnung und Prezedenz angefangen. Hier mögen die Kritiker im Recht sein mit dem ephesinischen Verfasser. Diese Stelle mag er ja geschrieben haben, wie ihr hohes Alter sich ja nicht bestreiten läßt. Das übrige des Buches aber hat ein Augenzeuge, ein Kenner jüdischer Gesetze und Orte und rabbinischer Gelehrsamkeit verfaßt.

Doch kommen wir der Streitfrage hier näher. Unsere Kritiker können trotz ihrer sonst so merkwürdigen Kombinationsgabe das vierte Evangelium nicht vereinigen mit den Berichten der Synoptiker, sowohl in Beziehung auf die Lehre wie auch auf das Leben des Herrn. Ein Unterschied in den Berichten ist ja auch für den oberflächlichsten Leser ohne Schwierigkeit zu erkennen. Man hat schon gesagt, das vierte Evangelium sei eine Dogmatik und keine Geschichtsschreibung. Der Bericht geht von metaphysischen Thatsachen aus, um die geschichtlichen zu begreifen, und die innere Erfahrung ist sein Ziel und Grundton; dabei wird allerdings wie bei den Dogmatikern an geschichtliche Thatsachen angeknüpft und auf diesen weitergebaut. Ohne Zweifel hatte jeder einzelne Evangelist seine besondere Aufgabe. Bei den Synoptikern haben wir ein Leben Jesu, wie er in den Gemeinden lebte; bei Johannes, wie ihn der Jünger, den der Herr lieb hatte, schaute. Dort ein Leben vieler, hier eines. Kraft seiner individuellen Begabung und persönlichen Eigentümlichkeit faßt er einzelne Seiten des Lebens und Wesens allein auf. Es handelt sich aber nicht um Ersinnen neuer Geschichten, sondern einfach um Ergänzung. (Vergl. Ebrard „Joh." in Herzog u. Plitt, 2. Aufl.)

Zunächst sind Johannes die synoptischen Evangelien nicht unbekannt, er setzt sie sogar auch bei den Gemeinden und seinen Lesern als bekannt voraus. Obgleich er Jesu Geburt nicht erzählt, erwähnt er doch Joseph, den Zimmermann, als seinen Vater, Nazareth als seine Heimat. Für die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus bietet er ein Gegenstück in dem: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen." In beiden Berichten herrscht also derselbe Geist. — Er erwähnt nie die Taufe des Herrn, aber Johannes' Wort: „Ich sah den Geist auf ihn herabkommen gleich einer Taube" u. s. w., weist doch auf die synoptischen Berichte zurück; er spricht von „den Zwölfen" ohne eine weitere Erklärung dazu, von der Gefangenschaft Johannes des Täufers, überall in Bezug auf etwas Bekanntes (6, 67; 3, 24). Es fehlt bei ihm die Einsetzung der Taufe und des Abendmahls, und doch hat er beides, erstere im Gespräch mit Nikodemus, letzteres in der Rede zu Kapernaum.

Oft hat er nur einen Vers, wo die Synoptiker eine ganze Geschichte geben. Er erzählt nicht vom Kampf in Gethsemane, aber 18, 11: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat,“ setzt ihn voraus. Als charakteristisch, wie das vierte Evangelium Thatsachen erzählt, mag hier die Himmelfahrt stehen (20, 17). Dort spricht der Herr zu Maria: „Ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater — sage ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater.“ Weiteres über die Himmelfahrt erzählt der Evangelist nicht. So sehen wir, daß in Bezug auf das Leben Jesu die verschiedenen Berichte nicht unvereinbar sind.

Aber in betreff der Lehre, des Gegenstands des Glaubens, soll ja die Differenz womöglich noch größer sein. Unterschiede sind allerdings vorhanden; manches, das die Synoptiker kaum andeuten, nimmt hier viel Raum ein, z. B. der Tröster. Wenn vier Künstler einen Helden zeichnen, so werden ihre Schöpfungen verschieden ausfallen, aber dasselbe Gesicht wird doch jedes Porträt zeigen. So auch hier. Matthäus hat im Taufbefehl die Lehre von der Dreieinigkeit, Johannes dagegen im persönlichen Verhältnis des Menschen zum Vater, Sohn und Tröster. Der Sühnungstod Christi wird bei den Synoptikern mit einfachen, dürren Worten angegeben, bei Johannes klingt er mehr als Grundton fast durch viele umständliche Reden, namentlich die Abschiedsreden, hindurch. Selbst dieselben Bilder finden sich bei beiden. Joh. 3, 3. 5: die neue Geburt; Matth. 18, 3: umkehren und werden wie die Kinder; Joh. 4, 35: das Feld weiß zur Ernte; Matth. 9, 37: die Ernte ist groß. Matthäus erzählt, daß eine der Klagen der Juden gegen den Herrn die Rede vom Abbrechen des Tempels gewesen sei. Johannes gibt den Wortlaut der Rede selbst. Ohne Mühe ließe sich hier noch vieles aufzählen. Überall Anklänge, Erweiterung, Übereinstimmung, Ergänzung. Doch ein anderer Einwand soll noch berücksichtigt werden, sonst möchten wir uns der Parteilichkeit schuldig machen. Die Person und der Charakter Jesu selber soll bei Johannes ein anderer sein wie bei den Synoptikern. Er war Gottes Sohn, gezeugt vom Vater, heißt es bei den Synoptikern; der Logos war Gott; er wurde Fleisch, so bei Johannes. Er war Mensch mit menschlichen Bedürfnissen, steht in beiden Berichten. Es hieße Wasser ins Meer tragen, wollte ich Bibelstellen anführen. Über seiner Geistesarbeit vergißt er leibliche Bedürfnisse (Joh. 4; Mark. 3, 20). Bei den Synoptikern erinnert er an das Zeichen Jonas, hier an das Abbrechen und Aufbauen des Tempels in drei Tagen. Dort weist er die Jünger Johannes hin auf seine Werke; hier, 15, 24: „Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, so hätten sie keine Sünde.“ Bei Mark. 10, 21 weiß er, was im Menschen ist; hier, 4, 29, bekennt die Samariterin: „Sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich gethan habe.“ So sehen wir auch hier in der Verschiedenheit Übereinstimmung, in dem Mannigfachen Einheit. Freilich Johannes schaut tiefer wie die Synoptiker; die Alten haben zu seinem Symbol den Adler gewählt. Das Leben Jesu enthält für ihn

die Lösung der schwersten Probleme des Gedankens und Lebens. Die andern erzählen, **was** der Herr thut, Johannes, **wie** er es thut. Aber in beiden sind es dieselben Charakterzüge, aus welchen auch dieselben Thaten entsprießen. Die Lebensbeschreibungen, welche Xenophon und Plato von ihrem Lehrer Sokrates geben, bieten noch ganz andere Differenzen, als die Berichte der vier Evangelisten. Zeller, der fähigste Schüler Baurs, weiß es und er wendet alles an, um in seiner „Geschichte der Philosophie" sie doch zu vereinen.

Was also dort möglich ist, ist es nicht eines Versuches wert im Leben des Weisesten in der Geschichte? Wir leugnen die Differenzen nicht. Die Synoptiker beschreiben die Thätigkeit Jesu in Galiläa; Johannes die in Judäa. Diesem Plan entsprechend gibt nur Johannes das Wunder der Auferweckung des Lazarus. Stände nur das 11. Kapitel nicht da, dann, glaube ich, hätte unser Evangelium schon längst Gnade erhalten vor den Augen der gestrengen Kritik. Wir verstehen nun auch nicht, weshalb die Synoptiker über diese That schweigen, es sei denn, daß sie ihren Beruf einzig in der Berichterstattung der Vorgänge in Galiläa sahen.—Aber ein anderer Christus tritt uns hier nicht entgegen als bei ihnen. Er ist in beiden Berichten die Auferstehung und das Leben. — Weil nun das vierte Evangelium sich fast ausschließlich mit des Herrn Thaten in Judäa beschäftigt im Unterschied von den Synoptikern, so soll Johannes unecht sein. —

Lassen die verschiedenen Berichte hier nicht eine Vereinigung zu? Ist der Haß der Juden gegen den Herrn, wie die Synoptiker das schildern, erklärlich, ohne eine öftere Anwesenheit des Herrn in Jerusalem. Alle drei führen den Joseph von Arimathia an als einen Jünger des Herrn, er wohnte aber in Jerusalem, sonst hätte er schwerlich ein Grab dort gehabt. Lukas kennt auch die Freundschaft Jesu mit Maria und Martha zu Bethanien. Auch hören wir gleich bei seiner Auferstehung von einer ganzen Gemeinde, die in Jerusalem sich befand. Diese Erscheinungen lassen sich nur durch die Annahme erklären, daß Jesus öfter in Jerusalem anwesend war und sogar auf längere Zeit. Ebenso weist bei Matthäus und Lukas das Wort: „Jerusalem, Jerusalem, wie **oft** habe ich euch sammeln wollen" u.s.w., unwidersprechlich auf eine öftere Wirksamkeit in Jerusalem hin.

Für Leute mit Verstand und einem wissentlich ehrlichen Charakter ist es selbstverständlich, nach einer Prüfung der vier Evangelien, daß in betreff der judäischen Wirksamkeit unsere Synoptiker Raum genug lassen für den johanneischen Bericht. Auch hier ergänzen sie einander.

Auf eine Differenz müssen wir noch kommen, wir meinen die Berichte über das Datum, an welchem das letzte Mahl gefeiert wurde. Alle vier Evangelisten stimmen darin überein, daß Jesus am Freitag gestorben sei (Rüsttag) und am Abend zuvor das Abendmahl gefeiert habe. Die Synoptiker scheinen das Mahl auf den 14. Nisan oder nach jüdischer Rechnung auf den eben angebrochenen 15. Nisan zu verlegen, Johannes dagegen auf den 13. resp. 14. Nisan. Diese Differenzpunkte

werden besonders gegen unser Evangelium ins Feld geführt. Wir begreifen freilich nicht, wie man von hier ein Argument gegen Johannes als den Verfasser machen kann. Wie, ein Fälscher am Ende des zweiten Jahrhunderts wäre in solch einem wichtigen Punkt abgewichen von der als apostolisch geltenden Angabe über das Wichtigste im Leben des Herrn, sein Abschiedsmahl und Kreuzestod? Niemals! Nur ein Apostel, nur auf die allersicherste Autorität hin, konnte jemand sich eine Abweichung von der Tradition erlauben. Wie konnte ein anderer glauben, daß mit solcher Differenz seine Schrift Eingang finde und als apostolisch gelte. —

Die stärkste Opposition gegen die Echtheit gründet sich aber auf die philosophische Färbung, metaphysische Ausdrücke und vor allem die Logos-Idee unseres Evangeliums. Das beweise doch zu deutlich die Abhängigkeit von der neuplatonischen Schule, namentlich von Philo von Alexandrien. Allerdings, der Ausdruck Logos auf Gott angewandt, ist nicht originell, wir finden ihn nicht bloß bei Philo, sondern schon mit etwas anderer Bedeutung bei Plato; aber auch in den Sprüchen Salomos und der Weisheit, ja die Schechina im Pentateuch ist auch schon verwandt damit. Wo hat nun Johannes die Idee her? Möglicherweise von Philo; aber ebensogut kann Philo, der Jude, sie aus dem Alten Test. haben; er hat ja exegetische Werke über dasselbe geschrieben. Selbst die Rabbiner kannten die Vorstellung. Die „Memra" ist bei ihnen, was bei Philo der Logos ist. Angewandt auf Gott steht der Ausdruck „Memra" 176mal im Targum Onkelos, 99mal im Targ. Jerusal. und 321mal im Targ. Jonathan. Wenn Johannes es nötig hatte, diesen Begriff zu borgen, so fehlt es nirgends an Quellen. Hat er ihn geborgt? Die Frage läßt sich einfach nicht mit Gewißheit entscheiden, trotz „Zellers" Geschichte der Sokratischen Schule.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Wenn ab und zu einmal eine Notiz über eine besonders auffällige Art von Vergnügungen in einer Kirche durch die Tagesblätter geht, so gerät man leicht in Versuchung, entweder einer solchen Notiz als einer Einzelheit keinen Wert beizulegen, oder sie zu verallgemeinern und die Thatsache entweder der betr. Denomination oder dem modernen Kirchentum im allgemeinen zur Sünde anzurechnen; ein Verfahren, das für manche polemischen Zwecke recht brauchbar sein mag, aber sonst wertlos ist.

Um so bemerkenswerter ist eine Studie über kirchliche Unterhaltungen, die von Rev. W. Bayard Hale im „Forum" veröffentlicht ist. Derselbe hat ein ganzes Jahr alle ihm zugänglichen Angaben über dergleichen Veranstaltungen gesammelt. Ihre Zahl beträgt über zweihundert. Sie sind natürlich nur ein Bruchteil dessen, was selbst auf dem begrenzten Felde seiner Beobachtung vorgekommen ist, aber sie können doch als eine durchschnittliche Darstellung derartiger Vorgänge angesehen werden.

Zunächst wird ein Beispiel von der Anzeige dieser Unterhaltungen gegeben. Da sind zwei Zeitungsanzeigen. Die eine kündigt in pikanter Sprache

ein Schauspiel in "The Peoples" an; die andere in derselben Ausstattung ein solches in "The Howard." Der Anzeige nach muß es an dem ersteren Platz ein lustigeres Schauspiel gegeben haben als am zweiten. Dieser ist ein nur zu wohl bekanntes Varietetheater, während jener "The Peoples-Church" ist.

Ebenso wird eine unnachahmliche Aufführung eines Bostoner Theaters vom gleichen Rang auch in einer Kirche als Mittel benutzt, um einen Teil des Geldes für eine Orgel aufzubringen.

Eine Epiphanienkirche gab eine Darstellung des Mikado. „Es war" — so wird im Boston Herald berichtet — „nichts Gewichtiges in der Aufführung. Die Epiphanienkirche verstand es, den packenden Solos und den rauschenden Chören einen gewandten Schwung zu geben, der das Haus im Sturm nahm." Kurz: „Die Epiphanienkirche hat sich durch die Veranstaltung leichter Opern-Aufführung mit Ruhm gekrönt."

Es folgen dann noch Auszüge aus Zeitungsberichten über eine Armen-Gesellschaft in einer Kirche, wo selbst die bei dieser Gelegenheit verübten Dummheiten nicht etwa bloß geistige Ärmlichkeit verrieten, sondern den Stempel der abgeschmacktesten Geistlosigkeit trugen; über eine Darstellung von lebenden Bildern, bei welcher Ernstes und Lustiges, Religiöses und Frivoles in pikantester Mischung vorkam.

Am häufigsten und beliebtesten waren die weiblichen Neger-Minstrel Vorstellungen, die in protestantischen und katholischen Kirchen gegeben wurden. „Die meisten" — wird gesagt — „waren sehr geschickt angeordnet und ausgeführt mit scharfsinniger Anerkennung des Geschmackes des unterhaltungs- und vergnügungslustigen Publikums." So spielte bei einer solchen Gelegenheit „Miß Trilby Foote die erste Rolle in einer der lebhaftesten Schaustellungen, welche die alte Stadt (Melrose, Mass.) seit langen Jahren gesehen hatte. Ein nicht minder vergnüglicher Tanz, welcher folgte, dauerte bis morgens 2 Uhr."

Endlich wird noch von einer Kirche berichtet, die an einem Sonntag-Morgen anstatt des regelmäßigen Gottesdienstes eine Versteigerung von Bildern veranstaltete, in welcher der Pastor den Auktionator machte und den Kommuniontisch (es war eine Methodistenkirche) als Stand benutzte.

Auch ein monatliches Blatt, das im Interesse kirchlicher Vergnügungen herausgegeben wird, sorgt dafür, daß manche unterhaltende Neuigkeiten zur Kenntnis des ehrwürdigen Klerus kommen.

In den kleineren Städten sind die Suppers das stehende Aushilfsmittel der kirchlichen Gemeinschaften, zugleich dasjenige, gegen welches am wenigsten einzuwenden ist.

Der Zweck dieser kirchlichen Vergnügungen ist Geld. Man braucht Geld und sucht es auf jede mögliche Weise zu erlangen. Als Hauptgrund dieses Geldbedürfnisses wird von dem Verfasser des betr. Artikels die Zersplitterung der Christenheit in so viele Sekten angesehen, infolge deren viel mehr Gemeinden gebildet werden, als nötig sind und durch freiwillige Gaben erhalten werden können. Es mag das zum Teil richtig sein, aber sicher nicht in allen Fällen. Denn in der römischen Kirche, welche nicht unter der Konkurrenz anderer nahe verwandter Denominationen zu leiden hat, fehlt es so wenig an derartigen Mitteln, um Geld aufzubringen, wie anderswo.

Es wird ganz richtig darauf aufmerksam gemacht, daß diese modernen Methoden zum Besten der Kirche thätig zu sein, weder eine Parallele in der apostolischen Zeit haben, noch irgendwie zum Wesen der Kirche gehören. Es ist aber gewiß nicht richtig, daß diese Dinge den christlichen Kirchen nur durch äußere Umstände aufgezwungen seien. Wäre allein die Gemeinsamkeit und

Lebendigkeit des christlichen Glaubens, das, was die kirchlichen Gemeinschaften gebildet hat und zusammenhält, so könnten die äußeren Verhältnisse dieselbe niemals zu solchen Unternehmungen verlocken oder drängen. Es würde dann freilich auch weniger Zersplitterung unter der Christenheit sein, denn diese ist nicht aus dem Glauben, sondern aus andern Ursachen hervorgegangen.

Ein thatsächliches Aufgeben des Baptismus hat — nach einem Bericht der Ref. Kztg. — in einer Gemeinde der Disciple-Kirche, eines Zweiges der Baptisten in Cleveland, durch Gemeindebeschluß stattgefunden. In dieser Gemeinde „waren Differenzen wegen Aufnahme der Glieder in die Gemeinde entstanden. Der Vorstand der Kirche hatte nämlich beschlossen, Glieder in den Verband der Gemeinde aufzunehmen, auch wenn dieselben nicht nach der bei ihnen gebräuchlichen Form, durch Untertauchung, getauft wären. In der Gemeinde war dadurch eine Bewegung entstanden; am jüngsten Sonntag besprach der Pastor die Sache auf der Kanzel und gab eine Erklärung, weshalb der Vorstand so gehandelt habe. Die Gemeinde muß durch diese Darlegung überzeugt worden sein, daß dieses Verfahren richtig ist, denn sie beschloß in der darauffolgenden Gemeindeversammlung mit 53 gegen 5 Stimmen „in Zukunft gläubigen Männern und Frauen, welche mit ihnen in der Form der Taufe nicht übereinstimmen, nicht mehr die Thür zu verschließen, sondern vielmehr sie zu bitten, zu ihnen zu kommen und mit ihnen an der Erbauung des Reiches Jesu Christi zu helfen."

Die Ref. Kztg. macht dazu noch folgende Bemerkung: „In betreff wahrer Kirchenvereinigung ist das gewiß ein Schritt in der rechten Richtung. Die Gemeinde hört thatsächlich auf eine Sekte zu sein, indem sie erklärt, daß durch die äußere Form der Ausspruch des Apostels: „Eine Taufe" nicht beeinträchtigt wird. Thatsächlich sind die verschiedenen Baptistengemeinschaften durch die ausschließliche Forderung, Taufe durch Untertauchung, von allen christlichen Kirchen und Gemeinschaften abgesondert."

Der Gedanke ist freilich richtig, aber es ist doch höchst wahrscheinlich nicht die klar bewußte Anerkennung desselben allein der Grund gewesen, welcher die Gemeinde zu ihrer Handlungsweise veranlaßte. Die Aufgenommenen waren wahrscheinlich Leute, welche man als begehrenswerte Glieder der Kirche ansah, die sich aber eben im Bewußtsein davon, daß sie bereits wirkliche Christen seien, sich nicht noch einmal der Taufe unterziehen wollten; und so gab man dann im Interesse der Ausdehnung der Gemeinde eine gerade dieser Kirchengemeinschaft wesentliche Form preis, die man möglicher- und wahrscheinlicherweise in anderen Fällen entschieden betonen wird, wenn sie der Ausbreitung der eigenen Organisation dient.

Der preußische Oberkirchenrat hat den Aufforderungen der Führer der Konservativen in Preußen, den Pastoren die sozialpolitische Thätigkeit zu wehren (vgl. Januarheft, Seite 22 unter 5), mit beinahe kaiserlicher Plötzlichkeit entsprochen. Ob er durch dieses rasche Vorgehen glücklich und ganz wieder in seine alte Stellung, welche er in seinem Erlaß vom 20 Februar 1879 eingenommen hat, zurückgekommen ist, läßt sich allerdings nicht sicher sagen, da er erklärt, daß er im allgemeinen noch die im Jahre 1890 aufgestellten Gesichtspunkte festhalte.

Wir geben aus dem Erlaß folgende Stellen wieder: „Durch die mit den Herren Konsistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten gepflogenen Beratungen über die Beteiligung der Geistlichen unserer Landeskirche an sozialpolitischen Agitationen haben wir zu unserer Befriedigung die Überzeugung

gewonnen, daß in der Haltung der weitaus überwiegenden Mehrzahl unserer Geistlichen diejenige Besonnenheit nicht zu vermissen ist, deren Bewahrung die Würde des geistlichen Amtes erheischt, und welche für eine gedeihliche Ausübung des Pfarramts und den Frieden der Gemeinde erforderlich ist.

Einstimmig ist dabei jedoch zugleich von den Herren Konsistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten bezeugt worden, daß auch die Kreise der Geistlichen nicht unberührt geblieben sind von der das öffentliche Interesse beherrschenden sozialpolitischen Reformbewegung auf wirtschaftlichem Gebiete und daß die an einzelnen Stellen vorgekommenen Ausschreitungen einen gewissermaßen symptomatischen Charakter haben. Ebenso einstimmig ist der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß in geistlichen Kreisen die Neigung sich mehre, sich auch über die in der Zwecksphäre der Kirche liegenden Aufgaben, insbesondere über die ihr befohlene Beteiligung an Werken der christlichen Liebesthätigkeit hinaus an sozialen Bestrebungen zu beteiligen, insbesondere auch ihre Thätigkeit unter Hintansetzung ihrer pfarramtlichen Wirksamkeit der Erörterung volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Probleme zuzuwenden. Zugleich ist anerkannt, daß durch solche Thätigkeit die Vertrauensstellung der Geistlichen in ihren Gemeinden gefährdet werden könne; auch ist mehrseitig hervorgehoben, daß durch die hie und da überhandnehmende Neigung, namentlich jüngerer Geistlicher zu Reisen, um sich an Versammlungen, Kongressen, Kursen 2c. zu beteiligen, nicht allein die Zeit zu gewissenhafter Ausrichtung der seelsorgerlichen und sonstigen Amtspflichten geschmälert, sondern auch die innerliche Sammlug gehindert werde.

Daraus ergibt sich für die kirchenregimentlichen Organe auf allen Stufen die Pflicht, mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den hervortretenden bedenklichen Erscheinungen nachdrücklich entgegenzuwirken.

Es ist uns von besonderer Wichtigkeit, uns mit sämtlichen an den Beratungen beteiligt gewesenen Herren in dem Urteile zu begegnen, daß die Hauptursache der bedauerlichen Wahrnehmungen zu suchen ist in der jahrelang fortgeführten, schon bei Studierenden und Kandidaten einsetzenden Agitation, welche, begünstigt durch die weite Kreise beherrschende übertriebene Wertschätzung der irdischen Güter, bei manchen Geistlichen dazu geführt hat, ihr Interesse rein wirtschaftlichen, dem pfarramtlichen Berufe fernliegenden Gegenständen zuzuwenden und sich in einem der treuen Berufserfüllung zum Schaden gereichenden Maße am politischen und sozialen Parteileben zu beteiligen.

Um den schädlichen Einflüssen derartiger Agitationen entgegenzuwirken, wird es vornehmlich von Bedeutung sein, daß den Kandidaten während der auf die Studienzeit folgenden Vorbereitungszeit ausreichende Gelegenheit geboten wird, sich an der Hand erfahrener Leiter und Berater mit den Aufgaben des geistlichen Amtes in praktischer Arbeit vertraut zu machen und sich von dem Geiste der Selbstzucht und dienenden Liebe durchdringen zu lassen, welcher sie befähigt, den Gemeinden, zu deren Dienst sie demnächst berufen werden, treue Seelsorger und Führer zu sein. . . . . .

Mit den Herren Teilnehmern an der Konferenz erscheint es auch uns unerläßlich, daß die Herren Generalsuperintendenten die Ephoren ihres Bezirks von Zeit zu Zeit um sich versammeln, um in gemeinsamem Austausch der Erfahrungen die Richtlinien festzustellen, welche für die Haltung der Geistlichen gegenüber der sozialen Bewegung maßgebend sein müssen. Wir können der in der Konferenz einmütig ausgesprochenen Ansicht durchaus bei-

pflichten, daß in einer derartigen im allgemeinen kirchlichen Interesse längst als notwendig erkannten Einrichtung auch das geeignete Mittel zu finden sein wird, um den aus der allgemeinen Lage der öffentlichen Verhältnisse für die Kirche drohenden Gefahren vorzubeugen.

Wenn endlich in der Konferenz dem Wunsche Ausdruck gegeben ist, es möge eine erneute Kundgebung unsererseits erfolgen, welche den Geistlichen in ihrer Amtswirksamkeit als Richtlinie bezüglich ihrer Stellung in der unruhigen Bewegung des öffentlichen Lebens dienen könne, so entnehmen wir daraus den Anlaß, auf unsern Erlaß an die Geistlichen und Gemeindekirchenräte vom 20. Februar 1879 (Kirchl. Ges.- und Verordn.-Bl. S. 25) und auf unser Rundschreiben an die Geistlichen vom 17. April 1890 zurückzuverweisen. Wir halten an den dort entwickelten Gesichtspunkten im allgemeinen fest. Nur insofern bedürfen nach den inmittelst gewonnenen Erfahrungen die im Jahre 1890 erteilten Weisungen einer Einschränkung, als wir damals die Hoffnung hegen durften, daß eine unmittelbare Beteiligung der Geistlichen an sozialpolitischen Versammlungen, verbunden mit Rede und Gegenrede, dazu beitragen werde, Vorurteile zu zerstreuen und einer friedlichen Fortentwicklung Raum zu schaffen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser Erfolg nur in seltenen Fällen erreicht ist. Die Geistlichen sind häufig nicht imstande gewesen, einer sich tumultuarisch geltend machenden Agitation Herr zu werden und gegenüber der Parteileidenschaft ihre Person, sowie die Würde des geistlichen Amtes vor kompromittierenden Angriffen zu bewahren. Sie haben auch der Versuchung unbesonnener Parteinahme für die Forderungen einer einzelnen Bevölkerungsklasse nicht immer widerstehen können. . . . . .

Jeder Versuch des Geistlichen, maßgebend und insbesondere außerhalb seines Amtsbereichs auf die dem kirchlichen Gebiete fremden öffentlichen Angelegenheiten einzuwirken, noch mehr jede Parteinahme für die Forderungen des einen oder anderen Standes der einen oder anderen Gesellschaftsklasse muß das Ansehen des Geistlichen bei den anderen Gemeindegliedern schädigen, während er zur Erfüllung seines Berufes des Vertrauens aller Gemeindeglieder bedarf.

Gelingt es den Geistlichen, durch treue, den einzelnen nachgehende Seelsorge, durch liebevolle Bewahrung der Jugend, sonderlich der konfirmierten Jugend, durch Ausgestaltung einer alle Hilfsbedürftigen umfassenden Gemeindepflege, unter Umständen auch durch Pflege einer die verschiedenen Kreise der Gemeinde verbindenden edlen Geselligkeit bei den begüterten Klassen den Gewissen einzuprägen, daß Reichtum, Bildung und Ansehen nur anvertraute Güter sind, welche sie zum Besten ihrer Mitmenschen zu verwalten haben, die unter dem Druck des Lebens stehenden Klassen aber zu überzeugen, daß Wohlfahrt und Zufriedenheit auf gläubiger Einfügung in Gottes Weltordnung und Weltregierung, auf tüchtiger ehrlicher Arbeit und Sparsamkeit, sowie auf gewissenhafter Fürsorge für das heranwachsende Geschlecht beruhen, daß dagegen Neid und Gelüste nach des Nächsten Gut dem göttlichen Gebot zuwider sind, so tragen dieselben viel zur Hebung der sozialen Notstände und zur Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Reichen und Armen bei.

Aus dem Umstande, daß die vorstehend entwickelte Auffassung über die Aufgabe der Kirche gegenüber den sozialen Zeitströmungen von allen Teilnehmern der Konferenz geteilt wird, entnehmen wir die Hoffnung, daß sie nicht allein bei allen kirchenregimentlichen Organen Zustimmung, sondern auch in kirchlichen Kreisen, bei Geistlichen wie bei Laien, Widerhall finden wird.

Hiernach glauben wir uns auch der Erwartung hingeben zu dürfen, daß Ausschreitungen, durch welche das kirchliche Leben und der Frieden der Gemeinden gestört werden können, fortan nicht zu beklagen sein werden und den kirchlichen Behörden die Notwendigkeit erspart bleibt, von den Mitteln der Disziplin Gebrauch zu machen. . . . . ."

Zunächst drängt sich die Frage auf: Woher dieser Angriff auf die Christlich-Sozialen von seiten der Politisch-Konservativen der Regierung und der Kirchenbehörde?

Was die letztere betrifft, so ist sie mit ihrem Erlaß nur wieder auf ihre traditionelle Bahn zurückgekommen. Das Rundschreiben von 1890, in welchem die Geistlichen auf ihre Aufgabe im öffentlichen Leben hingewiesen wurden, war durch das Vorgehen des Kaisers mit sozialen Reformen dem Oberkirchenrat gewissermaßen abgenötigt. Aber bedenklich und zurückhaltend ist der Oberkirchenrat in dieser Hinsicht immer gewesen, er hat dem evangelisch-sozialen Kongreß niemals sein Wohlwollen zugewendet und auch sonst die sozial-reformerische Thätigkeit der Geistlichen in keiner Weise begünstigt.

Die Regierung hatte als Frucht der Sozialreform, soweit sie ausgeführt war, Dankbarkeit, Befriedigung und Patriotismus von seiten der Arbeiter erwartet. Sie fand in der sozialdemokratischen Presse das Gegenteil von allem. So schlug die Stimmung an der höchsten Stelle um, und diejenigen Kreise, welche der Sozialreform überhaupt abgeneigt waren, wußten diesen Umschlag gegen alle Reformbestrebungen, auch die christlich-sozialen, geschickt auszunutzen, um so mehr als es an einzelnen Mißgriffen, Übergriffen und Taktlosigkeiten nicht gefehlt hatte.

Was endlich die konservative Partei anbetrifft, so hatte sich diese, da sie ihrer großen Mehrheit nach weder der Großindustrie noch der Börse angehört, die Bundesgenossenschaft der Christlich-Sozialen bei den Wahlen recht gern gefallen lassen und dieselbe nach Kräften benutzt, solange sie nur für die Forderungen der Industriearbeiter und Beschränkung der Börse eintraten. Als aber namentlich die sog. Jungen unter den Christlich-Sozialen die Landarbeiterfrage zur Sprache brachten und in der „Hilfe" energisch für dieselbe eintraten, da war es mit der Bundesgenossenschaft der Konservativen vorbei, und die „Jungen" wurden von der Konservativen Korrespondenz aufs schärfste angegriffen. Zugleich aber suchte man die Gegner, von denen man wußte, daß sie geteilt waren, zu sprengen, indem man zwischen einem konservativen christlichen Sozialismus, den man anerkenne, und einem revolutionären, den man bekämpfe, unterschied.

Wie sich die Dinge gestalten werden, läßt sich im Augenblick noch nicht sagen, da Nachrichten darüber, wie Stöcker, der Führer der Rechten der Christlich-Sozialen, sich zu stellen gedenkt, noch nicht vorliegen und man auch nicht wissen kann, ob er in der neuen Stellung seine alten Anhänger um sich zu sammeln imstande sein wird.

Bei der vorsichtigen Sprache des oberkirchenrätlichen Erlasses drängt sich als zweites die Frage auf: Wie ist der Erlaß auszulegen? Die Nordd. Allg. Ztg. thut dies mit der Rücksichtslosigkeit und Kurzsichtigkeit eines Polizeidieners, wenn sie sagt: „Hier ist der Unterschied zwischen christlicher Liebesthätigkeit und politischer Agitation auf vorwiegend sozialem Gebiet klipp und klar amtlich festgestellt. Der Kardinalpunkt, über den das theologische Demogogentum seit Jahren mit aller Geflissentlichkeit Täuschung zu verbreiten suchte, daß nämlich die sozialpolitische Bethätigung jenseits der Zwecksphäre der Kirche liegt, ist ein für allemal mit amtlicher Autorität klargestellt.

Damit ist auch die Frage, ob es im preußischen Staate, in der preußischen Monarchie neben der Politik des Königs noch eine besondere Pastorenpolitik geben könne, endgültig verneint. . . . . . Der Erlaß sagt in dieser Hinsicht: Die Tausende, die der in ein christliches Mäntelchen gehüllten sozial-revolutionären Agitation bereitwillig die Gefolgschaft stellten, thaten dies weitaus überwiegend nur, weil die Demagogen mit jenen deutbaren Anspielungen, in denen sie Meister zu sein pflegen, an eine geheime Begünstigung von oben glauben zu machen verstanden. Das vorliegende Dokument vom 16. Dez. 1895 muß in dieser Hinsicht alle Unklarheit und Zweifel zerstreuen."

Viel rücksichtsvoller und besonnener spricht sich die M. Allg. Zts. aus. Sie sagt:

„Man wird an dieser bedeutsamen Kundgebung vor allem anzuerkennen haben, daß sie nicht daran denkt, an der Lauterkeit der Motive der Geistlichen zu zweifeln, die geglaubt haben und heute noch glauben, sich in die vorderste Reihe der sozialpolitischen Kämpfer stellen zu müssen. Diese Motive sind in der That kaum anfechtbar. Unter allen Vorwürfen, die man der Kirche und den Geistlichen machen kann, ist der schlimmste sicherlich der, daß sie es aus Rücksichten menschlicher und irdischer Art prinzipiell mit den ‚Gebildeten und Besitzenden hielten' oder sich gar dazu brauchen ließen, die ‚Mühseligen und Beladenen' im egoistischen Interesse der erstern demütig und gefügig zu erhalten. Wenn also in manchen jungen Theologen der Eifer, vor allem diesen bösen Schein zu zerstören und das Vertrauen der untern Schichten der Bevölkerung für ihre Kreise und ihr Werk wiederzugewinnen, vielleicht etwas übermächtig zu Tage tritt, so hat man das sittlich zu respektieren. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß es für jeden bequemer und äußerlich wohl auch lohnender wäre, die ausgetretenen Pfade der kirchlichen Amtsführung weiter zu gehen, als sich in den heißen Kampf der Zeit zu stürzen, in dem wenig Anerkennung und Gewinn zu holen ist. Aber es versteht sich auch von selbst, daß dieser Gesichtspunkt für die Beurteilung der sozialpolitischen Thätigkeit der Geistlichen nicht allein maßgebend sein kann. Es fragt sich vielmehr, einmal, ob die Geistlichen etwa ihrem Bildungsgange nach in hervorragender Weise sich berufen fühlen dürfen, an der Verwirklichung der sozialpolitischen Ideen unsrer Zeit aktiv und unmittelbar mitzuwirken, und dann, ob sich eine solche Wirksamkeit mit den eigentümlichen Anforderungen ihres Berufs verträgt. Man wird bei der Beantwortung der ersten Frage nicht außer acht lassen dürfen, daß vor allem in der rednerischen Übung, die die Geistlichen vor der Mehrzahl der Beamten u. s. w. voraus haben, eine gewisse Versuchung nicht nur, sondern auch eine gewisse Befähigung für eine politische Thätigkeit liegt; trotzdem aber wird sie im ganzen zu verneinen sein, ebenso wie die zweite, und zwar aus Gründen, die zu entwickeln hier nicht der Ort ist, die aber in der Kundgebung des Oberkirchenrats wenigstens teilweise richtig angeführt oder angedeutet sind."

Eine Auslegung, die beiden Seiten gerecht zu werden sucht, wird in einem als offiziös angesehenen Artikel des Reichsboten gegeben, aus welchen wir folgende Bemerkungen herausheben:

„Der Erlaß des Oberkirchenrats wird offenbar vielfach mißverstanden. Wenn die liberale Presse meint, nun werde die ihnen so unbequeme Wirksamkeit der Geistlichen im Volksleben wieder stillgestellt und die Geistlichen lediglich auf die Kanzel, an das Krankenbett und Armenhaus verwiesen, so ist das ebenso falsch, als wenn Geistliche diesen Erlaß in pessimistischer Weise auffassen und meinen, es solle den Geistlichen auch die Beteiligung an den Arbeiterver-

einen und an der Behandlung der sozialen Fragen untersagt werden. Das ist aber unsers Erachtens keineswegs der Fall; denn der Erlaß betont ausdrücklich, daß er ‚an den im Erlaß vom 17. April '90 entwickelten Gesichtspunkten im allgemeinen festhalte.' Dieser Erlaß von 1890 betonte: ‚Sollen die Entfremdeten wieder lernen die Kirche zu suchen, so muß zuvörderst die Kirche die Entfremdeten suchen,' und es wurde deshalb die Bildung von Arbeitervereinen empfohlen. Nur die dort in Aussicht genommene Thätigkeit der Geistlichen in sozialdemokratischen Versammlungen bezeichnet der jetzige Erlaß als eine solche, die sich nicht bewährt hat. Das ist ja auch thatsächlich der Fall, und die Geistlichen haben überhaupt nur selten von dieser Thätigkeit in sozialdemokratischen Versammlungen Gebrauch gemacht, und seit längerer Zeit haben wir überhaupt nichts mehr davon gehört. Mit jenem Erlaß von 1890 hatte der Oberkirchenrat zugleich eine Ansprache an die Gemeinde veröffentlicht, die von den Kanzeln verlesen wurde, in der auf das von beiden Seiten verschuldete gespannte Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern hingewiesen und dann gesagt wurde: ‚unser geliebter Kaiser hat diese Schäden erkannt und bemüht sich, dieselben zu heilen. Auch die evangelische Kirche darf ihre Mitarbeit daran nicht versagen.' Das hat der neue Erlaß nicht widerrufen, sondern er richtet sich nur gegen die hervorgetretenen Mißgriffe und Einseitigkeiten, durch die einzelne Geistliche so sehr in die Bahnen der sozialen Agitation hineingezogen waren, daß es den Anschein gewann, als betrachteten sie sich mehr als soziale Agitatoren und stände ihnen ihr geistliches Amt nur noch in zweiter Linie....

„Wenn der Geistliche auch nicht dazu berufen ist, ein Vertreter irdischer Interessen zu sein, so kann er doch vieles thun, indem er dieselben in das rechte Licht stellt, falsche Vorstellungen und Erwartungen berichtigt und auf der andern Seite das Gewissen schärft und den guten Willen zur Hilfe anregt. Auch die christlich gesinnten Arbeiter sind eben Arbeiter und haben ihre Interessen so gut wie ihre Arbeitgeber, die sich zu Preisringen zusammenschließen, wollen dieselben auch zur Geltung bringen und bilden deshalb Vereine. Alle diese christlichen Arbeitervereine wenden sich an die Geistlichen um Unterstützung, Hilfe und Belebung ihrer Vereinsthätigkeit. Das dürfen die Geistlichen nicht zurückweisen, und das will auch der Erlaß nicht verbieten.... Denn das muß festgehalten werden: die kirchliche Arbeit darf nicht geschädigt werden, und das könnte auch am wenigsten der Wille einer kirchlichen Behörde sein. Gerade der Umstand, daß der Erlaß aus der Beratung sämtlicher Generalsuperintendenten hervorgegangen ist, bürgt doch wohl dafür, daß es sich lediglich darum handelt, die Geistlichen auf Gefahren der Verirrungen aufmerksam zu machen....

Dagegen greift das „Volk" den oberkirchenrätlichen Erlaß sehr scharf an: „Ja die Zeiten ändern sich! Vor sechzehn Jahren (Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats vom 20. Februar 1879) wurde den Geistlichen verboten, in Versammlungen zu gehen, und ihnen die innere Mission mit Ausschluß jeder öffentlichen sozialen Wirksamkeit als Thätigkeitsfeld überwiesen. Vor fünf Jahren (Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats vom 17. April 1890) wurde ihnen empfohlen, in Versammlungen mit den Arbeitern zu diskutieren und öffentliche Mission zu treiben. Und heute ist die Kirche wieder auf dem Standpunkt von 1879 angelangt! Von der öffentlichen Mission ist nicht mehr die Rede. Zur ‚Zwecksphäre der Kirche' wird ausdrücklich nur noch die ‚Beteiligung an Werken der christlichen Liebesthätigkeit' gerechnet. Die Teilnahme an sozialen Bestrebungen fällt nach Ansicht des Oberkirchenrats—wohlgemerkt

nach der des Oberkirchenrats von 1895! — außerhalb der ‚Zwecksphäre der Kirche‘. Ausdrücklich verworfen werden die Versuche, ‚die evangelische Kirche zum maßgebend mitwirkenden Faktor in den politischen und sozialen Tagesstreitigkeiten zu machen‘. Das bedeutet die denkbar schärfste Absage an die christliche Anschauung, daß alle Gebiete des öffentlichen Lebens vom Christentum zu durchdringen und zu beherrschen seien....

„Die Gründe, die der Evangelische Oberkirchenrat gegen die Teilnahme der Geistlichen an Volksversammlungen anführt, sind uns einfach unbegreiflich. Sollte der Oberkirchenrat von 1890 wirklich so unendlich naiv gewesen sein, daß er angenommen hat, das bloße Erscheinen der Geistlichen in den Versammlungen werde ihren Ideen überall zum widerstandslosen Siege verhelfen? In den Volksversammlungen geht es natürlich manchmal etwas stürmischer zu als in dem Beratungszimmer des Oberkirchenrats. Trotzdem ist es noch nicht für jedermann ausgemacht, daß alle Beschlüsse des Oberkirchenrats von vornherein dem Christentum mehr dienen als die Thätigkeit mancher Geistlichen in tumultuarischen Volksversammlungen. Übrigens möchten wir wohl wissen, welche häufige Fälle der Oberkirchenrat meint, wo es den Geistlichen nicht gelungen sein soll, der tumultuarischen Agitation Herr zu werden und die Würde des geistlichen Amtes vor kompromittierenden Angriffen zu bewahren. Uns, die wir doch auch einigermaßen mit der sozialen Thätigkeit der Geistlichen vertraut sind, ist von diesen häufigen Fällen nichts bekannt. Und selbst wenn dies zuträfe, seit wann werden denn Christen durch Angriffe kompromittiert? Wir sind bisher der Ansicht gewesen, daß nur das eigne sündige Thun die Menschen kompromittieren kann, und wenn wir uns recht besinnen, haben auch die Apostel, die Märtyrer und überhaupt die ersten Christen, sowie nach ihnen die Reformatoren sich weder Angriffen entzogen, weil sie dadurch kompromittiert zu werden glaubten, noch hat sie die Besorgnis vor tumultuarischer Agitation davon abgehalten, ihre Anschauungen überall hin auch oder vielmehr gerade in die feindlichsten Volksmassen hineinzutragen....“

Auch in England ist in letzter Zeit ein Streit über das Apostolikum entstanden, der aber etwas ganz anderes ist, als der Apostolikumsstreit in Deutschland war. Sein Ausgangspunkt war nicht die Theologie, sondern die Frage nach gemeinschaftlicher religiöser Erziehung der Jugend von seiten der Hochkirche und der Nonkonformisten. Merkwürdig ist jedenfalls der Umstand, daß die Kreise, in welchen man nach gewöhnlicher Anschauung — und wohl mit Recht — die größere Energie des religiösen Lebens vermutet, die Dissenter, als Gegner des Apostolikums auftreten. Der Anlaß zum Ausbruch des Streites war ein Vorschlag gewesen, den Hugh Price Hughes auf der letztjährigen Grindelwaldkonferenz (vgl. Th. Ztschr. 1893, Seite 31) gemacht hatte. Die beantragte Maßregel schien um so eher Aussicht auf Verwirklichung zu haben, als ihr Urheber zum Vorsitzenden für den nächsten Kongreß der englischen Freikirchen erwählt ist. Der Inhalt des Vorschlags war, daß die „Kirchenschulen“ der englischen Staatskirche in wirklich nationale Schulen verwandelt werden sollten ohne denominationelle Tendenzen, dafür aber die nonkonformistischen Kirchengemeinschaften ihre Zustimmung geben sollten, daß das Apostolikum in den staatlichen Schulen (Board Schools) gelehrt werde. Oder mit anderen Worten, der religiöse Lehrstoff solle in den Kirchenschulen auf Bibel und Apostolikum beschränkt werden, dagegen solle in den staatlichen Schulen zur Bibel noch das Apostolikum hinzugenommen werden.

Dieser Vorschlag hat nun nach keiner Seite hin eine entgegenkommende Aufnahme erfahren. Die Chron. d. Chr. W. berichtet darüber, „daß die

Church Times (hochkirchlich) vor der Annahme des Konkordats warnt mit dem Hinweis, daß man auf nonkonformistischer Seite mit dem Apostolikum bald genau so umspringen werde wie mit der Bibel. Eine Garantie der Einheit sei mit diesem Konkordat keineswegs gegeben. Ein Unitarierprediger habe offen ausgesprochen, daß er, wenn er wolle, jeden Artikel des Glaubensbekenntnisses in einem von dem angenommenen Sinne total verschiedenen Sinne erklären könne. Mit Genugthuung sei zu konstatieren, daß das gegenwärtige nicht-denominationale Schulsystem (der Dissenter) nicht stark genug sei, um auf lange Zeit hin christlichen Charakter zu bewahren. (Hughes hat nämlich geäußert, man sollte Unitariern, Atheisten, Agnostikern, Juden, Mohammedanern und Theosophisten zu wissen thun, daß die Majorität der Engländer für ihre Kinder eine ausdrücklich christliche Erziehung verlangt, daß jene Richtungen hinlänglich durch den Gewissensparagraphen (Conscience Clause) geschützt sind und sich nicht in ein großes nationales Erziehungssystem einmischen dürfen.)

Auf nonkonformistischer Seite hat sich die Christian World z. T. mit beißendem Hohn über dies Konkordat geäußert. Man fragt, woher denn Hughes das Recht nehme, im Namen der Nonkonformisten derartige Dinge auszusprechen. Dr. Horton, der selber sich zum Apostolikum bekennt und bei einer Gelegenheit seine Gemeinde aufgefordert hat, es in der Kirche gemeinsam zu recitieren, lehnt das Konkordat entschieden ab. Denn das Apostolikum, sagt er, ist gar nicht das, was die Sacerdotalisten (Staatskirche) wollen. „Das Apostolikum sagt nichts über Bischöfe und Sakramente. Es sagt nicht einmal, daß, wer diese Institutionen ablehnt, verdammt werden wird. Das ist aber eine von den Behauptungen des Sacerdotalismus, daß es außerhalb der bischöflichen Kirche und ohne bischöfliche Vermittlung der Sakramente kein verbürgtes Heil gibt. Wenn daher Mr. Hughes dargethan hat, daß die übergroße Mehrheit, vielleicht Neunzehntel der englischen Nonkonformisten, das Apostolikum annehmen, so hat er den Sacerdotalisten zwingenden Grund an die Hand gegeben, mit dem Lehren dieses Bekenntnisses in den Schulen nicht zufrieden zu sein.“ Ferner: wenn im Apostolikum Sätze stünden, die nicht aus der heiligen Schrift entnommen sind, so könnten ihrerseits die Nonkonformisten es nicht annehmen. Und wenn sich in der That jeder Artikel des Bekenntnisses aus der Schrift belegen läßt — wofür Dr. Horton eintritt —, dann sind ja die Sacerdotalisten nicht besser daran mit dem Apostolikum als mit der Bibel selbst! „Denn es kann nicht deutlich genug gesagt werden: was Romanisten und Anglikaner in den Schulen gelehrt haben wollen, ist ein Dogma — sie würden natürlich sagen: eine Wahrheit —, das in der Bibel nicht zu finden ist und nur mit gewaltsamer Exegese . . . in die Bibel hineingelesen werden kann.

Aber Horton hat noch andere Gründe zur Ablehnung. Erstens: das Apostolikum ist nicht das älteste. Es ist nicht deutlich nachweisbar vor dem achten Jahrhundert [!]. Es hat nichts von der Autorität und Würde des Nicänum; und unter den Kindern die in seinem Namen (The Apostles' Creed) enthaltene kühne Fiktion zu verbreiten, daß es von den Aposteln zusammengestellt sei, hieße schon die Quelle historischer Wahrheit in den Gemütern der Kleinen vergiften. Nein, wenn Mr. Hughes etwas zur Bibel hinzufügen will, warum schlägt er nicht die Didache oder „Lehre der zwölf Apostel“ vor, die, wenn auch nicht das Werk der Apostel, doch wenigstens die früheste Darlegung (statement) des Glaubens nach den apostolischen Zeiten ist. — Zweitens aber: es ist unsere Überzeugung, daß das Neue Testament die

Bildung eines (festen) Bekenntnisses gerade vermieden hat. Es widerspricht dem Geiste Christi und selbst dem Pauli, die Wahrheit in harte und feste Formen zu pressen. Die Bibel bekommt ihre besondere Macht und macht ihren einzigartigen Anspruch geltend als ein Religionsbuch für Schule und Kirche, weil sie den Gedanken, der dem Bekenntnismachen zu Grunde liegt, völlig abweist. . . Alle Bedürfnisse der Religion finden ihre Befriedigung im Neuen Testament, wie es ist. . . Als die Kirche das herrliche Bekenntnis von Nicäa formulierte, hatte sie sich schon weit von der Atmosphäre der Theologie des Neuen Testaments entfernt und von dem Geiste, der in den vier Evangelien lebt." — Aber selbst wenn die erwähnten Bedenken gegen das Bekenntnis nicht vorlägen, so würde doch die Rücksicht auf die nonkonformistischen Brüder, die sich das Apostolikum nicht aneignen können, die Annahme des Konkordats unmöglich machen. Denn es würde Nonkonformisten, die gegen die Tyrannei von Kirchenschulen kämpfen, schlecht anstehen, wollten sie ihrerseits, wenn nur ihr eigenes Gewissen beruhigt ist, gegen andere, z. B. Unitarier, Intoleranz üben. „Wer sind diese Unitarier, Agnostiker, Juden und Ungläubigen? Sie sind meine Brüder, die dieselben Rechte haben, wie ich selbst. Nach meiner Ansicht hat Christus viel zu viel Respekt für sie, viel zu viel Liebe für sie, als daß er sie wider ihren Willen zum Glauben zwingen wollte. Er würde nie die Maschine der öffentlichen Schulen dazu gebrauchen, um jemanden zur Rechtgläubigkeit zu zwingen. Ich glaube, der (Staats-) Pfarrer, der die kleinen Dorfkinder so lange schikaniert, bis sie glauben, daß es Sünde ist, mit ihren Eltern in die (Dissenter-) Kapelle zu gehen, ist unendlich viel weiter von Christus entfernt, als irgend ein ausgesprochener Ungläubiger. . . In Christi Namen und um seinetwillen lehne ich es ab, irgendwie ungerecht oder tyrannisch gegen Ungläubige zu handeln. Was gibt es, das sie mit größerer Wahrscheinlichkeit in ihrem Unglauben befestigen könnte?" — Horton spricht schließlich die Hoffnung aus, die Nachricht über Hughes' Konkordat sei unrichtig oder unvollständig berichtet, oder daß Hughes seine Ansichten ändern werde, sobald er aus der freien Alpenluft wieder „in das milieu zurückgekehrt sein wird, in dem wir leben."

In derselben Nummer der Christian World wendet sich ein andrer angesehener nonkonformistischer Theologe, Silvester Horne (Kensington), gegen das Apostolikum, insbesondere gegen die Sätze: Geboren von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle, die heilige katholische Kirche (Holy Catholic Church) und die Communion of Saints. Die beiden letzteren haben sich wieder und wieder als ausgezeichnete Pflöcke bewährt, an denen man sacerdotalistische und sakramentarianische Lehren hängen kann. Endlich: Auferstehung des Leibes (body). „Ich behaupte offen, daß nicht einer unter zehn vernünftigen Leuten sich findet, der dies Dogma glaubt, wie es dasteht. Dem Verständnis der Kinder muß es den Gedanken an die Hand geben, daß dieser materielle Leib wieder auferstehen wird. Wir sprechen uns scharf gegen jede derartige fleischliche Interpretation der Auferstehung aus. Wir würden verlangen, daß das Bekenntnis dahin geändert würde: ich glaube an die Auferstehung des Geistes — ehe wir zustimmen könnten, daß es gelehrt wird." — Er schließt damit, daß das Apostolikum „voll zweifelhafter Dogmen sei, von denen viele die schärfsten Spaltungen unter christlichen Theologen und Kirchenmännern in der Vergangenheit veranlaßt haben. Und diese zur geistigen Nahrung der Kleinen zu machen, würde ebenso grausam wie thöricht sein."

Eng verbunden mit diesem Streit ist der Streit gegen die Absichten des Lord Salisbury, die vereinigten Forderungen der angli-

kanischen und römischen Kirche zu gewähren, welche für ihre Kirchenschulen nicht bloß die „Raten" verlangen, die ihnen nach Maßgabe des bisherigen Gesetzes nach ihrer Schülerzahl zukommen, sondern an den Staat das Ansinnen stellen, die ganzen Gehälter ihrer Lehrer zu bezahlen.

Lord Salisbury machte einer Delegation von Wesleyanern gegenüber nicht den geringsten Hehl aus seiner Begünstigung der Absichten der Staatskirche. Das hat nun sämtliche Dissenters auf die Beine gebracht. Die Durchführung des Planes würde nämlich den beiden Kirchen, der römischen und anglikanischen, jährlich etwa $15,000,000 für Schulzwecke zuwenden. Die Nonkonformisten leisten deshalb mit ihrer kirchlichen und dem ihnen zur Verfügung stehenden Teil der weltlichen Presse den eifrigsten Widerstand. Sie stellen ganz richtig die Behauptung auf, daß jede staatliche Verwilligung für eine kirchliche Schule eine Unterstützung der Kirche ist, welcher die Schule gehört. Lord Salisbury wird der Vorwurf gemacht, daß er in der ganzen Angelegenheit nicht als Staatsminister, sondern als Kirchenmann handle und rede, er verhalte sich nicht als Staatsbeamter, sondern als Anwalt der Erzbischöfe.

Die ganze beabsichtigte Maßregel wird als eine neue Uniformitätsakte bezeichnet, der gegenüber sich naturgemäß eine neue Art von Nonkonformismus bilden würde. Keine Regierung, die von dem Willen des Volkes abhängig sei, könne auf die Dauer ein Erziehungssystem durchführen, welches innerhalb der Gesellschaft fortwährenden Zwist hervorrufe. Je mehr aber dieser Zwist auf religiösen Ursachen beruhe, desto weniger könne man ihn dadurch beendigen, daß man mit Hilfe von Staatsgeldern einer Denomination die Übermacht zu verschaffen suche und ihr das ausschließliche Recht der Schule für ganze Landesteile verleihe. Je ausschließlicher deshalb der religiöse Charakter der Erziehung auf den Hilfsmitteln und Vorrechten beruhe, welche der Staat einer begünstigten Kirche verleihe, desto unsicherer sei die Dauer derselben. Denn je entschiedener die religiöse Überzeugung der Leute sei, die sich im Widerspruch mit der herrschenden Sekte befinden, desto unabweisbarer werde ihr Anspruch werden, daß der Staat der unerträglichen Ordnungswidrigkeit eines so verfassungswidrigen Monopols ein Ende mache.

Die Sicherheit für die Fortdauer der religiösen Erziehung liege in dem religiösen Leben des Volkes. Solange das Volk christlich sei, werde die Erziehung nicht heidnisch sein; sollte es aber je dem Unglauben zufallen, so könne keine Denomination die Erziehung religiös erhalten.

Die Übertritte von Katholiken zum Protestantismus mehren sich in Frankreich. In einer katholischen Gemeinde des Südens hat der Priester von seiner Kanzel erklärt, er sehe sich innerlich genötigt, zur evangelischen Kirche überzutreten. Fast die ganze Gemeinde ist ihm gefolgt. Trotz aller Bemühungen der Jesuiten ist es bis jetzt Rom nicht gelungen, jenen verlorenen Posten wieder zu behaupten. Vor einiger Zeit hat der genannte Priester, Jaques Bonhomme, auch in der Nähe seiner Gemeinde Vorträge gehalten. In Saint-Genis d'Hiersac versuchte es ein Sendbote der Jesuiten, ein Abt, die Versammlung zu stören und den früheren katholischen Priester lächerlich zu machen. Jaques Bonhomme erwiderte seinem Gegner mit solcher Schlagfertigkeit, daß die Versammlung ihm einstimmig Beifall gab und den anderen auspfiff. In Clermont-Ferrand sind durch die rastlose Arbeit von Pastor Delattre 50 katholische Familien evangelisch geworden und haben sich der dortigen freien Gemeinde angeschlossen. In Bourg de Bost sind ebenfalls kürzlich 50 Katholiken übergetreten.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., März 1896. No. 3.

Die Episteln von Oculi bis Ostern.

Von P. J. B. Jud.

I. Oculi. Epheser 5, 1—9.

Die ganze Epistel wendet sich an das christliche Bewußtsein der Epheser und gründet darauf die Forderung eines gottgemäßen Wandels.

V. 1 ist das Mittelglied zwischen dem letzten Verse des vierten Kapitels und dem zweiten des fünften. In 4, 32 ermahnte der Apostel zur Vergebung, gleichwie Gott ihnen ja auch vergeben habe. Da sie das erfahren haben, soll es ihnen selbstverständlich sein, daß sie Gott nachfolgen nicht nur in dieser einzelnen That, sondern in dem Grunde, der diese That hervorgebracht habe, in der Liebe. Mit dem Worte „Nachfolger" stachelt der Apostel den Nachahmungstrieb an, der uns allen innewohnt, und dem sich keiner ganz entziehen kann. (Vergleiche die Entwicklung des Kindes, die allgemeine Sitte, die Mode nicht nur in Kleidern, sondern in allen Lebensbeziehungen.) Dieser Trieb ist, wie alle uns eingeschaffenen Triebe, nicht an und für sich sündlich, sondern gut, ist aber verkehrt geworden durch die Gesamtrichtung des Menschen auf das Irdische und Oberflächliche, Eitle (Leere). Der Apostel gibt diesem Triebe darum das höchste und größte, aber dem Christen auch am nächsten liegende Objekt: Gott. Dieses Objekt ist dem Christen ja tief ins Bewußtsein gedrückt, da er aufgenommen ist in die Kindschaft Gottes, und darum muß es auch sein höchstes Ziel sein, ein liebes, gutes Kind zu sein.

V. 2. „Und" verbindet die Forderung von V. 1 mit derjenigen dieses Verses, und stellt diese als von selbst aus der andern hervorgehend dar. „Wandelt in der Liebe." 1. Wandelt im Bewußtsein der Liebe Gottes, die uns vergeben hat in Christo (4, 32). 2. Im Gefühle der Liebe zu dem Nächsten. Das erste ist die Wurzel, das zweite die Frucht. „Wandel" schließt alle Lebensbethätigungen des Menschen in sich, die der Apostel alle der Liebe unterstellt haben will. „Gleichwie" 2c. Der Eifer, seine Mahnung eindrücklich zu machen, drängt den Apostel, ein noch näherliegendes Objekt der Nachfolge hinzustellen, nämlich „Christum." Wir können Gottes Nachfolger nur in „Christo" sein, weil wir das ewige Wissen und Fühlen Gottes nicht aus Erfahrung

kennen, in Christo es uns aber menschlich nahegetreten ist. „Uns geliebet hat." Für alle Ewigkeit anbetungswürdige Thatsache! Wie beugst du uns Stolze in den Staub, wie erhebst du den Sünder in den Himmel. „Und sich selbst für uns dargegeben zur Gabe und Opfer." Darstellung der Liebe. Liebe ist Hingebung und setzt eben darum Selbstverleugnung voraus (Matth. 16, 24 und 25) und wird darum Leben und Seligkeit; denn alles Nursichselbstleben ist tot. Es gibt nur ein Leben in der Gemeinschaft, und wer es auf seine Person beschränken will, erstirbt. Mit dem Wörtchen: „für uns" setzt der Apostel die Stellvertretung Christi voraus, ohne daß er sie hier ausdrücklich lehren will. „Gabe." Jesus, der ewige Geber, hat sich zur Gabe machen lassen. Gott gab ihn uns, und er gab sich für uns, damit wir Gott etwas zu geben hätten, was ihm wohlgefällt. Durch den Glauben können wir nun Gott etwas geben, und diese Gabe befriedigt ihn. Wunderbares Spiel der ewigen Liebe! Scheint es doch fast, als ob Gott sich selbst betrügen wollte, nur um uns selig zu machen; und doch wieder nicht, denn wir sind angenehm gemacht in dem Geliebten! Aber was das für Anstrengung gekostet hat, zeigt uns das Wort „Opfer." „Gott zu einem süßen Geruch." Hier klingt der Erlösungsplan aus in die Harmonie, die in Ewigkeit forttönen wird.

V. 3. „Aber" leitet den Gegensatz ein zu der Forderung: Wandelt in der Liebe. „Hurerei" aber und alle „Unreinigkeit." Teuflischer Betrug und Affenbild der wahren Liebe. Obwohl diese Laster in der Welt fast den einzigen Begriff von Liebe bilden, sind sie doch die barste Selbstsucht. Daher wird es uns klar, daß der Apostel das andere größte Laster der Selbstsucht als gleichbedeutend anreiht, der „Geiz." Lasset nicht von euch gesagt sein, heißt: gebt niemand gerechten Anlaß, euch so etwas nachzusagen. „Wie den Heiligen zustehet." Heilige = Ausgesonderte nennt der Apostel die Christen, weil sie von denen ausgesondert sind, die gerichtet werden. Wer aber einmal von Gott ausgesondert ist, selig zu werden, der soll auch aus sich etwas Besonderes machen, wenn er nicht die Hoffnung verlieren will.

V. 4. „Schandbare Worte, Narrenteidinge und Scherz rc." sind die Eingangspforten zur Hurerei und Unfläterei und gehören deswegen mit zu dem von Gott verbannten und verdammten Haus. Nirgends ist die Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem enger als im Scherze. Gewiß verwirft der Apostel den guten Humor nicht, darum verbietet er hier auch nur den unziemlichen Scherz. Die Grenze zwischen dem Humor und dem unziemlichen Scherze gibt das vom heiligen Geiste geheiligte Gewissen. Mit „Danksagung" gibt der Apostel den Christen ein Gegenstück zu der obigen sündigen Unterhaltung der Welt und meint darum nicht die Danksagung im Gebete, sondern jene freudige Stimmung, die Gottes Gabe im täglichen Leben preist, auch vor den Menschen. Dazu müssen die Christen sich erziehen und gewöhnen. Diese Danksagung ist darum so unendlich nötig, weil sie wieder auf die eigene Stimmung zurückwirkt.

V. 5. „Erbe hat am Reiche Christi und Gottes," ein neuer Grund, die obengenannten Laster zu fliehen. Erbe am Reiche Christi erhalten wir zwar aus Gnaden und durch Christum; wer aber wieder in das heidnische Wesen zurücksinkt, verliert das Kleinod der himmlischen Berufung.

V. 6. Bei der vorigen Mahnung stellen sich vor des Apostels Auge die Verteidiger der heidnischen Laster, die mit allerlei Sophismen zu beweisen suchen, daß an diesen Lastern nichts so Schlimmes sei. (Es sei einmal die Natur, Gott habe den Menschen so geschaffen etc.) Auf solche Einwürfe geht der Apostel gar nicht ein, weil er weiß, das eigene Gewissen straft sie Lügen, sondern nennt sie nur vergebliche Worte, die nicht einmal das eigene Gewissen zu beruhigen, geschweige Gott umzustimmen vermögen. Destomehr wendet er sich an das Gewissen und sagt: um dieser Dinge willen kommt der Zorn Gottes über die Kinder des Unglaubens.

V. 7. Darum seid nicht ihre Mitgenossen. Nochmalige Warnung. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.

V. 8. „Denn ihr waret weiland Finsternis." Diese Dinge habt ihr ja mitgemacht und seid mitgelaufen. Befriedigt hat euch das nicht. Auch heute befriedigt die Sünde niemand, sondern macht elend und jammervoll. Diesen Zustand haben die Epheser mit der Bekehrung verlassen. Sie sind ein Licht geworden in dem Herrn. Licht ist das Bild klarer Erkenntnis und der Freude. Zu diesem Zustande gelangt man nur durch den Herrn.

V. 9. „Wandelt wie die Kinder des Lichtes." In der Finsternis wandelt man dahin und dorthin, um aus der Unruhe herauszukommen. (Du zerarbeitest dich in der Menge deiner Wege.) Wem aber das Licht der Gnade aufgegangen, der hat ja keine Unruhe mehr im Herzen; darum braucht er nicht mehr die Sünde, die ihm immer Ruhe verspricht und ihn ebenso täuscht. Dieses Licht kommt in die Herzen durch den zeugnisgebenden Geist. Wo aber dieser waltet, kommen andere Früchte zuwege. „Gütigkeit"=der milde Sinn, der dem Nächsten hilft. „Gerechtigkeit,"=ein gottgemäßes Leben. „Wahrheit"=Erkenntnis der Dinge, wie sie sind. Freiheit von Täuschung und Betrug.

Disposition.

Eingang. Es ist ein gewaltig ernstes Wort, welches Hebr. 12, 14 steht: Ohne Heiligung wird niemand den Herrn sehen. Wie einst ein Cherub mit flammendem Schwerte den Eingang ins Paradies, so wehrt dieses Wort jedem, der nicht in der Heiligung steht, den Eingang ins Himmelreich. Soll dieses Wort uns nicht antreiben zu fragen: Was ist die Heiligung? Was muß ich thun, daß ich sie erlange? Unser Katechismus weist der Heiligung die sechste Stellung an. Berufung und Erleuchtung, Buße, Glaube und Rechtfertigung gehen ihr voran. Und diese Stellung ist die rechte, nach ihrem eigenen inneren Wesen. Denn, was ist die Heiligung? Sie ist das Gnadenwerk des heiligen Geistes, wodurch das in der Rechtfertigung erlangte neue Leben den

ganzen Menschen nach seinem ganzen Wesen umgestaltet und erneuert. Wo also noch kein in der Rechtfertigung erlangtes neues Leben ist, ist die Heiligung eine Unmöglichkeit. Aber ebenso sicher ist es, daß wir das neue Leben wieder ertöten, wenn wir ihm nicht die Gelegenheit geben, unser Wesen umzugestalten und zu erneuern, also zu heiligen.

Die Heiligung unseres Lebens.

I. Ist eine unumgängliche Notwendigkeit.
   1. Eine ausdrückliche Forderung Gottes. V. 1, 2, 3, 4, 9; 1 Theff. 4, 3; Ebr. 12, 14 ꝛc.
   2. Sie wird weder durch den Gebrauch der Gnadenmittel noch durch innere Erfahrung entbehrlich gemacht.
      a) Nicht durch den Gebrauch der Gnadenmittel (die Epheser brauchten dieselben auch und doch die Mahnung). 1 Kor. 10, 1–5.
      b) Nicht durch andere Erfahrungen. V. 8; dennoch die Forderung.

II. Besteht in fortgesetzter Anstrengung und Kampf.
   1. Anstrengung:
      a) Gott in seiner Liebe zu erkennen und zu fühlen;
      b) sein ganzes Leben der Liebe unterzuordnen. V. 1 u. 2.
   2. Kampf:
      a) Die in der Rechtfertigung vergebene Sünde nicht wieder zur Herrschaft kommen zu lassen. V. 3 u. 4.
      b) Von vergeblichen Reden sich nicht täuschen zu lassen. V. 6.

III. Ist eine selige Möglichkeit.
   1. Denn unser Heil ist Christo, schon geschaffen. V. 2.
   2. Unsere Aufgabe, nur dieses Heil festzuhalten (bleibet in mir. Joh. 14, 4).
   3. Der heilige Geist ist bereit, uns zu heiligen. V. 9.

II. Lätare. Galater 4, 21—31.

In dieser Epistel haben wir eine meisterhafte Allegorie der wirklichen Geschichte. Das Allegorisieren ist sonst nicht Sache des Apostels. Sind doch der Römerbrief und der Galaterbrief meisterhafte logische Schlußfolgerungen. Aber der Apostel wird den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, damit er ihrer etliche gewinne. Darum scheut er sich nicht, sie auf dem Areopag zu Athen an den Altar des unbekannten Gottes und an die Worte ihrer Poeten zu erinnern. Hier hat er es aber mit Christen zu thun, die das Allegorisieren gewohnt waren. Darum stellt er sich auch auf ihren Boden und argumentiert nach ihrer Weise. Dabei fällt es ihm aber nicht ein, wie etwa die Swedenborgianer, den buchstäblichen Sinn der Geschichte zu leugnen. Wohl aber sind ihm auch scheinbar geschichtliche Zufälligkeiten unter der Leitung Gottes geschehen, und darum auch Lehren aus Gottes Munde.

V. 21. „Saget mir," die es hören, sollen so überzeugt werden, daß sie, wenn sie ehrlich sein wollen, nicht nur schweigen, sondern es bekennen müssen. Der Apostel hat recht. „Die ihr unter dem Gesetz sein wollt." „Gesetz" meint hier nicht nur den Dekalog, sondern das ganze Judentum, wie es im Laufe der Zeit geworden ist. „Sein wollt;" es waren also unter den Galatern Leute, die zwar die Botschaft des Evangeliums Christi angenommen hatten, aber das Judentum in seiner ganzen erstarrten Form, mit allen Zeremonien und Gebräuchen beibehalten wollten, und eben darum das Evangelium nur so weit annahmen, als es darin Platz hatte. Damit wäre das Evangelium eine vorübergehende Erscheinung geworden. Das geschichtlich Gewordene ist zwar eine lebenerhaltende Kraft, und wer sich von der Geschichte trennen will, was in Wirklichkeit gar nicht möglich ist, wird immer finden, daß er auf Sand baut. Aber umgekehrt: wer das Gewordene nur festhalten und sich nicht die Mühe nehmen will, der Geschichte nachzugehen, der wird geistig erstarren und zuletzt nur den Kadaver in der Hand haben. (Vergl. den Ruf: ich bin lutherisch oder ich bin reformiert.) Als ich einmal den Evang. Katechismus einführen wollte und nachgewiesen hatte, daß er dem Worte Gottes entspreche, antwortete mir ein Glied: Herr Pfarrer, es mag sein, daß Ihr Katechismus mit der Bibel übereinstimmt, und daß er besser ist als der bisherige, aber mein Vater und ich haben den gelernt und meine Kinder sollen denselben lernen. Das heißt unter dem Gesetze sein *wollen*. Und doch ist es ein Widerspruch in sich selber. Das, was man nun als einen Leichnam festhält, hat Leben gehabt und noch Leben, wenn man sich die Mühe nimmt, das göttlich Schöpferische darin zu erkennen; aber dann bekennt man den Geist und nicht die Worte, und jener bleibt sich immer gleich. Darum sagt auch der Apostel: „Habt ihr das Gesetz nicht gehöret." Es ist fern von mir, das Gesetz negieren zu wollen durch das Evangelium.

V. 22. „Abraham" war die große jüdische Autorität, der Mann von Gottes Gnaden. Etwas gegen den Abraham sagen, hieß seine besten Argumente bei den Juden unwirksam machen; umgekehrt, wer irgend eine Behauptung auf Abraham zurückführen konnte, wenn auch auf noch so schmalem Wege, der hatte gewonnen Spiel. Und ist nicht das Hängen an der Autorität auch heute noch das Ruheplätzchen aller Denkfaulen und Feigen? Denn unter dem Schatten eines großen Mannes scheint es am sichersten zu wandeln zu sein. Aber Gott hat dafür gesorgt, daß wir nicht auf Menschen, auch nicht auf die größten, bauen sollen und können, sondern selbst nach Licht und Leben trachten müssen. „Abraham hatte zwei Söhne." Auch Abraham war keine absolute Einheit. Wer aber irrtumslos ist, der muß auch eine absolute Einheit sein, darf nie sich widersprechen, weder im Worte noch im Wandel. Aber Abraham hatte zwei Söhne, einen von der Magd und einen von der Freien. Hier ist ein wunder Punkt.

V. 23. „Der von der Magd ist nach dem Fleisch geboren." Nicht die Glaubensstärke, sondern die Glaubensschwäche hat zur Zeugung

des Ismael geführt. Wollt ihr Juden, die ihr auf den Abraham schwört, etwa den Ismaeliten gleiche Rechte mit euch einräumen? Und das müßt ihr thun, wenn ihr den Menschen Abraham zur unbedingten Autorität macht. Und haben nicht alle Autoritäten (auch ein Luther ist nicht ausgenommen) zwei Seiten, eine menschliche und eine göttliche, eine glaubensschwache und eine glaubensstarke? Und sind nicht darum auch ihre Zeugungen doppelsinnig? Und reizt das nicht zur Prüfung von allem und dem Behalten des Besten? „Der von der Freien ist von der Verheißung geboren." Dieser Sohn kam, als der Abraham im Abraham erstorben war; als nur noch Gottes Wille und Gottes Gnade übrig blieb, als Abraham nach seiner und Sarahs Naturzustand nichts mehr hoffen konnte. Also ist hier nur noch Gnade und kein eigenes Thun mehr. Also schon bei Abraham dieselbe Gnade, die in Christo geoffenbart ist.

V. 24. „Die Worte bedeuten etwas." Nämlich Magd und Freie. Abraham meinte, als er mit der Hagar Kinder zeugte, auch freie Erben zu zeugen, dachte wohl, sein Glaube und sein Stand werde sie frei machen; aber Hagar gebar einen Sklaven. Alles gesetzliche Thun hat die Absicht, zur Freiheit und Ruhe zu kommen; aber was herauskommt ist Sklaverei, es fehlt dem Thun das Siegel des göttlichen Wohlgefallens. „Es sind zwei Testamente." Paulus spricht dem Gesetze nicht ab, daß es auch ein Bund mit Gott sei. Selbst ein Sklave in Abrahams Haus zu sein, war ein Glück gegenüber dem Leben in der Welt. Aber es reichte doch nicht weiter als zu einem geordneten Leben; nicht zur Ruhe und dem Frieden der Seele.

V. 25. „Denn Agar heißt in Arabien der Berg Sinai." Das ist ein Zwischengedanke, der dem Apostel eben einfiel, der zwar nicht notwendig zur Beweisführung ist, aber doch einen plötzlichen Lichtstrahl hineinwirft. Und bezeichnend ist der Name; denn das arabische Hadshar bezeichnet einen Stein. Und steinern ist das sinaitische Gesetz, solange es nicht vom Evangelium durchleuchtet ist. „Und langet bis zu Jerusalem, das zu dieser Zeit ist." Das Subjekt ist Hagar, nicht der Sinai; denn dieses wäre ja auch geographisch unrichtig, „denn Agar = Sinai" ist einfach eine Parenthese. Die Meinung ist also: Wie die Hagar zu ihrer Zeit das Testament, das zur Knechtschaft gebieret, repräsentiert, so auch das Jerusalem zu dieser Zeit als Träger knechtischen Thuns. Und es langt über Jerusalem hinaus bis zu allem toten knechtischen Kirchentum.

V. 26. „Aber das Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie." Dem knechtischen Jerusalem stellt Paulus das obere Jerusalem entgegen; denn droben ist nirgends Sklaverei, sondern volles Kindesrecht, darum aber freudiger Dienst, dem keine Abneigung des Herzens entgegensteht, und der keine Überwindung kostet. Es fällt auf, daß der Apostel dem Jerusalem dieser Zeit, also dem Judentume, hier nicht das Christentum entgegenstellt, sondern nach dem Gegensatze in den Himmel hinaufgreift. Aber das Christentum war eben seiner Zeit und ist zu

allen Zeiten auf Erden nur im Ideal rein vorhanden, und dieses ist nur droben verwirklicht. Hier unten ist es im großen und im kleinen und im ganzen und im einzelnen noch vermischt mit der Knechtschaft, wenn auch der Schwerpunkt auf der Seite der Freiheit ist. Aber diesen Schwerpunkt betont er, wenn er sagt: „Es ist unser aller Mutter."

V. 27. Schriftbeweis für die Mutterschaft.

V. 28. Schlußfolgerung: Darum seid nicht ihr, mit eurem gesetzlichen Wesen und dem starren Festhalten am Hergebrachten, der wirkliche Abrahams-Same, durch den alle Völker gesegnet werden sollen, sondern wir, die nicht mehr der tötende Buchstabe, sondern der Geist regiert.

V. 29. Weitere Schlußfolgerung: Zwei so entgegengesetzte Prinzipien können nicht ruhig nebeneinander bestehen, und zwar ist es die Gesetzlichkeit im oben beschriebenen Sinne, die Freiheit zu unterjochen sucht in der Gemeine und im einzelnen.

V. 30. Darum, willst du Frieden im Hause haben, so stoße die Magd mit ihrem Sohne hinaus, laß nicht den Ismael deiner eigenen Werke teilnehmen an dem himmlischen Erbe.

V. 31. Gleichsam die Doxologie der Epistel.

Disposition.

Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht.

I. Alles andre hilft dir nicht.

A. Auf andres bauten

a) die Galater. V. 21.

aa) Auf ein vermeintlich höheres Evangelium als das vom Glauben;—bb) auf die äußere Beobachtung des Gesetzes.

b) Viele unter uns. V. 25.

aa) Auf den Christennamen und Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche; — bb) auf den Unterricht; — cc) auf äußere Beobachtung christlicher Regeln.

B. Hilft nicht.

a) Half dem Abraham nicht, daß er seinem Glauben noch eine Stütze geben wollte durch die Zeugung Ismaels.

aa) Er wollte damit die Erfüllung der Verheißung ermöglichen, V. 22;—bb) aber es war Fleisch, V. 23;—cc) und er mußte doch zuletzt den Ismael austreiben. V. 30.

b) Half dem Ismael nichts, ein Sohn Abrahams zu sein. V. 22 u. 23.

aa) Er wollte nicht auf die Verheißung bauen, sondern trotzte auf sein Erstgeburtsrecht; — bb) darum mußte er hinaus. V. 30.

c) Hilft uns nicht.

aa) Es ist die Grundeigenschaft des Glaubens, daß er in der sichtbaren Welt keine Stütze haben darf. Hebr. 11, 1; Joh. 20, 29; 1 Petr. 1, 8; 2 Kor. 5. 7.—bb) Wo man ihn mit etwas anderem stützen will, hört er auf.

II. Suche Jesum und sein Licht, das hilft. V. 26—31.

A. So war es bei Abraham.

a) Er glaubte dem Herrn und rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. — b) Als er schwach geworden war im Glauben, kam die neue Verheißung und er erfaßte sie; das half. — c) Als Ismael und Hagar seinem Glauben im Wege war, trieb er sie aus; dann hatte er Ruhe.

B. So war es bei Isaak.

a) Er hatte kein Erstgeburtsrecht und erbte doch.—b) Er mußte sich selbst aufgeben (Opferung) und wurde dadurch der Sohn der Verheißung.

C. So ist es auch mit uns.

a) Wir sind der Verheißung Kinder und haben ein Recht an Jesum.—b) Solange wir nicht uns selbst aufgeben, so werden wir verfolgt von Ismael. V. 29.

D. Wenn wir aber uns selbst ganz aufgeben, so bekommen wir Ruhe. V. 31.

E. Und werden fruchtbar in guten Werken. V. 27.

III. Judica. Hebräer 9, 11—15.

V. 11. „Aber." Verbindungswort, das den Gegensatz einleitet. 1. Verbindungswort, denn durch Christum wurde nichts absolut Neues gebracht. Die Wurzeln sind schon in dem Alten Testament, ja in der Ewigkeit. Dagegen ist das Alte Testament nicht die Vollendung, sondern nur der Anfang, und darum das Neue Testament, obwohl eine Fortsetzung des alten, doch insofern ein Gegensatz, als die Form nun fallen muß, damit die Idee, der Inhalt, sich verwirklichen kann. „Christus." Gegensatz gegen den alttestamentlichen Hohenpriester. „Zukünftige Güter." Alles, was wir in der Ewigkeit genießen werden. „Ist gekommen." Der alttestamentliche Hohepriester hat ihn nur vorgebildet, darum muß nun das Bild weichen; denn er ist nun „Hoherpriester." Wie er aber selber unendlich höher ist als der alttestamentliche, so auch alles, was ihn umgibt, so auch die Stiftshütte. „Eine größere und vollkommenere Hütte." Die Stiftshütte war der Ort, wo der Gottesdienst gethan wurde, also die größere und vollkommenere Hütte auch der Ort, wo Jesus sein Werk vollbrachte und vollbringt, darum 1) sein Leib; 2) die Kirche, die ja auch sein Leib ist; 3) der Himmel, in dem er auf ewig sein Opfer geltend macht. 1 Joh. 2, 1. „Die nicht mit der Hand gemacht ist." Was mit der Hand gemacht ist, ist zeitlich und vergänglich.

V. 12. Wie er nicht in vergänglicher Hütte sein Werk thut, so auch nicht durch irdische Opfer, sondern durch sein eigen Blut. Das „Heilige" zu Gott selbst. Darum auch nur ein „einmaliges" Eingehen. Was oft kommen mußte, war jedesmal unvollkommen und unzureichend. Aber er hat „eine ewige Erlösung gefunden." Wenn die einmal gefunden war, so brauchte es keine Wiederholung, sonst wäre sie nicht

ewig gewesen. „Gefunden" deutet auf die Anstrengung und das vergebliche Suchen vor Christus hin.

V. 13. Böcke, Kälber, Kuh." Dem Menschen untergeordnete Geschöpfe. „Blut und Asche," sonst Dinge, die nicht reinigen, sondern besudeln; hatten doch die Kraft zu „heiligen," d. h. auszusondern, einen als zum Gottes Volk gehörig zu bezeichnen. „Heilig" ist der Gegensatz zu „gemein." Sünde ist allen gemein. (Vgl. Gemeinheit, womit wir gleich das Degradierende, Ausschließende bezeichnen.) Wer aber seine Zuflucht zu dem Opfern nahm, wurde doch dadurch „geheiligt," zum Volke Gottes gehörig betrachtet und damit als gereinigt angesehen.

V. 14. Hat jenes vor den Menschen zur Wiederaufnahme in die Gemeinschaft und vor Gott wenigstens zur Langmut und Duldung geholfen, „wie viel mehr das Blut Christi." Dieses deckt durch seinen Wert alle Werte auf Erden. Im A. T. konnte Gott nur die subjektive Willigkeit ansehen, aber hier ist auch der objektive Wert dargelegt. „Ohne allen Wandel" = makellos, untadelhaft. Luthers „ohne Wandel" ist aber treffend. Was alle unsere Opfer wertlos macht, ist ihr Wandel und Wechsel; sie sind nicht bedingungslos, nicht ganz, immer noch etwas Eigenes dabei. Wie ganz anders das Opfer Christi. Durch den „ewigen Geist" (πνεῦμα αἰώνιον). 1. Freier Willensentschluß, gegenüber den alttestamentlichen Opfern, die mußten und nicht anders konnten (Geist). 2. Alle deckend, denn es geschah durch den e w i g e n Geist, und darum ausreichend zur e w i g e n Erlösung (V. 12). „Gott geopfert." Das alles hat er Gott dargebracht, und darum reicht das Opfer unendlich weiter als jene Opfer. Es „reinigt die Gewissen." Das Gewissen ist der Abglanz der göttlichen Gerechtigkeit. Was in dieser geschehen ist, spiegelt sich wieder in unserem Gewissen; in diesem sind die „toten Werke" als unauslöschlicher Fleck vorhanden. Alles, was wir von unserem Thun Gott zu unserer Rechtfertigung darbringen wollen, erweist sich als totes Werk, das vor Gott stumm ist zu unserer Verteidigung. Tod ist der größte Gegensatz zu dem wahrhaftigen Gott, der das ewige Leben ist, fordert seine Abstoßung, d. h. die Verdammung, welche sich in unserm Gewissen wieder geltend macht. Aber das Opfer Christi räumt alle diese Flecken hinweg. „Zu dienen dem lebendigen Gott." Durch die Sünde ist uns Gott ein toter Gott geworden, der uns nicht hilft; durch die Rechtfertigung ist er uns wieder ein lebendiger Gott. Solange wir nicht gerechtfertigt sind, sind wir nicht fähig Gott zu dienen, weil alles Thun doch wieder nur ein Selbstdienst ist; aber auf Grund der Rechtfertigung können wir ihm dienen, weil wir nichts mehr für uns selber zu suchen haben, das ist uns ja alles geschenkt.

V. 15. Schlußfolgerung: Darum 1. ein neues Testament (gleich Bund) zwischen Mensch und Gott; 2. Christus allein der Mittler des neuen Testamentes und kein alttestamentliches Priestertum mehr; 3. darum für alle, die berufen sind, auch die, die unter dem ersten Bunde gesündigt haben, ein ewiges Erbe.

Disposition.

Eingang. O wie selig sind die Seelen (Lied 280). Von dieser Seligkeit spüren viele Christen nicht viel. Warum? Oft nicht das Vertrauen auf Jesum allein. Zu diesem Vertrauen treibt die heutige Epistel.

Wie fröhlich ein Christ sein kann, wenn er ganz auf Jesum vertraut.

I. Er hat einen vollkommenen Hohenpriester.
 A. Die selbstgemachten taugen nichts.
  1. Einen Hohenpriester sucht jeder.
   a) Einer im Lob der Welt, von der er meint, sie bringe seine guten Werke vor Gott.—b) Ein anderer im Eigenlobe, womit er sich beredet, er sei vor Gott gut genug.
  2. Diese Hohenpriester aber haben kein Recht, mit Gott zu unterhandeln.
   a) Gott hat sie nicht gesandt;—b) darum nimmt er sie auch nicht an; — c) und darum können sie auch kein Siegel göttlicher Beglaubigung aufweisen.
 B. Jesus ist ein vollkommener Hoherpriester.
  1. Er ist gekommen in Gottes Auftrag. Joh. 3, 16; Gal. 4, 4. (V. 13.)
  2. Er nimmt den tiefsten Anteil an unserem Elende.
  3. Er ist vollkommen befähigt und bevollmächtigt, uns zu befreien.
II. Er hat ein vollkommenes Opfer.
 1. Jedes andere Opfer reicht nur ein Stück Weges.
  a) Die alttestamentlichen Opfer zur leiblichen Reinigung; —
  b) Die Opfer der Selbstverleugnung:
   aa) Sie sind nicht wertlos (ein Trunk Wassers soll nicht unvergolten bleiben;) — bb) Aber zum Hauptziel führen sie nicht (Nachweis);—cc) Sie sind nie rein.
 2. Das Opfer Christi aber führt zum Ziel.
  a) Es kommt an Wert allen Sünden gleich (Gegensatz zu Kälbern 2c.). — b) Es ist ohne Wandel und wiegt darum alle Sünden auf. — c) Es ist durch den hl. Geist in Jesu dargebracht und darum ewig geltend.
III. Ein vollkommenes Erbe.
 1. Entlastung des Gewissens; — 2. Kraft zu neuem Leben; — 3. Sichere Hoffnung auf ein ewiges Erbe. V. 14.

Schluß: Wie ist mir denn, o Freund der Seelen (Lied 277, 6).

IV. Palmsonntag. Philipper 2, 5—11.

V. 5. „Ein jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war." Der Apostel hat es hier mit einer allgemeinen Christenpflicht zu thun, daher „ein jeglicher." Aber diese Pflicht faßt er in der vollen Tiefe und vollen Höhe. „Sei gesinnet," also nicht nur thun. Aus gutem

Sinne kommen gute Thaten. Aber noch lange nicht jede gute That weist auf einen guten Sinn zurück. „Wie Jesus Christus auch war": das höchste Vorbild, das es geben konnte.

V. 6. „Welcher—göttlicher Gestalt war." Sichere Behauptung von der Präexistenz Christi. Er hatte also die höchste Stellung im Himmel und auf Erden. „Hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein." Die Größe war bei ihm kein Raub, sondern sein eigentliches Eigentum. Aber er besaß diese Größe auch nicht als einen Raub. Denn bei dem Geraubten ist man immer bange, es möchte einem genommen werden. Man besitzt es mit Unruhe. Der Zank um die eitle Ehre (V. 3) ist das sicherste Kennzeichen, daß die scheinbare Größe erborgt ist. Wirkliche Größe kann durch keine Verleumdung genommen werden.

V. 5. „Sondern äußerte sich selbst," gab die göttliche, vorweltliche Existenz auf; kündlich großes, gottseliges Geheimnis! „Und nahm Knechtsgestalt an." Es war eine freiwillige, aber wirkliche Knechtschaft. „Und ward gleich wie ein anderer Mensch"; es unterschied ihn nichts von den irdisch Geborenen, weder nach dem inneren Wesen, noch durch seine Lebensäußerung. Stärkster Gegensatz gegen den Doketismus alter und neuer Zeit, der aus Jesus halb Mensch und halb Gott macht, wodurch aus der Versuchungs- und Leidensgeschichte ein Spiel, und zwar ein unwürdiges, gemacht wird. Nachdem Jesus Mensch geworden ist, ist er es ganz geworden, und es bedurfte darum nachher einer Erhöhung von seiten Gottes, und nicht etwa bloß des Abwerfens einer Maske.

V. 6. „Er erniedrigte sich selbst" auch als Mensch, war den Eltern und allen Autoritäten, vor allem aber seinem himmlischen Vater gehorsam. Sein ganzes Leben war nicht die Ausführung seines Eigenwillens, sondern ein beständiges Hören und Merken auf Gottes Befehl. Nicht immer blickte er bis zum Ende hindurch. So war er bei dem kananäischen Weibe zweifelhaft, ob er helfen dürfe, bis ihr Glaube es ihm klar machte; so schien es ihm in Gethsemane eine Möglichkeit zu geben, daß er nicht den Todesweg zu gehen nötig hätte. Aber sein Wille war, nur gehorsam zu sein und zu trauen, darum irrte er nie. „Bis zum Tode am Kreuze" bezeichnet die Erniedrigung bis in die tiefste Schmach. Noch tiefer konnte die Erniedrigung nicht gehen. Jede Erniedrigung ist ein Darangeben, wer aber das ganze Leben darangegeben hat, hat alles gegeben.

V. 7. „Darum hat ihn auch Gott erhöhet." Nachdem er alle Kraft, alles Wollen und Können darangegeben hat und nichts mehr thun konnte zu seiner Erhöhung, erhöhte ihn Gott über alle Erniedrigung des Menschen, über den Tod und das Grab. Der Tod hat unter den Menschen den größten Namen, aber Gott erhöhte Jesum über den Tod. „Er hat ihm einen Namen gegeben." Der Name ist der Eindruck, den eine Person auf die Welt macht. Deshalb dreht sich das ganze Streben des Menschen darum, sich einen Namen zu machen und zu erhal-

ten. Daraus rührt schon die babylonische Sprachverwirrung her. Aber jeder Name, den Gott nicht gibt, erbleicht und verschwindet. Jesu Name ist über alle Namen; alle sind höchstens geschichtliche Grabsteine, aber der seine hat sein Leben in alle Ewigkeit.

V. 9. „Daß in seinem Namen sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind." Ein göttliches Dekret, daß es mit ihm keine Verbindung gibt als durch Christum. (Vgl. Joseph und Daniel.) Eine herrliche Aussicht in die Ewigkeit, daß sich im Namen Jesu alle Knie beugen werden und alles in einer Harmonie sein wird, Jesum Christum als Herrn zu bekennen zur Ehre Gottes, des Vaters. Es ist schwer, hier die Apokatastasis zu vermeiden. Soviel ist sicher, daß wir der Macht Gottes keine Grenze setzen können und Gottes Liebe unendlich ist. Übrigens sei jeder seiner Meinung gewiß. Meine will ich niemand aufdrängen. Nur vor einem sollte man sich doch hüten: die Worte zu drücken und aus dem Kniebeugen im Namen Jesu einen Gewaltakt zu machen, als ob es hieße, vor dem Namen Jesu die Knie zu beugen. Doch wer Lust hat, das Weltdrama mit einer ewigen Dissonanz schließen zu lassen, dem will ich nicht hinderlich sein. Dort werden wir im Licht erkennen, was hier auf Erden dunkel war, und Licht wird es sein.

Disposition.

1. Für die Konfirmation.

Jesu nach!

1. Durch Kreuz und Schmach; — 2. durch Spott und Hohn; — 3. zur Ehrenkron.

2. Für eine Homilie.

I. Worin besteht Christi Sinn?
   1. Ein Sinn der Liebe (hielt es nicht für einen Raub 2c.) — 2. Ein Sinn der Demut (er erniedrigte sich selbst). — 3. Ein Sinn des Gehorsams (ward gehorsam). — 4. Ein Sinn der Leidenswilligkeit (bis zum Tode 2c.)

II. Wozu führt er?
   1. Daß Gott uns erhöht. V. 9. — 2. Daß wir andern zum Segen gereichen. V. 9 und 10. — 3. Daß Jesus uns vor dem Vater als die Seinen bekennt. V. 11.

V. Karfreitag. Jesaias 53.

Disposition.

Das Kreuz Christi eine Predigt an alle Welt.

I. Den Sündern zur Buße.
   1. Sünder sind solche, die in der Irre gehen. V. 6.
      a) Ihre Verschuldung.
         aa) Sie finden keinen Gefallen an Jesus und seiner Sache. V. 2 und 3. (Anwendung auf Junge und Alte. Zu langweilig, bringt keinen Vorteil 2c.) — bb) Verlassen

ihn und suchen in den Lüsten ihre Weide. (Hinweis auf die alle Schranken überschreitende Genußsucht unserer Tage.) — cc) Kümmern sich um keine Gemeinschaft. (Ein jeglicher sahe auf seinen Weg. Rücksichtslosigkeit, wenn in Staat und Kirche jeder nur genießen und profitieren will, ohne sich ums Ganze und andere zu kümmern. Eine tiefe Wunde in unserem Gemeinde- und Kirchenleben.)

b) Ihr Zustand: aa) Ungewißheit; bb) beständige Gefahr.

2. Das Kreuz predigt ihnen Buße.

a) Ein von Gott gesetztes Wahrzeichen fordert es zum Aufwachen und Besinnen aus dem Traumleben. — b) Fragt es uns: Darfst du hier ohne Gefahr deinen Weg fortsetzen, wenn dir Gott hier seinen Weg zeigt? — c) Predigt uns: Hier ist das von Gott gesetzte Heil; ergreife es, ehe es zu spät ist.

II. Den Bußfertigen zum Glauben.

1. Bußfertige sind solche,

a) die ihren Zustand bejammern;—b) welche nach Gnade hungern; — c) aber sie noch nicht recht ergreifen können.

2. Ihnen predigt das Kreuz:

a) Er trug deine Strafe. V. 4 und 5.— b) Darum ist es Friede zwischen dir und Gott. — c) Ergreife diese Gnade.

III. Den Gläubigen zur Hoffnung.

1. Gläubige haben

a) Für sich Frieden mit Gott,—b) aber sie sehen, daß Zion wüste liegt und daß Finsternis das Erdreich und Dunkel die Völker deckt.

2. Das Kreuz Christi predigt ihnen Hoffnung.

a) Er ist nicht mehr am Kreuze; er lebt. V. 8.—b) Sein Grab ist nur das reichste Samenfeld. V. 10. Joh. 12, 24.

aa) Darum ist er die unerschöpfliche Quelle der Gerechtigkeit. V. 11.—bb) Darum der Überwinder der stärksten Hindernisse.

Eingang: Wer einmal Jerusalem am Tage der Kreuzigung in dem Panorama gesehen hat, ist verwundert, daß der Hügel Golgatha nicht ein hoher Berg, sondern ein unscheinbarer Hügel ist. Woher kommt wohl die Vorstellung, daß es ein hoher Berg sei? Es ist das Große, was dort geschehen ist, was den Schein erweckt, es könne nicht an kleinem Orte geschehen sein. Ist es doch ein Ereignis, das alle Jahrhunderte von der Schöpfung bis zum Gericht, ja die Ewigkeit, und alle Völker und Sprachen und Zungen angeht. Diesen geistigen Höhestandpunkt wollen wir heute einnehmen und betrachten.

Schluß. Wir aber wollen darum Mut fassen zu neuer Arbeit, vor allem aber nicht aufhören zu bitten: Gottes Held, Gottes Held 2c. (Lied 191, 3).

VI. Ostern. 1 Korinther 5, 6—8.

Ostern wird uns nur zum bleibenden Segen, wenn wir Ernst machen.

I. Mit der Beugung unter Gottes Urteil. V. 6.
  1. Wie es lautet: Euer Ruhm ist nicht fein.
    A. Mit dem Ruhm ist es, wie mit dem Geruch.
      a) Man hört ihn nicht und sieht ihn nicht und doch ist er da und ruft Zu- oder Abneigung hervor. — b) Die Verborgenheit hält ihn nicht zurück. Er durchbricht die Schranken. — c) Er trägt das Urteil über uns immer mit sich.
    B. Gottes Urteil ist: er ist nicht fein.
      a) So sehr die Welt mit der eigenen Sünde spielt, so verleugnet sie dieses Urteil nicht im geringsten, wenn es sich um die Sünde anderer handelt; sie verurteilt ihn. Denn die Sündenliebe stumpft hier das Urteil nicht ab. — b) Gott hat ein reines Urteil und er erklärt die Sünde für einen Greuel. — c) Unser Gewissen sagt uns dasselbe. Darum das Verbergenwollen der Sünde.
  2. Wir müssen uns beugen, wenn die Auferstehung uns zur Freude werden soll.
    A. Der Hochmut kämpft dagegen und im Kampfe ist keine Vergebung möglich.
      a) Er behauptet, die Sünde sei klein; — b) sie werde durch das Gute aufgewogen.
    B. Die Demut sieht in der einen Sünde das Verderben des ganzen Menschen (Sauerteig).

II. Mit dem Ergreifen der göttlichen Gnade. V. 7.
  1. Die Israeliten waren keine besseren Leute als die Ägypter, aber sie folgten dem Befehle des Herrn, sich zum Auszuge zu rüsten, und bestrichen die Thürpfosten mit dem Blute des Opferlammes; da ging der Würgengel vorüber.
  2. Wir haben ein Osterlamm, das alles Gericht abhält; darum bestreiche getrost die Pfosten deiner Herzensthüre.
    A. Gib darum alle Selbstgerechtigkeit auf (alter Teig, der alles sauer macht). — B. Glaube in der Gnade (neuer Teig). — C. Wandle in der Gnade (im Frieden mit Gott).

III. Mit dem Wandel im Glauben.
  1. Der alte Sauerteig meldet sich wieder (Bosheit und Schalkheit).
    A. Die Lüste und Begierden, mit ihren betrügerischen Versprechen von Wohlsein und Sicherheit.
    B. Die Selbstgerechtigkeit, die auf anderes traut als auf Jesum.
  2. Wie überwinden wir sie?
    A. Durch tägliches Hineinsenken in den Frieden mit Gott (lasset uns Ostern halten).
      a) Jeder Abfall kommt daher, daß man den Umgang mit dem Auferstandenen aufgibt. — b) Dadurch wird die unsichtbare Welt in uns stark und die sichtbare schwach.

B. Durch das Suchen nach wahrem Glück.
C. Durch Ehrlichkeit, die keinen Genuß will, als den, den ihr Jesus gibt.

Eingang. Ein alter Farmer protestierte einmal, als der Pastor das Abendmahl auf Weihnachten ankündigte; Weihnachten sei ein Freudentag und darum das Abendmahl nicht passend auf diesen Tag. Ja, so denken viele: Weihnachten für die Freude, Passion für den Ernst, Ostern wieder für die Freude und so fort. Wir müssen für die Erkenntnis das Leben Jesu stückweise betrachten, in Wirklichkeit haben wir immer denselben Heiland. In Wirklichkeit feiern wir täglich Weihnachten, Passion und Ostern, oder sollten es thun. Wenn der Apostel hier sagt: Lasset uns Ostern halten, so meint er nicht an einem Festtag, sondern im ganzen Leben, und der Festtag soll uns nur wieder lehren, wie wir Ostern halten sollen. Obwohl er damit unsere immerwährende Freude im Auge hat, weist er uns darum doch auf heiligen Ernst hin; darum lasset uns betrachten:

Schluß. Darum, meine Lieben, lasset euch nicht betrügen. Nicht durch äußeres Feiern von Festtagen erhalten wir den Segen der Erlösung, sondern nur, wenn die Festtage uns zum inneren Ergreifen der Thatsachen antreiben. Darum vereinigt mit mir in dem Gebete: Wohlan denn, Fürst des Lebens 2c. (Lied 114, 5 u. 7.)

Die Echtheit des Evangeliums nach Johannes.

Referat von P. F. Mayer.

(Schluß.)

Die in unserem Evangelium und im Hebräerbrief auftretenden und mit dem Neuplatonismus verwandten Ideen zeigen denn doch wieder sehr bedeutende Unterschiede. Der Philosoph Überweg sagt hierüber: „Die alexandrinische Schule erkennt die Möglichkeit einer Menschwerdung des göttlichen Logos nicht an und konnte dieselbe nicht anerkennen, da sie die Materie für unrein und das Herabsteigen der Seele in einen sterblichen Leib für die Folge einer Schuld derselben hielt; für sie war daher eine Identifizierung des Messias mit dem Logos unmöglich." (Überweg: Grundriß der Gesch. der Phil., 2. Bd., S. 13.) Es ist ein anderer Logos hier, ein Sohnesverhältnis zwischen Gott und der Menschheit, das einem Philo nicht bloß ganz fremd war, sondern seinem System geradezu widerspricht. Die Johannes Logos-Idee ist etwas Originelles, schlechterdings Neues, selbst wenn auch der Name von Philo geborgt sein sollte. Weshalb sollte aber im letzteren Fall denn Johannes nicht der Verfasser des Evangeliums sein können? Philo starb etwa um 40 n. Chr. Johannes lebte bis in die Zeit Trajans (98—117). Warum sind denn zweihundert Jahre nötig, bis man in Ephesus etwas von Philo hören sollte? Wie viele Jahrhunderte nahm es, bis Fichte, Kant, und Schelling und Hegel von einander hörten und ihre Systeme umbildeten; wie lange bis Baur und Strauß etwas von Hegel hörte? Und mehr wie ein Dutzend vollständige philo-

sophische Systeme sind seither schon aufgekommen. Weshalb soll es zweihundert Jahre genommen haben von Philo bis zum vierten Evangelium?

Der Einwand, das Evangelium voll Geist und Plan könne nicht von einem ehemaligen Fischer geschrieben worden sein, ist eine Behauptung, für die unmöglich ein Beweis erbracht werden kann, und die darum auch gar keiner Widerlegung bedarf.

Der Apostel Paulus wird auch gegen die johanneische Autorität unseres Evangeliums ins Feld geführt. Der freie Geist den Heiden gegenüber sei in dem vierten Evangelium ein ganz anderer als der, welchen Johannes nach Gal. 2, 9 eingenommen. Dieser Einwand ruht auf der Übertreibung, welche die Hyperkritik aus den Zwistigkeiten zwischen Judenchristen und Heidenchristen sich hat zu schulden kommen lassen. Jedenfalls dürfen wir in Bezug auf unser Evangelium annehnehmen, daß nach der Zerstörung Jerusalems die Zahl der Christen recht zusammenschmolz, die durch das Judentum allein den Weg zu Christo sah. Unser Evangelium stammt aber doch erst aus dem letzten Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts.

Hier kommen auch die anderen Schriften, namentlich der erste Brief des Johannes in Betracht. Seine durchgreifende Verwandtschaft in Sprache, Ton und Farbe, in Ausdrucksweise und Begriffe ist so augenscheinlich, daß es, wie Reuß (a. a. O. 225) sagt, „nicht thunlich scheint, dem einen bloß mit Ausschluß des andern apostolischen Ursprung anzuerkennen.“ Besonders ist zu beachten die gleich zum Eingang des Briefes, namentlich 2, 12–14, sechsmalige Wiederholung von dem Zweck, für den er schreibt und geschrieben habe, ehe er in dem Briefe noch etwas Substantielles gesagt hat. Es kann sich dieses nur auf das Evangelium beziehen, wie denn auch der Brief erst verständlich ist als Begleitschreiben zum Evangelium. An Johannes als Verfasser des Briefes läßt sich nicht zweifeln, selbst das Zeugnis des Papias fehlt nicht für diesen Brief; obgleich er, wie wir nachher sehen werden, scheinbar schweigt über das Evangelium.

Bei der Apokalypse dagegen fehlt diese Ähnlichkeit an Sprache und Inhalt. Sie wird jedoch von der Tübinger Schule Johannes zugeschrieben und nach einer eigentümlichen Exegese von 17, 10 kann sie nicht später als im Jahre 68 n. Chr. entstanden sein. Es ist recht charakteristisch, daß diese Schule gerade auf dieser Schrift, mit welcher die Exegeten am wenigsten anzufangen wissen, ihre ganze Entwicklungsgeschichte konstruiert. Sie stellt den Grundsatz auf: Der Apokalyptiker kann nicht auch der Evangelist sein. Es sei zu wenig Verwandtschaft zwischen beiden. Also denn doch etwas Verwandtschaft. Hören wir Baur selber darüber: „Wir müssen anerkennen, daß der Evangelist sich an die Stelle des Apokalyptikers setzt und beabsichtigt Gebrauch zu machen für sein Evangelium von der Autorität und dem Ansehen, in welchem der Verfasser der Apokalypse bei den Gemeinden Kleinasiens stand. Aber nicht bloß äußerlich sucht er sich mit dem Namen Johan-

nes, des Apostels, zu schmücken; auch innere Punkte der Verwandtschaft fehlen nicht, und man muß sich wundern über die tiefe Genialität und die feine Kunst, mit welcher der Evangelist die Elemente der Apokalypse benutzt, um die Apokalypse in das Evangelium zu vergeistigen." (Das Christentum der drei ersten Jahrhunderte, 2. Aufl., S. 147.) Wenn die Ähnlichkeit so sprechend ist, daß tiefe Genialität und feine Kunst dazu gehört, sie herzustellen, wir aber in Ephesus im zweiten Jahrhundert keinen Mann kennen mit diesen ausgezeichneten Eigenschaften, ist es dann nicht wissenschaftlich, diese Verwandtschaft auf eine unsere Vernunft befriedigende Weise zu lösen, indem wir das Evangelium nicht irgend einem beliebigen Fälscher, sondern demselben Autor zuschreiben, welcher die Apokalypse verfaßt hat? Was übrigens die Verschiedenheit der Sprache anbelangt, so wird es doch wohl möglich sein, daß auch Johannes sich „weiter bildete," zumal wenn die Entstehung der Offenbarung ins Jahr 68 gesetzt wird (von unsern Kritikern), und das Evangelium erst 25–30 Jahre später entstand.

Ehe ich übergehe zu den historischen Beweisen, welche das apostolische Zeitalter uns bietet, müssen wir noch einen Blick thun auf das 21. Kapitel. Ist dieses von dem Verfasser der übrigen zwanzig? Bis auf Grotius herab wurde das unbedingt bejaht. Grotius hielt 21 für einen späteren Zusatz, der in Ephesus entstanden sei aus mündlichen Erzählungen des Apostels. Also wäre der Inhalt auch dann echt. Diese Zweifel an der Echtheit stützen sich auf 20, 30 u. 31; diese Verse sollen den Schluß bilden des Buches. Hier sind vielerlei Kombinationen möglich, auf die ich hier nicht eingehe; ich sehe in diesen Versen einfach Schluß der vorherigen Geschichte. Von dem gläubig gewordenen Thomas aus richtet Johannes sein Wort an seine Leser, „dieses ist geschrieben, auf daß auch ihr glaubet." Auch die seit Credner populär gewordene Erklärung scheint nichts zu erklären. „Der Irrtum," sagt er, „fand weite Verbreitung, daß Johannes nicht sterbe; diesem entgegenzutreten wurden später erst die genauen Worte Jesu hierher gesetzt." Ganz gut, so weit. Aber was soll die Geschichte von dem Fischzug und dem Mahl, das sie feiern? Dieses ist augenscheinlich der wichtigste Inhalt unseres Kapitels, dort der Schlüssel zum Verständnis für unser Kapitel. „Danach offenbarte sich Jesus abermal," fängt das Kapitel an; eine gewöhnliche Ausdrucksweise des vierten Evangeliums. Warum offenbarte der Herr sich überhaupt seinen Jüngern? Nicht dazu, daß sie in erster Linie an seine Auferstehung glauben sollten; diesen Glauben setzt er voraus, er tadelt den Mangel desselben und spricht bei Thomas: Selig, die nicht sehen und doch glauben. Seine Erscheinung hat den Zweck, die Jünger zum Apostelamt einzusetzen. Am Osterabend hat er ihnen den erhabenen Charakter dieses Amtes, seine Macht und seine Rechte gewiesen: „Welchen ihr die Sünden erlasset" u. s. w. Es war eine Offenbarung der Würde dieses Amtes. Die Bürde, die andere Seite, wollte der Herr ihnen in dieser

Stunde nicht enthüllen. Es geht mit der Offenbarung stufenartig. Nun erscheint er ihnen abermals und die Art seiner Offenbarung zeigte den Aposteln: die Würde ihres Amtes, gebunden an die Niedrigkeit des Dienstes, der Erfolg an rastlose, selbstverleugnende Arbeit. (Vgl. Steinmeyer, Auferstehungsgesch. Jesu Christi.) So bildet dieses Kapitel einen notwendigen Teil vom Ganzen. Für die Echtheit spricht ferner sein Vorhandensein in allen Handschriften; nur der 25. Vers hat ursprünglich im Sinaiticus gefehlt.

Gehen wir zu den äußeren Merkmalen über. Welche Zeugnisse zur Entscheidung dieser Frage gibt uns das apostolische Zeitalter? Zuerst begegnet uns die Peschito, die syrische Übersetzung. Die Kritiker suchen sie zwar ins dritte Jahrhundert, Hilgenfeld sogar ans Ende des dritten zu verlegen; aber ein Kenner wie Tischendorf weist sie in die Mitte des zweiten Jahrhunderts. (Vgl. mit dem folgenden besonders Tischendorf: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?") Einige Jahre älter noch ist die Itala, die lateinische Übersetzung. Sie wird schon gebraucht von dem lateinischen Übersetzer des Irenäus Schrift gegen die Häresien. Alle diese Übersetzungen enthalten unser Evangelium. Älter als die Peschito ist eine alte syrische Übersetzung der vier Evangelien, welche Cureton 1858 in dem nitrischen Kloster in Afrika gefunden hat. Für ihr hohes Alter traten ein Ewald, Alford, Hort, Tischendorf. Besonders wichtig aber ist das von Muratori aufgefundene Fragment, das wahrscheinlich Afrika angehört. In dem lückenhaften Texte fehlen Matthäus und Markus, allein Lukas wird als drittes, Johannes als viertes Evangelium aufgezählt, ein Beweis, daß unsere heutige Zählung schon damals üblich war. Die Entstehungszeit dieses Schriftstücks liegt höchstwahrscheinlich zwischen den Jahren 156 bis 180. Nehmen wir das Datum 170 an. Vergegenwärtigen wir uns die Zeit obiger Übersetzung, die sicherlich erst vielleicht Jahrzehnte nach der Abfassung der Originale entstanden sind, wo bleibt dann Baur mit seinem Jahre 160 als Geburtsjahr des vierten Evangeliums. Wie will er erklären, daß ein Buch, welches, wie er selber behauptet, so grundverschieden von den Synoptikern ist, ohne weiteres als johanneisch gelten konnte und höchstens zehn Jahre darauf in Italien und Afrika, in Kleinasien und Syrien in allen Gemeinden gelesen und, wie es scheint, von keiner Seite an dessen Echtheit gezweifelt wurde.

Andere Zeugnisse sind die Evangelienharmonien des Theophilus von Antiochien und des Tatian, eines Schülers Justins, des Märtyrers. Tatian selber bezeichnete es als Evangelium, gebildet aus vieren (Diatessaron). Es mußten also damals die vier Evangelien allgemeine Autorität haben und das Bedürfnis wachgerufen haben, die wirklichen oder scheinbaren Verschiedenheiten auszugleichen und eine höhere Einheit zu finden. Reuß setzt als Datum für dieses Werk das Jahr 170 und bemerkt dazu in Beziehung auf das vierte Evangelium: „Die sofort genugsam bezeugte, allgemeine und ausnahmslose kirchliche Anerkennung des vierten Evangeliums wäre unerklärlich, wenn sie

nicht in weit frühere Zeiten zurückreichte, denn die theologische Eigentümlichkeit des Werks ist so markiert, der Gebrauch, welchen die Häretiker davon machten, so gefährlich, daß bei jüngerem Ursprung oder zweifelhafter Entstehung eine teilweise Opposition uns nicht befremden würde.“ So werden unsere Kritiker wohl doch ein älteres Datum suchen müssen für ihren ephesinischen Verfasser.

Besonders wichtig ist das Zeugnis des Irenäus, Bischof von Lyon, † 202. Er war Grieche, geboren in Kleinasien, in seiner Jugend ein Schüler Polykarps, der ums Jahr 165 zu Smyrna den Märtyrertod erlitt. Mit aller Kraft verteidigt Irrenäus die Echtheit der vier Evangelien. Er geht so weit, daß er beweisen will, es müsse gerade vier Evangelien geben, entsprechend den vier Himmelsgegenden, den vier Gesichtern der Cherubim. Soll eine so mutige Verteidigung denkbar sein, wenn erst damals das vierte Evangelium anfing Geltung zu bekommen. Dieses ist ihm ein Werk Johannes. Wie wichtig das ist, erhellt aus dem Umstand, daß Irenäus ein Schüler Polykarps, Polykarp wiederum ein Schüler Johannes war. An jene Jugendzeit denkt Irenäus und schreibt später an seinen Mitschüler Florinus: „Ich kann jetzt noch angeben, wo der selige Polykarp bei seinen Vorträgen gesessen, wie er ein- und ausging, wie er gelebt und wie er ausgesehen, welche Reden er ans Volk gehalten; wie er von seinem vertrauten Umgang mit Johannes und mit den übrigen, die den Herrn gesehen, erzählte und ihre eigenen Reden anführte; wie er das, was er von denen gehört hatte, die mit eigenen Augen das Licht des Lebens geschaut haben, in voller Übereinstimmung mit der Schrift vortrug.“ Dieser Umgang mit Polykarp wird allgemein ins Jahr 150 gesetzt. Nun mutet die Hyperkritik uns zu, anzunehmen, Irenäus hätte kein Wort von dem vierten Evangelium gehört von Polykarp, das Buch sei ihm selber frühestens um 170 in die Hände gefallen und er hätte es sofort für ein Werk des nun schon 70 Jahre toten Johannes gehalten. Eine solche Kritik richtet sich einfach selber. — Wie vorsichtig diese Väter es nahmen mit der Schrift, zeigt Tertullian, † 208, welcher Markus oder Lukas als Schüler der Apostel zweiten Rang anerkennt, dagegen Matthäus und Johannes höher schätzt, weil es Apostelschriften seien. Als dieser scharfsinnige Mann lebte, war noch kein Jahrhundert seit Johannes Tod vergangen. Sollte er nicht genauer nachgefragt haben?

Doch hören wir auf Zeugnisse in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Zwischen 107—115 schrieb Ignatius: „Gottesbrot will ich, Himmelsbrot, Lebensbrot, das da ist das Fleisch Jesu Christi, des Sohnes Gottes, und Gottestrank will ich, das Blut dessen, der da ist unvergängliche Liebe und ewiges Leben.“ So sprechen nicht die Synoptiker, sondern Johannes. In dem Brief Polykarps, ums Jahr 115 verfaßt, finden wir folgende Stelle: „Denn ein jeglicher, der nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist der Widerchrist.“ So schreibt fast wörtlich Johannes im 1. Brief 4, 3. Die Bezeugung des Briefes ist vermöge des engen Zusammenhangs mit

dem Evangelium, wie wir oben gezeigt, auch ein Zeugnis für das Evangelium. „So fest aber stehen unsere Evangelien begründet, daß selbst die Irrlehrer Zeugnis für sie abgeben, und daß jeder von denselben ausgeht, um seine Irrlehre zu beweisen." So schreibt Irenäus. Diesen Irrlehrern wenden wir uns jetzt zu. — Um 140 kam Valentin, ein Gnostiker, aus Alexandien. Seine Emanationstheorie sucht er mit Johannes' Aussprüchen zu stützen. Logos, Leben, Licht, Fülle, Wahrheit, Gnade, Erlöser, Tröster sind lauter von Johannes geborgte Ausdrücke. Irenäus tadelt ihn und seine Partei für diesen Mißbrauch des Johannes aufs heftigste. Besonders wertvoll sind die vor vierzig Jahren aufgefundenen Philosophumenen. Dort schreibt Hippolytus: „Weil die Propheten und das Gesetz nach Valentins Lehre nur von einem untergeordneten Geist erfüllt waren, sagt Valentin: „Eben deshalb spricht der Erlöser: ‚Alle, die vor mir gekommen sind, sind Diebe und Mörder.'" Joh. 10, 8. Von Ptolemäus, einem Schüler Valentins, wird bei Epiphanius ein Brief citiert; darin kommt ein Citat aus Joh. 1, 3 vor: „daß alle Dinge durch dasselbe gemacht seien und ohne dasselbe nichts gemacht sei, sagt der Apostel." Ein anderer, Basilides, von 117—138, benutzt schon den Johannes, er mißbrauchte das Wort 1, 9: „Es war das wahrhaftige Licht, welche alle Menschen erleuchtet, die in die Welt gekommen," und 2, 4: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Es liegen also genügende Beweise vor, daß das vierte Evangelium nicht nur zu Anfang des zweiten Jahrhunderts verbreitet war, sondern auch, daß es als eine Schrift des Apostels galt und so hoch im Ansehen stand, daß selbst Irrlehrer dieses Ansehens halber ihre Lehre damit stützen wollten.

Zwischen 176 und 178 bestritt Celsus die Wahrheit des Christentums. Ganz unglaublich war ihm, daß die Juden ein Zeichen von Jesu im Tempel forderten, daß Jesus sich als das Wort Gottes bezeichnete, daß bei der Kreuzigung Blut aus seiner Seite geflossen, lauter Dinge, die nur im Evangelium Johannes stehen. Er muß dieses Evangelium also gekannt haben. — Auch der zu Anfang des zweiten Jahrhunderts entstandene und von Tischendorf im Sinai-Kloster gefundene Barnabasbrief kennt schon die Stelle Joh. 3, 13: „Wie Moses eine Schlange erhöhet" u.s.w. Ebenso haben die Pilatusakten, welche Justin 138 schon erwähnt, Gebrauch gemacht vom vierten Evangelium.

So sind wir also dem Ende des ersten Jahrhunderts recht nahe gekommen. Unhaltbar ist heutzutage für jeden ehrlichen Forscher das Datum 160 oder gar 175. Weizsäcker sucht dann auch das Evangelium im ersten Jahrhundert unterzubringen, Schenkel spricht vom Jahre 100, Keim 100—117, also von einer Zeit, in der Johannes noch gelebt haben mag.

Von Justin seien nur ein paar Worte gesagt: (Näheres bei Semisch: „Die Denkwürdigkeiten Justins" u. s. w.) In seiner Schrift vom Jahre 138 findet sich neben vielen Anklängen an Johannes folgende Stelle: „Es sei denn, daß ihr wiedergeboren werdet, so könnt ihr nicht

in das Himmelreich kommen; daß es aber unmöglich sei, daß diejenigen, die einmal geboren worden sind, wiederum in die Leiber ihrer Mütter eingehen, das ist jedermann klar." Dieses letzte Wort vollends macht den Ausspruch zweifellos zu einem Citat aus Johannes. O nein, sagt die Kritik. Justin hat das Wort „aus Wasser" ausgelassen. Wer freilich mit der Geschichte der Schriftcitate bekannt ist, sollte deshalb nicht angefochten werden. Allein die Kritik sagt: Hier haben wir einen feinen Beweis für die Entwicklung des christlichen Dogmas von der Taufe. Die Anfänge dazu finden wir Matth. 18, 3: „Werdet wie die Kinder;" die zweite Stufe bildet obige Stelle in Justin; die dritte 1 Petri 1, 3 u. 23 und 3, 21, und die letzte Stufe bildet Johannes. Und das alles, weil Justin das Wort „aus Wasser" vergessen hat. Alle diese geistreichen Theorien sind gefallen, kein anständiger Forscher kann sie mehr verteidigen. Man läßt heute nicht mehr den Johannes aus Justin abschreiben, sondern umgekehrt Justin aus Johannes; damit ist dieses Zeugnis ein schlagender Beweis für die Echtheit des vierten Evangeliums. Ist auch die Jahreszahl seiner Entstehung nicht mit Bestimmtheit anzugeben, so steht doch sein apostolischer Ursprung fest. Kein Buch irgend eines Profan-Schriftstellers ist auch nur annähernd so gut beglaubigt, wie das Evangelium Johannes.

Was endlich den vermeintlichen Beweisgrund aus dem angenommenen Schweigen des Papias über das Johannesevangelium betrifft, so ist der Thatbestand folgender: Wir haben nur sehr geringe Überreste der Schrift des Papias als Citate bei Eusebius und es ist kein Beweis dafür da, daß er nur deswegen nichts aus Papias über das vierte Evangelium citiert, weil er nichts finden konnte. Man weiß also gerade nicht, ob Papias geschwiegen hat oder nicht. Dagegen kennt Papias den ersten Brief des Johannes und dieser Umstand wird zu einem indirekten Zeugnis für das Evangelium. — Übrigens sagt Eusebius: „Die johanneischen Schriften, nämlich das Evangelium und der erste Brief, gelten bei den Jetzigen und bei den Alten als Homologumene, die beiden übrigen Briefe als Antilegomene." Was also weder seine Zeitgenossen, noch die Alten bestritten, wollte er nicht erst beweisen. Noch ein Punkt muß hier berührt werden. Irenäus nennt den Papias einen Schüler des Johannes. Eusebius bezweifelt diese Jüngerschaft. Hätte er nun in Wirklichkeit in den Schriften des Papias nichts über Johannes gefunden, wie fein hätte er es gegen dessen angebliche Jüngerschaft verwerten können. „Wie, ein Jünger des Johannes will Papias sein," hätte er sagen können, „und er kennt nicht einmal dessen Evangelium!" Eusebius sagt das aber nicht und wahrscheinlich deswegen nicht, weil Papias nicht geschwiegen haben wird über Johannes. — So also steht's um das viel genannte Zeugnis Papias über unser Evangelium.

Ich meine den Beweis erbracht zu haben für die Echtheit des Evangeliums nach Johannes. In Bezug auf die dogmatische Eigentümlichkeit sei nur bemerkt: Im zweiten Jahrhundert ist uns kein

Mann bekannt mit einer Heilserkenntnis und originellen Kraft, wie sie der Autor des vierten Evangeliums besaß. Jenes war die Zeit der Erschlaffung. Mit der Tübinger Schule die wichtigsten Schriften unseres Kanons dann erst entstehen lassen, heißt die Geschichte auf den Kopf stellen. Auch auf die wenigen Glieder sei hingewiesen, die es nimmt, eine Tradition für ein Jahrhundert zu bilden. Hier sind es nur drei: Johannes, Polykarp und Irenäus. Friedrich der Große ist über 100 Jahre tot. Wilhelm I. hatte in seiner Jugend gewiß noch Männer gekannt, die mit jenem kämpften, vielleicht an seiner Tafel speisten. So schnell wie unsere Kritiker wollen, wird eine so *wichtige* Tradition nicht gefälscht.

Wir haben den Bericht des vierten Evangeliums aus dem ersten Jahrhundert und aus apostolischer Quelle. Was dort geschrieben ist, ist göttliche Offenbarung, geschichtliche Thatsache, Gottes Wort. Und alle Feinde Jesu Christi sollen es nicht überwältigen. Es wird der Schlußakkord jedes Kampfes sein: „Das Wort sie söllen lassen stahn."

Kirchliche Rundschau.

Es ist nicht unmöglich, daß auch die Baptisten ihren Streit über Inspiration haben werden. Der Präsident der Universität von Chicago hat in einer Unterredung mit dem Redakteur des „Baptist Standard" Äußerungen über die Inspiration gemacht, um welcher willen nun ein baptistisches Blatt in Cincinnati ihn sehr scharf angreift und ihm die Absicht zuschiebt, so wenig als möglich Sicheres vom Alten Testament übrig lassen zu wollen.

Welche Anschauung von der Inspiration der Präsident der Chicagoer Universität hat, läßt sich aus den von seinem Gegner im Journal und Messenger mitgeteilten Citaten nicht entnehmen. Nur das eine ist völlig klar, daß Dr. Harper sicher nicht die Ansicht hat, die sein Gegner für die richtige hält. Wie aber diese beschaffen ist, läßt sich aus den dem Schreiber zu Gebote stehenden Äußerungen ebenfalls nicht ersehen. Nur soviel ist daraus zu entnehmen, daß er augenscheinlich die Anschauung, der Teufel sei ein von Gott unabhängiges Wesen, für ein unbestreitbares Stück christlicher Lehre halten muß. Das hat nun aber mit der Inspirationslehre nichts zu thun. Ist der Streitpunkt zwischen beiden Seiten wirklich so unklar, als er nach den sehr bruchstückartigen Nachrichten, die uns vorliegen, zu sein scheint, dann ist die günstige Gelegenheit zu einem hitzigen Streite gegeben, aus dem schließlich sehr wenig herauskommt.

Der Hauptgegenstand der Erörterungen der kirchlichen Presse Deutschlands ist noch immer der in letzter Nummer mitgeteilte Erlaß des preußischen Oberkirchenrates. Auch die Dinge selber haben sich weiter entwickelt. Stöcker ist aus dem leitenden Ausschuß der konservativen Partei und aus dieser selbst ausgetreten. Der Vorstand der konservativen Partei wollte augenscheinlich gar keine Art der Sozialpolitik mehr als mit den Bestrebungen seiner Partei vereinbar anerkennen und so mußte Stöcker, wenn er sich nicht von den Christlich-Sozialen trennen wollte, aus der konservativen Partei austreten. Ob er unter andern Bedingungen und Verhältnissen wieder in dieselbe ein-

treten wird; wer kann's wissen. Nur die Erwartung scheint man nicht zu hegen, daß er die politisch-konservative Partei in ähnlicher Weise zur Annahme der Bedingungen seines Rücktritts wird bestimmen können, wie einst die kirchliche Partei der positiven Union (vgl. Th. Ztsch. 1893, Seite 188). Die Kreuzzeitung arbeitet wenigstens darauf hin, die Christlich-Sozialen auseinanderzutreiben, indem sie dem Erlaß des Oberkirchenrates den Sinn eindeutet, daß er sich nur auf die „Jungen," namentlich auf Naumann beziehe, während Stöcker ganz und gar nicht gemeint sei. Auch Naumanns Theologie und Christentum wird verdächtig zu machen gesucht. Er rede von Jesus ungefähr so wie die sozialdemokratische Zeitung „Vorwärts."

Viel objektiver, unparteiischer und sicher auch viel richtiger beurteilt ihn die M. Allg. Ztg., wenn sie sagt:

„Wer dem großen Kongreß für ‚Innere Mission' beigewohnt hat, der vor etwa sieben Jahren in Nürnberg abgehalten wurde, der wird sich leicht eines jugendlichen Geistlichen erinnern, der wiederholt in die Debatte eingegriffen hat und durch feurige Beredsamkeit seine teilweise abweichenden Anschauungen zu verteidigen verstand.

„Noch steht der junge Pastor Naumann vor unserm Geiste, der das praktische Christentum damals in eigenartiger Weise auffaßte, aus seinen demokratischen Gefühlen keinen Hehl machte und dabei doch einen gesunden Idealismus offenbarte. Nur in kleinen Kreisen war der Name Naumann damals bekannt, heute bezeichnet er eine ganze Richtung, die Tausende von Anhängern zählt. Damals noch nicht völlig frei von mancher Unklarheit und Verschwommenheit, hat der Genannte inzwischen sein religiös-politisches Programm so klar ausgearbeitet, daß er niemand in Zweifel darüber läßt, was er will und erstrebt. Auch kann keiner von uns heute schon voraussagen, welchen Verlauf die merkwürdige Bewegung nehmen wird, die Naumann, Göhre und viele andere evangelische Geistliche in Mittel- und Norddeutschland im letzten Jahrzehnt ins Leben gerufen haben. Ihre Führer sind schneidige Generale, die durch nichts sich irre machen lassen. Ohne eine Spur von Schüchternheit oder Befangenheit erklären sie, wenn's nötig, heute den Konservativen den Krieg, um morgen mit irgend einem Kirchenregiment sich auseinanderzusetzen, das ihre Pläne stört. Sie sind weit entfernt, durch das kaudinische Joch zu gehen, und nehmen die Erklärung der Konservativen, ‚daß Politiker sowohl wie Zeitungen, die unsern Kampf nicht aufnehmen oder gar — offen oder verschleiert — ihm entgegenwirken, zur konservativen Partei nicht gerechnet werden können,' mit größtem Gleichmut auf. Sie lachen mit Recht über den täppischen Vorwurf von derselben Seite: ‚die friedenstörende Thätigkeit der Christlich-Sozialen beruht einzig auf der verwerflichen Absicht, die Arbeiter zu umschmeicheln und sich nach Art der Sozialdemokraten einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen; ja sie sprechen aller staatlichen Autorität Hohn.' Sie lassen sich ohne alle Aufregung bei den Kirchenbehörden denunzieren, ohne sich einer Täuschung darüber hinzugeben, was sie zu erwarten haben, daß diese nämlich unter dem wachsenden Druck der konservativen Kreise bedenklich und immer bedenklicher werden, zuerst ermahnen, dann verwarnen, schließlich disziplinieren werden. Rückhaltlos spricht sich Naumann aus: ‚Das Reich Jesu Christi ist nicht in erster Linie auf den offiziellen Apparat der Kirche gegründet. Wenn der Geist des lebendigen Glaubens an den Spitzen da und dort versagen sollte, so ist er deshalb nicht tot. Die persönlichen Opfer, die voraussichtlich von den Männern unsrer Richtung gebracht werden müssen, werden für die einzelnen schwer zu tragen

sein, aber der Gesamtheit zum Segen gereichen. Nie sind Wahrheiten ohne Opfer zum Siege gelangt, und nie gab es einen Fortschritt in der Geschichte des Christentums, der nicht von den Vertretern der Kirche bekämpft worden wäre.' . . . . ‚Einzelne Leute von uns können und werden in diesem Kampfe untergehen, die Bewegung selber aber geht ihren Gang. Alle geschichtlichen Anzeichen deuten darauf hin, daß der christliche Sozialismus kommt. Er kommt — und glücklich sind die, die ihm in seiner ersten Jugend dienen dürfen.'

„Hier haben wir also das Programm der Christlich-Sozialen. Man mag an demselben noch so vieles auszusetzen haben, eines ist gewiß: die Vertreter sind kühne Leute, die voll Zuversicht als Rufer im Streit auftreten. Das Organ Naumanns, die Hilfe, führt kein verborgenes Dasein. Auch so mächtige Gegner, wie Herr Stumm, vermögen nichts auszurichten; in ihrer blinden Wut nützen sie dem Feinde mehr, als daß sie ihn schädigen. ‚Christlicher Sozialismus', das ist ein Schlagwort, das jedenfalls mehr bedeutet als tausend andre Stichworte, die heutzutage durch die Luft schwirren. Nach Naumann bedeutet es das Ende des ganzen Kampfes, in dem wir stehen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet er die gesamten geistigen und sozialen Bewegungen der Gegenwart.

„Eine objektive kritische Prüfung und Behandlung der besagten Strömung wird bei aller Sympathie mit ihr nach gewissen Seiten hin den Führern den Vorwurf nicht ersparen können, daß manches Einseitige, Krankhafte, Exzentrische, Unerfüllbare der Bewegung anhaftet. Es wird sich in der Zukunft zeigen, ob die Leiter weitschauend und verständig genug sind, diese Gefahren zu erkennen und zu beseitigen. Die Zukunft dieser Bewegung ist hierdurch ganz wesentlich bedingt. Schwarmgeisterei hat, wie die Geschichte bezeugt, schon oft auch edle Unternehmungen gestürzt und unmöglich gemacht. Darum war es ganz am Platze, daß der evangelisch-soziale Kongreß, der im Sommer in Stuttgart stattfinden soll, das Thema aufgestellt hat: ‚Die soziale Wirksamkeit der im Amte stehenden Geistlichen, ihre Berechtigung und ihre Grenzen.' Hat es auch sonst nie an Plänkeleien aller Art auf diesen Kongressen gefehlt, so verspricht der nächste doppelt interessant zu werden; denn hier werden die Geister nicht bloß aufeinander platzen, um wie früher gemeinsames Zusammenwirken daran anzuschließen; vielmehr wird es diesmal zu ganz besonders scharfen Auseinandersetzungen kommen, zu ernsten Entscheidungen und folgenschweren Scheidungen.

„Es erhellt aus dem Erörterten, wie viel die christlichen Kreise von sozialistischer Art bereits in sich aufgenommen haben. Naumann selbst fühlt ein Stück Reformatorenberuf in sich, er will auf den Trümmern der konservativen Partei einen Neubau aufführen. Sein Ideal ist ein christlich-sozialer Staat. Wir sehen nicht ohne Interesse der weitern Entwicklung der besprochenen Bewegung zu. Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß auch für das Gemeinwohl etliche Früchte herausspringen. Darein setzen wir die Aufgabe auch dieser Richtungen. Naumann und seine Freunde werden sich zufrieden geben können, wenn sie zuletzt sich sagen dürfen und die Mitwelt es bezeugt: ‚Wir haben nicht umsonst gelebt und nicht umsonst gestrebt!'"

Wie man in den deutschen Landeskirchen über die Missionsthätigkeit des Methodismus und manche der dabei angewandten Mittel urteilt, das läßt sich aus zwei Mitteilungen der Allg. E. L. Kztg. ersehen. Namentlich wird darin auch den Freunden der Evangelischen Allianz in Deutschland vorgeworfen, daß sie sich von den Methodisten täuschen und mißbrauchen lassen. „Die Freunde

der Evangel. Allianz" — heißt es — „möchten wir auf No. 51 des Methodisten-Organs ‚Der Evangelist' aufmerksam machen, in welchem Ratschläge für den bevorstehenden ‚Winterfeldzug' gegeben werden. Man soll, heißt es da, sich nicht begnügen mit zwei bis vier Wochen, um in diesen in anhaltenden Versammlungen Seelen zu gewinnen zu suchen, und dann sich wieder in seine ‚Standquartiere' zurückzuziehen. ‚Wir müssen es uns fort und fort ins Gedächtnis rufen, daß wir in Feindesland sind, wo feindliche Heere uns stets umgeben.' Deshalb soll man ‚ununterbrochen nach Bekehrungen ausschauen' und ganz besonders die Sonntagabendversammlungen hierbei ins Auge fassen. ‚Haben wir Terrain gewonnen und Gefangene gemacht, dann kommt zu der alten noch die neue Aufgabe, daß wir die gemachte Beute erhalten. Wohl dem Prediger, der an seiner Gemeinde eine zuverlässige Besatzungstruppe hat, besonders wenn er Tage und Wochen fort sein muß, um anderwärts wieder mitzuhelfen. Die für den Herrn Gewonnenen sind möglichst bald in die Reihen der Zeugen des Herrn einzugliedern, damit ihre jugendliche Kraft und ihr funkensprühendes Feuer sich andern mitteile, und um ihrer selbst willen. Diese frischen Feuerbrände werden auch auf die alten Streiter Jesu eine vorzügliche Wirkung haben.' Bedenken wir, daß diese ‚Gefangenen' meist fromm veranlagte evangelische Gemeindeglieder sind, daß ferner das ‚Feindesland' unsere evangelische Kirche ist, so erscheint es doch fast wie ein Verrat an der eigenen Sache, diesen entschlossenen Gegnern unserer Kirche ohne weiteres die Bruderhand zu reichen."

Ferner macht das Korrespondenzblatt für die evang.-luth. Geistlichen in Bayern auf eine eigentümliche Propaganda gewisser Kreise aufmerksam. Ein anscheinend harmloses Blättchen „Für Alle," vom Pfarrer Lohmann in Frankfurt a. M. herausgegeben, auch in Bayern besonders von Freunden der „Philadelphia" gehalten, brachte am 10. November verschiedene christliche Adressen in verschiedenen Garnisonstädten, an welche sich die neu einrückenden evangelischen Soldaten behufs geistlicher Bedienung wenden sollten. Für München war die Adresse eines Predigers Schweikher, Rindermarkt 4, genannt. Pfarrer Lohmann wurde von einem bayrischen Geistlichen um nähere Auskunft über den Genannten angegangen, mußte aber zur Antwort geben, daß er nichts Näheres von ihm wisse; er habe den Namen in einer Liste bekommen und in gutem Glauben ihn veröffentlicht (!). Unterdessen aber erfuhr man von München her, daß Schweikher der Prediger der Münchener Methodisten sei. An diesen also sollten die lutherischen Soldaten gewiesen werden, obwohl eine ganze Reihe lutherischer Geistlicher in München steht! „Wir geben — sagt die L. Kztg. — diese Mitteilung zur Warnung weiter, bedauern aber zugleich, daß man von nicht landeskirchlicher Seite so unehrliche Wege einschlägt und zwar im Namen eines besseren Christentums."

In Frankreich ist eine Welt-Liga gegen Freimaurerei gegründet worden. Dieselbe führt die Bezeichnung „Labarum" (so hieß bekanntlich die Kreuzesfahne Konstantins) und zählt, wie die „Germania" berichtet, schon zahlreiche Mitglieder aus geistlichem und weltlichem Stande. Die Pflichten der Mitglieder sind: Die Freimaurersekte mit allen zulässigen und gesetzlichen Mitteln zu bekämpfen, die Abhaltung von Versammlungen und die Herausgabe von Schriften zum Zwecke der Bekämpfung der Freimaurerei zu begünstigen; einmal im Jahre einer besonderen Messe beizuwohnen, welche in der Intention des baldigen Sieges der Kirche über die Loge Gott dargebracht wird; jeden Morgen sein Leben für die Bekehrung der Freimaurer Gott aufzuopfern; mit notorischen Freimaurern weder geschäftlich noch sonstwie in Verbindung zu

treten und die Mitglieder der Liga in allen Lebenslagen zu unterstützen und schließlich die Namen derjenigen, welche im geheimen der Loge angehören, dem Komitee mitzuteilen. Um eher zum Ziele zu gelangen, beschlossen die Labaristen, die Freimaurer mit deren eigenen Waffen zu bekämpfen; sie haben daher eine der freimaurerischen ähnliche Organisation geschaffen, welche zudem noch einen militärischen Charakter besitzt. Jedes Mitglied hat verschiedene Grade zu durchlaufen, welche unter Beobachtung aller symbolischen Zeremonien und Zeichen erteilt werden sollen. Dem niedrigsten Grade gehören die „Legionäre Konstantins" an, dem zweiten die „Soldaten des heiligen Michael"; jedem Grade muß man mindestens ein Jahr angehören, um den dritten und letzten Grad: denjenigen eines „Ritters des heiligen Herzens" zu erhalten. Für Frauen gibt es nur einen Grad und zwar den der „Schwestern der Johanna d'Arc." Ähnlich den Freimaurern haben auch die Labaristen Mitglieder, die mit der Organisation nur lose verknüpft sind und die die Bezeichnung „Genossen und Genossinnen des heiligen Johannes" führen. Die Freimaurer bedienen sich des Dreieckes als Zeichens und unterschreiben sich als Br. .˙., die Labaristen nennen und unterzeichnen sich als Br. †. Jedes Mitglied unterschreibt beim Eintritt eine Erklärung und wählt für sich einen besonderen Kampfnamen, unter dem er nur den Genossen bekannt ist. Jede Gruppe heißt ähnlich wie in den Freimaurerlogen „Kompagnie" und alle zusammen bilden die französische Armee des Labarum, welche in fünf Sektionen oder Bezirke zerfällt, und entsenden ihre Delegierten zu den Jahresversammlungen, welche die „Große Wache" (Grande Garde) genannt werden und dem freimaurerischen Konvent entsprechen. Das Haupt der Liga führt den Titel „Großkanzler und Generalsekretär." Dazu wurde ein bekannter französischer Schriftsteller gewählt, welcher den Namen Br. † Paul de Regis angenommen hat. In einem Punkte nur soll sich die Liga von der Freimaurerei unterscheiden: sie soll bei weitem weniger geheimnisvoll sein. Die Mitglieder sind nicht verpflichtet, über das, was in den Versammlungen, d. h. in den „Wachen" geschieht, Stillschweigen zu beobachten.

Das ganze Unternehmen ist nur ein Beweis dafür, daß die römische Kirche den Glauben an die Wirksamkeit der ihr eigentümlichen Mittel verloren hat. Wer die Ware seines Konkurrenten nachmacht, gibt damit zu, daß sein eigenes Fabrikat nicht mehr marktfähig ist, und wer die Organisation seines Gegners nachäfft, bezeugt damit seine Unfähigkeit, ihr gegenüber etwas zu schaffen, das stärker wäre.

Der Schimmer des Religionskongresses in Chicago sticht den Parisern so sehr in die Augen, daß sie, wenn irgend möglich, auch eine derartige Schaustellung der Religionen zur Verherrlichung ihrer Ausstellung im Jahre 1900 zu veranstalten suchen. Franzosen und französische Schweizer, Katholiken wie Protestanten wären schon für das Unternehmen zu gewinnen; dagegen betrachten schon die deutsch-schweizerischen Kirchen eine solche Unternehmung wesentlich als Schaustellung, die sich mit dem Wesen der christlichen Religion nicht wohl vertragen könne. In Deutschland selber scheint man größtenteils die Sache gar nicht ernsthaft zu nehmen; jedenfalls aber an keine Beteiligung zu denken.

Die eigentliche Entscheidung der Frage liegt aber in Rom. Frankreich mag zwar vielfach irreligiös sein, aber es ist doch offiziell katholisch, und bei einem Religionskongreß in einem katholischen Lande würde die römische Kirche ganz naturgemäß die erste Rolle spielen, und wenn es gelänge, geschickt genug zu manövrieren, so könnte man möglicherweise die Teilnahme der Vertreter anderer Kirchen und Religionen zur einer Huldigung für Rom gestal-

ten. Ein solches Schauspiel wäre der Kurie allerdings sehr viel wert — wenn es gelänge. Aber es könnte auch mißlingen. Man müßte den Teilnehmern des Kongresses doch in mancher Beziehung eine formelle Gleichberechtigung mit den Katholiken gewähren, sonst würden sie gar nicht kommen. Sollte es ihnen auf Grund dieses ihres Rechtes aber möglich werden, die Vertreter der römischen Kirche irgendwie zu überstrahlen, so hätte man den Schaden doppelt; man hätte einen Anspruch aufgegeben und doch den gehofften Erfolg nicht erlangt. So weiß man in Rom nicht, was man will, oder man will zweierlei und kann doch nur das eine oder andere. Da wird die Wahl schwer.

Emil Zola, der nur zu wohl bekannte französische Romanschreiber, bewegt sich seit einiger Zeit vorzugsweise auf kirchlichem Gebiet und hat im Pariser Figaro seine Anschauungen über die Zukunft der katholischen Kirche ausgesprochen. Nach seiner Meinung steht eine neue Spaltung der römischen Kirche bevor, deren Anfang er in Amerika erwartet.

Zola beginnt seine Darstellung mit der Schilderung der Eindrücke, welche ein frommer französischer Katholik bei einem Besuche in Rom erhalten müsse. „Man stelle sich" — sagt er — „die Verblüffung unseres französischen Katholiken vor! Er kommt nach Rom, übervoll von unsern religiösen Streitigkeiten, er verwendet seinen kriegerischen Eifer auf scharfe dogmatische Erörterungen und er findet den ganzen sanft lächelnden Vatikan von einer höflichen Verachtung eines solch nutzlosen Eifers erfüllt. Gott ist zwar der Schöpfer und Herr der Welt, aber da er nicht mehr hervortritt, indem er seine Macht an den Papst, das Haupt der heiligen Kirche, abgetreten hat, so sind es nur Regierungsfragen, die der Erledigung bedürfen. Gott ist in das Innerste des Heiligtums verwiesen; er thront in der himmlischen Höhe in seiner unveränderlichen Herrlichkeit, ohne zu regieren. . . . . . Der Papst ist lebenslänglicher Diktator, der den Auftrag hat, die Angelegenheiten der Christenheit unter Mithilfe seines Senates, des heiligen Kollegiums [der Kardinäle], zu erledigen. . . . . . Das ist in seiner täglichen Routine nichts als ein umfangreiches Verwaltungssystem; da gibt es Ministerien und Kanzleien, welche die Geschäfte in der Welt führen und keine Zeit in nutzlosen Erörterungen darüber zu verlieren haben, ob Gott im Himmel ist oder nicht. Er muß ja sicher dort sein, da diese ganze Regierung in seinem Namen geführt wird."

Das sichtbare Oberhaupt der Kirche hat also sicherlich eine sehr hohe Stellung inne. Wie nun hält es sich auf dieser Höhe? Durch Schweigen — antwortet Zola — und, wenn geredet werden muß, durch diplomatisch doppelsinniges Reden.

„Es ist bedenklich auffällig, daß Leo XIII. verschiedene Arten des Redens hat. Zu dem einen sagt er ‚weiß', zum andern ‚schwarz'. Wenn wir dem einen glauben, so ist der Papst entschlossen, der [französischen] Regierung aufs äußerste zu widerstehen; glauben wir dem andern, dann empfiehlt er sofortige Unterwerfung. Das wenigste, was gegen ihn gesagt werden kann ist, daß er ein doppeltes Gesicht zeigt. . . . .

„Wie müde muß dieser weise und kluge Papst werden! Die Welt in den Händen haben und fortwährend mit Arbeiterzänkereien gequält zu sein! Seit dem ersten Tag ist es sein Wunsch gewesen, seine Autorität nicht nutzlos aufs Spiel zu setzen. . . . . Und es ist sehr wohl möglich, daß die einen ‚weiß' und die andern ‚schwarz' hörten. Er sollte ihnen allen sagen: Einerlei; thut wie ihr wollt; laßt mich nur die moderne Welt erobern!"

Ebenso zweideutig verhalte sich der Papst in Beziehung auf den geplanten Religionskongreß auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1900, welchen er bald

gebilligt, bald verworfen habe. Dieser Opportunismus des Papstes sei nur das Bestreben, eine neue Kirchenspaltung zu vermeiden, deren Anzeichen er überall wahrnehme. Er ordne alles dem einen Wunsch unter, die katholische Welt in Unterwürfigkeit zu erhalten. In Beziehung auf die drohende Spaltung wird gesagt: „Schisma! Schisma! Alles weist darauf hin. Es ist so unvermeidlich, wie es einst vor der Reformation war. Wir spüren, wie es mit den neuen Formen der Gesellschaft aus der Erde aufsteigt. Ich glaube nicht, daß es in Frankreich eintreten wird; denn unser Land ist nicht neu genug, unser religiöser Sinn ist durch die Gewohnheit gefesselt; er gehört zum formalistischsten und borniertesten, was ich kenne. . . . Aber drüben in Amerika — welch ein jungfräulicher und fruchtbarer Boden für eine siegreiche Ketzerei! Wir mögen eines schönen Tages sehen, daß ein Bischof Ireland die Revolutionsfahne erhebt und sich zum Apostel einer neuen Religion macht, einer Religion, die vom Dogma befreit ist, einer humaneren Religion; der Religion, auf welche die Demokratie wartet. Welch eine erregte Masse wird er nach sich ziehen und welch ein Rufen nach allgemeiner Befreiung wird das sein.

„Weiß Leo XIII. das? Ich wiederhole, er zittert deswegen. Es wird zur Thatsache werden, sobald der Papst, nachdem er von Konzession zu Konzession geschritten, sich dem Dogma gegenüber findet. Dann kann er nicht mehr weitergehen, denn das ewige Rom mit seiner Masse von Traditionen, seinen Jahrhunderten und seinen Ruinen steht dann als unübersteigliches Hindernis ihm gegenüber. Sobald es sich aber nicht mehr ändern kann, wird es fallen. Und wenn das Christentum sich wieder wie die Herbstrosen erheben wird, wird es in einem Lande blühen, das weniger mit Geschichte gesättigt ist."

Man sollte es kaum glauben, daß heutzutage noch jemand den Scheiterhaufen preisen könnte, und doch ist es so. Die "Analecta ecclesiastica," ein unter der Aufsicht des Vatikans erscheinendes Blatt bezeichnet alle die, welche die Inquisition verwerfen, als „Söhne der Finsternis" und verherrlicht Torquemada, indem es sagt: „Die Söhne der Finsternis werden ihre Augen rollen und mit den Zähnen knirschen, wenn sie dies lesen und von mittelalterlicher Intoleranz reden. Es ist nutzlos, ihnen zu antworten. Es ist viel besser, man beweist, daß Llorente und andere Geschichtsschreiber der Inquisition völlig im Irrtum sind. Es ist klar bewiesen, daß die katholischen Historiker weder Lügner noch Träumer sind, wenn sie behaupten, daß es Abtrünnige zu jener Zeit gab, die im geheimen den Judaismus begünstigten und sogar das Priestergewand trugen. Die Gesetze der Kirche und des Staates waren daher mit Recht gegen sie. Wölfe sollten bei den Wölfen bleiben; wenn sie in Schafsfellen in den Stall kommen, so müssen sie mit Feuer und Schwert ausgetrieben werden. Fern sei von uns, den Wegen eines benebelten Liberalismus nachzugehen und uns einzubilden, die heilige Inquisition bedürfe der Verteidigung. Man braucht weder die rohe Art der Zeit noch den blinden Eifer oder den harten Charakter der Priester zur Entschuldigung unserer heiligen Mutter-Kirche anzuführen. Wir bedürfen keiner Sophismen. Die glückliche Wachsamkeit der heiligen Inquisition bewahrte in Spanien und anderswo den religiösen Frieden und diejenige Festigkeit des Glaubens, welche heutzutage der Ruhm des spanischen Volkes ist. Gesegnete Flammen des Scheiterhaufens! Durch sie wurde zwar eine kleine Zahl schlauer Leute beseitigt, aber Tausende und Tausende von Legionen Seelen wurden bewahrt vor dem Pfuhl des Irrtums und damit auch vor der ewigen Verdammnis. Die Gesellschaft wurde gerettet und das Land von der Gefahr des Bürger-

krieges befreit. Ehre sei dem Andenken Torquemadas! Er beschloß, daß Juden und Ungläubige nicht zur Taufe gezwungen werden sollten, aber er brachte es auch fertig, die Verbreitung des Judaismus und des Abfalls unter den Getauften zu verhindern."

Auch das Interdikt gehört noch nicht bloß der vergangenen, sondern auch der gegenwärtigen römischen Kirchengeschichte an. So wird aus dem Elsaß berichtet: In dem Dorfe Wisch bei Molsheim weigerte sich dieser Tage der katholische Pfarrer, einen Protestanten auf dem Dorfkirchhofe begraben zu lassen, höchstens könne die Beisetzung in der Selbstmörderecke stattfinden. Auf Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, wonach die Friedhöfe Eigentum der politischen, nicht der kirchlichen Gemeinde sind, mußte sodann das Begräbnis von der Kreisdirektion erzwungen werden. Daraufhin erließ die bischöfliche Behörde das Interdikt über den durch eine protestantische Leiche „entweihten" Kirchhof, der infolgedessen von keinem katholischen Geistlichen mehr betreten werden darf.

Der römisch-katholische Proffessor der Theologie Filippo de Lorenzi in Rom hat sich dem evangelischen Glauben zugewandt. Er schrieb am 5. Oktober an das Komitee der freien evangelischen Kirche folgenden Brief: „Der Unterzeichnete, geboren in Rom am 26. Mai 1863, katholischer Priester und Professor der Theologie in verschiedenen Kollegien Roms, u. a. auch desjenigen de propaganda fida, sowie im „römischen Seminar" Professor der Dogmatik, hat sein Priesterkleid abgelegt und jegliche Verbindung mit seiner bisherigen Kirche abgebrochen. Er bittet nun, ihn in die Zahl derjenigen aufzunehmen, welche dem lauteren Evangelium Jesu Christi anhangen und einer Kirche angehören, in welcher die göttliche Kraft sich offenbart. Der Unterzeichnete bekennt, schon seit langem in der Finsternis herumgetappt und niemals Ruhe der Seele und den Frieden Gottes im Herzen gespürt zu haben, welche doch ein verheißenes Erbteil der Kinder Gottes sind. Seine Augen waren dem Lichte der Wahrheit verschlossen, bis der heilige Geist ihm dieselben öffnete. Da überströmte die Freude sein Herz, daß er durch das Blut des Lammes Gottes von jeder Knechtschaft befreit und erlöst worden war; da fühlte er auch die Verpflichtung, mit allen seinen Kräften jene Irrtümer zu bekämpfen, welche er bisher bewußt oder unbewußt gelehrt hat. Das sind die Beweggründe, welche den Unterzeichneten bestimmt haben, sich zur Aufnahme in die evangelische Kirche Italiens zu melden, eine Kirche, deren Glauben einzig und allein auf dem Wort Gottes ruht, und welche dem Willen Gottes auch nachlebt. Ich bitte noch alle Brüder obengenannter Kirche, für mich zu beten, damit mir Gott Kraft gebe, alle die Hindernisse zu überwinden, welche zu verhindern suchen, daß Gottes Werk in mir vollendet werde. In dieser Gesinnung höchster Achtung und lebhafter Dankbarkeit zeichnet mit christlichem Gruß Ihr ergebener Bruder Filippo de Lorenzi".

Bekannt ist, mit welchem Eifer und mit welchen Mitteln der orthodoxe slavische Fanatismus die Universität Dorpat russifizierte. (Vgl. Th. Ztschr. 1893, Seite 317.) Die Frucht dieser Thätigkeit ist aber keineswegs der orthodoxen Kirche und dem Slaventum, sondern dem Judentum zugute gekommen. Denn als im Jahre 1892 die russischen Professoren ihren Einzug hielten, nahm die Frequenz der Universität immer mehr ab. In dieser Not wandte sich der Rektor Budilowitsch an den Minister der Volksaufklärung, Deljanow, und ersuchte ihn, für Dorpat die allgemein geltende Verordnung aufzuheben, wonach nur fünf Prozent der Studierenden an einer russischen Hochschule Juden

sein dürfen. Dem Ansuchen wurde stattgegeben. Und was zeigt nun der Universitätsbericht 1895 für ein Bild? Das innere Rußland hat nach der Universität Jurjew 58 Prozent Juden gesandt, d. h. von den aus dem Innern des Reiches nach Jurjew gekommenen 558 Studierenden (inkl. Pharmazeuten) kommen 347 auf das jüdische Bekenntnis, 241 auf die übrigen Konfessionen, wobei nur 98 der griechisch-orthodoxen Kirche angehören; und für diese 98 orthodoxen Studenten hat der Rektor Budilowitsch eine besondere Universitätskirche erbauen lassen. Die „Akademischen Blätter" meinen: „Mit weit größerem Recht hätte wohl Herr Budilowitsch für die auf seine Initiative aus dem Inneren des Reiches herangezogenen 347 Ebräer in Jurjew eine Universitätssynagoge errichten sollen, um so der Universität den Stempel aufzudrücken, welchen sie der segensreichen Thätigkeit des ersten Rektors unter russischer Ära in erster Reihe verdankt.

Die Wachsamkeit der griechischen Kirche gegenüber den Umtrieben Roms läßt die etwas pompös angepriesenen Vereinigungsbestrebungen des Papstes in einem kläglichen Licht erscheinen. Auch der Patriarch von Konstantinopel, Anthimus, hat die päpstlichen Absichten sehr entschieden abgewiesen. In einem umfangreichen Schriftstück, welches in 10,000 Exemplaren unter den Griechisch-Katholischen verbreitet wurde, kommt er zu dem Schluß, daß die päpstliche Kirche die der Irrlehren sei. „Vergebens verweist uns also der römische Bischof auf die Quellen, damit wir nachforschen, was unsere Vorväter meinten, und was uns die erste Epoche des Christentums überlieferte. In diesen Quellen finden wir, die Rechtgläubigen, die alten und gottgegebenen Lehren, an denen wir bis heute treu festhalten, keineswegs aber die Neuerungen, welche spätere Zeiten des Irrtums im Abendlande hervorbrachten und die die päpstliche Kirche bis heute festhält. Die rechtgläubige, morgenländische Kirche rühmt sich mit Recht in Christo, die Kirche der sieben ökumenischen Synoden und der ersten neun Jahrhunderte des Christentums zu sein, folglich die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche Christi, die Säule und Grundfeste der Wahrheit. Die jetzige römische Kirche dagegen ist die Kirche der Neuerungen, der Verderbnis der Schriften der Kirchenväter und der falschen Auslegung der heiligen Schrift und der Beschlüsse der heiligen Synoden. Aus diesem Grunde ist sie (bezw. der Anschluß an sie) verboten worden und sie wird verboten, solange sie bei ihrem Irrtum verharrt. ‚Besser ist ja ein löblicher Krieg', sagt der heil. Gregorius v. Nazianz, ‚als ein Friede ohne Gott'." Die „Germania" sucht die Bedeutung dieser Erklärung abzuschwächen, indem sie dieselbe lediglich als eine persönliche Anschauung des Patriarchen hinstellt; derselbe besitze zudem keine Autorität und habe auf die große Masse der griechisch-katholischen Kirchen in Rußland, Bulgarien, Serbien überhaupt keinen Einfluß. Die Kundgebung werde die Einigungsbewegung nicht aufhalten. Warum widmet das römische Blatt aber dem „bedeutungslosen" Schriftstück einen ausführlichen Leitartikel?

Wenn aber auf Rußland verwiesen wird, so muß man die Germania entweder bewundern, daß sie trotz solcher Unwissenheit noch Leser zu finden imstande ist, oder ihr gratulieren, daß sie ein so harmloses Publikum hat, von welchem sie weder den Verdacht der Unaufrichtigkeit noch den Vorwurf der Unwissenheit zu besorgen hat. Denn das weiß jeder, daß wirklich ernst gemeinte Vereinigungsversuche Roms der orthodoxen Kirche Rußlands gegenüber nur Gegenmaßregeln hervorrufen würden, die der römischen List russische Gewalt gegenüberstellen würden. Das bloße Schauspielen mit päpstlichen

Dekreten und Encykliken wird aber für alle Zukunft die russische Kirche nicht päpstlich machen.

Mit welchem Selbstbewußtsein die russische Orthodoxie dem päpstlichen wie jedem anderen Kirchenwesen gegenüber erfüllt ist, zeigt eine Ansprache, welche ein Beamter des Oberprokurators der heiligen Synode an die Zöglinge des geistlichen Seminars in Tula gehalten hat. Er sagte darin: „Ihnen ist selbstverständlich bekannt, daß Papst Leo XIII. darauf sinnt, auch uns in seinen Netzen zu fangen. Dieses Bemühen ist vergeblich. Das orthodoxe Rußland hat nie nach Rom geneigt, ganz besonders jetzt nicht, wo die Größe der orthodoxen Kirche auch den Andersgläubigen mehr und mehr zum Bewußtsein kommt. Bis hierher war die Orthodoxie nur wenig im Westen bekannt, doch in dem Verhältnis, in welchem sich die Wahrheit suchende und von der endlosen Zerstückelung der protestantischen Sekten ermüdete Menschheit mit den Lehren der orthodoxen Kirche bekannt zu machen begann, mußte sie die makellose Reinheit der Orthodoxie anerkennen. So hat sich vor kurzer Zeit ein anglikanischer Diakon aus Canada in St. Petersburg aufgehalten. Nachdem er sich mit unseren Kirchen bekannt gemacht hatte, sagte er: ‚Großer Gott, wie herrlich sind eure Tempel; in ihnen erschließt sich im wahren Sinne des Wortes der Himmel, und mit welcher aufrichtigen Andacht stehen in ihnen die Betenden. Wenn sich eure Kirchen bei uns befänden, wie viele schlössen sich ihnen an!‘ Und in der That, Dank den Bemühungen des Bischofs Nikolai (der Aleuten) wenden sich dort viele der Orthodoxie zu, und zwar nicht um irgend welcher Vorteile willen, sondern auf Grund aufrichtigster Überzeugung. Ähnliche Erfolge weisen auch die Bemühungen eines anderen Oberhirten, des Bischofs Nikolai von Japan, auf. Und die Stimme des anglikanischen Diakons, — sie ist keine vereinzelte Stimme. Allein auch unsere Gegner sind zur Zeit noch stark, sie sind stark durch die Liebe zu ihrer Idee, einer zwar unwahren, lügnerischen und schädlichen Idee, die den Verstand und das Herz jedes wahrhaft Gläubigen verwirrt. Und sollten nun wir, die wir Söhne der orthodoxen Kirche sind, welche das wahre Christentum, die köstliche Perle Christi erhalten hat, eine geringere Liebe zu unserer heiligen Kirche hegen? Wahrlich, nein! Glücklich ist der zu schätzen, der zu ihr gehört; wollen wir Gott danken und, erfüllt von Demut, uns bemühen, des hohen Ruhmes eines orthodoxen Christen würdig zu sein. Groß ist der Vorzug, der orthodoxen Kirche anzugehören, noch größer jedoch ist die Ehre, ihr dienen zu dürfen. Treten wir der Idee des Hirtenamtes näher. Groß und glorreich ist der Hirtendienst; entwürdigen Sie nicht dessen Höhe, streben Sie nicht nach materiellen Vorteilen, bemühen Sie sich nicht um einträgliche Posten. Die Hirten müssen eine Leuchte sein, welche die Finsternis zerstreut, von der leider unser gutes russisches Volk, das die Kirche Christi zwar liebt, doch in der Kenntnis der heiligen Glaubenswahrheiten noch nicht genügend befestigt ist, zum Teil noch umhüllt ist. Wenn Ihr würdig Eure Hirtenpflicht erfüllt, erweist Ihr einen großen Dienst der Kirche, dem Kaiser und dem Vaterlande."

Dasselbe Selbstbewußtsein, nur in etwas gedämpfteren Tone, spricht sich auch in der Ankündigung der Missionsthätigkeit gegenüber den Sekten aus, der u. a. auch ein monatlich mit Erlaubnis des heiligen Synod herausgegebenes Missionsblatt dienen soll.

Anläßlich dieser in der orthodoxen Kirche neuen Erscheinung legt eine russische Zeitung die Gründe und das Verfahren der orthodoxen Missionsthätigkeit dar, wobei man sich freilich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß

die orthodoxen Gläubigen die Missionsthätigkeit ebenso nötig haben, vielleicht noch mehr, als die Sektierer. Es wird da u. a. ausgeführt: „Da die in mehreren Eparchien bestehenden rationalistischen und mystischen Sekten nicht schwächer würden, sondern von Jahr zu Jahr in ihrer Organisation und in ihren Tücken gegen die orthodoxe Kirche erstarkten, so sei ein solches Missionsblatt erforderlich. Besonders müsse das von der neuesten stundistisch-baptistischen Sekte gelten, welche es verstanden habe, in kurzer Zeit sich in 30 Gouvernements hineinzustehlen. Die Kirchspielsgeistlichkeit tritt dem Sektentum gewöhnlich durchaus nicht in der vollen Rüstung der Missionskenntnisse und der Erfahrung entgegen; ja, bis zum Jahre 1885 hat nicht einmal die Lehre vom Raskol zum Kursus der Seminarien gehört. Die Frage des Kampfes gegen das Sektentum, welches solche Grundfesten der staatlichen Kraft, wie die Orthodoxie und das Volkstum, antastet, ist zu jetziger Zeit eine der wichtigsten Sorgen der Kirche und der Regierung. Darauf gründe sich das Erscheinen des ersten und bisher einzigen periodischen Organs, welches direkt gegen die Sekten gerichtet ist. Das rationalistische Sektentum Rußlands habe sich schon vor fünf Jahren ein Preßorgan verschafft, welches in Stockholm nach einem umfassenden Programm herausgegeben werde. Dem neuen Monatsblatte seien große Aufgaben gestellt. Es werde allen, welche Unterweisung in der Religion suchen, eine allgemein verständliche Erklärung der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und der Sittenregeln geben. Unser frommes Volk gerate ja deshalb leicht in die Netze des Sektentums, weil es nur mit dem Herzen glaube und die Lehren seines Glaubens nicht mit den Lippen bekennen könne; deshalb sei es auch hilflos bei der Abwehr der verführerischen Verleumdungen gegen die vaterländische Kirche. Die zeitgenössische homiletische Litteratur sei an katechetischen Belehrungen durchaus nicht reich. Daher habe der heilige Synod mehrfach darauf hingewiesen, daß der Katechetik auf der Kanzel der Vorzug einzuräumen sei. Auch die Volksschule habe ihrer Aufgabe in Bezug auf die kirchliche Mission gerecht zu werden; daher hätten katechetische Belehrungen als Hilfsmittel beim Religionsunterricht in den Kirchspielen in Anwendung zu kommen, wo Sektiererei bestehe. Das Journal werde auch allgemeine Fragen der Inneren Mission berühren, so z. B. die Bekämpfung des Raskol, die Bewahrung der orthodoxen Bevölkerung vor dem schädlichen geistlichen Einfluß von seiten der mit ihr lebenden anderssprachigen und andersgläubigen Elemente."

Es sind die vorstehenden Äußerungen nichts anderes als ein möglichst verblümtes und geschraubtes Eingeständnis der Thatsache, daß die geistige Überlegenheit eines großen Teils des Sektentums gegenüber der orthodoxen Kirche sich nicht länger verbergen lasse. Ob aber die russische Orthodoxie durch den neuen Missionsbetrieb eine dem Sektentum überlegene geistige Kraft entfalten wird, ist nach den bisher gemachten Erfahrungen sehr zweifelhaft, und es mag sein, daß man auch bei den neuen Hilfsmitteln ohne die Mitwirkung der Polizei sehr wenig und mit ihrer Hilfe nicht viel ausrichtet.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., April 1896. No. 4.

Die Episteln von Quasimodogeniti bis Kantate.

Von P. L. Haas.

I. Quasimodogeniti. 1 Joh. 5, 2—10.

Der weltüberwindende Christenglaube ist eine Frucht des Zeugnisses Gottes von seinem Sohne. Oder: Der Christenglaube eine weltüberwindende Macht.

I. Der Christenglaube ist eine Frucht des Zeugnisses Gottes von seinem Sohne. — II. Er ist eine weltüberwindende Macht.

Der Herr sagt: „Siehe, ich mache alles neu!“ Himmel neu, Erde neu, Menschheit neu und selig vor Gottes Thron. Das Mittel, wodurch diese Welterneuerung sich vollzieht, ist das Christentum. Im Christentum aber ist der Glaube der wirksame Hebel, der die Kräfte des Himmels und der Erde in Bewegung setzt. Der Punkt aber, wo dieser Hebel einsetzen muß, ist: der auferstandene Gottmensch Jesus Christus.

Die Osterbotschaft klingt noch nach in unserer Epistel, aber so, daß nun die selige Wirkung derselben im Herzen mehr hervortritt. Das Zeugnis Gottes von seinem Sohne ist ein doppeltes, ein direktes vom Himmel her, das sich unmittelbar mächtig am Herzen kundgibt, und ein mehr indirektes, menschlich vermitteltes auf Erden. — Um das Zeugnis Gottes von seinem Sohne recht zu verstehen, vergleiche man Röm. 1, 4. „Christus ist erwiesen als Sohn Gottes in Kraft, nach dem Geist der Heiligkeit, aus Totenauferstehung.“ Christus hat nur seine leibliche und seelische Art von der Davidstochter Maria geerbt, aber das hätte ihn nicht können zum Weltheiland im obigen Sinne machen. Nur der Geist kann lebendig machen, das Fleisch ist kein nütze (Joh. 6, 63). Ewig lebendig machen kann nur der Geist der Heiligkeit. Dieser aber hatte in Jesu eine reine Menschennatur angenommen als seine Wohnung und Rüstzeug. Jesu Persönlichkeit kam nicht von unten, von der natürlichen Seele her, sondern war von oben her, ewiger Heiligkeitsgeist (Joh. 8, 23; Ebr. 9, 14). Aber wer hat dieses innere Geisteswesen Jesu während seines Erdenlebens erkannt? Wenn auch der Eindruck von überweltlichem Wesen zuweilen stark aus seinen Worten und Werken hervorstrahlte, so war doch im ganzen seine Majestät verhüllt. Erst die Auferstehung des gestorbenen Jesus hat sein hohes

Geisteswesen enthüllt. Während alle andern Menschen der Verwesung anheimfielen, hat dieser Geistesmensch den Todesbann durchbrochen und dadurch ist der Erweis gebracht, daß Jesus der Sohn Gottes in Kraft ist nach seinem innersten Geisteswesen. Es ist dadurch der Wahrheitsbeweis für den Eid Jesu beigebracht. (Man vergl. diesen Matth. 26, 63 f.) Nach seiner Auferstehung blies er die Jünger an und sprach: „Nehmet hin heiligen Geist." Der jetzt ganz im Geist lebende Jesus kann nun den Geist geben und tote Menschenherzen neu beleben (1 Kor. 15, 45). Ostern brachte schon das Angeld für Pfingsten. Die Jünger wurden nur dadurch zu lebenskräftigen Zeugen des Todes und der Auferstehung Jesu, daß Jesus an Ostern sich ihnen so lebendig erzeigte, daß gar keine Möglichkeit des Zweifels mehr übrig blieb. Das ist nun das unmittelbare, direkte Zeugnis Gottes von seinem Sohne. In der Auferweckung Jesu von den Toten hat Gott selbst am allermächtigsten für seinen Sohn gezeugt. Denn wäre Jesus nicht wahrhaftig Gottes Sohn gewesen, wie hätte Gott ihn können auferwecken? Da hat auch der Sohn wieder von sich selbst gezeugt schon durch seine ganze herrliche Erscheinung und Lebenskraft und durch alle seine Lebensworte, die ihnen durch Mark und Bein drangen. („Brannte nicht unser Herz?" „Maria!") Ferner durch die Erstlingsgabe des Geistes zeigte er, was für ein Geist in ihm lebte.

Und endlich als die Fülle des Geistes am Pfingstfeste kam, da war vollends sofort der Apostel Petrus gewiß: „Nun er durch die rechte Hand Gottes erhöhet ist und empfangen hat 2c. . . . hat er ausgegossen dies, das ihr sehet und höret." Da zeugte der Geist von dem erhöhten Jesu, daß er sei der Herr und Christ (Akt. 2, 36). Da haben wir also das Zeugnis der drei göttlichen Personen im Himmel beisammen. Die drei Zeugen auf Erden: „Geist, Wasser und Blut" mögen wir verstehen von dem stets noch fortwirkenden Geiste Christi, durch welchen die Kirche fortgepflanzt wird durch die Jahrhunderte, so daß stets neue Gotteskinder geboren werden; von der Taufe (Wasser) und von dem heiligen Abendmahl (Blut), welche stets fortgehende Thatzeugnisse sind für die heilwirkende, lebenschaffende Bedeutung des Gottmenschen Jesus Christus für die ganze verlorene Sünderwelt.

Aus diesem thatsächlich sehr komplizierten, geistesmächtigen Zeugnis Gottes von seinem Sohne erwächst als edle Frucht der weltüberwindende Glaube.

Der beste Beweis für diesen Satz ist 1. das Wirken der Apostel; 2. der thatsächliche Fortbestand der christlichen Kirche trotz allem Haß der Welt. Man denke sich die Auferstehung Jesu und das Pfingstfest hinweg: Ist es denkbar, daß die Apostel je ein Wort von Jesu gepredigt hätten, daß er sei der Christ, der Sohn Gottes? Man sehe doch die trostlose Sprache Luk. 24, 21. Oder man denke sich Ostern ohne Pfingsten, ohne Geistesmitteilung: Das Zeugnis wäre erlahmt, es hätte keine lebenschaffende Kraft gehabt, es könnte nicht durch die Jahrtausende lebenschaffend wirken. Oder man denke sich Pfingsten ohne

Ostern; das hätte die Jünger Jesu nur verwirrt, sie hätten den Zusammenhang zwischen dem Sohne und dem Geist verloren. So aber folgte das Zeugnis stufenweise an Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten; es blieb der genetische Zusammenhang der göttlichen Heilsthaten für die schwer lernenden Jünger gewahrt, und so erwuchs aus diesem Gotteszeugnis der Glaube, welcher sich nicht mehr fürchtet vor Welt und Teufel. Die Siegesmacht dieses aus Gott geborenen Glaubens hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch bewährt. Zuerst haben die römischen Cäsaren (cf. Julian), dann die römischen Päpste sie erfahren müssen. Für uns nachgeborene Gotteskinder wirkt allerdings jenes vom Himmel kommende göttliche Urzeugnis noch nach in den apostolischen Schriften und dem Fortbestand der christlichen Kirche. Doch aber hat die zweite Reihe von Zeugen für uns nun mehr Bedeutung. Denn lebens- und geistesmächtige Zeugen Gottes bedarf es auch heute noch, um Kinder Gottes zu zeugen; und die heiligen Sakramente sind noch heute, wenn glaubensvoll empfangen, stetig fortgehende Gottesthaten, wodurch er hereingreift in die Gegenwart und dadurch fortwährend noch zeugt von seinem Sohne. Durch solche göttliche Realitäten allein pflanzt sich der weltüberwindende Glaube fort.

Ein jeder Christ sehe doch zu, ob irgend ein Zeichen von Weltüberwindung, ob Sieg über sein eigenes verkehrtes Ich, Sieg über die Sünde, Sieg über die Welt — ob sie lockt und reizt oder ob sie droht und schreckt —, Sieg über den Fürsten dieser Welt sich findet bei ihm! Nur dieser Glaube ist der echte, aus Gott geborene, der solchen Sieg verleiht, daß die Seele jubelnd sich erhebt: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Strick des Voglers; der Strick ist zerrissen und wir sind los." Ps. 124, 8; Ps. 118.

II. Misericordias Domini. 1 Pet. 2, 21—25.

Christus, der Hirte und Bischof unserer Seelen.

I. Unser Opferlamm. — II. Unser Vorbild.

Beide Begriffe, Opferlamm und Vorbild, sind hier im Text beisammen; aber unser Vorbild kann er doch erst dann werden, wenn er durch den Glauben unser Opferlamm geworden ist. — Das Ermahnen des Apostels nimmt in diesem Briefe dreimal sein Motiv aus dem Gestorbensein Christi für unser Heil. Nach 1, 17 ff. ist unsere Loskaufung aus dem eiteln Wandel geschehen durch Christi Blut. Nach 2, 24 hat Christus mit dem Hinauftragen unserer Sünden an seinem Leibe auf das Holz beabsichtigt, daß wir, den Sünden gestorben, der Gerechtigkeit leben. Also war unsere sittliche Umwandlung der Zweck seines Todes. In 3, 18 ist unsere Hinzuführung zu Gott („daß er uns zu Gott brächte") als die Absicht seines Leidens angegeben: Aus der Gottesferne soll sein Leiden uns in die Gottesnähe bringen. Diese drei Stellen müssen zusammengenommen werden, um den Begriff der Heilswirkung von Jesu Todesleiden

für uns zu gewinnen. Vor allem zeigt die Stelle 1, 17 ff. und unser ganzer Text, daß dem Apostel Petrus beim Schreiben des Briefes das große Leidenskapitel, Jes. 53, vor dem Geistesauge schwebte. Auch an das fehllose Opferlamm in Ägypten hat er bei 1, 17 gedacht, dessen Blut Israel losgekauft hat von dem todbringenden Gericht, dem auch Israel verfallen war. Als Folge der Befreiung vom Gericht muß die Freiheit von der fesselnden Macht des anererbten väterlichen Wandels (Jer. 13, 23) betrachtet werden. Aber inwiefern kann Christi Blut als eine Loskaufung gelten für unsere Sünden? Darauf antwortet der Text: V. 22—24. In V. 22 wird die Schuldlosigkeit, V. 23 die stille Sanftmut gezeichnet, womit er litt. Aber nicht bloß hat er durch Sünde Nichts verschuldet und ward zu keiner Sünde durch sein Leiden geführt, sondern eigener Sünde ledig hat dieser Dulder uns unserer Sünde entledigt, indem er „unsere Sünden selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz.“ Sünden können nicht geopfert werden. Aber wir dürfen daran denken, daß der Opferpriester dem Lamm die Sünde gleichsam auflegte durch das Bekennen der Sünde auf sein Haupt. In Christo ist Priester und Opferlamm vereinigt, daher hat er durch freiwillige Übernahme unserer Sündenschuld auch das Geschick des Sünders mit übernommen. Das Holz ist der Opferaltar, auf welchem er als unschuldiges Lamm sich selbst geopfert hat. (Man vergl. Jes. 53, 4, 11 u. 12.) In der Septuaginta heißt es auch in V. 4: „Dieser trägt unsere Sünden und um unsertwillen leidet er Schmerzen.“ Indem der Apostel fortfährt V. 24 „auf daß wir der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben,“ setzt er voraus, unsere Sünden seien auf dem Holz um ihre Kraft gekommen, so daß sie uns nicht mehr fesseln können. Aber wie das? Unsere Sünden wurden bei ihm zur Strieme, — so bei Jes. 53, 5: „In seiner Beule ist Heilung für uns.“ Es ist also eine Verwandlung vorgegangen: Durch Christi stellvertretendes Leiden der Strafe für die Sündenschuld ist eine Befreiung von der Schuld und damit auch von der Macht der Sünde erfolgt. Indem unsere Sünden sich verwandelten in seine Striemen und sein Leiden am Holz, sind sie an dem Holze abgethan. In 1, 19 liegt der Nerv des Sterbens Christi in der Kostbarkeit seines Blutes; in 2, 24 darin, daß der ans Holz Geheftete sich beladen hatte mit der Strafe, die auf uns gelegen. Beiden gemeinsam ist: Unsere sittliche Umwandlung ist 1) die nächste Wirkung; 2) das Ziel der Leiden Christi. Die sittliche Umwandlung aber ist dadurch möglich, daß nach 3, 18 die Hinzuführung der Ungerechten zu Gott erfolgte auf Grund der geschehenen Versöhnung. Die sittliche Erneuerung kommt nun von Gott, zu dem uns Christus herzugeführt hat. (Man vergl. auch Röm. 5, 2 das Wort: Durch welchen — Christum — wir auch die Hinzuführung haben zu dieser Gnade 2c. . . .)

Hier ein kurzes Wort über die Stellvertretung und die subjektive Geltung der Versöhnung Christi. Man muß bei dem Sühnen Christi nicht verwechseln die objektive That und die subjektive Geltung. Es

bleibt zu untersuchen: 1. Wie kann überhaupt ein anderer stellvertretend für mich eintreten? 2. Wie kann jene objektive That für mich Geltung gewinnen?

Die Möglichkeit der Stellvertretung gründet sich darauf, daß Gott die vollkommene Freiheit und die vollkommene Liebe ist. Sein Schaffen zielt ab Geschöpfe hervorzubringen, die für die Freiheit und die Liebe bestimmt sind. Nur der Freie ist Ebenbild des Gottes der Freiheit und nur er kann Gott lieben, also selig sein. Nur wer in Freiheit Gott und seine Brüder liebt, ist ein Ebenbild des Gottes der Liebe. Frei sein heißt aber das Vermögen der Wahl, der Selbstbestimmung haben, und somit auch die Kraft haben, durch das selbst erwählte Handeln etwas auszurichten. Aber nicht bloß in der Welt kann der Freie etwas ausrichten durch sein Thun. Auch auf Gott können wir wirken durch unser **Bitten**. Unser Gebet aber soll und muß zur Fürbitte werden, wenn es aus der Liebe stammt, und zwar sogar für Feinde und Verfolger! Die Menschheit ist ein Organismus; was einzelne Glieder desselben selbstthätig erbitten, erarbeiten und erringen, das kommt den andern zu gut! Wir stehen auf den Schultern unserer geistigen Väter: Was sie erarbeitet, erlitten, erduldet, erbetet haben, das ist als ein edles Erbteil übergegangen auf uns: Das ist Stellvertretung.

Aber diese Art Stellvertretung hat noch keine positive Wirkung auf den andern, für den sie geschieht. Die Fürbitte für die Feinde kann nur zunächst Verlängerung der Gnadenfrist, verstärkte Berufung zur Gnade Gottes bewirken, erneuerte Anerbietung des Heils. Soll aber der Sünder zur wirklichen Gerechtsprechung und Neuzeugung kommen, so setzt diese das eigene Ringen dessen voraus, für den gebetet wurde. Nicht Vergebung im Sinne der Rechtsprechung hat Jesu Fürbitte am Kreuz für seine Mörder bewirkt, sondern verlängerte Frist zur Buße.

Was hat nun der Sünder zu thun, um sich das geistig anzueignen, was ein anderer für ihn erbittet?

Gesetzt, es gelingt einem Seelsorger, einen Sünder so durch den Hammer des Wortes Gottes zu zerschlagen, daß er erschrickt im Geiste, arm und hungernd wird nach Gerechtigkeit, er möchte beten und weiß nicht wie: der Seelsorger aber betet mit ihm, in seinem Namen, bekennt seine Sünden, ruft die Erbarmung Gottes an und der Sünder sagt von Herzensgrund Amen zu allem — wird dann nicht das Gebetene dem Sünder so gewiß von Gott gegeben werden, als ob er selbst es gebetet hätte? Obwohl es nicht in seiner Seele entsprungen ist, hat er es doch sich ganz zu eigen gemacht: er hat es nicht gebetet und hat es doch gebetet. Hier liegt der Schlüssel zu der Frage: Wie kann Christi Sühnen dem Sünder zu eigen werden? Antwort: Der Sünder stellt sich zu Christi Sühnungsthat, wie jener zu dem Gebet des Seelsorgers. Jesus, der von Sünde nicht wußte, hat die Mühsal des Lebens und den Tod, unter welche Gottes richterliche Gerechtigkeit den Sünder gestellt hat, miterlebt und hat sie verstanden als Gottes gerechtes Gericht

über seine Brüder, und durch stilles Tragen des Gerichts die Gerechtigkeit des Gerichts thatsächlich anerkannt. Der Gläubige aber erkennt und bekennt: Was dieser Heilige gethan, hätte ich thun sollen, aber ich konnte nicht; bricht also über sich selbst den Stab, stößt im Selbstgericht seine Sünde von sich ab, nimmt sie zurück, freut sich aber hoch, daß durch den Heiligen die Heiligung des von ihm entheiligten Namens Gottes zustande gekommen ist. Diese Herzensstellung ist von nun an das Element, in welchem seine Seele lebt und webt, wie Paulus sagt, daß Gott den gerecht spricht, der da ist aus dem Glauben an Jesum. Da kommt Gottes Richten zu Ende und die Gnade tritt in ihr Recht. Die objektiv geschehene Versöhnungsthat Jesu wird also erst dann gültig für den einzelnen, wenn dieser in die beschriebene Glaubensstellung zu der Sühnungsthat Jesu eintritt, anders nicht. (Man vergl. 2 Kor. 5, 19 u. 20. V. 19 die Aussage: Gott hat versöhnt; V. 20 die Bitte: Laßt euch versöhnen! d. h. macht euch jene Versöhnung zu eigen durch entsprechende Glaubens- und Herzensstellung.) — Ist nun aber durch solche Glaubensthat Christi Sühnen unser geistiges Eigentum geworden, dann ist Christus unser Opferlamm. Und daraus folgt, wie oben gesagt, die Hinzuführung zur Gnade Gottes, die Geistesmitteilung, die Neubelebung und — nun kann Christus unser Vorbild werden, daß wir nachfolgen seinen Fußstapfen. Jetzt gilt es, ihn recht zu betrachten in seinem Leben, Wirken und Leiden und durch das Anschauen seiner Klarheit verwandelt zu werden in dasselbe Bild 2 Kor. 3, 18. „Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten, möcht ich so still und froh deine Strahlen fassen und dich wirken lassen.“ Das ist die Gerechtigkeit, der wir hinfort leben sollen: die Umgestaltung in Christi Bild von Klarheit zu Klarheit.“

III. Jubilate: 1 Petr. 2, 11—20.

Der Christen Pilgerregeln für den Erdenlauf.

I. Christen sind Fremdlinge und Pilgrime auf Erden. — II. Als solche sollen sie nun auch ihren Lauf führen unter den Kindern dieser Welt.

In unserem Text muß der neunte Vers noch nachklingen: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum“ rc. (Man vergleiche das Lied: „Christen sind ein göttlich Volk, aus dem Geist des Herrn gezeuget, ihm gebeuget und von seiner Flammenmacht angefacht. Vor des Bräutgams Augen schweben, das ist ihrer Seele Leben und sein Blut ist ihre Pracht.“ — „Königskronen sind zu bleich vor der gottverlobten Würde“ rc.)

Nun mit dieser erhabenen Vorstellung gehe man an V. 11 im Text: Da zieht durch eine von Sünde, Not und Tod verunreinigte und entweihte Welt, durch ein gottentfremdetes Geschlecht ein „göttlich Volk,“ ein Volk, das in sich das Bewußtsein trägt: Wir haben eine andere

Heimat, wir erben ein Reich, und wir sollen Könige und Priester sein in jenem Reich. Wenn ein solch hohes Bewußtsein die Christen erfüllt, wie müssen sie da sich so ganz anders zu der Welt stellen, als jene, welche von solch himmlischer Berufung nichts wissen, oder doch ihr keinen Einfluß auf ihr Herz und Wandel gestatten. Der Unterschied in der Gesinnung ist prächtig ausgedrückt in dem Lied: „Es halten eitele Gemüter die Erde für ihr Vaterland. Wer aber Jesum hat erkannt und die wahrhaften Himmelsgüter, der sieht den ganzen Kreis der Erden als eine fremde Hütte an, und sehnet sich, erlöst zu werden aus dieser rauhen Pilgerbahn." — „Kein Fluß kann so zum Meere laufen, kein Stein eilt so der Tiefe zu, als wie ein Christ zur Himmelsruh' hinwegeilt von dem Erdenhaufen. Ob seine Füß' die Welt berühren, so ist sein Haupt doch in der Höh, er sucht den Wandel so zu führen, daß Herz und Sinn im Himmel steh" (Koll. 3, 1 ff).

Ist nun also der himmlische Sinn die Grundstimmung des Christen für sein ganzes Leben, so wird er auch als ein König durch diese Welt ziehen: „Wie gerne mach ich mich mit nichts gemein, weil ich ein reines Glied der Braut will sein." — „Schenke, Herr, auf meine Bitte, mir ein göttliches Gemüte" ꝛc. (280, 6). So folgt also das Entsagen (V. 11) aus dem hohen Bewußtsein der himmlischen Berufung.

V. 12. Wenn jedoch Könige irgendwo durchziehen, so wissen sie auch, daß die Augen der ganzen Bevölkerung auf sie gerichtet sind und sie beobachten. Wie sehr müssen sie darauf bedacht sein, die königliche Würde und Anstand zu bewahren vor den Augen der Welt! Christen nun, die es mit einer gott- und christusfeindlichen Welt zu thun haben, also mitten durchs Feindesland ziehen müssen, haben es um so nötiger, durch einen tadellosen Wandel ihren Feinden die Ursache zum Lästern abzuschneiden. Sie sollen solche Werke vollbringen, daß sie auch vor jedem redlichen Gewissen sich empfehlen, so daß die Welt noch genötigt ist, Gott zu preisen über dem heiligen untadelhaften Wandel der Christen. (Das Gegenteil davon siehe Hesek. 36, 22 ff., wie oft trifft das zu von den sogenannten Christen, besonders in Heidenlanden!)

V. 13—15; 16 u. 17; 18—20. Die Regeln für den Wandel durch diese Welt, wie sie aus dem verschiedenen Standesverhältnis hervorgehen: 1. Das Verhältnis der Unterthanen zur Obrigkeit (V. 13–15). 2. Das Verhältnis der Freien gegenüber ihren Mitmenschen. V. 16 u. 17. 3. Das Verhältnis der Sklaven (Unfreien) besonders gegen ihre Herren. V. 18—20.

V. 13—15. In dem demütigen Sichschicken in alle menschlichen Ordnungen und Verhältnisse soll der wahre Christensinn sich bewähren, der sich bewußt ist, daß alles so von Gott geordnet ist zum Heil und zur Erprobung der Kinder Gottes. „Um des Herrn willen" sollen sie unterthan sein. Man bedenke, welcher Art sowohl die jüdische, wie die römische Obrigkeit damals war, wie viel Unrecht und Gewaltthat sie sich gegen die Christen erlaubte. Und dennoch: Seid unterthan um des Herrn willen! (Man vergleiche damit Röm. 13, 1—7.) Bei der

feindlichen Gesinnung der Juden und Heiden mußten damals Christen sich doppelt in acht nehmen, um nicht den Schein der Widersetzlichkeit und Empörung zu erwecken. Aber nicht bloß aus Opportunitätsgründen, sondern um des Gewissens willen sollten sie einen solchen Wandel führen, der auch die Achtung redlicher Heiden gewinnen und den Mund unwissender Lästerer verstopfen mußte.

V. 16. Die Freien in der Gemeinde sollen nicht denken, es sei ihnen mehr erlaubt als den Unfreien; sie sollen namentlich nicht die Freiheit in Christo mißbrauchen und zu einer Frechheit des Fleisches werden lassen. Sondern als Knechte Gottes und Christi sollen sie in der Furcht Gottes wandeln (cf. Röm. 6, 1 f.; 2 Kor. 5, 10; 1 Kor. 9, 21). Die Freien mochten auch leicht sich hochmütig über andere in der Welt hinwegsetzen, daher die speziellen Regeln V. 17. Christen sollen höflich, wohlanständig sich zu benehmen wissen. „Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land.“ Höflichkeit öffnet die Wege zu vielen Herzen. „Bruderliebe“ sollten besonders auch die Freien üben gegen ihre untergeordneten nnd ärmeren Mitbrüder. Gottesfurcht soll das ganze Verhältnis nach außen heiligen und regeln. „Dem König die Ehre.“ Wie hat David den Saul geehrt als den Gesalbten des Herrn, auch wenn er noch so ungerecht von ihm verfolgt wurde (cf. 1 Sam. 24, 6 ff.; 26, 9 ff.). Das heißt aus Gottesfurcht auch den König oder die Obrigkeit ehren!

V. 18—20. Besonders schwer war es für die Sklaven in ihrer oft so drückenden und schwierigen Lage, sich stets als Christen zu beweisen. Ungerechte Behandlung von heidnischen Herren, namentlich wenn noch spezieller Christenhaß dazu kam, machte wohl manchem bekehrten Sklaven sein Leben zu einem rechten Leidenslos. Umsomehr mußten sie ermuntert werden zu einem heiligen, unsträflichen Christenwandel, um zu beweisen, daß Christen „ein göttlich Volk“ sind, das anders durch diese Welt wandert als die Kinder dieser Welt. Als eine Gnade sollten sie es betrachten, wenn sie unschuldig, um des Herrn willen leiden dürfen (cf. Matth. 5, 10—12; Luk. 6, 22 u. 23). So also soll der himmlische Sinn alle Verhältnisse durchdringen; das Bewußtsein der Königswürde hebt über viele Schwierigkeiten, welche der Weg durch die Welt den Chriten bereitet, hinweg. (Vergl. das Lied im Gesangbuch, No. 480, besonders V. 7 f.)

IV. Kantate. Jak. 1, 16—21.

Das Wort der Wahrheit die beste Gabe Gottes.

I. Es offenbart uns den Vater des Lichtes und Geber aller guten Gaben. — II. Es zeugt uns zu Erstlingen unter Gottes Kreaturen. — III. Es macht unsre Seelen selig. (Nebe.)

V. 16. Dieser Vers gehört notwendig um des richtigen Zusammenhangs willen zu diesem Text. Denn der ganze Text bildet einen Gegensatz zu dem, was in V. 13—15 gesagt ist. Der Schreiber des Briefes,

Jakobus der Gerechte, leiblicher Bruder des Herrn Jesu (cf. Theolog. Zeitschr. 1895, November), will seine Leser warnen vor dem Gedanken, als ob von Gott irgend welches Böse, irgend welche (sittliche) Finsternis kommen könne. Ein großer, gefährlicher Irrtum wäre es, die große Grundwahrheit zu vergessen oder zu verkennen, daß bei uns allein die Sünde mit ihrer Lust und ihrer Schuld, bei Gott allein die Gnade und das Gute sei. Er will uns im folgenden den rechten Grund und alleinigen Quell des Guten zeigen.

V. 17. Der Sinn des Verses ist: Lauter gute Gabe, nichts anderes kommt von oben herab; und alle gute Gabe kommt von oben, nirgend anders her. — Also zuerst lauter gute Gabe, — nichts Böses kommt von oben, von Gott her, bei dem ja keine Finsternis, keine wechselnde Beschattung ist. Denn „Gott ist Licht und in ihm ist keine Finsternis.“ Und wie er selbst Licht ist, so ist er auch Vater der Lichter (Grundtext), d. h. der Vater und Schöpfer der Geister, welche als reine Strahlen des Urlichts von ihm den Ursprung haben, und die schon in der ersten Schöpfung als die Kinder Gottes, als die Morgensterne Gott lobten und jauchzten in seinem Lichte (Hiob 38, 7). Er, der Gott des Lichtes, ist dann ja freilich auch der Schöpfer des kreatürlichen Lichtes und der Lichter an der Feste des Himmels, der Himmelskörper, welche in wechselnder Beleuchtung und Beschattung stehen. Dieses natürliche, kreatürliche Licht ist der dem Wesen Gottes und der reinen heiligen Geister am nächsten stehende Anfang der leiblichen oder irdischen Schöpfung und ist nur Bild und Zeugnis der Klarheit und Herrlichkeit der reinen Geisterwelt. Aus dieser oberen Lichtwelt kann nur Gutes kommen. Selbst dann, wenn Gott das Übel uns schicken muß, so ist es als Gabe Gottes gewiß ebenso gut als das, was wir im Gegensatz dazu als gut betrachten.

Aber emphatischer noch wird der Sinn, wenn wir betonen: Alle gute Gabe 2c. . . . Nichts, was wirklich gut ist, kommt von unten her. Darum suche nicht unten, nicht bei Menschen, Hilfe, Trost, Errettung in den Übeln des Leibes oder der Seele. Von unten, von Menschen, kann nichts Gutes kommen, solange der Brunnen der bösen Lust, aus welcher Sünde und Tod geboren werden, in uns nicht verstopft und ein neuer Quell des Lebens in uns eröffnet wird.

V. 18. Die beste, die vollkommenste Gabe Gottes für uns, die wir der Finsternis, der Sünde und dem Tod verfallen sind, ist das rechte, wahre Lebenslicht, die Gnadensonne, welche im Wort der Wahrheit hereinstrahlt in unsere finstere Welt und in die Finsternis des Herzens (cf. Ephes. 4, 18 f.; 5, 8—14; 2 Kor. 4, 6) und da eine Lichtsgeburt erzeugen will. Ähnlich wie das belebende, erwärmende Licht der Sonne in die kalte und finstere Erde eindringt und dort Lebenstriebe erweckt und sie ans Licht emporzieht — auch eine Geburt, durch welche die unorganischen Erdenstoffe in das organische Pflanzenreich hinaufgeboren werden —, so kann und will jenes himmlische Licht die Fleischesmenschen organisch wachstümlich hinüber-

gebären und umbilden in das höher stehende Geistes- und Lichtreich Gottes. Das geschieht allein durch Gottes freien Gnadenwillen, oder nach dem Wohlgefallen seines Willens, es ist reine, freie, unverdiente Gnade.

Das „Wort der Wahrheit" ist der Same der Wiedergeburt (1 Pet. 1, 23). Man mache sich klar, daß das Wort ein Produkt des Geistes, ein hörbar und sichtbar gewordener Gedanke des Geistes ist. Man kann sagen, das geschriebene Wort ist ein Geisteskristall, ein Geistessalz, in welchem der Geist schlummert, aus welchem es geboren ist. Geht das Salz nun wieder in eine entsprechende Geistesregion über, wird es da wieder aufgelöst, so wird der darin schlummernde Geist entbunden, geweckt und geistet oder wirkt in der Region, die ihn aufgenommen. Das gilt von jedem Wort, ob es aus dem guten, göttlichen Geiste stammt oder aus dem höllischen: Der Geist, der im Worte liegt, wird entbunden und wirksam. (Man vergleiche Hebr. 4, 2 im Grundtext: Das Wort der Predigt half jenen nichts, da es sich nicht vermengte mit dem Glauben der Hörenden = das Salz wurde nicht aufgelöst in der entsprechenden Geistesregion, der Geist wurde nicht entbunden und nicht wirksam.) Wenn also im Wort der Wahrheit der Geist Gottes verborgen schlummert und wenn es sich darum handelt, daß dieses Wort an den rechten Ort kommt und dort die rechte Aufnahme und Verarbeitung findet, damit der Geist aus ihm entbunden wird und die geheimnisvolle aber wunderbare Wiedergeburt bewirken kann: wie wichtig wird da das rechte Hören, das rechte Stillewerden gegenüber dem Wort, das rechte sanftmütige Auf- und Annehmen des Wortes, damit es seinen Endzweck erreichen kann: der Seelen Seligkeit!

V. 19—21. So hängen also diese drei Verse enge an V. 18 durch das Wörtchen: „Darum." Darum, weil es gilt, vor allem dem ewigen Licht der göttlichen Wahrheit stille zu halten, weil es vor allem gilt, recht zu hören, ohne Zorn, ohne Zweifel, ohne stummen oder lauten Widerspruch gegen das oft richtende und strafende Wort der Wahrheit, darum sei jeglicher Mensch schnell zu hören, langsam aber zu reden und langsam zum Zorn. Es wird also das Reden und selbst der Zorn nicht ganz und gar verboten. Aber wie nötig ist es, die Worte zu wägen und zu bedenken; und wie nötig, dem fleischlichen und auch dem scheinbar guten Zorn zu wehren, damit dem wahrhaft guten Zorn Gottes Raum gelassen werde (Röm. 12, 19). Erst wenn der Mensch willens ist, sich vom Licht strafen zu lassen (Joh. 3, 19—21), dann nimmt er mit Sanftmut das eingepflanzte Wort an, wird stille und hält ihm stille, und dann kann es in ihm das Wunder der Lichtsgeburt vollziehen und seine von Natur finstere Seele hinübergebären in das wunderbare, herrliche Lichtreich des seligen Gottes. (Vergl. Drummond, Naturgesetz in der Geisteswelt, unter „Übereinstimmung mit dem Urbild.") Nur ein kurzes Wort zu dem: „Erstlinge seiner Kreaturen." Zu solchen Erstlingen werden die Kinder Gottes, welche das Wort mit

Sanftmut angenommen und durch dasselbe Kinder des Lichts geworden sind; Sie gehören zu einer Neuschöpfung, welche die erste noch an Herrlichkeit überstrahlt, zu einer Würde, die noch über die guten Engel geht. Denn der ewige Sohn Gottes, wie er unsere Natur angenommen hat, so macht er uns teilhaftig seiner göttlichen Natur, und er ist erhöht über aller Himmel Himmel und gibt den Seinen mit ihm auf seinem Thron zu sitzen (Offb. 3, 21; 22, 5). Die himmlische Lichtsnatur also, welche sie bekommen durch das Wort der Wahrheit, ist die höchste aller Gaben, welche der Vater der Lichter uns, den Kindern des Todes und der Finsternis, geben kann.

Einige Winke zur rechten Würdigung der Erzählung: Joh. 7, 53—8, 11.

Von P. G. Brändli.

Die Februar-Nummer der Theolog. Zeitschrift brachte den ersten Teil eines Referates von Pastor F. Mayer über „Die Echtheit des Evangeliums nach Johannes.“ Beim Durchlesen dieses Referates war es gewiß jedem, der einen Einblick hat in das Wesen der modernen Kritik, eine Freude, die Entschiedenheit kennen zu lernen, mit welcher Referat an der Echtheit des vielumstrittenen Johannes-Evangeliums festhält. Bei seinem sonst sehr konservativen Standpunkte mußte aber die Beurteilung von Joh. 7, 53—8, 11 befremden. Mit guten Gründen wird zwar dem genannten Abschnitt der johanneische Ursprung abgesprochen, aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß die Geschichte von der Ehebrecherin nur „wahrscheinlich einen Kern von Wahrheit“ enthalte. Ist die Behauptung erwiesen, daß die Geschichte sich unmöglich in der geschilderten Weise abgespielt haben könne? Jedenfalls spricht das Benehmen der Schriftgelehrten und Pharisäer nicht gegen die historische Möglichkeit, denn was kümmerten sie sich um damalige gesetzliche Ordnungen, wenn es galt, dem Herrn eine Schlinge zu legen? — Solange wir Gründe haben, welche dafür sprechen, daß ein Augenzeuge, ein Kenner jüdischer Gesetze und rabbinischer Gelehrsamkeit diese Geschichte verfaßt hat, solange muß uns der aburteilende Richterspruch der Kritik zurückstehen hinter dem klaren und wahren Wort Calvins, der über die fragliche Schriftstelle urteilt: “nihil apostolico spiritu indignum continet.” —

Treten wir also dem verdächtigen Evangelien-Bruchstück, welches gegen das mosaische Gesetz nicht nur, sondern auch gegen die rabbinische Gelehrsamkeit verstoßen soll, etwas näher. Können wir wirklich aus der Geschichte von der Ehebrecherin (Joh. 7, 53—8, 11) lernen „wie im zweiten Jahrhundert Evangelien gemacht wurden?“ Der Schwerpunkt fällt bei unserer Betrachtung natürlich auf V. 4 u. 5. — Was ist der Sinn dieser Stelle? Ein ehebrecherisches Weib, auf frischer That ertappt, wird zu Jesu gebracht. Die Frage der Schriftgelehrten und Pharisäer (V. 5) an den Herrn nimmt unverkennbar Bezug auf eine

von Moses herrührende, gesetzliche Vorschrift. Das λιθοβολεῖσθαι (nach Tischendorf, Synopsis evangel., 5. Ausg., die richtige Lesart; das dem johanneischen Sprachgebrauch entsprechende λιθάζειν haben nur einige Kodices aus dem sechsten bis zehnten Jahrhundert, wahrscheinlich als Korrektur nach Joh. 10, 31 ff.) weist auf Deut. 22, 24, wo die LXX den nämlichen Ausdruck haben.

Die Gesetzesbestimmung Deut. 22, 23 u. 24 lautet dahin, daß eine verlobte Braut, welche in der Stadt, wo sie Hilfe herbeirufen könnte, sich zur Hurerei verleiten lasse, gesteinigt werden soll. Aus dieser Stelle, wo die Verlobte mit Bezug auf ihren Verführer „seines Nächsten Weib" genannt wird (LXX τὴν γυναῖκα τοῦ πλησίον), erhellt aufs deutlichste, daß auch d i e s e Art von Hurerei als E h e b r u c h taxiert wird; und auch Philo (de legg. special.) bezeichnet dieses nämliche Vergehen als εἶδος μοιχείας.

Kehren wir zu unsrem Text zurück. Nach dem obigen finden wir auch in dem τὰς τοιαύτας (V. 5) einen sehr treffenden Sinn. Diese prägnante Ausdrucksweise geht auf die K a t e g o r i e der Ehebrecherinnen, welcher auch die vor den Herrn gebrachte angehört. — Die Schriftgelehrten meinen damit d i e b e s t i m m t e A r t, welche das Gesetz Mosis mit der Strafe der Steinigung bedroht. G e g e n diese Auffassung unserer Johannesstelle hat auch keine Beweiskraft, was Lücke einwendet, daß nämlich Moses in Deut. 22, 24 nicht den für Ehebrechen gewöhnlichen Ausdruck נאף brauche. Denn dieser Ausdruck kommt in jenem ganzen in Frage stehenden Zusammenhang gar nicht vor, da auch bei den übrigen Fällen von Hurerei, die in Betracht gezogen werden, die Sünde anderweit bezeichnet ist (vgl. z. B. Deut. 22, 20. 22. 28).

Gewöhnlich betrachtet man das ehebrecherische Weib als E h e f r a u, und weil in Lev. 20, 10 und Deut. 22, 22 den Ehebrecherinnen d i e s e r A r t nicht speziell die Steinigung, sondern nur ganz allgemein die Todesstrafe angedroht ist, so schließt man hieraus auf die Unwahrheit der ganzen Erzählung; oder man nimmt ebenso willkürlich an, daß mit der nicht näher bezeichneten Todesstrafe die Steinigung gemeint sei.

Dieses l e t z t e r e ist darum unstatthaft, weil weder das mosaische Gesetz noch die rabbinische Tradition sichere Anhaltspunkte für diese Annahme bietet. Die Gesetzesstrafen sind je nach Umständen oder Personen verschieden. Lev. 20, 14 wird z. B. bestimmt, daß einer, der mit Mutter und Tochter zugleich eheliche Gemeinschaft pflegt, verbrannt werden soll. Die gleiche Strafe trifft nach 21, 9 die Tochter eines Priesters, die Hurerei treibt. — Und im Gegensatz zur obigen Annahme lehrt der Talmud, daß eine verheiratete Frau, welche die Ehe bricht, erdrosselt werden soll. —

Das e r s t e r e ist darum ein sehr voreiliger Schluß, weil in unserem Abschnitt durch gar nichts angedeutet wird, daß das Weib, welches zu Jesu gebracht wurde, verheiratet war. Sie wird einfach mit ἡ γυνή

bezeichnet, was auch für Unverheiratete gebraucht wird. Das sehen wir schon im Alten Testament in der citierten Stelle Deut. 22, 24, wo die geschändete Verlobte bezeichnet wird mit τὴν γυναῖκα τοῦ πλησίον, und auch das Neue Testament kennt diesen Sprachgebrauch. (Vgl. Matth. 1, 18 mit V. 20 und Luk. 2, 5.)

Nach alledem haben wir weder Grund noch Recht anzunehmen, daß Joh. 8, 5, wo das Gesteinigtwerden in Übereinstimmung mit Deut. 22, 24 angeführt wird, auf irgend eine andere Gesetzesbestimmung gehe, als die genannte, in welcher die Steinigung ausdrücklich als Strafe genannt wird. Nur müssen wir eben eine falsche Voraussetzung gegen die richtige Auffassung der Stelle umtauschen. Wir müssen annehmen, daß das Weib, von welchem die Geschichte redet, nicht verheiratet, sondern nur verlobt war. Und dieser gewiß seltene Fall bot ja den Feinden Jesu eine Gelegenheit, wie sie dieselbe nicht besser wünschen konnten, ihn zu versuchen.

Gegen diese richtige Auffassung unserer Stelle hat dann auch die jüdische Gelehrsamkeit nichts einzuwenden, sondern sie bestätigt dieselbe vielmehr, indem der Talmud, Sanhedr. Fol. 51, 2 sagt: "Filia Israelitae, si adultera, cum nupta, strangulanda, cum desponsata, lapidanda." Es sind in diesem Satz ganz bestimmt zwei verschiedene Straffälle auseinander gehalten. Eine verheiratete Ehebrecherin soll erdrosselt, eine verlobte dagegen gesteinigt werden. Der letztere Fall ist der in Deut. 22, 24 vorgesehene, und wenn wir diesen Fall auch auf unsere Textgeschichte anwenden, so lösen sich alle Widersprüche und schwinden alle Unklarheiten.

Wir haben also nicht nötig, den Erzähler unserer Geschichte als einen Mann des zweiten Jahrhunderts anzusehen, der mit dem Gesetze Mosis und den rabbinischen Vorschriften nur sehr schlecht vertraut war. Denn die Bestimmung Joh. 8, 5 steht mit Gesetz und Talmud durchaus im Einklang. —

Wie steht es aber mit der Strafe der Erdrosselung oder des Erwürgens, von welcher die alttestamentliche Gesetzgebung auch keine Spur aufweist? Wir können dieselbe nur betrachten als ein Fündlein der jüdischen Rabbinen. Der Talmud lehrt nämlich, Sanhedr. Fol. 1, 1: "Omnia mors, cujus est mentio in lege simpliciter, non alia est quam strangulatio," d.h.: Jede Todesstrafe, die im Gesetz nicht näher bestimmt ist, ist keine andere als Erdrosselung! Diese Annahme der jüdischen Gelehrten ist jedenfalls ebenso willkürlich, wie so manche Aufstellungen der modernen alt- und neutestamentlichen Kritik. — Der Verfasser unserer in Frage stehenden Geschichte hat es jedenfalls mit den Bestimmungen des Gesetzes genauer genommen, als die Rabbiner, welche ohne Bedenken ihre Menschenfündlein als Inhalt des Gesetzes ausgeben, — was Jesus an dieser Klasse von Menschen mehr als einmal gerügt hat. — Übrigens ist diese rabbinische Schrifteinlegung für die Auffassung der Stelle Joh. 8, 5 durchaus belanglos.

Nur ganz kurz möge noch erwähnt werden, was sich aus inneren

Gründen gegen die späte Abfassung unseres Schriftstückes geltend machen läßt. Daß diese Erzählung aus der christlichen Urzeit stammt, und nicht aus der nachapostolischen Zeit, dafür spricht ihr ganzer Charakter. Die Darstellungsweise ist zwar nicht die johanneische, sie entspricht aber durchaus dem synoptischen Evangelientone, was jeder Unbefangene zugeben wird. Bei Johannes geschieht nirgends des Umstandes Erwähnung, daß dem Herrn von seinen Feinden versuchliche Gesetzesfragen vorgelegt wurden, aber bei den Synoptikern finden wir solches mehr als einmal. Die Schriftgelehrten fehlen bei Johannes, dagegen treten die Schriftgelehrten und Pharisäer bei den Synoptikern dem Herrn je und je als erbitterte Feinde entgegen. Aber trotz dieser Übereinstimmung wahrt sich unsere Erzählung durchaus ihre Originalität; sie ist so wenig irgend einem anderen evangelischen Geschichtsstück nachgemacht, daß sie schwerlich für eine spätere Legendendichtung ausgegeben werden kann. Auch ist ihr jede dogmatische oder kirchengeschichtliche Tendenz fremd, wie sie uns aus allen späteren Erfindungen deutlich genug entgegentreten. Auch rechtfertigt sich ihre innere Wahrheit vollkommen gegen die vielfach erregten Zweifel bei der richtigen Erklärung, wie wir bereits sahen.

Und schließlich sei noch bemerkt, daß wenn erwähnt wird, unser Abschnitt fehle in mehr als fünfzig Handschriften, so erfordert es doch die Billigkeit, wenigstens darauf hinzuweisen, daß mehr als hundert der uns erhaltenen Handschriften denselben enthalten. — Das Fehlen von Joh. 7, 53—8, 11 im Cod. Alexandrinus kann darum nicht als Zeugnis gegen unsere Stelle angeführt werden, weil dieser Codex defekt ist. Die Blätter, auf welchen ursprünglich Matth. 1, 1—25, 6 und Joh. 6, 50—8, 52 standen, fehlen, und wer will nun entscheiden, ob im unversehrten Codex Joh. 7, 53—8, 11 gestanden hat, oder nicht? —

Ferner findet sich der Abschnitt schon in den meisten Handschriften der Itala, die sehr wahrscheinlich schon im zweiten Jahrhundert in der afrikanischen Kirche entstanden ist. Und der Kirchenvater Hieronymus bezeugt, daß die Perikope sich finde "in multis Graecis et Latinis Codicibus." —

Wahrscheinlich würde dieser Abschnitt der alten und neuen Kritik weniger verdächtig sein, wenn er statt im Johannes-Evangelium in einem der Synoptiker enthalten gewesen wäre, denn er trägt durchaus synoptischen Sprach-Charakter. Manche alte Handschriften setzen ihn auch gleichsam als Anhang an den Schluß des Evangeliums, andere reihen ihn ein nach Luk. 21, 58, woselbst er sich dem geschichtlichen Zusammenhang wohl fügt.

Wenn vorstehende Darlegung die Wirkung haben sollte, daß die Perikope Joh. 7, 53—8, 11 von manchen Amtsbrüdern, trotzdem wir sie dem Johannes absprechen müssen, dennoch als ein echter Bestandteil der urchristlichen Tradition gewürdigt wird, so hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht.

Jedenfalls ist soviel erwiesen, daß wir es hier nicht mit einem Stück Evangelienfälschung aus dem zweiten Jahrhundert zu thun haben, und daß der Verfasser sehr wohl über damalige Zeitverhältnisse, das mosaische Gesetz und rabbinische Gelehrsamkeit orientiert war, daß also der ephesinische Verfasser der modernen Kritik vollständig aus der Luft gegriffen ist. — Sicher kommt das schlichte Wort Otto v. Gerlachs in der Einleitung zur Erklärung dieses Abschnittes dem eigentlichen Sachverhalt sehr nahe: „Die Geschichte von der Ehebrecherin scheint anfangs in der mündlichen Überlieferung aufbehalten worden zu sein; ihr schöner Inhalt macht es höchst wahrscheinlich, daß sie echt ist" — zwar, fügen wir bei, nicht johanneisch, aber doch evangelisch!

Das Examen der Predigtamts-Kandidaten.

Der nachfolgende Wiederabdruck eines im Jahre 1878 im Maiheft der Theologischen Zeitschrift erschienenen Artikels steht zwar in Verbindung mit dem Beschluß der General-Synode (Prot. Seite 37, 5), daß vom Direktorium in Gemeinschaft mit dem Lehrer-Kollegium des Predigerseminars eine Norm aufgestellt werden soll, nach welcher die Examinationen der Predigtamts-Kandidaten . . . . abgehalten werden sollen; macht aber darum noch nicht den Anspruch, eine endgültige Ausführung dieses Beschlusses zu sein, sondern nur eine Vorarbeit dazu. Es ist nämlich schon im Jahre 1877 ein ganz ähnlich lautender Beschluß gefaßt (Prot. Seite 23), dessen Ausführung sich in der Aufstellung der folgenden Prüfungsordnung darstellt.

Es mag noch hinzugefügt werden, daß im großen und ganzen sich der Unterricht und die Prüfung in unsern Lehranstalten auf dem durch die obenstehende Ordnung gegebenen Gebiet bewegen, wenngleich in einzelnen Punkten ein Fortschritt stattgefunden hat. So ist der Kreis der allgemeinen Bildung, soweit der Lehrplan des Proseminars in Betracht kommt, an verschiedenen Punkten über das Gebiet der vorliegenden Ordnung hinaus erweitert worden. Ebenso ist der Lehrplan des Proseminars durch Psychologie und Logik, sowie durch Biblische Theologie und Dogmengeschichte der neueren Zeit noch weiter ausgebaut worden.

Die ehrw. Generalsynode bei ihrer Versammlung in Chicago beschloß:

„Da bisher in den verschiedenen Distrikten verschiedene Gradmesser der Qualität bei Examination der Kandidaten des h. Predigtamtes zur Anwendung kamen, und da es sowohl für die Kandidaten als für die Examinations-Komiteen nur wünschenswert sein kann, darüber bestimmte Anhaltspunkte zu haben, so ernennt die Synode ein Komitee von fünf Gliedern, damit es einen einheitlichen Modus aufstelle für die Examination von Predigtamts-Kandidaten, nach welchem die Distrikte sich richten sollen. Der von dem Komitee aufgestellte Modus soll provisorisch gelten bis zur nächsten Generalsynode."

Diesem Beschlusse gemäß hat sich das dazu ernannte unterzeichnete Komitee über folgende Bestimmungen geeinigt:

A.

Obwohl die Instruktion des Komitees zunächst nur dahin lautet, einen Modus für die Examinationen vorzuschlagen, wobei es den Distrikten überlassen bleiben würde, an der Hand der dahin einschlagenden Bestimmungen der Statuten darüber zu entscheiden, in welchen Fällen die Petenten zum Examen zuzulassen, und in welchen sie abzu-

weisen oder davon zu dispensieren sind, so hält das Komitee es doch für seine Instruktionen angemessen, unter Verweisung auf § 7 und 8 unserer Statuten den Distrikten gemeinsame Maßregeln für das Verfahren mit den Petenten überhaupt zu empfehlen.

1. Diejenigen Kandidaten, welche von den mit unserer Synode in Verbindung stehenden Vereinen, resp. Missionshäusern für den Dienst unserer Synode ausgebildet und mit dem Zeugnisse der Reife fürs Predigtamt derselben zugewiesen sind, sind den in unserem Seminare ausgebildeten Kandidaten gleichzustellen.

2. Auf deutschen Universitäten ausgebildete Kandidaten der Theologie, welche über ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und ihren sittlichen Charakter sich durch befriedigende Zeugnisse ausweisen können, können nach vorausgegangenem Kolloquium sogleich in das Ministerium unserer Synode aufgenommen werden.

3. Bei Pastoren, welche positiv gläubigen Kirchenkörpern bis dahin angehört haben, sind vor allem die Motive zu ermitteln, um derenwillen sie ihre resp. kirchlichen Körper verlassen haben. Sind die Gründe lauter, welche die Betreffenden zum Austritte veranlaßt haben, so sind sie im Kolloquium dahin zu prüfen, ob ihre konfessionellen Anschauungen mit den Tendenzen unserer Synode in Übereinstimmung sind, und dann event. in das Ministerium aufzunehmen.

4. Personen, welche bisher noch kein Predigtamt in Verbindung mit einer von unserer Synode anerkannten kirchlichen Körperschaft bekleidet haben, sondern aus andern Berufsarten sich zum Predigtamte in unserer Synode melden, sollen nicht nur einem Kolloquium, sondern einer eigentlichen Prüfung auf ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit unterworfen werden, wobei allerdings nicht nur auf Begabung und Kenntnisse, sondern mehr noch auf die sittliche Treue und Umsicht Rücksicht zu nehmen ist, womit die Betreffenden die ihnen dargebotenen Bildungsgelegenheiten benutzt haben.

5. Falls der Eintritt derselben in den Dienst unserer Synode um ihres entschieden evangelischen Glaubensstandes und ihrer wissenschaftlichen Befähigung willen wünschenswert, aber wegen fehlender theologischer Ausbildung unthunlich erscheint, sollen sie, wenn ihr Alter und ihre Verhältnisse es zulassen, zur eigentlich theologischen Ausbildung unserm Predigerseminar resp. Proseminar überwiesen werden, wobei selbstverständlich der Entscheidung des Aufsichtskomitees der betreffenden Lehranstalten über Aufnahme oder Nichtaufnahme des Aspiranten nicht vorgegriffen wird.

B.

6. Die Distrikte sollen entweder ein ständiges oder wenigstens bis zur nächsten Distriktsversammlung permanentes Prüfungskomitee erwählen, an welches der Distriktspräses die ihm zugehenden Meldungen der § 4 namhaft gemachten Personen zu übermitteln hat.

7. Das Examen soll die schriftliche Vorlegung einer Predigt über einen gegebenen Text, die dann wenigstens teilweise auch mündlich zu

halten ist, und die schriftliche Bearbeitung eines Themas aus einem der vier theologischen Hauptfächer verlangen, wobei besonders auf die Selbständigkeit der Behandlung der Themata zu achten ist. Das mündliche Examen soll sich über die Unterabteilungen der einzelnen Fächer erstrecken. Die einzelnen Leistungen mögen mit den Worten: „ungenügend,“ „genügend,“ „gut“ und „sehr gut“ bezeichnet werden und der Kandidat wird zur Aufnahme empfohlen, wenn das Durchschnittsresultat nicht unter „genügend“ hinabfällt.

8. Von den Predigern unserer Synode wird verlangt und erwartet, daß sie eine ausreichende allgemeine Bildung besitzen, um im Verkehr auch mit Gebildeten unter den Gemeindegliedern sich keine Blößen zu geben. Dazu wird im allgemeinen gehören:

a) Die Fähigkeit, sich im Mündlichen und im Schriftlichen orthographisch, grammatisch und stilistisch korrekt auszudrücken.

b) Kenntnis der allgemeinen Weltgeschichte in dem Umfange, wie sie etwa in Dittmars kleinerem Lehrbuche enthalten ist.

e) Kenntnis der allgemeinen Geographie, insbesondere der Deutschlands und der Vereinigten Staaten (etwa nach Daniels Leitfaden und Andres Schulatlas).

9. An besonderem theologischen Wissen muß verlangt werden:

a) Gründliche Kenntnis der bibl. Geschichte A. und N. Testaments.

b) Kenntnis der Reihenfolge und des Hauptinhalts der einzelnen biblischen Bücher.

Es sollten (womöglich im Grundtexte) gelesen sein im A. T.: Genesis, Jesaias, Buß- und messianische Psalmen, im N. T. die vier Evangelien, der Römerbrief, die Korintherbriefe, die Pastoralbriefe. Als Hilfsmittel zur Vorbereitung werden empfohlen: Kurz, heil. Geschichte; Oosterzee, bibl. Theol. d. N. T.; die Bibelwerke von Starke, Gerlach, Dächsel und Lange.

c) Gründliche Kenntnis der Heilslehre zum mindesten in der Katechismusform, ausreichende Bekanntschaft mit Schriftstellen zum Beleg der einzelnen Lehren. Als Hilfsmittel zur Vorbereitung wird empfohlen: Reiff, Glaubenslehre; Palmer, Sittenlehre für die Gebildeten auf wissenschaftlicher Grundlage.

d) Kenntnis der Kirchen- und Dogmengeschichte nach den Lehrbüchern von Kurtz und Hagenbach.

e) Kenntnis der Unterscheidungslehren zwischen den verschiedenen Konfessionskirchen. (Zum Vorstudium empfohlen: Reiffs Symbolik.)

f) Bekanntschaft mit den Eigentümlichkeiten der modernen Geistesrichtungen in und außerhalb der christlichen Kirche, und die Fähigkeit, ihnen gegenüber den evangelischen Standpunkt geltend zu machen. (Empfohlen Luthards apologet. Vorträge.)

g) Bekanntschaft mit den Hauptregeln der Homiletik, Katechetik und Liturgik. (Zum Vorstudium zu gebrauchen sind: Palmers Homiletik, Katechetik und Pastoraltheologie; Hagenbachs Homiletik und Li-

turgik. Katechismus, Gemeinde-Gottesdienstordnung, Statuten der Ev. Synode von N.-A.)

10. Folgende Fragen mögen als ungefähre Anleitung für den Gang der Prüfung in Rücksicht genommen werden.

1. Betreffs des religiösen Lebens.

a) Was ist deine Ansicht über den Charakter und die Quelle des christlichen Lebens?

b) Wie mögen wir gewiß sein, daß wir Teilhaber solchen Lebens sind?

c) Was sind die Kennzeichen göttlichen Berufes zum Predigtamt?

d) Welches sind die Hauptpflichten des geistl. Amtes und die Haupterfordernisse zur Erfüllung derselbigen?

e) Welches ist die angemessenste Art, die Schrift zu studieren?

f) Welches Verfahren ist beim Anfertigen der Predigt am angemessensten?

2. Fragen über die Bibel.

a) In welchem Sinne hältst du die Schrift für Gottes Wort und wie vermagst du deine Anschauung darüber zu begründen?

b) Was ist verstanden unter dem Ausdrucke: Kanon der Schrift?

c) Unterscheide zwischen Authentie und Kanonizität eines bibl. Buches.

d) Gib einen Überblick über die Beweisgründe, mit denen die Echtheit dieses oder jenes bibl. Buches bestritten und mit denen sie bewiesen werden mag.

e) Mit welchen Mitteln vermögen wir über die Echtheit oder Unechtheit einer Lesart zu entscheiden? Auf welche Weise ist der Schrifttext unserer Gegenwart ermittelt?

f) Gib eine Darstellung der Geschichte eines biblischen Zeitabschnitts. (Vom Exodus bis Josuas Tode, Lebensgeschichte Pauli und dergl.)

g) Nenne die großen Jahresfeste der Juden, die Art ihrer Feier und ihre Bedeutung; desgl. die verschiedenen Opfergattungen.

h) Nenne die Zeitverhältnisse der einzelnen Propheten.

i) Nenne die hauptsächlichste Weissagung auf Christum und den Zusammenhang derselben.

k) Wie ist der Begriff Weissagung zu verstehen?

l) Was ist ein Wunder, seine Möglichkeit, Erkennbarkeit, Beweiskraft?

3. Über die Lehre der Schrift.

a) In welcher Weise führt die Schrift den Beweis für das Dasein Gottes?

b) Welcher Schriftbeweis ist vorhanden für die Lehre von der Trinität?

c) Nenne die Eigenschaften Gottes und erkläre die Bedeutung derselben durch Schriftstellen.

d) Was lehrt die Schrift vom ewigen Erlösungsrate Gottes?
e) Was über die Gottmenschheit Christi?
f) Was über die Persönlichkeit und über die Wirksamkeit des hl. Geistes?
g) Was ist die Bedeutung des Versöhnungstodes Christi?
h) Welche Bedeutung hat das Faktum der Auferstehung für das Erlösungswerk?
i) Was lehrt die Schrift vom Einflusse der Sünde Adams auf seine Nachkommen?
k) Was lehrt die Schrift über die Verantwortlichkeit des Menschen für sein ewiges Los?
l) Was ist der Unterschied zwischen Rechtfertigung und Heiligung?
m) Wie stimmen die Schriftstellen von der Vergeltung nach den Werken mit der Rechtfertigung durch den Glauben?
n) Wie ist die Berechtigung der Kindertaufe aus dem in der Schrift gelehrten Wesen der Taufe zu begründen?
o) Was lehrt die Schrift vom heil. Abendmahle?
p) Was von der Auferstehung des Leibes?

4. Über Kirchengeschichte, Dogmengeschichte und Symbolik.

a) Nenne und beschreibe die jüdischen Sekten zur Zeit Christi.
b) Nenne die hauptsächlichsten Verfolgungen der ersten christlichen Kirche.
c) Beschreibe die Lehre der Gnostiker und ihren Einfluß auf die Kirche.
d) Nenne die Hauptgründe, die die Trennung der griechischen und lateinischen Kirche herbeiführten.
e) Beschreibe den Zustand der Kirche vor der Reformation.
f) Beschreibe den Gang der Reformation in den verschiedenen Ländern Europas.
g) Gib einen Überblick über die Entwicklung der Lehre von der Person Christi.
h) Beschreibe die Eigentümlichkeit des Methodismus, des Herrnhutismus, des Quäkertums.
i) Welches sind die hauptsächlichsten Differenzen zwischen lutherischer und reform. Lehrweise und welche Bedeutung ist ihnen zuzumessen?

Auf diese und ähnliche an Schwierigkeit gleichwertige Fragen soll ein Prediger unserer Synode klare und sichere Antwort zu geben wissen.

E. Otto. C. J. Zimmermann. F. Kaufmann.
R. John. C. Siebenpfeiffer.

Spiritismus in evangelischer Beleuchtung.

Referat von P. R. Reuß.

Unter Spiritismus verstehen wir den Glauben, nach welchem die Geisterwelt, d. h. die Geister der Verstorbenen, sich in dieser Welt noch offenbaren kann und sich auch wirklich offenbart, und zwar in einer Weise, daß sie Erscheinungen hervorbringt, welche durch die bekannten Naturgesetze keine Erklärung finden.

Wir dürfen nun nicht etwa annehmen, daß ein solcher Glaube erst neueren Datums ist. Im Gegenteil — seit ein Glaube an Geister vorhanden ist, an die Existenz solcher körperlosen Wesen, ist auch der Glaube an ihre Wirksamkeit im obigen Sinne festgehalten worden. Es ist ja auch wohl nichts näherliegend. Denn sollten die Bande der Freundschaft oder der Familie, die zunächst den Geist der Beteiligten und erst in zweiter Linie die Persönlichkeiten selbst verbinden, sollten diese mit dem Tode gänzlich zerrissen sein? Und hat nicht etwa die Kirche selbst diesem Glauben Vorschub geleistet durch die Dogmatisierung der Schutzengel? Es kann aber nicht meine Aufgabe sein, einen solch weitläufigen und ebenso weit hinter uns liegenden Spiritismus zu behandeln, ich müßte sonst nicht bloß auf den Aberglauben, Teufels- und Hexenglauben, sowie auf die Gespenster- und Spukgeschichten des Mittelalters und insbesondere Deutschlands, „wo," wie in einem Universal-Lexikon zu lesen ist, „wo vormals die gemütlichste Heimat des Teufels und seiner Sippschaft gewesen war, wo es nicht leicht ein Kloster, eine Mühle, eine Burg 2c. gab, worin nicht ein Mönch, ein graues Männchen, ein Alter oder ein Ungetüm als Gespenst umgegangen wäre oder durch Stöhnen, Rauschen, Pochen oder andere Unarten gespukt hätte," sondern ich müßte auch bis in das zweite vorchristliche Jahrtausend zurückgreifen, da wir schon in dem 5. Buch Mose Verbote gegen einen solchen Geisterglauben und seine Ausübung vernehmen. Wir müßten aus der Neuzeit einen Swedenborg berühren oder mit Justinus Kerner den Zustand der Seherin von Prevorst untersuchen: Alles Erscheinungen, die mit dem Spiritismus in Verbindung stehen. Was unsere Aufmerksamkeit erheischt, ist daher der sog. moderne Spiritismus, der zwar auf derselben Grundlage wie das Angeführte sich aufbaut, aber nach seiner Entstehungsgeschichte zu urteilen, doch unabhängig von demselben sich entwickelte.

Ehe wir nun an die Beleuchtung des durch vorgehendes bestimmt abgegrenzten Spiritismus gehen, möchte ich vorausschicken, daß wir nur dann zu einem wahren und gerechten Urteil über denselben gelangen können, wenn wir seine Geschichte und seine Lehre ganz ohne Vorurteil uns vorführen.

I. Geschichte des modernen Spiritismus.

In Hydesville, N. Y., wohnte ein gewisser J. D. Fox mit seiner Familie, geachtet von den Nachbarn als ein ehrbarer, aufrichtiger Mann. Bei ihm wohnten seine beiden jüngsten Töchter, resp. zwölf

und neun Jahre alt, Margarethe und Katharine. Bald nachdem sie sich im genannten Dorf niedergelassen hatten, im Dezember 1847, vernahmen sie zum erstenmal ein Pochen im Hause, welches gegen das Ende des März 1848 öfter vernommen und auch lauter wurde. Fox und seine Gemahlin erhoben sich Nacht für Nacht, um nach den Ursachen dieses Pochens zu suchen; sie durchsuchten alle Ecken und Enden des Hauses, vermochten aber nichts zu finden. Dennoch hielten sie daran fest, eine natürliche Ursache ausfindig zu machen, bis ihnen die letzte Nacht des März auch die letzte Hoffnung nahm. Denn kaum, daß die Familie zu Bett gegangen war, wurde das Pochen stärker gehört als je zuvor. Die beiden Mädchen hatten es zuerst vernommen. Auf einen Verweis hin, den die Mutter ihren Töchtern gab, wuchs es mehr. Fox untersuchte die Fenster, ob diese es seien; doch jedes Rütteln an den Fenstern, womit er sich von der Festigkeit der Fenster überzeugen wollte, wurde von dem Pochen beantwortet. Die jüngere Tochter, Katharine, bemerkte solches. Sie wandte sich nach der Seite, woher das antwortende Pochen zu kommen schien, und ließ darauf den Mittelfinger am Daumen herabgleiten, um jenen bekannten klatschenden Ton hervorzubringen, wobei sie zugleich sagte: „Thue, was ich thue." Sie erhielt Antwort. Sie wiederholte es und zwar ohne den Ton hervorzubringen, und auch diesmal erhielt sie Antwort. Ihre Mutter wurde darauf aufmerksam und sagte nach derselben Richtung hin: „Zähle auf zehn," — es erfolgten zehn Schläge. Auf die Fragen nach dem Alter ihrer Töchter erhielt sie als Antwort zwölf resp. neun Schläge. Ebenso antwortete das Pochen wahrheitsgemäß auf die Fragen nach der Zahl der Kinder der Familie. Auf die Frage: „Bist du ein Mensch?" erfolgte keine Antwort, dagegen bejahte das Pochen die Frage: „Bist du ein Geist?" durch rasches Aufeinanderfolgen der Schläge.

Da man beobachtet hatte, daß das Pochen vernehmbarer war, solange die beiden genannten Mädchen gegenwärtig waren, beschlossen die Eltern, die Kinder wegzubringen. Sie wurden nach Rochester, N. Y., zu einer Tante gesandt. Man hoffte dadurch das Pochen zu vertreiben. Der Erfolg war aber der, daß neben dem Pochen in Hydesville, das fortdauerte, solches auch in Rochester vernommen wurde.

Es wurde ruchbar. Bei Gelegenheit machte nun einer der Besucher den Vorschlag, mittelst eines Klopfalphabets sich mit dem Pochen in Verbindung zu setzen. Die erste Mitteilung war: „Wir sind alle eure lieben Freunde und Verwandte." Sodann der Name „Jakob Schmidt," der Name des Großvaters der Frau Fisch, bei der jene Mädchen untergebracht waren.

Diese Vorgänge konnten natürlich nicht verborgen bleiben, zumal das Pochen nun nicht mehr allein im Hause der Fisch vernommen wurde, sondern auch in andern Häusern. Das Pochen verlangte nun in seinen Mitteilungen, daß die Vorgänge veröffentlicht werden sollten, und gab zu diesem Zweck zugleich die Art und Weise, den Platz und die Person an, welche zu der verlangten Veröffentlichung am besten passen würden.

Nur mit Schwierigkeit konnte man sich der Person versichern, durch deren Mittlerschaft die Veröffentlichung stattfinden sollte. Am 14. November 1848 wurde nun die also vorbereitete Versammlung abgehalten in der Corinthian Hall, Rochester, N. Y., in welcher eine kritiklose Aufzählung des Thatbestandes der bisherigen Erscheinungen gegeben wurde. Die Zahl der Anwesenden belief sich auf 400, und sie alle vernahmen das Pochen, das auch bei dieser Gelegenheit nicht ausblieb. Die Versammlung wählte nun ein Komitee zur Erforschung des Entstehens des Pochens, da man der Meinung war, es würde auf irgend eine verborgene Weise durch Menschen hervorgebracht. Als das Komitee aber das Gegenteil dieser Meinung berichtete, wurde über das erste ein zweites ernannt, und als dieses letztere im Sinne des ersteren berichtete, wurde noch ein drittes auserlesen, das aber nur den Bericht der beiden Vorgänger bestätigte, daß sich nichts habe finden lassen, was für die Entstehung des Pochens als Ursache angeführt werden könne. Dieses dreimalige Erwählen eines Komitees zur Untersuchung, der dreimalige Mißerfolg brachte die Bewegung in die Zeitung und sie wurde dadurch — wie vom Pochen gewünscht — der Öffentlichkeit übergeben.

Die Folge davon war, daß über unser ganzes Land Vereine auftauchten. Und auch diese vernahmen das Pochen — ja es wurden bedeutendere und noch wunderbarere Erscheinungen hervorgebracht. Thomas Low Nichols, M. D., zählt in seinem „Vierzig Jahre amerikanischen Lebens" eine Reihe solcher Erscheinungen auf. Ich greife hier nur die bedeutendsten heraus: Das Medium verfaßt Schriftstücke, deren Inhalt über das Maß seines Wissens hinausgeht; dabei sind die Buchstaben zum Teil auf den Kopf gestellt, oder sie sind von rechts nach links geschrieben oder bildet die Schrift Kreise. Es wurden durch Medien, deren Augen verbunden waren, Porträts gemacht, welche der darzustellenden Person ähnlich waren. NB. Die darzustellenden Personen waren Verstorbene. Schwerwiegende Gegenstände wurden emporgehoben und schwebten, ohne sichtbare Mittel gehalten, in der Luft. Pianofortes wurden gespielt, ohne daß man einen Spieler entdecken konnte. Medien selbst schwebten in der Luft. Sehr verschlungene Knoten wurden in kürzester Zeit entwirrt — zahllose mit den vorhandenen bekannten Naturgesetzen unmöglich erklärbare Erscheinungen konnte man wahrnehmen.

Man suchte nach Erklärungen dieser Erscheinungen. Aber die eine warf die andere um. Hatte man geglaubt die Erklärung für die eine gefunden zu haben, so folgte eine andere, die nicht auf die Weise der ersteren erklärt werden konnte. Ja gerade das Bestreben, die Erscheinungen zu erklären, wobei diese natürlich eingehend studiert werden mußten, war die Ursache für viele, insbesondere für wissenschaftlich gebildete Männer, daß sie von der Wahrheit der Spiritismuslehre überzeugt wurden. So z. B. Hon. J. W. Edmonds, Judge of the Supreme Court of Appeals for the State of New York, wie auch Prof. Hare, M. D., of the University of Pennsylvania.

So wuchs die Bewegung in unserem Lande, doch beschränkte sie sich nicht allein auf Amerika, sie griff weiter aus. Sechs Jahre nach ihrer Entstehung, im Jahre 1854, verbreitete ein Medium, Namens Haydon, im Jahre 1855 ein gewisser Mr. Dan. Douglas Howe, den modernen Spiritismus nach England, von wo er bald auf den Kontinent drang, woselbst die Medien selbst an den Höfen empfangen wurden. So wird von Napoleon III. erzählt, daß er ein Medium empfing, vermittelst dessen eine materialisierte Geisterhand in der Handschrift Napoleon I. den Namen Napoleon schrieb. Erzherzog Johann von Österreich beschäftigte sich noch im Jahre 1883 mit einem Medium, das er dann allerdings auf Betrug ertappte. Im Jahre 1869—1871 untersuchte ein Komitee, bestehend aus wissenschaftlich gebildeten Männern Londons, die Erscheinungen, fand aber keine natürliche Erklärung derselben. Sie zählten aber in einem Bericht, durch Zeugen erhärtet, eine Reihe unglaublicher Dinge auf: z. B. dreizehn Zeugen bestätigen, daß sie schwere Körper, zum Teil Männer, haben in der Luft schweben sehen; dreizehn Zeugen sagen aus, daß sie Musikstücke auf Pianos haben spielen hören, ohne einen Spieler sehen zu können. Eine dem weiter ausgebildeten Spiritismus angehörige Erscheinung ist das Photographieren der Geister: Neben der Gestalt des Menschen, der abgenommen werden soll, sieht man eine andere, die den Geist eines Verwandten darstellt und diesem auch ähnlich sein soll.

Es hatte sich der Spiritismus bisher nicht angemaßt, sich unter die Zahl der kirchlichen Körperschaften zu rechnen. In Keighley, Yorkshire, England, tritt er zum erstenmal als eine religiöse Gemeinschaft auf, was für uns nicht ohne Interesse ist, da wir seine Beurteilung nicht mehr allein den profanen Wissenschaften überlassen, sondern sie von jetzt ab auch von einem religiösen Standpunkt aus beurteilen müssen.

Manch einer möchte sich wohl wundern, daß der Spiritismus sich so sehr rasch und weit ausbreitete. Es ist aber keineswegs so sehr wunderbar: Der allgemeine Charakter der Menschen und gewisse Verhältnisse der Zeit leisteten Vorschub. Die unüberwindliche Neugier, gerade das Verbotene zu hören und zu erfahren, wirkte und die Leute strömten zu den Medien, um zu erfahren, was man sonst nicht erfahren konnte. Doch war diese Neugierde, wir möchten sagen, eigentlich nur der Boden, welcher den Spiritismus aufnehmen und zum Sprossen bringen sollte. Was ihn aber den Menschen nahe brachte, war die damals so sehr geübte Kunst des Mesmerismus und Hypnotismns. Noch ein letztes Moment, und vielleicht das wichtigste, ist das, daß viele schwärmerisch angelegte Menschen in diesen sogenannten Geisteroffenbarungen den Aufgang einer neuen Ära der Offenbarung Gottes sehen mochten und infolge davon mit der ganzen Kraft ihres Wesens für die Sache eintraten. Das ist sicher: riesige Fortschritte machte der Spiritismus am Anfang seines Auftretens; er verbreitete sich nach gleichzeitigen Zeugnissen wie eine Epidemie.

Die Zahl der Bekenner des Spiritismus ist schwer zu bestimmen, die Angaben variieren für Amerika zwischen 3—11 Millionen.*) Ein neueres hervorragendes Medium aber behauptet, daß es im ganzen 60 Millionen gebe. Wir vermögen uns aber vielleicht doch einigermaßen einen Begriff zu machen, wenn wir die Zahl der Zeitschriften hier erwähnen: Es werden etwa 101 Zeitschriften herausgegeben in spiritistischem Sinn, wovon allerdings nur 25 von Bedeutung sein sollen: 32 in englischer Sprache (2 in England, 26 in Amerika, 4 in Australien), 40 in spanischer Sprache für Spanien selbst, aber auch für die spanischredenden Völker Mittel- und Südamerikas, 15—20 in französischer Sprache und 6 in deutscher.

Durch Fehlen von hervorragenden Medien, wie durch öfters aufgedeckten Betrug verliert aber der Spiritismus in letzter Zeit wieder— womit wir den geschichtlichen Teil schließen wollen.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der gegenwärtigen Wertschätzung liturgischer Formen können sich auch die Methodisten nicht entziehen, obwohl man das schwerlich erwartet hätte. Ein Mitarbeiter des Apologeten spricht sich über die „Liturgischen Mängel" des öffentlichen Gottesdienstes in einer ganz neuen Weise aus, wenn er sagt: „Soll unser Volk wirklich eine solche Freude an seinen Gottesdiensten haben, so müssen dieselben auch wirklich *schön* sein im biblischen und besten Sinne des Wortes. Diesem Bedürfnis wird bei uns nicht hinreichend Rechnung getragen. Unsere Gottesdienste sind zu nackt, sie sind zu arm an liturgischen Übungen, und selbst was wir haben wird nicht immer so gehandhabt, daß es wirklich erhebend und erbaulich ist."

Dabei fällt nun dem Schreiber ein, daß er nicht immer so geredet hat und daß in der Methodistenkirche nicht immer so geschrieben worden ist, und er fährt deshalb fort: „Wir haben oft das Formenwesen verdonnert und zwar mit Recht. Aber wir müssen uns doch hüten, daß wir deshalb nicht der Formlosigkeit oder gar der Unform das Wort reden. Die Formlosigkeit steht nach allem doch auch im Widerspruch mit dem Wesen der Gottseligkeit. Denn Gott, wie uns der Apostel sagt, ist ein Gott der Ordnung und hat daher auch sein Wohlgefallen daran, wenn es in seinem Hause ordentlich und schön hergeht. Und zudem müssen wir bedenken, daß wir in unseren Gottesdiensten eben doch nur wenige solche ‚Vollkommenen' haben, die von der Form unabhängig sind und sich ohne dieselbe zu erbauen wissen, und daß die meisten zur Erhebung des Gemütes und zur Anbetung Gottes durch liturgische Mittel gereizt werden müssen."

Es wird dann weiterhin eine Theorie des Kultus entwickelt, nach der die Liturgie als ein wesentliches Stück desselben erscheint und nach welcher ein Gottesdienst, wie man ihn bei Methodisten gewohnt ist, eigentlich gar kein Gottesdienst wäre. Namentlich aber wird von der Liturgie nicht bloß eine

*) Der Zensus von 1890 gibt als die Zahl der Mitglieder spiritistischer Gemeinschaften 45,030. Genau dieselbe Zahl wird für 1894 u. '95 angegeben. Wie groß dagegen die Zahl der an den Spiritismus „Gläubigen" ist, läßt sich schwer sagen. D. R.

Verschönerung des Gottesdienstes überhaupt, sondern ein belebender Einfluß auf Gemeinde und Prediger erwartet. Vor etlichen Jahrzehnten wäre eine derartige Auffassung und Begründung einer Liturgie innerhalb des Methodismus so gut wie undenkbar gewesen. Man hätte nicht bloß dem besten, sondern auch dem schlechtesten Methodistenprediger zugemutet, ohne irgend welche Liturgie den Bedürfnissen seiner Gemeinde gerecht zu werden; ja gerade das wurde als der Vorzug und als der unantastbare Beweis der Geisteskraft des Methodismus hingestellt, daß jeder Methodistenprediger, auch mit noch so mangelhafter theologischer Bildung, ohne irgend welche liturgische Formen fertig werden und seine Zuhörer erwecken und erbauen könne. Dagegen gäbe es keinen schlagenderen Beweis des Geistesmangels der Staatskirchen in Europa oder der lutherischen und der Episkopalkirchen hierzulande als den Umstand, daß das theologische Studium der Pastoren sie nicht einmal soweit gebracht habe, daß sie ohne liturgische Formulare fertig werden könnten; es vermöge eben den von jeder kirchlichen Form freien Geist, der sich im Methodismus zeige, nicht mitzuteilen. Jetzt heißt es dagegen:

„Aber auch der beste Prediger kann nicht immer dem jeweiligen Bedürfnisse einer jeden Seele, die im Hause Gottes erscheint, entsprechen. Darum soll der Gottesdienst den Besuchern zu ihrer Erbauung nebst der Predigt auch noch andere Mittel an die Hand geben. Der aufrichtige Anbeter muß auch, abgesehen von dem, der da predigt, und von dem, was gepredigt wird, in dem Gottesdienst der Gemeinde Belehrung und Trost finden. Es muß unseren Leuten mehr zum Bewußtsein kommen, daß die Kirche ein Bethaus ist, daß man da nicht nur hingehen soll, um einen Kanzelvortrag von diesem oder jenem Prediger über dieses oder jenes Thema zu hören, sondern um gemeinschaftlich mit andern Gläubigen Gott zu bekennen, zu verehren und anzubeten. Wo es dahin gekommen ist, da wird man nicht daheim bleiben, weil an dem betreffenden Sonntag einmal ein schwacher Prediger am Wort dient; da wird man nicht regelmäßig in die Kirche kommen, wenn das erste Lied und das Gebet bereits vorbei sind; da wird man nicht zerstreut, gedanken- und gebetlos sich im Kirchensitz niederlassen, sondern man wird mit andächtigem, ehrfurchtsvollem und erwartungsvollem Herzen sich zur rechten Zeit einstellen, wie es vor dem großen heiligen Gott, der in seinem Hause einkehrt, schicklich ist, und mit Lust teilnehmen an allen gemeinschaftlichen Übungen. Welche Freude ist es aber dann auch, solchen Leuten zu predigen!"

Wir werden gewiß nicht mit dem Methodismus rechten, wenn er seinen Gottesdienst mehr liturgisch ausgestalten will; wir hoffen vielmehr, daß mit diesem Bestreben eine gerechte Beurteilung der Liturgie anderer Kirchen Hand in Hand gehen wird.

Der Gegensatz der christlich-sozialen Pastoren und derjenigen alter Observanz wird durch einen Pastorenstreit in Witten (Westfalen) illustriert. Es ist dabei freilich nicht außer acht zu lassen, daß es nicht bloß sachliche, sondern auch noch hinzutretende persönliche Gegensätze waren, welche zur Steigerung des Streites mitwirkten.

Es handelt sich dabei um den vom Amte freiwillig zurückgetretenen Pastor Birkenhoff, den „Pfarrer der Armen," wie man ihn auch genannt hat. Derselbe hatte in den wenigen Jahren seiner Amtsthätigkeit in Witten großen Beifall besonders bei den unteren Volksklassen gefunden. Er hat nicht etwa, wie man verbreitete, der Sozialdemokratie in die Hände gearbeitet, sondern vielmehr sozialdemokratische Bestrebungen in der Gemeinde mit Erfolg zurückgedämmt und ausgesprochene Anhänger des „Vorwärts" von ihren Verirrun-

gungen zurückgebracht. In einer Eingabe von nahezu 3000 Mitgliedern der evangelischen Gemeinde in Witten an das Konsistorium in Münster wird gerühmt, „daß er Tausenden ein treuer Seelsorger gewesen, ihnen in Seelennot und Krankheit stets aufopfernd zur Seite gestanden habe; er hat solche, welche durch frühere Konflikte von der Landeskirche abgewendet waren, wieder zu freudigem Eintritt in dieselbe bewegt, andere, namentlich von den Arbeiterklassen, die der Teilnahme am kirchlichen Leben völlig entfremdet waren, durch regen persönlichen Verkehr zur Kirche und zum Glauben geführt." Dr. v. Ammon, der in einer großen Versammlung am 12. Januar 1896 die ganze Sachlage in übersichtlicher und maßvoller Weise beleuchtete, sagt, daß viele der armen Leute Birkenhoff mit Vorliebe „unsern Pastor" nannten: „Kennen Sie diese Wendung? Unser Pastor, unseren Pastor? Weshalb sagen sie ‚unser Pastor'? Der Mann ist für viele der erste Pastor, den sie haben. Was hierdurch zum Ausdruck gebracht worden ist, das will ich nicht näher bezeichnen. Aber sie haben gesagt, der Mann ist zu uns gekommen, da haben wir einen Pastor zu sehen gekriegt, er ist uns ins Haus gekommen. Viele haben gesagt, 10, 15 und 20 Jahre wohnen wir hier, und wir haben nie einen Pastor zu sehen bekommen." Neben dieser eifrigen Privatseelsorge hat Birkenhoff auch auf der Kanzel im Segen gewirkt, sodaß der früher mangelhafte Kirchenbesuch in Witten ersichtlich sich besserte und speziell Birkenhoffs Gottesdienste eines außerordenlichen Zuspruchs sich erfreuten, eine Thatsache, die freilich von den anderen, weniger glücklichen Geistlichen um so schmerzlicher empfunden wurde. Selbst das Konsistorium in Münster erkennt in einem Schreiben vom 4. Jan. 1896 an Pastor Birkenhoff an, daß er sein Amt „nicht ohne sichtbaren Segen verwaltet habe" und gibt seiner Wertschätzung damit Ausdruck, daß es „den lebhaften Wunsch" hegte, ih n in Witten zu erhalten. Gehe das nicht an, „so ist das Kirchenregiment bereit, Ihnen sofort eine anderweitige Anstellung zu gewähren, damit Ihre Kraft der Kirche Jesu Christi erhalten bleibe." So schreibt eine Kirchenbehörde schwerlich an einen „klassenverhetzenden" Sozialistenpastor.

Das persönliche Element des Gegensatzes hat für uns hier weniger Interesse. Nur das sei bemerkt, daß es von Andeutungen und Beschuldigungen in der Tagespresse zu Anklagen und schließlich zu gröblichen Beleidigungen kam, die nicht wieder ausgeglichen wurden. Birkenhoff erklärte seine Amtsniederlegung. Das Kirchenregiment sprach sich zwar dahin aus, daß das Verbleiben Birkenhoffs dem Frieden der Gemeinde nicht förderlich sei, bot ihm aber eine andere Pfarrstelle an. Birkenhoff aber glaubte, darauf nicht eingehen zu sollen, worauf er abermals ein Schreiben des Konsistoriums erhielt: seine Ablehnung wird bedauert, seine Amtsniederlegung mit dem Datum vom 4. Jan. genehmigt und ihm sein Gehalt bis zum letzten Januar voll belassen. Am Schluß des Schreibens heißt es: „Die Sache des Herrn Jesu Christi hängt in Witten wie überall nicht an der Person des Arbeiters; es ist dem Herrn ein Kleines, auch durch Ihren Nachfolger Segen zu wirken und sein Reich zu bauen. Sollte Euer Hochehrwürden die Unthätigkeit zu schwer sein, oder sollte sich bei Ihnen die Erkenntnis Bahn brechen, daß viel Leidenschaft anderer sich an Ihre Person heftet und den Frieden der Gemeinde ernstlich bedroht, so reichen wir Ihnen nochmals die Hand, um den Wirren zu entgehen, und raten Ihnen, kommen Sie zu uns, wir sind bereit, Sie sofort zunächst vorübergehend als Hilfsprediger unter den Kanalarbeitern zu beschäftigen."

Nachdem der Rücktritt Birkenhoffs offiziell geworden war, wurden von seiten der Gemeindevertretung die Schritte zu einer Pfarrerneuwahl mit un-

gewöhnlicher Beschleunigung betrieben. Dies veranlaßte die Freunde Birkenhoffs am 28. Januar zu einer neuen Eingabe an das Kirchenregiment. Diesmal unterzeichneten nicht weniger als 3500 Gemeindeglieder „als Vertreter von 13,235 Seelen.“ Das Gesuch ging dahin, daß in Witten die Gründung einer zweiten Gemeinde innerhalb der Landeskirche mit Birkenhoff als Pastor genehmigt werden möge, damit es zu keiner Separation komme. In zweiter Linie wird das Konsistorium darauf aufmerksam gemacht, daß die jetzige Gemeindevertretung zu Unrecht noch im Amte sei, da nach dem Gesetz schon länger eine Neuwahl hätte stattfinden müssen. Die jetzige Gemeindevertretung stehe zum großen Teil „in klarem Widerspruch“ zu den Wünschen der Majorität in der Gemeinde, wie auch zur Mehrzahl derer, die „aus tiefstem Herzensdrang innigen Anteil nehmen an dem Leben und Gedeihen unserer Kirche.“

Soweit die Berichte über die Thatsachen. Was aus der Bewegung werden wird, läßt sich noch nicht sagen. Das ist aber sicher, daß eine Schädigung des kirchlichen Lebens in keinem Falle mehr vermieden werden kann. Wird eine besondere Gemeinde nicht gebildet, so werden sich wahrscheinlich ein großer Teil der für Birkenhoff Eintretenden der Kirche wieder um so mehr entfremden, je mehr ihr Interesse daran gerade durch diesen Pastor geweckt worden war. Kommt es aber zu einer neuen Gemeindebildung, so ist die Gefahr vorhanden, daß der zwischen den geistlichen Führern der Gemeinden bis aufs Äußerste getriebene Gegensatz sich auch auf die Gemeinden überträgt und ihr gegenseitiges Verhältnis verbittert.

Wie groß die Konkurrenz der Pastoren untereinander in Deutschland und ebenso, wie stark der Drang nach der Stadt ist, sieht man aus dem Umstand, daß sich bei Erledigung der dritten Pfarrstelle an der Marienkirche in Osnabrück nicht weniger als 102 Bewerber um dieselbe gefunden haben. Von diesen sind 28 zu einer Probepredigt zugelassen worden, und da auf jeden Sonntag zwei solcher Predigten anberaumt sind, so nimmt das Hören derselben über ein Vierteljahr in Anspruch.

Ein Seitenstück zu dem vorstehenden bildet die Nachricht, daß eine Pfarrei in Mittelfranken trotz des Kandidatenüberflusses wiederholt zur Bewerbung ausgeschrieben wurde.

Wenn hierzulande nicht ebensoviele Konkurrenten um eine einzelne Stelle auftreten, so fehlt es gleichwohl nicht an stattlichen Zahlen von Bewerbern um manche Stellen, und was die individuelle Konkurrenz der Glieder derselben Denomination nicht thut, das wird doppelt und dreifach durch die Konkurrenz der verschiedenen Denominationen untereinander gethan.

Daß die Ultramontanen aus jedem Staat der Welt gern ein römisches Reich machen möchten, ist bekannt genug, dagegen ist die Naivität, womit sie ihres Herzens Gedanken dem Deutschen Reich gegenüber ausgeplaudert haben, weniger bekannt. Zunächst scheint man auf eine Konversion im allergrößten Stil, nämlich die des Kaisers zu spekulieren. Wenigstens wird das in einer von dem Berliner Germania-Verlag herausgegebenen Flugschrift unter dem Titel „Moderne und christliche Weltanschauung“ unverkennbar angedeutet. Es heißt darin u. a.: „Sage man doch nicht, man dürfe die Überzeugungen Andersgläubiger nicht verletzen. Es ist unseres Erachtens nur ein Kunstgriff des T e u f e l s, eine übel angebrachte Artigkeit und Schonung. Mit solch einer Zurückhaltung ist weder der Wahrheit noch dem wahren Heil unserer protestantischen Mitbürger gedient . . . . . Bei dieser Regeneration der Welt im Sinne des Christentums [d. h. hier des Papsttums] dürfte auch unser Kaiser

Wilhelm eine besondere Aufgabe zu lösen haben. Es gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit, daß die göttliche Vorsehung sich seiner bedienen will, um die Welt wieder christlich [d. h. römisch] zu machen .... Möge der Kaiser fest und standhaft auf dem Wege einer christlichen Regierung ausharren und vor keiner Maßregel zurückschrecken, die Gott von ihm verlangt zum Besten seiner heiligen Kirche, denn es gibt kein Christentum ohne Kirche, und die Kirche kann nur eine sein, weil der Sohn Gottes nur eine Kirche gestiftet hat. .... Wir vertrauen auf Gott, daß er unsern Kaiser erleuchten und zur vollen christlichen Wahrheit führen werde, und daß er schließlich dann die Kirche seines Reiches dem zuführen werde, der allein der geistige Vater derselben ist und sein kann, weil ihm in der Person des Petrus die Kirche anvertraut ist, sie als oberster Hirt zu leiten und zu regieren."

Über den Methodismus in der Schweiz wird berichtet, daß derselbe dort eine rege und erfolgreiche Thätigkeit entfalte. Er hat im vergangenen Konferenzjahr einen Zuwachs von 200 Mitgliedern zu verzeichnen. Hand in Hand ging damit eine außergewöhnliche Kapellenbauthätigkeit. In St. Immer in der französischen Schweiz wurde ein schönes großes Gebäude mit 49,000 Frcs. erworben, das vor 20 Jahren mit 120,000 Frcs. Baukosten errichtet worden war. In der Gemeinde Grenchen, Kanton Solothurn, wurde am 1. September eine neuerbaute Kapelle bezogen. Die Gemeinde Adlisweil in der Nähe von Zürich mußte wegen ihres Wachstums jetzt zum drittenmale ihre Gebäude erweitern und hat jetzt einen Saal mit etwa 640 Sitzplätzen errichtet. Weitere Bauten sind in Angriff genommen in Eschlikon, Katon Thurgau, in Fischenthal, Kanton Zürich; auch in dem entlegenen Chur wurde am 1. November ein Bauplatz gesichert in einer sehr günstigen Lage der Stadt. Die Zentrale des schweizerischen Methodismus ist aber bekanntlich Zürich, dort wurde abermals ein neuer Prediger stationiert und es werden auch bereits Gelder zu einer Kapelle für den betreffenden Stadtteil gesammelt. Endlich nimmt auch das „Buchwesen" der Methodisten rührigen Fortgang. Das vor Jahresfrist in Basel errichtete Zweiggeschäft hat sein Probejahr bestanden und entwickelt sich kräftig weiter.

Gegen jüdische Weihnachts-Bescherungen wendet sich ein Artikel in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums." Er trägt als Motto die Hoseastelle: „Ephraim gleicht der einfältig girrenden Taube, die keine Einsicht kennt, Ägypten fleht es um Hilfe an, nach Aschur pilgern sie . . . Wehe ihnen, daß sie von mir gewichen. Verderben über sie, dieweil sie gefrevelt wider mich!" Der Artikel spricht davon, daß es kein Kind in einem besseren jüdischen Hause gibt, „das nicht schwärmerisch vom Weihnachtsbaum spräche." Wie man dies auch begründen mag, die Thatsache steht fest, „daß das Weihnachtsfest das Herz des jüdischen Kindes bezaubert und gefangen nimmt, und daß es trotz Haß und Verfolgung, die uns heute wieder auferlegt sind, in zahllosen jüdischen Häusern feierlichst begangen wird." Es sei ein Irrtum, diese Freude am Weihnachtsfest auf die Schule zurückzuführen. „Nein, sie kommt mit dem ersten Bilderbuche, das dem Kinde geschenkt wird. Wenn die Bonne dem Kinde von dem lieben Christkindelein eine rührende Erzählung vorliest und das Kind dann im Buche die schönen Bilder bewundert und bestaunt, da dringt in das unschuldige Herz zum erstenmale der überwältigende Einfluß des Festes." Der Hauptübelstand sei, daß dem jüdischen Kinde die jüdisch-religiöse Erziehung fehlt. „Wir begnügen uns, dem Kinde den Unterschied zwischen gut und

schlecht einzuprägen, den Gottesbegriff oberflächlich einzuimpfen, das ist alles. Von einer tiefergehenden, eingreifenden religiösen Erziehung keine Spur. Die Eltern können es ja auch nicht. Weder haben sie die genügende Muße, noch die Fähigkeit dazu, dem Kinde die ersten bleibenden religiösen Eindrücke zu geben. Im christlichen Hause füllt diese Lücke das Bilder-, Märchen- und Lesebuch aus, die die Sagen und Mythen der Religion (!) in unzähligen Formen enthalten." Deshalb empfiehlt der Verfasser, um dem Weihnachtsfeste „seine gefährliche Spitze" abzubrechen: „Schafft Bilder- und Märchenbücher, auch religiösen Inhalts, unseren Kindern."

Die Berichte über die Vorgänge in Armenien sind bekanntlich keineswegs einstimmig, da erstlich die türkische Regierung eifrigst bestrebt ist, die Welt solange das Gegenteil der Wahrheit glauben zu machen, bis sie die armenische Frage gelöst, d. h. womöglich die Armenier ausgerottet hat und dann jeder christlichen Macht die Berechtigung des Eingreifens in türkische Verhältnisse bestreiten kann.

Ebenso hat die englische Regierung das Bestreben, die Bedeutung der Ereignisse möglichst abzuschwächen und die Verfolgungen als von den Armeniern selbst verschuldete politische Bedrückungen hinzustellen, denn es hat seine vertragsmäßig übernommenen Schutzpflichten den armenischen Christen gegenüber schmählich vernachlässigt und dadurch Grund zu der Behauptung gegeben, daß es für die Vorgänge indirekt mit verantwortlich sei.

Wir stellen in dem folgenden einen Bericht der englischen Regierung und der Evangelischen Allianz neben einander. Der diesbezügliche Bericht der englischen Regierung enthält die Depeschen vom 24. Juli 1894 bis 16. Oktober 1895 und den Bericht der gemeinsamen Kommission zur Untersuchung über die Metzeleien in Sassun. Nachdem in diesem Bericht festgestellt ist, daß die Feindseligkeit zwischen Kurden und Armeniern von Jahr zu Jahr gewachsen war, wird das Auftreten des Agitators Hamparsum Boyadjan, der sich Murad nannte, geschildert. Von diesem Manne aufgereizt, beschimpften die Armenier in vielen Fällen die Kurden hauptsächlich in Verbindung mit Viehstreitigkeiten. Das führte zu Gegenmaßregeln der Kurden. Die Armenier verließen ihre Dörfer, und die Streitigkeiten begannen; die Armenier wurden jetzt als im Aufstande befindlich betrachtet, und die Truppen rückten von Musch aus, um die Bewegung zu unterdrücken und Murad zu fangen. Die Thatsache der Ermordung von Armeniern ist festgestellt; aber die Einzelheiten sind sehr übertrieben. Das größte Blutbad war das des Priesters Johannes und der Armenier im Lager bei Gülügüssan, wo die Zahl der Opfer 40 oder 50 betrug. Die Schändung von Frauen, die von den Männern getrennt wurden, wurde ebenfalls thatsächlich erwiesen, nur darin widersprachen sich die Aussagen, ob Zapties oder Soldaten dieselben begangen haben. Die Dörfer Kavar, Schimik, Semal und Ghelie-Guzan in der Landschaft Talori wurden zerstört und die Bevölkerung, ungefähr 5000 Köpfe, waren gezwungen, sich nach Diarbekir oder nach anderen Orten zu begeben. Das Blaubuch schließt mit einem Memorandum des britischen Abgesandten Shipley, der ausführt, die Zahl der armenischen Opfer sei von der britischen und ausländischen Presse sehr überschätzt worden. Wenn man die Zahl der in jedem von den 23 Dörfern Getöteten auf 40 annehme, so ergebe sich einschließlich der an Mangel Gestorbenen eine Gesamtsumme von ungefähr 900 Toten. Unbestätigt geblieben sind die Behauptungen von Hinschlachtungen armenischer Frauen durch türkische Soldaten; trotzdem spricht Shipley die Überzeugung

aus, daß die türkischen Behörden weniger die Unterdrückung der Pseudorevolte als die Vernichtung der Distrikte von Gülügüssan und Talori gewünscht hätten. Gleichzeitig führt Shipley aus, die Agitation gegen die türkischen Behörden sei jahrelang von den auswärtigen armenischen Komiteen in den Gegenden von Musch und Salori unter den Armeniern betrieben worden, und der Mißerfolg der Bestrebungen, dieser Bewegung Herr zu werden, habe zur Erbitterung der türkischen Behörden geführt.

Einen ganz andern Eindruck dagegen macht die Zusammenstellung der von der Evangelischen Allianz als authentisch bezeichneten Mitteilungen:

1. Oktober. Das Kloster von Verakugh im Bezirk Kemakh wurde ausgeraubt.

4. Oktober. Das Sourp Anardzat-Kloster in Pakarich desgleichen.

12. Oktober. Fünf weitere Klöster im Bezirk von Kemakh wurden zerstört.

21. Oktober. Das Kloster in Chokha im selben Bezirk wurde ausgeraubt.

21.—24. Oktober. In dem Bezirk von Erzingen wurden acht Klöster ausgeraubt.

22. Oktober. Die Kirche in Pesonan im Bezirk von Erzingen wurde geplündert, und der Priester nebst dreißig seiner Gemeinde, die sich in die Kirche geflüchtet hatten, wurden in derselben ermordet.

14. Oktober. Während der Metzeleien in Baiburt wurden die armenischen Dörfer daselbst aufgefordert, ihren Glauben abzuschwören auf Gefahr ihres Lebens: die Bewohner von vier dieser Dörfer gaben diesem Drängen nach und erklärten sich zum Islam bekehrt. In der Stadt Baiburt selbst wurde der Archimandrit umgebracht mit allen Schullehrern, einem einzigen ausgenommen, der entflohen war.

24. Oktober. In dem Bezirk Terjan der Provinz Erzroum wurden etwa tausend Christen getötet, die übrigen entgingen diesem Schicksal nur dadurch, daß sie den Mohammedanismus annahmen. Die männlichen Konvertiten, unter ihnen der Bischof der Diözese, wurden nachher öffentlich beschnitten, und die Moslemiten bestanden darauf, daß die „bekehrten" Frauen sofort ihren jungen Leuten als Weiber gegeben würden, als Beweis der Echtheit ihrer Bekehrung.

27.—31. Oktober. Die Kirche des Dorfes Umudum wurde verbrannt und der Priester getötet. Die Kirche von Tevnik wurde geplündert und entweiht; die Kirche von Garash desgleichen. Die Kirche von Koinik wurde geplündert und der Priester getötet. Die erwähnten Dörfer sind alle in der Ebene von Lezeronin, wo gleichzeitig vierundzwanzig armenische Dörfer verwüstet wurden. Das Kloster von Hassan Kale wurde verbrannt mit elf seiner Einwohner und dem Bischof.

27.—30. Oktober. Im Bezirk von Kara Hissar Sharki wurden fast alle armenischen Dörfer (von siebenundzwanzig weiß man es) zerstört, viele Männer getötet und viele junge Frauen und Mädchen fortgeschleppt, um der mohammedanischen Bevölkerung einverleibt zu werden. Die gänzlich mittellosen Überbleibenden, die nach der Küste flohen, wurden von Regierungstruppen zurückgeschickt. Viele Kirchen wurden entweiht und geplündert. Die alte reiche Kirche von Sourp Takavor in diesem Bezirk, ein den Armeniern lieber Wallfahrtsort, wurde vollständig ihres Inhalts beraubt, Vasa sacra, Bücher, Kleider, Juwelen im Werte von 120,000 Mark. Das Kloster von Sourp Kevork wurde ebenfalls geplündert. Zwei Priester und zwei Lehrer (der eine ein Protestant) wurden getötet. In Purk wurde die Kirche ver-

brannt mit allen Leuten, die sich darein geflüchtet hatten. In Enderes desgleichen, darunter viele Frauen und Kinder.

2. November. Zwei Priester wurden in Pingian, Provinz Harpoot, getötet. In Danzik in derselben Provinz retteten die Dorfbewohner ihr Leben durch Annahme des Mohammedanismus. In Lijk in derselben Provinz wurde das Dorf bei Todesandrohung aufgefordert, den Islam zu bekennen, aber der Erfolg ist noch nicht bekannt.

9. November. In Missis (Mopsuestia) in der Provinz Adana kam der Kommandierende der türkischen Reservetruppen mit einer Anzahl seiner Leute während des Gottesdienstes in die Kirche, riß dem Priester den Ornat ab, entweihte das Heiligtum, schüttete das heilige Öl und die geweihten Hostien fort, zerriß die Bibel und die Gebetbücher, prügelte den Priester und schändete sein Weib, die in Stuben an der Kirche wohnten. Der Priester versuchte Klage zu führen bei den Zivilbehörden, wurde aber wegen Verleumdung eingekerkert. Der Vorsteher des armenischen Klosters in Khizan, in der Provinz Van, wurde getötet, seine Haut abgezogen, mit Stroh gestopft und an einem öffentlichen Orte aufgehangen.

5.—14. November. In 53 armenischen Dörfern der Ebenen von Dulova und Kozova, in der Provinz Harpoot, sind die Kirchen geplündert worden, einige zerstört. Es sind bis jetzt von dort spärliche Nachrichten eingelaufen, doch weiß man, daß mehrere Priester getötet worden sind.

11. November. In der Stadt Harpoot wurden die christlichen Stadtteile geplündert, viele Häuser verbrannt. Über fünfhundert Menschen wurden getötet, und viele entgingen dem Tode nur durch Annahme des Islam. Die Kirchen und Schulen wurden geplündert und verbrannt, viele Priester mit entsetzlichen Foltern getötet. Andre fügten sich dem Zwange und wurden Mohammedaner. Der protestantische Pastor von Koh bei Harpoot wurde getötet, weil er sich weigerte überzutreten. Der protestantische Pastor von Hulakeny entkam mit seiner Frau aus den Händen mordender Mohammedaner und erreichte sicher die Stadt Harpoot. Hier wurden sie aus dem Hause hervorgeholt, wo sie Bergung gefunden, ihnen befohlen, den Islam anzunehmen, und als sie sich weigerten, wurden beide umgebracht. In Itchae bei Harpoot gelang es einer Anzahl Menschen, während der Metzeleien sich in die armenische Kirche zu flüchten, ein starkes, steinernes Gebäude. Man lockte sie heraus, erlaubte ihnen, einzeln die Kirche zu verlassen. Jeder wurde, indem er durch die Thür ging, aufgefordert, seinen Glauben abzuschwören. Alle, die sich weigerten, wurden sofort getötet. Zweiundfünfzig erlitten da den Märtyrertod, unter ihnen der ehrwürdige protestantische Pastor Krikir. Die armenische Kirche ist jetzt in eine Moschee verwandelt, die protestantische in einen Stall. Die letzten aus Harpoot erhaltenen Nachrichten sind vom 26. November. Der Druck, der auf gregorianische und protestantische Christen ausgeübt werde, damit sie Moslemiten würden, sei sehr groß. Der Briefschreiber fügt hinzu: „In den Dörfern haben sehr viele den Märtyrertod erlitten." Die vier großen Klöster in der Provinz Harpoot sind geplündert und verbrannt worden. Der Archimandrit Papazian, der sich im Kloster Tadoum befand, erlitt entsetzliche Qualen, bis seine Peiniger endlich ermüdeten und ihn töteten.

10. November. In den Dörfern von Erzingen verliert die Bevölkerung, immerfort von Metzeleien bedroht, von der Regierung ohne Schutz gelassen, nirgends Hilfe findend, den Mut und demoralisiert, und die Neigung, sich durch Bekennen dem Islam aus der Gefahr zu retten, nimmt sichtlich zu.

18. November. In der Stadt Morash wurden viele Hunderte gregorianische und protestantische Armenier, Männer, Frauen und Kinder, umgebracht von den Moslemiten, unter Beistand, wenn nicht gar angeführt von den Truppen. Fast alle leitenden Männer der protestantischen Kirchen der Stadt, und der Prediger der Kirche, die mit der evangelischen Staatskirche zusammenhängt, wurden getötet. Die Pastoren von zwei andern dieser Kirchen wurden seit diesen schrecklichen Ereignissen eingekerkert. (Die Namen von siebenundachtzig ermordeten Protestanten sind bekannt.) Das theologische Seminar der amerikanischen Mission in der Stadt wurde von ottomanischen Truppen geplündert und in Brand gesteckt.

21. November. In der Stadt Harpoot wurde ebenfalls das theologische Seminar der amerikanischen Mission und mehrere derselben gehörige Gebäude geplündert und verbrannt in Gegenwart der völlig gleichgültigen Truppen.

30. November. In der Stadt Cesarea wurden viele hunderte gregorianische und armenische Christen umgebracht. Es erscheint wahrscheinlich, daß in jedem Falle das Leben angeboten wurde um den Preis der Annahme des Mohammedanismus. Viele Frauen und Kinder unter zwölf Jahren wurden daher getötet, nachdem sie sich geweigert, ihren Herrn zu verleugnen! Eine bedeutende Anzahl Frauen und Kinder aus der Stadt und Umgegend wurden von den Moslemiten als Beute fortgeschleppt.

Bekanntlich hat seinerzeit der Papst die von dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien erbetene Erlaubnis zur Umtaufe seines Sohnes nach griechischem Ritus entschieden verweigert. Da dieselbe indes schon vorher beschlossene Sache war, so ist sie trotz des Mangels päpstlicher Erlaubnis vollzogen worden, und es wäre nun zu erwarten gewesen, daß der ungehorsame Sohn der Kirche, welcher mit vollem Bewußtsein gegen ihren Willen gehandelt hat, auch förmlich exkommuniziert werden würde. Dazu hat man sich aber doch nicht entschließen können. Bei der Versammlung der Kardinalskongregation zur Vereinigung der Kirchen, welche am 9. Februar im Vatikan stattfand, und in welcher der Papst seinem Mißfallen über das Verhalten des Fürsten Ferdinand Ausdruck gab, erklärte einer der Kardinäle, daß infolge des Abfalles Fürst Ferdinand ipso facto von der Kirche ausgeschlossen sei, so daß kein Priester ihn zum Empfange der Kommunion zulassen könne. Es liege deshalb kein Grund für den Papst vor, den Fürsten öffentlich zu exkommunizieren. Man will nämlich entweder dem Fürsten Ferdinand keinen Anlaß oder auch keinen Vorwand an die Hand geben, selbst förmlich zur griechischen Kirche überzutreten, oder man hofft, daß, im Falle die bulgarische Herrlichkeit nicht allzulange dauert, der verlorene Sohn um so eher zur Kirche zurückkehren werde, als deren Thür nicht durch eine förmliche Exkommunikation verschlossen ist.

In dem Verfahren der russischen Regierung gegen die lutherischen Pastoren hat insofern eine praktische Milderung stattgefunden, als dem Urteil sofort auch die Aufhebung durch die kaiserliche Amnestie vom 14. November 1894 beigefügt wird. Die bis jetzt in dieser Weise zugleich Verurteilten und Begnadigten waren wegen Vergehungen gegen das russische Konfessionsgesetz angeklagt, die vor dem Erlaß jener Amnestie stattgefunden haben. Die Frage ist nun freilich die, wie mit denjenigen verfahren werden wird, deren Verfehlungen gegen diese Gesetze nach jenem Erlaß stattgefunden haben. Wird mit diesen wieder in derselben Weise wie früher verfahren, so hat diese vorübergehende Milde keine wirkliche Erleichterung gebracht.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Mai 1896. No. 5.

Die Episteln von Rogate bis Trinitatis.

Von P. H. Kamphausen.

I. Rogate: Jakobi 1, 21—27.

Rogate, bittet! heißt der Sonntag. Bitten ist immer dringend nötig, besonders vor Pfingsten (Luk. 11, 13b). Daran mahnt auch das Evangelium (Joh. 16, 23—30). Man könnte heute auch allein davon reden. Die Epistel fügt die andere Seite hinzu: Bete und arbeite, bete und dann lebe dementsprechend. Beten ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, zum christlichen Leben. Beten ist Einnahme, Leben Ausgabe. Beide machen das christliche Leben. So wird's rechter Gottesdienst.

Jakobus eifert gegen den falschen, wie er in Israel Sitte gewesen, fromme Opfer und Gebräuche und böses Leben. Der Gedanke muß durchbrechen: Unser Leben ein Gottesdienst. Dahin arbeitet der Text. Er zeigt:

Wie unser Leben ein Gottesdienst wird.

1) Wenn das Wort aufgenommen wird in Sanftmut.
2) Wenn immer das Thun vorangestellt wird.
3) Wenn unser Wort und Werk stetig regiert wird von Gottes Wort.

1. Wenn das Wort aufgenommen wird in Sanftmut. — Jakobus redet zu Christen, doch zu solchen, wo noch jüdischer Sauerteig nachwirkt. Darum: leget ab alle Unsauberkeit und alle Bosheit (περισσεία κακίας, sonst Überfluß, hier: Rückstand, Rest der Bosheit). Die Gefäße zur Aufnahme des Wortes mussen rein sein (also weg alle Unsauberkeit, nicht allein Unkeuschheit, sondern aller Schmutz des Sündenwesens) und leer (daher weg allen Rückstand alten jüdisch-fleischlichen Sinnes). Das Wort ist schon in sie eingepflanzt, sie waren ja Schüler des Alten Testaments, und dann ist neuer Same gesät durch die Apostel. Aber soll die Gottessaat gedeihen, muß Unkraut ausgerodet werden (Alle Pflanzen . . . ., Matth. 15, 13). Wenn das Wort seine Konsequenzen zieht, so müssen Christen sich nicht sperren. Wenn Jakobus wohl zu Juden geredet über den neuen Gottesdienst in Geist und Wahrheit und über die Mängel und Makel des jüdischen Tempeldienstes, so flammte ihr Zorn auf (V. 19 u. 20). Doch darum fällt das Wort nicht.

Das einzige, was hilft, ist Sanftmut, deren Grund Demut ist. Schülerstellung muß man einnehmen; glauben, daß hier Gott redet, daß wir auch in unsern besten Gedanken irren und unsere sündige Art bis ins Heiligtum bringen. Ehrfurcht und Gehorsam geziemet sich gegenüber dem Wort, durch das Wort sind wir gezeuget ins neue Leben (V. 18); es kann unsere Seelen selig machen (V. 21).

Also die Juden mußten vor dem Wort fahren lassen der Pharisäer Aufsätze, die Gerechtigkeit äußerer Werke, den Gedanken, daß sie immer besonders Gottes Volk seien, ihren größten Stolz und ihr liebstes Götzenbild; Christen müssen fahren lassen allen Rückstand von weltlichem Wesen, alle Vermischung von Welt und Gottesreich. Gottes Wort muß sie unterrichten über die rechten Mittel, Gottes Reich zu bauen! und des Teufels und der Welt Reich zu schädigen, und solchem Unterricht heißt es sanftmütig zuhören und willig Folge leisten.

2. Wenn immer das Thun vorangestellt wird. — Hören ist nötig, doch nicht genug, aufs Thun ist's abgesehen. Recht ist, daß der Gottesdienst am Sonntag „Anbeten der feiernden Gemeinde" ist (Episkopal), doch nicht allein, auch Sammlung von Trieb, Kraft und Anleitung zu christlichem Leben. Die Verkündigung des Evangeliums umfaßt die Bezeugung des Heilswillens Gottes zu unserer Lebenserrettung und Erneuerung. Seine Gabe stellt uns Aufgaben, gibt aber auch Kraft zur Erfüllung. Der bloße Hörer betrügt sich selbst. Er meint, ein frommes Werk zu thun. Er ist scheinbar der beste und ehrfurchtsvollste Diener, in der That ein Heuchler; nur dem Namen nach lebendig, der That nach tot.

Er hat des Morgens in den Spiegel geschaut und nachher vergessen, wie er aussah, nachher im Gotteshaus wieder in den Spiegel des Worts geblickt. Er sah dort, wie er aussieht, und wie er aussehen sollte, er hat's vergessen; ein flüchtiger Blick, Eindruck davon ist bald verwischt. Traurig, wenn Gottes Wort nicht besser behandelt wird als ein Toilettengegenstand. Hier gilt's durchzuschauen (Grundtext: mit vorgebeugtem Haupt, also tief und ernst), zu sehen, daß nicht äußere Formen, Worte, Gebärden anders werden sollen, sondern der Herzensgrund, die Gesinnung, der Mensch in seinem Zentrum, seiner Lebensrichtung. Bei solchem Durchschauen kommt auch erst das Gesetz zu Ehren, auf das Israel sich so viel zu gut that. Es wird erkannt, daß der Geist Jesu es in die Herzen der Gläubigen schreibt und daß sie es nun thun aus Herzensdrang, nicht Zwang (also Gesetz der Freiheit). Die Liebe Gottes wird ausgegossen in das gläubige Herz, sie entzündet die Liebe des Menschen, und Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, sie ist das wahre Thun des Worts (Matth. 22, 37—40).

Paulus lehrt am Gesetz die Sünde erkennen, Jakobus preist es als Führer zu guten Werken, als Weg der Seligkeit. Paulus betrachtet den sündigen Menschen; dieser hat das Vollbringen nicht, Jakobus den erneuerten Menschen, der im Gehorsam gegen das Gesetz lebt und selig wird in solchem. Diese Seligkeit ist die reife Frucht auf dem Baume

des Gehorsams. — So muß die Predigt des Wortes immer aufs Thun dringen, wenn erst der Grund gelegt ist, damit nicht nur am Sonntag-Morgen Gottesdienst gehalten, sondern das Leben ein solcher wird.

3. Das Wort Gottes soll regieren unser Wort und Werk. — Wer sich Gott als Diener unterwirft, gibt sich ganz in seine Unterthänigkeit, auch die Zunge. Sie vor allem. Sie ist ein Werkzeug des Geistes, der durch sie mehr nützen oder schaden kann als mit der Hand. Feuer zündet den Wald an. Wie könnte das Herz von Gott entflammt sein, wenn die Zunge vom Satan entzündet ist. Sie muß gehütet werden wie der Funke im Pulverhaus. Aus einem Mund darf nicht Loben und Fluchen gehen. Wie viel häusliches Glück, und wie viel Gemeinden, werden durch Afterreden zerrüttet. (Vgl. Jak. 3, 1—12 über Zungensünden.) Daraus ersieht man den Grund des strengen Urteils: Des Gottesdienst ist eitel! Mit der Zunge geschieht mehr und schlimmerer Mord als mi der Hand. Seelenmord, wenn sie von der Hölle entzündet ist. Mord an der eigenen Seele und an andern.

Prediger sei ein dreifach vorsichtiger Christ. Aus deinen Worten wirst du gerichtet werden.

Sodann die Thaten. Einerseits: das Besuchen der Witwen und Waisen, Werke barmherziger Liebe, innere Mission, praktisches Christentum, Samariterdienste; andererseits: sich von der Welt unbefleckt erhalten; in der Welt nicht von der Welt sein, rein von ihrer Lust und Sünde. Das Ideal der Pietisten und Mystiker, auch Tersteegens (die von der Welt zurückgezogene, in Gott gelassene Seele) und die lutherische Weltüberwindung und Weltfröhlichkeit verbunden; stets fertig zu guten Werken und doch stets gesammelt im Dienst der Menschen und in Gemeinschaft mit Gott.

II. Exaudi. 1 Petri 4, 8–11.

Auch diesmal ist die Epistel Ergänzung zum Evangelium (Joh. 15, 26; 16, 4). Wenn aber der Tröster kommen wird, geht voraus auf Pfingsten. Die Epistel ist voll Himmelfahrtsgedanken. Zwar ist im Zusammenhang die Himmelfahrt nicht erwähnt, sondern die Wiederkunft des Herrn zu richten (V. 5), auf welche die Christen sich bereiten sollen. Doch dies wird ja gerade von den Engeln auf dem Auffahrtsberge hervorgehoben. Ap.-Gesch. 1, 11 und V. 13 sehen wir sie in der Bereitung auf das Kommen des Herrn zunächst im Geist. So ist der ganze Text beherrscht von dem Gedanken (V. 7): Es ist nahegekommen das Ende aller Dinge, so seid nun .... Da auch Pfingsten ein Kommen des Herrn bedeutet, und zwar ein solches, das für sein schließliches die Ausrüstung gibt, so bindet die Epistel beide Feste eigentümlich zusammen. Ihre Mahnung ist:

Bereitet euch auf das Wiederkommen des Herrn:

1) Durch Übung in den Waffen, die er selbst gegeben.
2) Durch Bewahrung des Sinnes, den er gepflanzt.
3) Durch Verwaltung des Erbes, das er hinterlassen.

1. Der Apostel beschreibt im Eingang ihr früheres Heidenleben in Unzucht, Lüsten, Trunksucht, Fresserei . . . . (V. 3). Wie ist es anders geworden! Ehemals Finsternis, jetzt Licht. Schon dies sollte mächtig auffordern, der Verführung wie dem Haß der Heiden standzuhalten (V. 4). Doch mehr noch der Blick aufs Ende. Dies ist nahe, seit mit Christus die letzte Weltzeit angebrochen. (Vergl. Jak. 5, 9: Der Richter ist vor der Thür; Joh. 2, 18: Es ist die letzte Stunde; Paulus, Phil. 4, 5: Der Herr ist nahe.) Also schwingt und schärft die Waffen: seid mäßig und nüchtern im Gebet. Das rechte Maß halten, σωφροσύνη, Besonnenheit, war schon bei den alten Weltweisen Nummer eins der Tugenden. Es ist die Selbstzucht, durch welche Begierden und Triebe des Leibes in Ordnung gehalten werden, nicht Abtötung derselben, nicht gänzliches Entsagen, sondern ein weiser und dankbarer Gebrauch von Speise und Trank, wie von geistigen Genüssen zur Auferbauung von Leib und Geist. Alles schon von besseren Heiden erstrebt, doch christliche Gemeinden bieten das Bild der Erfüllung. Schaue nach Korinth, nach Ephesus, nach Rom, mitten in der üppigen, im Schlamm versinkenden Welt. Häuflein von sittlich erneuerten Gemeinden. So jetzt, wo die Mission Wurzel faßt in dem Verderben der Heidenwelt. (Siehe Virchow über die Arbeit der Missionare unter den Papuas.) So damals bei den petrinischen Gemeinden. Doch stete Wachsamkeit thut not. Die schärfste Waffe ist das Gebet. Dies ist das konzentrierte Christenleben, ein Zusammennehmen aller Kräfte, Treten vor Gott, gleichsam Vorwegnahme des Vollendungszustandes. Darum fordert es besonders maßvolle Führung des äußern und innern Lebens. Der Sinn sei nicht beschwert durch Fressen und Saufen, Sorgen der Nahrung. Es mag sogar nötig sein, sich völlig zu enthalten, darauf geht das „nüchtern;“ darum auch oft Fasten und Beten. (Vergl. 1 Kor. 7, 5.) Beispiel solcher Enthaltung, daß ihr zum Fasten und Beten Muße habt. Dies schlägt ins Gebiet der christlichen Askese. Die besonderen Vorschriften derselben haben nur Wert, wenn die individuelle Freiheit und Zweckmäßigkeit gewahrt bleibt. Mancher mag zum Abendmahl sich durch Fasten bereiten (feine, äußerliche Zucht), für die meisten ist es vielleicht nicht rätlich. Doch für jeden hier eine dringende Aufgabe. Die Pflege des Leibes, den Genuß menschlicher Freuden, sowie geistige Arbeit und Beschäftigung im Getriebe des Lebens, dies alles so zu führen, daß der Leib williges Werkzeug des Geistes und der Geist fähig ist, immer im Gebet zu Gott sich zu erheben, ist nur möglich durch eine streng und treu fortgeführte Selbsterziehung, die da geht bis zu dem: Betet ohne Unterlaß. Besondere Gebetszeiten sind nützlich; so vor Pfingsten.

Exempel: Luther pflegte die ersten drei Stunden zu Gebet und Sammlung zu verwenden. Spurgeon schreibt von Alleine: Er stand morgens immer um vier auf zum Gebet, er war traurig, wenn Schmiedegesellen schon an der Arbeit waren. Js. Ambrose, Verfasser von "Looking unto Jesus," zog sich stets einen Monat im Jahr in eine

Waldhütte zum Gebet zurück. Schrenk, der große Evangelist, soll trotz seiner vielseitigen Arbeit stets gesammelt sein; das ist große Gnade. Solche Gebete sind es, die den Geist in Bereitschaft halten fürs Ende.

2. Ist dies das Mittel, um alles vom Herrn zu bekommen, so ist für den Verkehr mit den Brüdern „vor allem" Liebe nötig. Das ist der Sinn, der von Jesus (Joh. 1 ff) auf seine Jünger gekommen, von seinem Kreuz, wo er den größten Beweis seiner Liebe gab (Joh. 15, 13). Dabei soll die Welt erkennen, daß sie seine Jünger sind, auch er wird sie daran erkennen. Die Heiden haben damals staunend gerufen von den Christen: Sehet, wie sie sich einander lieben! Es war ein neuer Sinn, in dieser Frische, Kraft und Reinheit. Doch auch schon die ersten Christen haben eine Aufgabe: Diese Liebe brennend zu erhalten, die Bruderliebe. Auch in der Gemeinde zeigten sich die Nachwirkungen des alten Adamssinnes. Da war Not, dem Bruder siebenmal siebzigmal zu vergeben. Es war eine Menge von Sünden da (V. 8 b). Es gehörte große Liebe dazu, sie zu decken, brennende Liebe, nicht davon erkaltet zu werden. Luther: Wer an der Sündenmenge der Gläubigen sich will ärgern, der wird der Kirche, ja des Evangelii und Christi fehlen und nimmermehr keine Kirche finden noch treffen.

Wir behaupten nicht einmal, eine Kirche der Wiedergeborenen zu haben. Was Wunder, wenn die Gemeindeglieder den Weltleuten verzweifelt ähnlich. Wie nötig ist eine brennende Liebe, um nicht die Lust an der Gemeinde und ihrem Bau zu verlieren. Sie kommt von dem, der für die Gottlosen starb und für sie betete, also ihre Sünden deckend. Solche Liebe ist priesterlich, bringt die Bitte vor Gott um Vergebung, entschuldigt, mildert vor sich selbst und andern. (Siehe Luther: „Ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden, alles zum besten kehren.")

Besondere Art der Liebe: G a s t f r e u n d s c h a f t. Das Ende mahnt: Wir sind Gäste. Erweisen wir anderen Gästen Liebe. Damals besonders nötig, wo wenig Gasthäuser ꝛc., auch besonders geübt, so daß die Heiden lachten über den Eifer, mit dem die Christen fremde alte Weiblein ins Haus führten.

Auch heute nötig. Besonders schön fürs Pfarrhaus gegen die Brüder Pastoren und die Landsleute. Doch Vorsicht. Soll man die Bettelei fördern? Bodelschwingh: Mehr Liebe gegen den Vagabunden, Gabe verweigern als geben, d. h. wenn Gelegenheit zur Arbeit oder Hilfe sonst da ist. Schwer hier die rechte Mitte zu halten. Das „ohne Murmeln" macht die Gastfreundschaft zum Balsam auf dem Haupte, dann fühlt sich der Gast zu Haus.

3. Das Erbe sind die Gaben des Herrn. (Siehe Eph. 4, 8.) Sie sind v e r s c h i e d e n: Mose hat fünf Pfund, Aaron zwei, Jethro ein Pfund (Val. Herberger). Der eine ist Auge, der andere Hand, der andere Fuß. Alles zu des Leibes Erbauung. Es soll als D i e n s t aufgefaßt werden, auch das höchste Amt. Das führt in Demut.

H a u s h a l t e r seid ihr, Verwalter. Also nicht nach eigenem Gutdünken und fürs eigene Beste anwenden, sondern nach göttlichem Auf-

trag: Geld, Zeit, Gaben, Kräfte, Einfluß, Macht. Von einem Haushalter wird vor allem Treue erwartet.

Wer da redet, als Gottes Wort. Dies macht den Prediger demütig und mutig zugleich. Das Amt führe aus dem Vermögen, das Gott reicht! Dies gibt Zuversicht dem Träger und Autorität dem Amt.

Ziel: In allen Dingen Gott die Ehre, möglich nur durch Jesum Christ. So groß und wichtig die Vorbereitung fürs Ende. Pfingsten muß uns ausrüsten dafür.

Andere Dispositionen.

Stöcker in: O Land ... Bereitet euch zu Pfingsten! 1. Im Gebet haltet an! 2. In der Liebe haltet aus. 3. Mit euren Gaben haltet haus.

Besser. Bibelstunden, Petri-Briefe: Christenleben sei in Rücksicht aufs Ende: 1. Ein Leben des Gebets; 2. der Liebe; 3. der Treue.

Kögel. Petri-Brief: Was wirkt der Gedanke, daß das Ende nahe? 1. Nüchternheit zum Gebet; 2. Liebe voller Nachsicht; 3. Gastfreundschaft ohne Murmeln; 4. demütige Haushaltertreue.

III. Pfingsten. Ap.-Gesch. 2, 1—13.

Pfingsten, 50. Tag nach Ostern, in Israel Tag der Vollendung der Ernte. 3 Mose 23, 16: Drei Brode von Semmelmehl wurden vor den Herrn gebracht. Im N. T. ein geistliches Erntefest. „Die Ernte aus dem Passah. Das Weizenkorn, zu Karfreitag in die Erde gelegt, ersteht zu Ostern, bringt Frucht zu Pfingsten. Frucht des Heimgangs zum Vater ist die Sendung des Geistes." (Frommel.)

Später als Fest der Gesetzgebung gefaßt, weil 50 Tage nach Ostern die Gebote empfangen wurden. Luther sagt darüber: Das Gesetz ist an sich eine gute, nötige, köstliche Predigt, dafür man danken soll. Aber wie es ein schreckliches Ansehen hatte, da Gott rasete und Donnern und Blitzen durcheinander ging, daß der Berg rauchte mit Feuer, also thut das Gesetz noch. Wo es die Herzen trifft, schreckt's ... Denn was Gott den Ubertretern dräuet, ist vor Augen ... Darum ist solch Juden-Pfingsten ein schreckliches und unfreundliches Pfingsten. Im N. T. aber haben wir ein freundliches, herrliches Pfingsten, da eitel Freude, Mut und Wonne ist. Nicht in steinerne Tafeln, sondern in das Herz kommt das Gesetz.

Draußen „brechen im schallenden Reigen die Frühlingsstimmen los,
Sie können's nicht länger verschweigen, die Wonne ist gar zu groß."

So blüht's und sprießt's und knospt's im geistlichen Leben, hier dieselbe göttliche Schöpferkraft. Das Werk des Herrn kommt zur Vollendung in den Jüngern, seine Verheißung geht in Erfüllung. Die Pfingstgeschichte bedeutet:

Der heilige Geist stiftet die neutestamentliche Gemeinde.

Sehen wir: 1) Die Art, welche er an sich hat.
2) Die Predigt, welche er erzeugt.
3) Die Aufnahme, die er findet.

1. Da der Tag der Pfingsten kam, waren sie alle einmütig bei einander.—In Bruderliebe und Jesusliebe geeinigt, beteten sie inbrünstig. Es ging nach dem Vers: „Viererlei dich niederziehe zum Gebet auf deine Kniee: Gottes Wille, Christi Fülle, dein Gebrechen, sein Versprechen." Da muß sich der Herr offenbaren. Ebenso am Osterabend, als sie von ihm sprachen, seinen Namen lobten, da trat er mitten unter sie. So jetzt ein Brausen „wie wenn ein gewaltiger Wind dahinführe." (Grundtext). Wind auch sonst Zeichen des Geistes (Joh. 3). Geheimnisvoll nach Ursprung und Ziel, unsichtbar, doch spürbar. Mächtig dahinfahrend, daß er Bäume zerbricht und Schiffe zerscheitert, und wiederum leise säuselnd und fächelnd, Frühlingswärme auf seinen Flügeln tragend, das Eis schmelzend und Leben weckend. So ist der Geist eine linde Macht in den Herzen der Gläubigen, sie ganz erfüllend, freudig tragend, dagegen eine Gottesmacht, zu zerstören, niederzureißen allen Widerstand der Welt. Wie passend ein solches Zeichen, wo hier eine kleine Schar steht, gegen den Haß der Welt.

Dann das Feuer, das leuchtet und wärmt, verzehrt und reinigt. Der Geist ist ein Feuer im Busch (der Gemeinde), das heiligt, doch nicht verzehrt, und eins, das die Widersacher verschlingt wie Stoppeln, Spreu und dürre Zweige (Joh. 15). „Es ist ein Feuer leuchtend wie die Sonne, den suchenden, forschenden Menschen ins Licht führend, mit nachhaltiger Glut die Herzen wärmend in der Liebe zu den Brüdern, wie Feuer reinigend, schmelzend und läuternd. Ein Feuer, klein beginnend, das sich fortpflanzt und zum Brande wird, so des Geistes zündende Kraft in alle Welt."

In Zungengestalt. Durchs Wort, von oben entzündet, wirkt der Geist. Er gibt neue Zungen; er rührt ihre Lippen wie einst die des Jesaias mit der Kohle vom Altar. Kein fremdes Feuer ist es, sondern Feuer der Liebe Gottes, die in sie überströmt.

Die Zeichen sind nicht mehr da, nichts sichtbar, noch hörbar, doch der Herr ist bei uns alle Tage mit seinem Geist. Durch ihn beruft, sammelt, erleuchtet er; weckt vom Schlafe. „Er bricht einen Saulus und öffnet einer Lydia still das Herz." Wo eine Seele zur Sündenerkenntnis und Buße gelangt, wo es zum Verbrennen der alten Götzen kommt, wo die Herzen brennen in Liebe, da ist der Geist; das sind seine Zeichen, seine Art.

2. Sie wurden alle voll des heiligen Geistes.—Er kam, füllte ihre Seele ganz, zum Überquellen, und gab ihnen neue Zungen es auszusprechen. Wie wurde gepredigt? Seit alters wurde das Pfingstwunder gefaßt als Reden in fremden, nie gelernten Sprachen, wie sie V. 9 ff. aufgezählt werden. Möglich, doch: Was hatte dies für Zweck, da sie alle griechisch oder hebräisch verstehen, wie Petrus nachher (V. 14) zu ihnen redet? Wie hätten auch die Leute dazu kommen sollen, sie deshalb für trunken zu halten. Man hätte überhaupt nichts verstanden, wenn sie alle durcheinander verschiedene Sprache redeten. Dazu heißt es Ap.-Gesch. 10, 44 u. 46 bei Cornelius, wo auch mit Zungen geredet

wird: Sie haben den Geist empfangen gleich wie wir. Und da ist doch an Reden in fremden Sprachen nicht zu denken. Es ist wohl das pfingstliche Reden dasselbe wie das spätere Zungenreden: Das nicht in Worten einer bestimmten Sprache gefaßte und darum für gewöhnliche Ohren ganz unverständliche Beten, Loben und Danken eines vom heil. Geist ergriffenen, in den Zustand der Verzückung versetzten und so über sich selbst hinaus gehobenen Menschen, bei dem des Beters eigene Verstandesthätigkeit vollkommen ruhte, seine Zunge aber dem innern Drang des Geistes folgte und von ihm in unwillkürliche Bewegung versetzt wurde.

In den gottesfürchtigen Männern aber wurde durch den Einfluß der gewaltigen Begeisterung der Jünger eine gleiche Begeisterung und Geistesgemeinschaft erweckt, in welcher sie die Gabe der Erleuchtung und des Verständnisses dieser Zungenreden empfingen. Was sie so verstanden, glaubten sie in ihrer Muttersprache geredet. Sie sagen ja auch: Wir hören sie in . . . Natürlich darum kein Hörwunder, als hätten die Jünger aramäisch geredet und jene alle hätten ihre eigene Sprache zu hören gemeint, sondern sie sprechen die Geistes- und Herzenssprache und jene empfingen allsogleich die Auslegung. Dann ist auch der Spott verständlich (vgl. 1 Kor. 14, 23) bei denen, die nichts verstanden; ihnen waren diese Leute mit ihrem Lallen und starken Gesten Unsinnige.

Was gepredigt? Die großen Thaten Gottes. Nichts Neues, sondern was sie gesehen und gehört. Aber dies war ihnen jetzt mehr eigen als je. Christus, nicht in seinen einzelnen Worten, sondern ganz und unzerstückt, seine Erlösung jetzt als ein Ganzes verstanden, angenommen, gepriesen.

Vieles soll sie der Geist lehren, jetzt besonders aber eins: Der erhöhte Christus gegenwärtig in ihren Herzen, sich ihnen bezeugend, sie überzeugend und aus ihnen zeugend, und so ihr Zeugnis zum Mittel des Gemeindebaus machend. Der heil. Geist ist dem Prediger nötig, zum Verstehen, Glauben, Bezeugen. Ohne ihn die schönste Predigt Feuerwerk; mit ihm zündender Blitz.

Ebenso der Gemeinde; er thut die Herzen auf, dem Kämmerer beim Lesen, den Leuten des Cornelius beim Hören des Worts. . .

3. Die Aufnahme verschieden, die einen haben Bedenken, die andern Spott. Auch als Christus kam, waren die einen erstaunt, die andern spöttisch, als er am Kreuz hing, das Entsetzen.—Die Frage ist: Wie wird's, wenn dann hinzukommt das erklärende, geistgegebene Wort? Hier nahmen's 3000 auf, thaten Buße. Wenn Erweckungen hier und da stattfinden, so gibt es viel Kopfschütteln. Schadet nichts. Es muß erst aufgezeigt werden, ob die Sache Schriftgrund hat, in biblischer Nüchternheit und bekräftigt durchs Leben. (Vgl. Ap.-Gesch. 2, 43—47.) Wenn das, so ist es von Gott, dann gib nach.

Ob aber besondere Erweckungen oder nicht, Geist muß kommen. Er ist nötig wie das tägliche Brot, er ist Leben und Licht der Gemeinde. Bitte darum um mehr Glauben, brünstige Liebe, mehr Eintracht, gute

Werke, himmlischen Sinn. Das sind die Früchte des Geistes. Er bringt Christum zu Ehren, sein Werk zur Vollendung, wie gewiß wird er ihn dem Beter geben!

IV. Trinitatis. Röm. 11, 33—36.

Trinitatis, Fest der heil. Dreieinigkeit, nicht eine besondere Gottesthat feiernd, sondern seine gesamte Offenbarung zusammenfassend. Man steht auf der Höhe, blickt zurück auf den Weg Gottes mit der Menschheit von Weihnachten, dem Feste des sendenden Vaters, zu Karfreitag und Ostern, den Festen des gesendeten Sohnes, und zu Pfingsten mit der Sendung des Geistes von Vater und Sohn. Es ist ein Fest der anbetenden Betrachtung, des aufsteigenden Lobgesanges. Darum als Epistel jene Worte des Paulus. Als er in Kap. 9—11 überschaut hat die wunderbaren Gottesfügungen, daß Israel, das Volk Gottes, außerhalb der Gnadengemeinde steht, und die Heiden, die ferne auf eigenen Wegen ohne Offenbarung gingen, mitten darin, und dann wieder das göttliche Geheimnis erwägen darf, daß auch an Israel noch die Berufungstreue Gottes sich bewähren soll, fällt er auf seine Knie, das Haupt in den Staub, und betet an. Die Worte gehen zunächst nicht auf die Dreieinigkeit. Aber weil er sich in allen Führungen mit Israel und der Heidenwelt doch stufenmäßig als der dreieinige Gott offenbart, so mag der Text gebraucht werden, um den Grundton dieses Textes anzugeben:

Das Trinitatisfest stimmt zur Anbetung des dreieinigen Herrn.

1) Deine Weisheit ist unerforschlich, doch unanfechtbar.
2) Deine Gnade beugt hin in Staub.
3) Du bist aller Dinge Grund, Träger und Ziel.

1. Wie in eine unergründliche Tiefe schaut Paulus, im Gedanken an die rätselvollen Wege Gottes mit Abrahams und Adams Kindern zumal. Erst sieht er Israel und bei ihm die Kindschaft und die Herrlichkeit und den Bund und Gesetz, Gottesdienst und Verheißung (9, 4) und die Heiden auf eigenen Wegen, geleitet bloß von dem Dämmerlicht einer Naturreligion, einem irrenden Gewissen, an beiden schließlich zu schanden werdend und hingegeben in Götzendienst und Sündengreuel. Dann wieder Israel fern von allem, das sein Bestes war, von dem Neuen Bund, dem Messias und dem Gottesreich und die Heiden als Erben der überreichen Gottesgüter. Endlich aber in prophetischer Zukunft zeigt ihm Gottes Finger Israel wieder eingepfropft in den alten Ölbaum und so mit den Heiden aus dem Gefängnis des Unglaubens zurückkehrend unter das allgemeine Erbarmen. Da ist also dennoch Weisheit, wie quer die Wege scheinen, Israels Fall der Welt Reichtum, der Heiden Annahme ein Lockmittel für Israel, zu seinem Erbteil zurückzukehren.—Über der ganzen Gottesoffenbarung heißt es: Es ist in keines Menschen Sinn gekommen. Wie wahr das Wort über Weihnachten:

„Des ewgen Vaters einig Kind
Dort man in der Krippen find't.
Den aller Weltkreis nie beschloß,
Der liegt in Mariens Schoß."

Die ganze Knechtsgestalt des Herrn, seiner Jünger, seines Reiches, seiner Mittel, welch ein Anstoß für den Weltsinn, und doch als wie weise schließlich erkannt. Das Kreuz, welche Thorheit, doch welche Gotteskraft und -weisheit dem Gläubigen! Das Wort, welche ungenügende Waffe scheinbar und doch wie wirkungskräftig, wie entsprechend der geistigen Natur des Reiches.

Der Geist Gottes, wie wenig greifbar, wie schlecht kann die Welt etwas daraus und damit machen, und doch, er ist's, der lebendig macht und weise. Alle Selbstoffenbarung des Dreieinigen von der Welt verschrieen als der Gipfelpunkt des Unglaublichen, Ungereimten, und „zuletzt triumphiert sein hoher Rat." Unerforschlich seine Wege mit den Völkern, den einzelnen, dennoch weise, d. h. zum besten End und Zweck führend, wenn auch vielleicht erst im Licht so erkannt.

2. Wie sind der Menschen Gedanken durchkreuzt durch seine Weisheit, wie überraschend ging Gott voran! Niemand hat seinen Gedanken geahnt, niemand ihm geraten. Und wie völlig alles menschliche Wirken beiseite gesetzt. Nicht als Vergeltung und Dank für das, was wir ihm geben, kommt seine Gabe zu uns. Wir alle unfolgsam. Ungebunden an das, was wir sind und thun, erscheint seine Hilfe, nicht bemessen nach unserm Maß, königlich frei (V. 35) [so Schlatter]. So ist es Gnade allein. Freilich, das geben wir zu, daß das störrische, undankbare Volk der Juden von Gnade lebte, aber wenn wir die helle Offenbarung eines dreieinigen Gottes haben, ist es etwas anderes? Wenn wir solch herrliche Festzeit hinter uns haben, wem verdanken wir's? Wenn besonders in der evangelischen Kirche wir gelehrt und gewohnt sind, den Blick nur auf die Grundthatsachen des sich offenbarenden Heils zu richten, nicht auf Außendinge, ist es unser Vorzug? Mitten in Nacht und Unglauben leuchtet das Licht in Bethlehem, an das Kreuz der Schande brachte den Sohn des Menschen Gottes Haß, und der Geist muß strafen um Sünde und Herzenshärtigkeit. Also über allen Heilsthaten: Aus Gnaden!

Und so, wenn du steigst von Erkenntnis zu Erkenntnis, Stufe zu Stufe, Kraft zu Kraft, es ist Nehmen aus der Fülle seiner Gnade. Selig beugt das in den Staub.

3. So schauen wir von uns und allem Menschlichen ab und schauen in ihm Ursprung, Träger und Ziel, Anfang, Mittel und Ende. Von ihm, durch ihn, zu (Luther: in) ihm sind alle Dinge. Das der Inhalt der Schrift. Das erste Blatt zeigt, wie alles von ihm ist, auch die Materie. Doch in sonderlicher Weise des Menschen Leib und Seele: Gott schuf . . . ihm zum Bilde. 1 Mose 3 beschreibt den Verlust desselben. Aber auch außerhalb des Paradieses behält er das Gefühl, daß er vom Paradies stammt. „Die Größe des Menschen besteht in der Erkenntnis seines Elends. Ein entthronter König allein ist traurig darüber, daß er kein König mehr ist."—Pascal. Das letzte Blatt zeigt, wie Gottes Hütte bei den Menschen ist, er ihr Gott, sie sein Volk. Da ist das „zu ihm" erfüllt. Geist und Braut sehnen sich danach und

seufzen: Komm. So Anfang und Ende, und die Mitte, das Herz, der Kern ist Christus. Durch ihn und um seinetwillen ist die Welt erhalten, wird sie der Erneuerung zugeführt. Durch ihn nennen wir Gott Vater, er verbürgt uns auch die Erfüllung der Endverheißungen. Der heilige Geist, indem er Christus aneignet, führt zu dem Ziel, daß alle Herzen und alle Welt Gottes und seiner Ehre voll werden. Augustin erzählt, er habe einst am Meeresufer einen Knaben gesehen, das Wasser in eine kleine Grube schöpfend. Was thust du? Ich will das Wasser des Meeres hineinschöpfen. Augustin zeigte ihm, wie thöricht. Da ward aus dem Knaben ein Engel. Ja, sagte er, thöricht; aber ebenso thöricht ist es, wenn du die Himmelsgröße Gottes in deine kurzen Gedanken fassen willst. — So geziemt uns denn, sagt Augustin zu unserem Text, Andacht, Bewunderung, Zittern, ihm aber Ehre in die Ewigkeiten. Amen.

Spiritismus in evangelischer Beleuchtung.

Referat von P. R. Reuß.

(Schluß.)

II. Lehre des Spiritismus.

Wenn wir nun an die Darstellung der Lehre des Spiritismus herantreten, so muß vorausgeschickt werden, daß die Spiritisten nicht etwa ein gemeinsames Lehrgebäude besitzen, woran sie ein allgültiges Bekenntnis hätten. Denn sie haben sich nicht bloß aus aller Herren Länder zusammengefunden, sondern sind auch aus aller Denominationen Bereich zusammengeströmt. Wie sehr sie nun auch zerrissen sein mögen, so ist es doch möglich, zwei große Lager abzugrenzen, von denen das eine etwas mehr dem christlichen Dogma sich zuneigt — und zwar zu dem römisch-katholischen — als das andere, das mehr auf die Seite der Gottesleugner tritt. Hat mir doch selbst ein Spiritist auf meine Frage nach ihrem religiösen System geantwortet, sie hätten keines. Die einen seien nahezu orthodox, die anderen nennen sich geradezu Atheisten. Alles, was sie gemeinschaftlich glauben, ist die Unsterblichkeit, Fortentwicklung nach dem Tod, Möglichkeit und Wirklichkeit einer Verbindung zwischen Menschen und Geistern.

Doch welche Lehrrichtung wollen wir nun uns vorführen? In Anbetracht dessen, daß wir unter dem amerikanischen Volk leben und allenfalls mit amerikanischen Spiritisten in Berührung kommen, so scheint es mir das Vorteilhafteste zu sein, die Lehre unserer spiritistischen Landsleute zu betrachten, zumal da, wie es scheint, ihre Richtung die bedeutendere ist, wenn sie auch weiter von dem Bibelglauben entfernt sind als die europäischen. Unter den Vertretern dieser Richtung nimmt nun ein gewisser Rob. Hare, M. D., der schon einmal erwähnte Professor der Chemie an der Universität des Staates Pennsylvania, eine besondere Stelle ein und ich stelle darum die spiritistische Lehre nach seinem Werk: "Experimental Investigations of the Spirit Manifestations etc." dar.

Wie wir alle wissen, und was auch schon an dem Namen der Gemeinschaft zu ersehen ist, ist die Lehre von den Geistern der Verstorbenen der wichtigste Paragraph ihrer Lehre. Billig betrachten wir daher diesen vor allen andern, die uns zur Beurteilung wohl wichtiger erscheinen müssen; denn dieser genannte Punkt ihrer Lehre ist die Grundlage ihres weiteren Lehrsystems. Es ist bezeichnend, daß die ganze Lehre sich auf das Zeugnis der Geister stützt, denn Prof. Hare stellt dieselbe dar als einen Bericht, den er von dem Geist seines vorstorbenen Vaters erhalten hat. Ich zitiere hier möglichst genau, insbesondere darum, die Unklarheiten der Lehre gleich hier hervortreten zu lassen.

Nach jenem Bericht des in der Erkenntnis der Wahrheit vorangeschrittenen Geistes liegt die Geisterwelt zwischen der 60. und 120. Meile über der Erdoberfläche. Dieser Raum ist in sieben Sphären geteilt, die unterste Sphäre ist aber identisch mit der Erdoberfläche, auf der die Geister in ihrem ersten Stadium leben, noch angethan mit der Fleischeshülle. Es sind diese Sphären ebenso von Längen- und Breitengraden durchschnitten und abgegrenzt wie die Erde. Sie gleichen, landschaftlich genommen, der Erde selbst, nur mit dem Unterschied, daß sie auf einer höheren Entwicklung stehen, und zwar jede nächst höhere Sphäre vollkommener, als die vorausgehende; der Geist schildert: „Stolze Gebirge, liebliche Thäler, Flüsse, Seen, Wälder, Bäume, Gesträuch, geziert mit dem ausgesucht schönern Blätterschmuck, Blättern jeder Farbe und jeder Verschiedenheit, die herrliche Düfte ausströmen." Die Entfernungen der einzelnen Sphären sind durch feste Gesetze bestimmt. Obgleich nun dieser geteilte Sphärenraum sich um die Erde schlingt wie eine Schale um den Kern, und sich um dieselbe Axe wie die Erde dreht, so ist sie dennoch unabhängig von der die Erde bescheinenden Sonne. Denn die Geisterwelt empfängt ihr Licht und Wärme von einer Geistersonne, welche in derselben Weise die uns sichtbare Sonne umschließt, wie der Geistersphärenraum unsere Erde. Sie ist ein ungeheurer Zentrallichtkörper, dessen eigentümliche Klarheit und Helle jeder Beschreibung spottet. Dieser eigentümliche Schein hat zur Folge, daß es in der Geisterwelt keine Zeit gibt, ein immerwährender Tag. Der Geist scheint die Mangelhaftigkeit dieser Ansicht zu erkennen und sagt: „Ihr rechnet mit der Zeit, wir mit der Ewigkeit," wie zu einer der Anklage vorausgehenden Verteidigung.

Es gibt in diesem Geisterreich wohl Gesetze, welche durch Myriaden von Engeln von Gott mitgeteilt werden; aber Weisheit, Erkenntnis, Geradheit und Bewußtsein sind die Stellvertreter Gottes. Der Staatshaushalt hat einen ungeheuer reichen Staatsschatz zur Verfügung, welcher aber nicht in Gold und Silber besteht, sondern „in dem sittlichen und intellektuellen Wert, geschlagen in der Münze der göttlichen Liebe, geprüft mit Reinheit und Treue."

Die Bevölkerung der einzelnen Sphären sind in einzelne Kreise zerteilt, deren jede zu einem Führer und Lehrer einen Geist der nächst höheren Sphäre hat. Die Studien dieser Welt, z. B. Astronomie,

Chemie, Mathematik werden weitergetrieben; Wissenschaften fürs praktische Leben, z. B. Mechanik und Technik, hören auf. Philosophie und Religion gehen Hand in Hand. Neben den Freuden, welche das Studium der Wissenschaften gewährt, sind ihnen Genüsse sinnlicherer Art erlaubt. Es ist den Geistern ein großer Genuß, Musik zu treiben. Um solche noch erfreulicher und erhebender zu machen, werden Gesellschaften gegeben, wobei sich bald die Verwandten nach dem Fleisch, bald Geistesverwandte zusammenthun.

Über das Heiraten offenbart der Geist: Es werden ganz gewisse eheliche Verbindungen eingegangen. Denn nie ist es die Bestimmung gewesen, und wird es nie werden, daß der Mensch allein sei. Ein jeder sucht und findet seine Ergänzung. Hat aber ein Mensch mehrere Frauen während seines Erdenlebens gehabt, so wird ihm diejenige zugeteilt, welche aus dieser Anzahl am besten für den Mann paßt. Die Verheiratung geschieht durch das vollkommene Ineinanderaufgehen zweier Sinne in einen.

Böse Geister finden ihresgleichen in der zweiten Sphäre, und bleiben daselbst, bis es besser mit ihnen wird, und zwar durch eintretende Verachtung ihrer selbst und durch das Finden neuer Mittel zur Entwicklung zum Guten.

Die Lehrer der Geister sind solche, welche während ihres Erdenlebens durch Humanität und sittlichen Mut sich ausgezeichnet haben, „solche, welche trotz des Scheltens und Spottens ihrer Zeitgenossen es wagten, bürgerliche und religiöse Freiheit zu verbreiten und zu verteidigen." Die Lehrweise ist nicht die dieser Welt; die Lehrer erschrecken ihre Schüler nicht durch grauenerregende Verkündigung und Drohungen einer ewigen Rache, sondern sie ermahnen zum Studium Gottes, wie er sich in seinen wundervollen Werken zeigt. Sie lehren einen ewigen, allgemeinen Fortschritt und die erhabene Wahrheit: „daß das Böse nicht ein unzerstörbares und positives Prinzip sei, sondern nur ein negativer Zustand, nur ein zeitlicher Umstand ihrer Existenz." „Daß Leiden infolge von Sünde nicht eine rachevolle, übelwollende Strafe Gottes, sondern nur eine notwendige, unveränderliche Folge des verletzten Gesetzes." „Es gibt kein Heil, keine Vergebung der Sünde, weder von außen her, noch von zeremoniellen Absonderlichheiten." Sie entrinnen der Sünde durch Fortschritt.

Die Geister sind also sittliche, intellektuelle und fehlende Wesen, und keine Schatten. Sie besitzen eine ausgesucht symmetrische Gestalt: „wohlgerundete Glieder, anmutig — und doch so leicht, daß sie mit der Geschwindigkeit eines elektrischen Funkens durch die Sphären eilen können." Sie hungern und dürsten, müssen zur Aufrechterhaltung ihres geistleiblichen Wesens Speise und Trank genießen. Doch nimmt diese Notwendigkeit bei steigender Entwicklung ab. Ihre Speise ist vom „Baum der Erkenntnis," und „an den kristallklaren Strömen der nie versiegenden Quelle der göttlichen Weisheit und Liebe" stillen sie ihren Durst. Der Charakter ihrer Sprache macht es ihnen möglich, mehr Gedanken in e i n Wort zu legen, als wir in hundert Worte.

Gewissermaßen als Beschönigung all dieser Lehre, bemerkt der offenbarende Geist, daß sie nicht in allen Stücken Anspruch mache auf vollkommene Wahrheit. Denn ein Geist der endlich sei, sei ebenso fehlbar wie der Mensch; erst mit der Vollkommenheit der Entwicklung trete auch Unfehlbarkeit ein.

Auch ohne hierüber vom evangelischen Standpunkt aus zu urteilen, wird sich jeder vernünftige Mensch sagen müssen, es ist ein zum mindesten sehr niedrigstehender Glaube, dem die Spiritisten in Bezug auf die Geisterlehre huldigen, nicht höher stehend als der Paradiesglaube der Mohammedaner, die sich das Paradies als das auf Erden Begehrenswerteste als Harem vorstellen, oder des Indianers, der sich die „ewigen Gefilde" mit einer Unzahl von Wild belebt vorstellt.

Treten wir aber nun an die Spiritistenlehre von Gott, Jesus usw. heran, was uns Evangelischen hoch und heilig ist. Ich muß hier vorausschicken, daß wir bald diese Stücke besprochen haben werden, weil eben alles, was nicht direkt zum Geisterglauben gehört, von den Spiritisten wenig beachtet wird. Gott ist den Spiritisten „die allmächtige Ursache aller Ursachen, welche das ungeheure Weltsystem durch den Magnetismus seines Willens erhält." Er ist der Urheber aller Existenzen, von dem alles Gute kommt. Die Rationalisten haben keinen schlechteren Gott.

Auch von Jesus Christus ist, im ganzen genommen, nur wenig die Rede. Aus dem obigen Citat von der Sünde mögen wir mit Richtigkeit schließen, daß sie von Jesus Christus als von einem Heiland der Welt nichts wissen wollen. Durch den Satz: „Es gibt kein Heil von außen her, noch eine Vergebung der Sünde" treten sie gerade dem Erlösungsglauben durch die Gnade Jesu Christi entgegen. Zur teilweisen Ehrenrettung einer Partei der Spiritisten, der sogenannten Kardecianer — genannt nach dem Pseudonym eines gewissen Rilais, französischer Nationalität —, sei gesagt, daß sie etwas orthodoxer lehren. Doch der Überzahl der Spiritisten ist Jesus ein Mensch gewesen, der sich durch den Kampf gegen eine starre, ausschließende Religion einen Namen gemacht; bestenfalls ist er ein großer Engel. Seine Wunder werden angesehen als Geisteroffenbarungen, seine Erscheinungen nach dem Tod sind Geistermaterialisationen. Man findet darum auch den Herrn in dem spiritistischen Tempel zu Poughkeepsie unter der Gesellschaft der Statuen des Brahma, Buddha, Moses, Paulus, Luther, Swedenborg und anderer theologischer Größen.

Einen heiligen Geist bekennen sie, scheint es, gar nicht. Habe wenigstens keine Erwähnung desselben finden können.

Die Engel sind nach der spiritistischen Lehre Bewohner der siebten Sphäre. Es sind reine Wesen, die noch über die höchste Stufe emporgestiegen sind; Wesen, die einen sehr hohen, „sittlichen und intellektuellen Zustand" erreicht haben. Sie bilden eine große, gleichgesinnte Gesellschaft, der es erlaubt ist, durch alle Sphären zu gehen. Sie stammen zumeist aus den Bewohnern des Jupiter und Saturn.— Die

Planeten werden nämlich alle als bewohnt gedacht, und jeder Planet hat seine Geisterwelt.

Das Wort Gottes behandelt der Spiritist bald feindselig, bald freundlich, je nachdem es ihm in seinen Kram paßt. Das eine Mal ist der Spiritismus der Angreifer, das andere Mal wirft er sich zu dem allein wahren Ehrenretter der heiligen Schrift auf. Ersteres ist jedoch das häufigere. Schon bei der Lehre der Geister haben wir beobachten können, wie sie gerade das Gegenteil lehren von dem, was die heilige Schrift sagt. Unter vielen Sätzen, welche ihre Ansicht über die Bibel offenbaren, will ich nur etlicher Erwähnung thun: Die Inspiration hat auf keine höhere Autorität Anspruch als auf das menschliche Zeugnis, auf welches ihre Existenz sich fußt.—Irgend eine Religion, wie die des Moses, welche die Unsterblichkeit nicht zum hauptsächlichsten Gegenstand ihrer Betrachtung macht, ist nicht wert, beachtet zu werden.—Es ist eine Verleumdung gegen die menschliche Natur, die Menschen darzustellen als solche, die mit Willen nichts von der Religion wissen wollen.—Gemäß den Zeugnissen der Schrift selber kann der Ursprung der heiligen Schrift auf niemand anders zurückgeführt werden, als auf einen obskuren Priester (Hilkia) und auf einen fanatischen König. Wenn ich hier noch an die Lehre von Gott und Jesus erinnere, so bedürfen wir weiter keiner Zeugnisse mehr, um ihre Ansicht über die heilige Schrift zu kennzeichnen. Wir schreiten darum zur Beleuchtung des modernen Spiritismus.

III. Beleuchtung des modernen Spiritismus.

Gemäß einer Bemerkung im Anfang habe ich Geschichte wie Lehre des Spiritismus so vorurteilslos dargestellt, als es nur möglich war. Jetzt wollen wir an die Beurteilung desselben gehen, und zwar von einem rein evangelischen Standpunkt aus.

Es handelt sich nun zunächst um die Frage: Beruht der Spiritismus in Bezug auf die seiner Lehre zu Grunde liegenden Erscheinungen auf Wahrheit oder nicht? Man streitet ja in der ganzen Welt gerade über diesen Punkt. Es werden ja wohl verschiedene Erklärungen der Erscheinungen gegeben, von denen wir aber nur die wichtigsten hervorheben wollen. Der eine Teil hat das kurze Urteil: Es ist Schwindel, ganz und gar Schwindel. Alle Erscheinungen, auf die sich die Spiritisten berufen, als von Geistern hervorgebracht, beruhen auf Taschenspielerei.

Ein anderer Teil, das sind die Spiritisten selber, sagt: die Erscheinungen sind thatsächlich von den Geistern hervorgebracht, und zwar gerade von denen, welche angerufen werden, sich zu offenbaren.

Eine dritte Abteilung bilden die mehr orthodoxen Beurteiler, welche die Erscheinungen der Wirksamkeit der bösen Geister, der Dämonen, zuschreiben.

Eine vierte Ansicht ist: Es sind die wirkenden Kräfte, Seelenkräfte, die man noch nicht kennt.

Diese letzte Ansicht brauchen wir nicht zu besprechen, denn sie ist

nicht aufgestellt als eine solche, welche auf untrügliche Wahrheit Anspruch macht.

Der ersten Erklärung huldigen eine große Menge, und zwar als volle Wahrheit sie bezeichnend. Wenn sich unter uns Evangelischen solche finden, so möchte ich sie fragen: Können wir Aussagen, die von zweier oder dreier Zeugen Mund bestätigt werden, einfach zur Seite schieben und sagen, es ist Schwindel? Es ist sicherlich nicht eine evangelische Eigenschaft, sein eigenes Urteil, das sich bloß auf Hörensagen stützt, einem Urteil gegenüberzustellen, das durch Schauen gebildet wurde. Kommen wir nicht vielmehr in die Gefahr, den guten Ruf eines Teiles unserer Nebenmenschen zu beeinträchtigen? Und auch das wäre wenig evangelisch. Auch scheint es mir, als ob ein Zugeben der Wahrheit der in der Geschichte aufgezählten Thatsachen unserem evangelischen Charakter und Glauben gar wenig schaden würde. Geben ja selbst die orthodoxen Beurteiler die Wahrheit der Erscheinungen zu.

Diese erste Ansicht ist allerdings in einem gewissen Grad berechtigt; denn sie können sich darauf berufen, daß die Augenzeugen jener Erscheinungen zu wenig daran gedacht haben, daß sie betrogen werden können, und daß sie darum auch nicht so aufmerksam das Thun und Treiben der Medien und ihrer Gehilfen beobachtet haben. Und wenn man ihnen sagt, daß nicht leicht jene Medien infolge ihres bisher als gut gekannten Charakters betrogen haben, so mögen sie antworten, der beste Charakter ist keine Sicherheit. Ja, diese Zweifler an der Wahrheit der Erscheinungen möchten sich weiter darauf berufen, daß man ein Pochen, unbemerkt von andern, durch Bewegungen im Knie hervorgebracht hat, und daß, was noch weiter reichen würde, fast alle bedeutenden Medien auf wirklichen Betrug ertappt worden sind.

Doch trotz alledem ist es uns nicht möglich, die Wahrheit der Wiedererscheinungen zu bezweifeln. Denn wenn auch die Zeugnisse gegen diese unsere Meinung groß sind, so sind die Zeugnisse für dieselbe größer. Ich habe in dem ersten Teil besonders darauf acht gegeben, die Versammlung in der Corinthian Hall, Rochester, zu schildern. So erinnern wir uns auch, daß jenes von einer englischen wissenschaftlichen Gesellschaft aufgestellte Komitee zwei Jahre lang den Spiritismus in seinen Erscheinungen studierte und kein Zeugnis wider ihn finden konnte. Wir könnten hier noch eine Reihe solcher Zeugnisse anrufen, doch wollen wir es bei einem noch bewenden lassen. Prof. Zöllner an der Leipziger Universität mit einigen Kollegen bestätigen, daß das Medium, welches sich ihnen zur Verfügung stellte, Namens Slade, von ihnen trotz schärfster Beobachtung auf keinen Betrug ertappt worden ist. Prof. Zöllner hat über diese Untersuchungen ein Buch herausgegeben, darinnen er nicht den kleinsten Moment aufzuzählen vergißt, so daß sich auch der Leser von der Wahrheit der Experimente überzeugen kann. Im übrigen, wozu soll denn der Betrug nützen? Auch vermögen wir den thatsächlichen Betrug einzelner Medien nicht dem Spiritismus als solchen aufzulegen; ebensowenig als wir es gelten

ließen, wenn man uns sagte: Der evangelische Pfarrer von N. hat eine grobe Sünde begangen, und darum seid ihr evangelischen Pfarrer alle so.

Ich mag hier noch einschalten, daß ich mich seiner Zeit persönlich an einer Spiritisten-Versammlung beteiligt habe, woselbst das Medium mit auffallender Richtigkeit einer Anzahl Leuten, welche das Medium nicht kannte, angab, in welchem Alter die Personen — Verwandte der Leute, Weib und Kind—gestorben sind, welche um sie als Geister sich aufhalten sollen.

Wir müssen daher notgedrungen die Wahrheit der Erscheinungen zugeben, nicht aller, aber wenigstens derer, welche durch Medien herbeigeführt wurden, welche mit Ernst der Wahrheit folgten.

Allein — und das ist eine andere Frage — werden die Medien durch die Geister der Verstorbenen befähigt, solche Erscheinungen hervorzubringen? Sind es in der That die Geister selbst, die wirken — oder sind es Dämonen?

Wollen wir diese Frage im evangelischen Sinne beantworten, so müssen wir sagen: Wir wissen es nicht.

Eine Möglichkeit liegt zwar auf beiden Seiten. Zur Begründung dafür wollen wir kurz einiges betrachten. Wir lesen z. B. in Deut. 18, 9—11: Wenn du in das Land kommst, das dir der Herr, dein Gott, geben wird, so sollst du nicht lernen die Greuelthaten der Völker thun: daß nicht unter dir gefunden werde . . . . der die Toten frage. Wie vermögen wir aber der Weisheit Gottes zutrauen, die Thorheit zu begehen, etwas zu verbieten, was überhaupt nicht gethan werden kann? Oder wie erklären wir uns die Geschichte der Totenbefragerin zu Endor? Mögen sich die Gelehrten und die Theologen streiten, ob Samuel überhaupt, und wenn er erschienen, in welcher Weise er erschienen ist; jedenfalls müssen wir glauben, daß er ein Zeugnis gegeben hat, und damit ist zugleich bewiesen, daß er auf den Ruf der Zauberei gehört hat. Auch aus dem Neuen Testament können wir citieren: Jesus läßt auch eine Möglichkeit von Geistererscheinungen zu, wenn er in seinem Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus sagt: „So werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten auffstehen würde.“ Moses und Elias erschienen dem Herrn — selbst den Jüngern sichtbar und erkennbar. Die Seele des Lazarus, welche sicherlich schon im Geisterreich war, hört auf den Ruf des Herrn. Und endlich widerspricht es unserem Unsterblichkeitsglauben in keiner Weise, daß hin und wieder die Geister der Verstorbenen sich offenbaren, wenn Gott einen besonderen Zweck dabei verfolgt.

Doch all dies beweist wohl die Wahrheit der aufgezählten einzelnen Thatsachen, aber nicht die Wahrheit der Geisterwirkungen des Spiritismus; allein, wenn auch nicht die Wahrheit, so doch die Möglichkeit der spiritistischen Erklärung der Erscheinungen.

Beweise für die Erklärung der Dämonentheorie können ebensowenig beigebracht werden, und wollten wir damit gegen den Spiritismus

kämpfen, wir stritten mit Hypothesen und mit Schlüssen, deren Prämissen höchst unsicher sind.

Unser evangelischer Standpunkt der Frage gegenüber würde also folgendermaßen zu formulieren sein: In Anbetracht dessen, daß Gott in seinem Wort wenig Aufschluß gibt über die Geister der Verstorbenen und deren Zusammenhang mit der Welt, ist es für uns nicht gebührend, die Decke zu heben, mit welcher der Vater dieses Reich für unsere sterblichen Augen zugedeckt hat.

Der Lehre des Spiritismus gegenüber werden wir zu bündigeren Urteilen kommen können; denn es ist kein so unsicheres Feld, im Gegenteil liegt es als ein festes, bestimmtes vor uns.

Aus der Schilderung der Lehre im großen und ganzen mögen wir mit Leichtigkeit erkennen, wie widersprechend und unklar dieselbe ist, was sicherlich der Lehre nicht zu gute kommt.

Um aber auch im einzelnen die Abschnitte zu betrachten, so ist die Geisterwelt, trotz ihrer sehr verfeinerten Substanz, eine sehr sinnliche und widerspricht der Lehre der heiligen Schrift; um nur eines anzuführen: die Lehre von den ehelichen Verbindungen im Geisterreich, wogegen Jesus ausdrücklich sagt: Sie freien nicht, noch lassen sie sich freien.

In Bezug auf den Erlösungsglauben zögern wir noch weniger, den Spiritismus zu verurteilen; während wir gemäß der heiligen Schrift nur einen Mittler anerkennen, haben die Spiritisten ihre Medien zu Mittlern mit der Geisterwelt, und die Geister als Mittler der ewigen Wahrheit Gottes. Er tritt also auch hier dem Christentum in den Weg als ein nicht zu verachtender Gegner.

Und Gott dem Vater gegenüber kann er sich auch nicht halten, denn er ist strikt gegen das Verbot Gottes, und ein evangelischer Christ wird darum in allen Stücken widerstehen.

Daß er der heiligen Schrift in höchst gefährlicher Weise gegenübertritt, selbst wenn er den Unsterblichkeitsglauben derselben unterstützt, braucht auch nicht des längeren erwiesen zu werden.

Und wir schließen darum diese Beleuchtung des modernen Spiritismus, indem wir unser Gesamturteil über denselben dahin zusammenfassen: Wir geben die Wahrheit vieler von den Medien hervorgebrachten Erscheinungen zu; es bleibt uns aber unmöglich, uns ein sicheres Urteil über die Entstehung derselben zu bilden. Dennoch aber halten wir, daß der Spiritismus in Lehre und Leben dem Reiche Gottes feindlich gegenübersteht. —

Noch einige Bemerkungen zu Joh. 7, 53—8, 11.

Von P. F. Mayer.

Wenn ich nun nochmals das Wort zu der angeführten Stelle ergreife, so geschieht es nicht aus Wohlgefallen am Verneinen, sondern ich wünsche nur noch etwas mehr Material zur richtigen Beurteilung der Stelle beizubringen.

Gerne gestehe ich zu, daß Br. Brändli den Beweis geführt hat, es sei unter gewissen Umständen zur Zeit Jesu gesetzlich gewesen, daß eine Ehebrecherin gesteinigt werden durfte. Aber gegen die in meinem Referat geäußerten weiteren Zweifel, daß Pharisäer und Schriftgelehrte ein Weib im Ehebruch ertappt und sofort, wie es scheint, sogar ohne Zeugen zu Jesu geführt, ja gar eine solche freche Sünderin in den Tempel gebracht hätten, scheint mir die Bemerkung: „Was kümmerten die sich um damalige gesetzliche Ordnungen, wenn es galt, dem Herrn eine Schlinge zu legen," nicht entscheidend zu sein.

Es ist mir keine Stelle bekannt, welche bezeugt, daß Pharisäer und Schriftgelehrte in dem Haß gegen Jesu die „Aufsätze der Ältesten" verletzt hätten. Gottes Ordnung und das Sittengesetz setzten sie auf die Seite, aber nicht die „Aufsätze der Ältesten." Sie gehen sogar am Karfreitag „nicht in das Richthaus, auf daß sie nicht unrein würden." „Menschenfündlein" war d a m a l s die Norm des Lebens und der Lehre des orthodoxen Judentums. Sie haben es etwa gemacht wie die Jesuiten. Gottes Wort übertreten sie, wenn es gilt, Wilhelm von Oranien zu ermorden, oder die Pulververschwörung in England anzuzetteln, aber der Kirche und ihren Satzungen gehorchen sie, indem vorher gebeichtet wird und die Teilnehmer an dem Werke satanischer Bosheit sich recht fromm mit den Sakramenten versehen.

Doch gehen wir auf die Sache selbst ein. Die Geschichte von der Ehebrecherin finden wir zuerst in den Logia des P a p i a s. Jenes Werk hatte (wenigstens soweit es für unsere Zwecke hier in Betracht kommt), die Bestimmung, allerlei ungeschriebene Worte und Thaten des Herrn und der Apostel aufzunehmen. Papias selber sagt: „Wenn einer, welcher ein Schüler der Alten (Presbyter) gewesen, etwa daherkam, forschete ich, was Andreas oder was Petrus gesagt hat, oder, was Philippus oder Thomas, oder Jakobus, oder, was Johannes oder Matthäus oder irgend ein anderer Jünger des Herrn (gesagt haben)—; denn ich meinte, daß, was aus den Büchern (zu lernen ist), mir nicht soviel nützt, als was (man) von der lebendigen und gegenwärtigen Stimme hört." Dieses Werk, zweifellos von unschätzbarem Wert für die Geschichte des Kanons, existierte noch im Jahre 1218, ist aber seither verschwunden. Nur einige Fragmente sind uns von den Alten aufbewahrt. Eusebius erzählt nämlich, in dem Buch des Papias seien die unbiblischen Geschichten aufgeschrieben: Von einem Weibe, welches wegen vieler Sünden (πολλαῖς ἁμαρτίαις) vor dem Herrn verklagt ward, eine Erzählung von dem Lebensende des Verräters Judas und noch

sechs oder sieben andere, die hier aufzuzählen nicht nötig ist. Eusebius hat also unsere Stelle in den vier Evangelien nicht gelesen. Was die oben griechisch angeführten Worte „vieler Sünden" betrifft, so stehen dieselben auch in den ältesten Handschriften, erst später trat unsere jetzige Lesart auf ἐν oder ἐπὶ μοιχείᾳ. Schon Rufinus hält unsere Stelle für identisch mit der Erzählung des Papias. Dieselbe Geschichte lasen Eusebius und andere Väter außerdem noch in dem apokryphischen Hebräerevangelium. Aus diesen Quellen kam sie nicht vor Mitte des vierten Jahrhunderts in lateinische Handschriften. In orientalischen Handschriften fehlt sie fast überall, ebenso bei den griechischen Kirchenvätern. Meine Vermutung ist, daß sie durch Irenäus, dem Bewunderer des Papias, aus dessen Schrift in die lateinische Kirche kam und dort nach und nach kanonisches Ansehen erhielt. Bleek läßt sie aus dem hebräischen Evangelium herüberkommen.

Was das Alter der Itala betrifft, so hat Dr. Ph. Zahn den Beweis erbracht, daß Tertullian († 208) dieselbe noch nicht kannte, und er kommt zu dem Schluß: „Vor 210–240 hat es noch keine Itala gegeben." Erst zur Zeit Cyprians erscheint dieselbe. (Vergl. Zahn: „Das Neue Testament vor Origenes," Bd. 1, erste Hälfte, Seite 51–60.)

Außer den inneren Gründen scheint mir das Zeugnis des Eusebius in betreff des Papias und des Vorhandenseins unserer Geschichte in dem Hebräerevangelium zu beweisen, daß dieselbe in ihrem jetzigen Wortlaut erst im zweiten Jahrhundert fixiert wurde. Der defekte Codex Alexandrinus stammt übrigens aus dem fünften Jahrhundert, ist also jünger als Hieronymus. Dagegen der wenigstens in dieser Nähe nicht defekte Sinaitus und Vatikanus stammen aus dem vierten Jahrhundert. Ebenso kennt Ephrem, der Syrer, unsere Stelle nicht.

Zur Bibelstelle selber wiederhole ich: „Ein ähnliches Vorkommnis hat im Leben Jesu stattgefunden." Der Inhalt derselben ist historisch. Sie ist aber erst geschrieben worden im zweiten Jahrhundert. Es steht mir auch fest, daß der Herr die ihm zugeschriebenen Worte wirklich gesprochen hat. Es sind ja viele Geschichten geschehen, „die nicht geschrieben sind," manche von ihnen wurden zuerst mündlich überliefert, sind nachher aber vergessen worden; andere dagegen haben in den apokryphischen Evangelien Aufnahme gefunden; sie sind aber nicht immer freigeblieben von Färbungen späterer Zeit. Das „schlichte Wort" Otto v. Gerlachs unterschreibe ich mit Freuden: „Die Geschichte der Ehebrecherin scheint anfangs in der mündlichen Überlieferung aufbewahrt worden zu sein; ihr schöner Inhalt macht es höchst wahrscheinlich, daß sie echt ist."

Kirchliche Rundschau.

Die demnächst bevorstehende General-Konferenz der bischöflichen Methodisten-kirche wird sich wieder mit der „Frauenfrage" zu befassen haben. Die Nachricht, daß die Abstimmung der jährlichen Konferenzen zu einem Siege der Frauenbewegung geführt habe, wird vom Apologeten als falsch bezeichnet, da nicht eine bloße Majorität, sondern drei Viertel aller Stimmen nötig sind, um den Frauen das Stimmrecht in der Generalversammlung zu geben, indem diese Maßregel eine Änderung der Verfassung ist. Die Abstimmung hat aber nicht ganz an die nötige Majorität hingereicht. Abgegeben wurden 10,223 Stimmen. Davon waren 7,567 dafür; es fehlen also gerade 100 Stimmen, um der beabsichtigten Änderung Gesetzeskraft zu geben.

Nichtsdestoweniger sind aber vier weibliche Laiendelegaten, darunter drei Predigerfrauen, zur Generalkonferenz gewählt worden, wohl in der Absicht, zu einer nochmaligen Abstimmung über die Frage zu drängen.

Eine in Freisprechung auslaufende Anklage wegen Häresie ist Ende März in Madison, Conn., in der dortigen Kongregationalistenkirche verhandelt worden. Der Pastor der dortigen Gemeinde, W. T. Brown, war angeklagt worden, daß er falsche Lehre predige. Die Entscheidung des Kirchenrates war nicht eine bloße Freisprechung, sie war eher eine Rechtfertigung des Angeklagten. Diese war freilich auf Grund kongregationalistischer Anschauungen viel leichter, als sie in einer Kirche gewesen wäre, in der die Westminsterkonfession maßgebend ist. Die Entscheidung führt, ohne auf besondere Punkte einzugehen, u. a. folgendes aus:

„Die kongregationalistische Geistlichkeit der Gegenwart würde den Prinzipien ihrer Väter untreu, wenn sie ihnen nicht in dem Bestreben nachfolgten, die Bibel in dem Lichte zu lesen, welches das genaueste Studium und die beste Gelehrsamkeit geben kann. Das Resultat ihrer Arbeiten und des biblischen Studiums von seiten christlicher Gelehrter in allen Denominationen während des letzten Vierteljahrhunderts ist das gewesen, daß vieles, was vorher dunkel war, einen viel klareren Sinn erlangt hat, daß viele der gewöhnlichen Argumente des Unglaubens ihre Begründung verloren haben, und unsere Auffassung vom Wesen Gottes und von den Pflichten des Menschen eine höhere geworden ist.

„Die Ausbildung für das Predigtamt, welche der Pastor der Kirche in Madison erhalten hat, hat ihn mit diesen Anschauungen der Wahrheit bekannt gemacht und er hat selbstverständlich gewünscht, daß seine Zuhörer sie mit ihm teilen möchten.

„Dieselben unterscheiden sich zwar in manchen Punkten von den Anschauungen, die früher auf vielen Kanzeln Neuenglands vertreten wurden, aber die Gründer der Kongregationalisten waren jederzeit bereit, ihre Hoffnung auszusprechen, daß immer mehr Licht aus *seinem* heiligen Wort hervorstrahlen werde. Die Freiheit des Gewissens ist niemals völliger als das Recht eines jeden Menschen in Anspruch genommen worden, als in einem der Artikel der Saybrook-Platform, unter welcher diese Kirche ursprünglich sich zusammenfand:

„Gott ist allein Herr des Gewissens und hat es freigelassen von solchen Lehren und Geboten der Menschen, welche in irgend etwas seinem Worte widersprechen oder nicht darin enthalten sind; daher ist der Glaube an solche Lehren oder das Befolgen solcher Gebote auf Grund des Gewissens eine Ver-

leugnung der wahren Gewissensfreiheit, und die Forderung eines inbegriffenen Glaubens (fides implicita) und einer absoluten und blinden Unterwerfung ist Zerstörung der Freiheit des Gewissens und ebenso des Denkens."

Die ganze Begründung der Entscheidung ist freilich nur formeller Natur und ist in dem speziellen Falle insofern ausreichend gewesen, als beide Parteien sich damit befriedigt erklärten.

Die Stellung der Kirche und des Volkes zur staatlichen Eheschließung (Civilehe) wird in Deutschland aufs neue erörtert, da in der Vorlage des deutschen Civilrechtes natürlich auch die Eheschließung durch Aufnahme der bereits bestehenden Gesetze geregelt wird.

Von ultramontaner Seite aus würde man selbstverständlich gerne wieder die Eheschließung ganz und gar samt dem Eherecht dem Staate abnehmen und der katholischen Kirche wieder zuweisen, wenn man es könnte. Mit weniger sind die Ultramontanen nicht zufrieden, sonst würde man ihnen wohl die fakultative Civilehe zugestehen; dann aber hätten sie keinen Grund, sich zu beklagen, und das wollen sie erst recht nicht.

Dagegen sind die Stimmen von protestantisch-kirchlicher und -weltlicher Seite geteilt. Von konservativer Seite wird zwar für Einführung der fakultativen Civilehe petitioniert, aber man nimmt die Sache, wie es scheint, doch nicht allzuernst. Die D. E. Kztg. bezeichnet die Sache als annehmbar, aber aussichtslos. Sie sagt:

„Immerhin thue man, was man kann. Da die fakultative Civilehe der definitiven Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, die doch einmal irgendwie geschehen wird, nicht hinderlich ist, so haben wir keine Ursache, dieselbe abzuwehren. Aber wir haben nur geringe Hoffnung, daß sie sich durchsetzen wird."

Mit viel mehr Entschiedenheit treten die preußischen Jahrbücher für eine Änderung der bestehenden Ordnung ein, indem sie die Zerreißung der Eheschließung in einen bürgerlichen und kirchlichen Akt als etwas Ungereimtes und Unnatürliches darstellen. Es wird da gesagt:

„Die Civilehe ist ihrer Zeit eingeführt worden durch das Zusammenwirken einer positiv kirchenfeindlichen und einer vollständig überlegenden kirchenfreundlichen Tendenz. Man wollte der Kirche die Herrschaft über ein Stück des bürgerlichen Rechtslebens, wie es die Ehe ist, entziehen. Jene wollten dies in der Hoffnung, daß, wenn dies Band gelöst sei, ein Teil der bürgerlichen Gesellschaft sich von der Kirche überhaupt ablöse und jedenfalls die Möglichkeit gewinne, ganz außerhalb des Schattens der Kirche zu leben. Die andern wollten es ebenfalls, weil sie fanden, daß die Kirche bei diesem Stück weltlicher Herrschaft nichts gewinne. Die Machtsteigerung, die ihr damit gegeben werde, verschwinde gegen den ungeheuern Nachteil, daß die Kirche gezwungen sei, auch bei provocierend zur Schau getragner antikirchlichen Gesinnung den kirchlichen Akt zu vollziehen. Man erzählte von Brautleuten, die betrunken, der Mann mit der Cigarre im Munde, an den Altar getreten seien, durch höhnische Grimassen und Zwischenbemerkungen die Trauung gestört hätten. Dadurch, daß die Ehe als Rechtsinstitut ein Civilakt geworden ist, ist die Kirche von diesen Elementen befreit und darf nun sicher sein, daß diejenigen, die dennoch die Trauung von ihr begehren, auch eine mehr oder weniger durchgebildete und bewußte Vorstellung von ihrer Zugehörigkeit zur Kirche haben.

„Man versteht es heute kaum, daß diejenigen Kreise, die sich gern im besondern Sinne als kirchlich bezeichnen, damals so leidenschaftlich gegen die Einführung der Civilehe eintraten. In schlagender Weise hat der Erfolg die

Anschauung bestätigt, daß die Civilehe der Kirche nicht Schaden, sondern Nutzen bringen werde. Der Radikalismus ist mit den Hoffnungen, die er an ihre Einführung knüpfte, schmählich unterlegen, und die Kirche hat einen glänzenden Sieg davongetragen. Wenn in den letzten zwanzig Jahren das kirchliche Leben in Deutschland so unermeßlich an Intensität zugenommen hat, so ist das zum nicht geringen Teil der Civilehe zu verdanken. Die Hoffnung jener Radikalen, daß ein Teil der Bevölkerung sich nunmehr außerhalb des Schattens der Kirche lagern werde, ist bis auf ganz unbedeutende Bruchteile der Arbeiterbevölkerung gänzlich enttäuscht worden. Die moralische Macht der Kirche hat sich viel größer erwiesen, als selbst ihre besten Freunde damals zu hoffen wagten. Und indem diese moralische Macht forwährend angespannt wird, ist sie auch in fortwährendem Steigen begriffen. Wage es nur einmal jemand, der in der gebildeten Gesellschaft verkehren will, sich bloß civiliter kopulieren zu lassen, und er wird die moralische und soziale Macht der Kirche kennen lernen.

„Soweit wäre also alles ganz gut, aber damit ist die Sache nicht erschöpft. Die Form, in der man 1874 die Civilehe schuf, war naturgemäß die obligatorische. Hätte man damals nur die fakultative Civilehe geschaffen, so hätte sie sich niemals wirklich eingelebt. Die Folge der obligatorischen Civilehe aber ist die Verdoppelung des Aktes; in der unendlichen Mehrheit der Fälle folgt der rechtlichen Eheschließung die kirchliche Trauung, die keinen Rechtsakt mehr darstellt, sondern eine bloße Segnung, die aber vom Standpunkte eines Mitgliedes der Kirche als Erfüllung einer äußern, vorgeschriebnen Ordnung der Kirche auch wieder für das kirchliche Leben gewisse rechtliche Folgen hat. Diese Verdoppelung ist offenbar eine Unnatur. Seinem tiefern geistigen Sinn nach, ebenso wie der natürlichen menschlichen Empfindung nach handelt es sich um einen einzigen unzerreißbaren Akt. Es ist eine für jede unreflektierte Empfindung unerträgliche Zerrerei, daß man die Andacht, die zu dem wichtigsten Akt des Lebens gehört, nicht eigentlich bei diesem Akt entwickeln, sondern auf eine, einige Stunden oder einen ganzen Tag später folgende Repetition aufsparen oder bis dahin erhalten soll. Der Staatsbeamte sagt dem jungen Ehepaar, daß sie jetzt Mann und Frau sind; ihre moralische Empfindung sagt ihnen, daß sie es noch nicht sind; der streng gesetzlich Denkende ärgert sich, wenn der Pastor die junge Frau am Altar noch wieder als Fräulein mit ihrem Mädchennamen anredet; kurzum, die Form der doppelten Eheschließung ist eine auf die Dauer unerträgliche, die man sich nur deshalb solange gefallen lassen mußte, weil nicht anders als durch eine längere Übergangsperiode der strenge und reine Begriff der Ehe als eines bürgerlichen Rechtsinstituts herauszuarbeiten und in das Bewußtsein des Volkes hinüberzuführen war. Heute aber ist das geschehen, wir sind nicht mehr in derselben Lage wie 1874, wir können jetzt in voller Unbefangenheit und Freiheit erörtern, ob nicht eine Form zu finden ist, die die widernatürliche Zerreißung des einen Aktes in zwei Akte praktisch wieder aufhebt.

„Also wohl gemerkt, nicht weil bei dem jetzigen Stande unsrer Ehegesetzgebung die Kirche nicht zu ihrem Rechte käme, sondern weil die natürliche, gesunde, menschliche Empfindung nicht zu ihrem Rechte kommt, deshalb muß unser heutiges Eheschließungsrecht geändert werden.

„Da haben nun die Konservativen zum bürgerlichen Gesetzbuch ein Amendement eingebracht, über das man sehr wohl in die Diskussion eintreten kann, ohne sich deshalb gleich als Verräter an den heiligen Ideen des Liberalismus verschreien zu lassen. Den Standesbeamten soll die Führung der Standes-

register und die Feststellung, daß keine Ehehindernisse vorliegen, obliegen nach wie vor. Der eigentliche Abschluß aber darf auch vor einem Geistlichen stattfinden, der verpflichtet ist, darüber nach der Trauung in der Sakristei eine Urkunde unterschreiben zu lassen und diese dem Standesbeamten zuzustellen, damit er sie in das Register einträgt, ganz als ob der Akt vor ihm selber vollzogen wäre. Nach dem jetzigen Recht darf der Geistliche die Trauung nur vollziehen, nachdem ihm eine Bescheinigung vorgelegt ist, daß die Ehe vor dem Standesbeamten bereits geschlossen ist. Statt dieses Scheines hätte der Standesbeamte denjenigen, die es so wünschen, in Zukunft nur zu bescheinigen, daß ihrer Eheschließung kein Hindernis im Wege steht, und auf Grund dieses Scheines vollzieht dann der Geistliche in einem den bürgerlichen Akt und die kirchliche Trauung.

„So wäre also der Akt ein einheitlicher, die Autorität des Staates und das bürgerliche Recht vollkommen gewahrt und die Natur der Dinge auch. Daß der Staat, der vielfältig in so engen Beziehungen zur Kirche steht, den Funktionären der anerkannten Kirchengenossenschaften erlaubt, einen reinen Formalakt an Stelle seiner eignen Beamten zu vollziehen, ist durchaus nichts Unnatürliches, um so weniger, wenn dieses stellvertretende Funktionieren in dem dringenden Interesse jedes einzelnen Staatsbürgers liegt.

„Man wende dagegen nicht ein, daß dies die fakultative Civilehe sei, die man schon vor zwanzig Jahren mit guten Gründen verworfen habe. Man sagte damals, daß bei dieser Einrichtung sich die Vorstellung bilden werde, daß die bloße standesamtliche Eheschließung nicht soviel Wert habe wie die vor dem Geistlichen vollzogene. Der Einwand war damals richtig, hat aber heute seine Bedeutung verloren. Die Erfahrung hat gelehrt, und es hat sich darüber bereits eine feste Volksanschauung gebildet, daß einerseits die standesamtliche Ehe auch als eine echte und richtige Ehe angesehen wird, daß aber doch die unermeßliche Mehrheit der christlichen Bevölkerung die kirchliche Trauung nicht entbehren will. Die Möglichkeit, die 1874 noch vorschwebte, daß wirklich ein erheblicher Teil auch der höhern Schichten der Bevölkerung ganz auf die kirchliche Trauung verzichten würde, existiert heute nicht mehr. In der Wertschätzung der verschiednen Art der Eheschließung gegen heute würde sich durch die Reform durchaus nichts ändern. Die Kreise, die sich heute bloß civiliter zusammensprechen lassen, würden das später ebenso thun und würden dann genau eben so gut und eben so schlecht dastehen wie jetzt. Die Kirche würde genau so wie jetzt der antikirchlich gesinnten Elemente ledig sein, und die Vertiefung und Verinnerlichung der kirchlichen Trauung, wie sie heute erreicht ist, würde bestehen bleiben.

„Was sich widersetzt, ist nichts als die versteinerte liberale Phrase, die man wiederholt und wiederholt, wo die Köpfe neue Gedanken zu fassen untüchtig geworden sind . . . .“

Das Merkwürdigste ist aber, daß ein kirchliches Blatt, das prinzipiell gegen die Civilehe war und es ausdrücklich erklärt, daß sein prinzipieller Standpunkt noch unverändert derselbe sei, dennoch gegen die Änderung der bestehenden Ordnung ist und zwar, wie es selbst erklärt, vom *kirchlichen* Standpunkt aus. Es ist merkwürdig, wie sich auch bei dem ausgesprochenen Festhalten des Prinzips doch das Urteil ganz und gar geändert hat. Es heißt da u. a.:

„Prüfen wir die Sache vom kirchlichen Standpunkt. Die obligatorische Civilehe ist bekanntlich aus einer Bewegung hervorgegangen, welche die Kirche im gewissen Sinne außer Kurs setzen und es dem Volke ermöglichen sollte, auch

‚außerhalb des Schattens der Kirche‘ zu leben und zu sterben. Das Ziel ist nicht erreicht worden. Ein geringer Bruchteil hat sich die Freiheit von der Kirche zu nutze gemacht, aber bei allen Ausfällen in großen Städten und unübersichtlichen Gemeinden gehen im ganzen 96 Prozent der Bevölkerung nach wie vor zum Traualtar. Die Kirche ist, das kann niemand leugnen, aus jenem Ansturm mit einem Siege hervorgegangen, der um so glänzender ist, als die vielen Tausende, welche jetzt den kirchlichen Ehesegen aufsuchen, dies aus völlig freier Entschließung thun, ohne jeden Zwang des Gesetzes. Es war nicht zum letzten das Verdienst der Kirchenleitungen und vor allem der Pfarrer, welche die Gemeinden durch jene Krisis hindurchzuführen und den Brauch einzuführen wußten, daß die Nupturienten vom Standesamt zur Kirche gehen. Das Standesamt ist eine Station auf dem Wege zur Kirche geworden, die kirchliche Trauung ist das Ziel, sie gibt der Eheschließung erst die Vollendung, die rechte Weihe. Diese Anschauung hat sich im Laufe von 20 Jahren in unserem Volke festgesetzt, wie jene 96 Prozent beweisen. Eine freie kirchliche Volkssitte hat sich aus den andersgemeinten Angriffen herausgebildet, und die Sache steht für die Kirche jetzt vielleicht besser als früher.

„Ist es nun wirklich wünschenswert, oder auch nur geraten, diese geschichtlich gewordene Sitte zu ändern? Wer das Volk kennt, wird die Änderung einer guten eingebürgerten Sitte nicht ohne weiteres befürworten können. Jetzt, wo das Volk in einem Gesundungsprozeß begriffen ist, schon wieder mit einer neuen Ordnung zu kommen und diesen Prozeß zu stören, erscheint uns mehr als bedenklich. Und wer steht uns dafür, daß die fakultative Civilehe, vorausgesetzt, daß sie angenommen wird, langen Bestand hat? Unsere Zeit geht auf Loslösung der Kirche vom Staat, das steht fest; auf dieser Linie lag die vor 20 Jahren eingeführte obligatorische Civilehe. Die Kirche wurde beiseite geschoben, aber sie wurde dadurch frei und hat ihre Freiheit mit Erfolg verwertet. Und jetzt will man das Rad der Zeit zurückschrauben und die Kirche wieder mit einem staatlichen Auftrag belasten? Wir fürchten, der gewaltsam zurückgedrängte Zeitgeist wird am Ende sein Recht mit Brutalität wieder holen, und ob es dann gelingen wird, eine so gute Volkssitte, wie die jetzt bestehende, aufs neue einzuführen, bezweifeln wir sehr. Die Einführung der fakultativen Civilehe erscheint uns somit als ein gewagtes Experiment.

„Wenn wir alles Für und Wider in dieser Sache erwägen, können wir uns nicht entschließen, einer Änderung der jetzigen Ordnung das Wort zu reden. Was wir jetzt haben, wissen wir; Gott hat es so gefügt oder wenigstens so geschehen lassen und im Grunde es doch gut gemacht. Mögen andere den gegenwärtigen Besitz gegen eine ungewisse Zukunft aufs Spiel setzen, wir wollen dafür keine Verantwortung übernehmen.“

Soweit die Allg. Ev. L. Kztg. Wenn die mitgeteilten Äußerungen der weltlichen und kirchlichen Presse den wirklichen Stimmungen und Anschauungen im Volk und im Reichstag entsprechen, dann wird es beim alten bleiben, denn der Staat wird den Kirchen kein Vorrecht gewähren, das den einen ziemlich gleichgültig und den andern unerwünscht ist; wie denn auch der „Kirchliche Anzeiger“ für Württemberg erklärt, es liege kein Grund zu einer Änderung vor. Die Civilehe habe der kirchlichen Trauung, ganz geringe Ausnahmen abgerechnet, nicht geschadet.

In der württembergischen Landeskirche hat mit der Amtsenthebung des Pfarrer Steudel ein Nachspiel zu dem Falle des Pfarrer Schrempf seinen Abschluß gefunden, d. h. soweit es sich auf dem Gebiet der kirchlichen Disziplinarfragen bewegt.

Die ersten Anfänge der Sache gehen bis in das Jahr 1894 zurück. Im Herbst jenes Jahres richteten die Pfarrer Finckh, Gmelin und Steudel eine Eingabe an die evangelische Landessynode, in der sie die Bitte aussprachen: „1. Es möge die amtliche Verpflichtungsformel für Geistliche weitherziger gefaßt; 2. es möchten die religiösen Lehrbücher für den Jugendunterricht einer Revision unterzogen, und 3. die agendarischen Formen des Kirchenbuches ihres gesetzlichen Charakters entkleidet und zur Erleichterung der Gewissen Parallel-Formulare geschaffen werden." Die Landessynode ging indes auf keine dieser Bitten ein, mit Ausnahme davon, daß sie statt der Form: „Wollet ihr, daß das Kind auf diesen Glauben getauft werde," auch die Form zuließ: „auf unsern Glauben."

Daraufhin erließen alle drei eine Erklärung in der Tagespresse, in der u. a. gesagt war: „In der Verwendung der Agende und der kirchlichen Lehrbücher, sowie in unserem Verhalten gegenüber dem sogenannten Bekenntnisstand, werden wir uns nach wie vor nach unserem persönlichen Gewissen richten, an das wir als evangelische Christen gebunden sind."

Eine derartige öffentliche Erklärung durfte die Kirchenbehörde selbstverständlich nicht ignorieren, und sie forderte alle drei zu einer Äußerung über ihr bisheriges Verhalten in dieser Hinsicht und über ihre Absichten auf. Dabei kam nun zu Tage, daß Steudel sich eine Anzahl Änderungen in der Liturgie erlaubt hatte, sowohl in den Kirchengebeten als auch in dem Konfirmations-Formular und in einigen Fragen des Konfirmationsbüchleins.

Infolge davon gab das Konsistorium in einem besonderen Erlaß an die drei Pfarrer die Erklärung ab, daß es zwar die Änderungen Steudels an den liturgischen Formeln als Ausfluß einer Selbsttäuschung über das Maß der ihm zustehenden Freiheit ansehe und daher nicht weiter darauf eingehen wolle, aber für die Zukunft wurde ihm, sowie den beiden andern das Ändern der Liturgie und das Umdeuten der kirchlichen Lehre untersagt und ihm zur Pflicht gemacht, sich „lediglich an die bestehenden Vorschriften" zu halten. Zugleich wurde eine Verfügung an alle Geistlichen erlassen, welche dieselben „an das vorschriftsmäßige Benutzen der zum Gebrauch im Gottesdienst und Unterricht ausgegebenen Bücher" erinnert und die „Freiheiten im Ändern oder Beiseitelassen" untersagt.

Auf diese Erlasse hin richteten alle drei wieder Eingaben an das Konsistorium, die aber schon den Anfang der Trennung ihrer Wege bezeichneten. Während die Eingaben Steudels und Gmelins ihren Weg an das Konsistorium nahmen, wurde Finckh (der, nebenbei bemerkt, nicht derselben theologischen Richtung angehörte wie die beiden andern) durch eine Unterredung mit dem Präsidenten des Konsistoriums dazu veranlaßt, statt seiner Eingabe eine bloße Anzeige des Empfangs und der Kenntnisnahme des ihn betreffenden Spezial-Erlasses an das Konsistorium einzusenden.

Kurz nachher erklärte Gmelin, er werde seine Opposition nicht weiter geltend machen, sondern sobald als möglich sich eine anderweitige Lebensstellung suchen. Auch Steudel verstand sich nach einer Unterredung zu einem teilweisen Nachgeben, er erklärte dem Konsistorium gegenüber: er erachte sich an die vorgeschriebenen Formulare der kirchlichen Liturgie als an eine gegen unordentliche agendarische Willkürlichkeiten aufgestellte gesetzliche Richtschnur gebunden, und werde sie demgemäß benutzen, betrachte es aber — mit Berufung auf Artikel 7 und 15 der Augustana — als selbstverständliche Voraussetzung, daß er damit einem unwürdigen Gewissenszwang nicht unterworfen sei. Die amtlichen Lehrbücher werde er ihrem Inhalt und Gang nach seinem

Unterricht in Kirche und Schule zu Grunde legen, womit er der Vorschrift zu genügen glaube.

Mit dieser etwas verklausulierten Unterwerfung, die sachlich immer noch weiter ging als die bloße Erklärung der Kenntnisnahme, war indes das Konsistorium nicht befriedigt, es verlangte Beseitigung jedes Vorbehaltes und unbedingte Unterwerfung. Darauf ging Steudel nicht ein und er wurde daher vom Amt suspendiert und das Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet.

Das schärfere Vorgehen des Konsistoriums gegen Steudel findet wohl zum Teil seine Erklärung darin, daß neben dem amtlichen Schriftwechsel Veröffentlichungen durch die Presse von seiten Steudels hergingen, die geradezu beleidigend waren.

Die Gemeinde Steudels richtete während der Untersuchung an den König die allerdings erfolglose Bitte um Belassung ihres Pfarrers auf seiner Stelle.

Die Anklage gegen Steudel lautete nun dahin: „1. Er habe die Pflicht der Treue im Amte durch offene Weigerung des Gehorsams gegen an ihn ergangene Weisungen verletzt. 2. Er habe durch jene Zeitungsartikel sowie durch seine Ansprache an die Gemeinde die Pflicht der Ehrerbietung gegen die Behörde gröblich verletzt. Er habe sich mit solcher Entschiedenheit zu den Pflichten seines Amtes in Widerspruch gesetzt, daß ihm die Ausübung eines geistlichen Amtes in der Landeskirche nicht mehr anvertraut werden könne, er vielmehr zu fernerer Versehung seiner Stelle und überhaupt zur Bekleidung eines Pfarramtes in der evangelischen Landeskirche unfähig geworden sei."

Das Urteil, dem eine sehr umfangreiche Begründung beigegeben ist, schloß sich der Sache nach ganz an die Anklage an und verfügte die „Amtsenthebung" Steudels. Dieselbe ist allerdings die mildeste Form der Entlassung, obgleich die Milderung von keinem sonderlichen praktischen Wert ist, indem sie in der Berechtigung zur Fortführung des Titels „Pfarrer" besteht.

Ganz zu Ende ist freilich die Sache noch nicht. Sie hat sich in allerlei Beschuldigungen des württembergischen Konsistoriums noch weiter gesponnen. Dieselben sind aber derart, daß man gut thut, die Beweise oder Beweisversuche dafür noch abzuwarten.

Wie der Segen der Unwissenheit selbst einem Staatsministerium zu gute kommen kann, wenn es Rom gefällig sein will, das hat der frühere Jesuit Hoensbroech in einer für das preußische Staatsministerium nicht gerade schmeichelhaften Weise dargestellt. Er äußerte sich nämlich über das Verhältnis der Redemptoristen zu den Jesuiten in folgender Weise:

„Nach übereinstimmenden Berichten hat der Finanzminister Miquel in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 22. Januar erklärt, ‚daß die preußische Regierung im Bundesrat für die Zulassung der Redemptoristen gestimmt hat, weil eine nochmalige eingehende Erwägung das Staatsministerium zu der Überzeugung geführt hat, daß die Redemptoristen nicht als Affiliierte der Jesuiten zu betrachten sind.' Gestatten Sie mir zu dieser Erklärung einige Bemerkungen:

Entweder faßt man das Wort ‚Affiliierte' im formellen Sinn, so daß es besagt, die Redemptoristen ständen mit den Jesuiten in einem äußern, statutenmäßig dokumentierten Zusammenhang, oder man nimmt es in der materiellen Bedeutung von Gesinnungsgenosse, Geistesverwandter. In ersterem Sinn sind die Redemptoristen zweifelsohne keine Affiliierte der Jesuiten. ‚Die Kongregation vom Allerheiligsten Erlöser' — das ist der offizielle Titel der Redemptoristen — ist durchaus selbständig und durch kein äußeres Band mit dem Jesuitenorden verknüpft (affiliiert). Allein das in Erfahrung zu bringen,

bedurfte es keiner ‚nochmaligen eingehenden Erwägung des Staatsministeriums;‘ eine solche Erwägung würde höchstens eine kaum glaubliche Unkenntnis des Staatsministeriums in katholischen Angelegenheiten beweisen. Wird aber das Wort ‚Affiliierter‘ als Gesinnungsgenosse, Geistesverwandter genommen, so steht ebenso zweiffellos fest, daß die Redemptoristen ‚Affiliierte‘ der Jesuiten sind, und es ist selbstverständlich, daß die Ausdehnung des Jesuitengesetzes auf die Redemptoristen nur deshalb stattgefunden hat, weil man die Redemptoristen als den Jesuiten geistig liiert erkannte. Sie sind das in der That in dem Maße, daß ich nicht anstehe, sie als identisch mit den Jesuiten zu erklären.

Worauf kommt es denn bei dem Urteil über die geistige Verwandtschaft zweier religiöser Orden an? Doch wohl auf die Gleichheit ihrer Grundsätze. Nun wohl, die ‚Jesuitenmoral‘ und die ‚Redemptoristenmoral,‘ d. h. die Systeme, wonach beide Orden ihre Thätigkeit nach innen und nach außen einrichten, sind ganz die gleichen. Eine sehr beherzigenswerte Schrift (Das sechste Gebot und die christliche Ehe in jesuitisch-redemptoristischer Behandlung) weist diese Verwandtschaft kurz und schlagend in folgenden Sätzen nach:

‚Alphons von Liguori, der Stifter der Redemptoristen und ihr hervorragendster Schriftsteller, ist nur jesuitischer Lehre und jesuitischen Vorbildern gefolgt; wie wiederum die heutigen Jesuiten mit Vorliebe sich Alphons von Liguori zum Führer nehmen. Jesuitenmoral und Redemptoristenmoral ist die gleiche, und es verrät ein Übermaß theologischer Unkenntnis, die „Verwandtschaft“ beider zu leugnen. Gerade das von uns benutzte Buch des Jesuiten Lehmkuhl beweist diese „Verwandtschaft“ schlagend. In der Vorrede erklärt Lehmkuhl: „In der Lehre bin ich besonders dem hl. Alphons von Liguori gefolgt,“ und am Ende seines Lehrbuchs nennt er das Hauptwerk des Redemptoristenstifters einen „Kommentar“ zu den Schriften des Jesuiten Busenbaum.‘

Ich kann nicht umhin, es auszusprechen, daß dies ‚Übermaß theologischer Unkenntnis‘ bei den von Herrn Miquel erwähnten ‚eingehenden Erwägungen des Staatsministeriums‘ eine große und, wie dies bei Unkenntnis in öffentlich wichtigen Sachen immer der Fall ist, eine verderbliche Rolle gespielt hat. Oder sollte der staatsministerielle Beschluß über Zulassung der Redemptoristen auf einer do ut des-Politik dem Zentrum gegenüber beruhen? Dieser Untergrund der gewonnenen ‚Überzeugung‘ wäre fast noch betrübender als die theologische Unkenntnis. In jedem Fall ist die Auffassung des Staatsministeriums eine durchaus irrige und in ihren Folgen verhängnisvolle.“

Die römischen Kreise Englands sind durch die eben erschienene Biographie des Kardinals Manning, verfaßt von Edmund S. Purcell, in größte Aufregung versetzt, wie die „Kirchliche Korrespondenz“ mitteilt. Purcell ist Advokat, war Rechtsbeistand des Kardinals und genoß dessen vollstes Vertrauen. Manning übergab ihm sein Tagebuch, nachdem er die Einträge zuvor noch sorgfältig revidiert hatte; Mannings Testamentsvollstrecker legten die vertrauteste Korrespondenz desselben in Purcells Hand; er war der berufene, offizielle Biograph, und er hat mit Fleiß gearbeitet. Man hat mit Spannung auf das Buch gewartet, und nun wirkt es wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Glühend in seinem Katholizismus, warm in Bewunderung für den Kardinal, zeigt Purcell zugleich eine merkwürdige Offenheit und Ehrlichkeit. Er entschuldigt überall die Fehler Mannings; aber diese Fehler treten mit so erschreckender Nacktheit zu Tage, daß die Freunde und Verehrer Mannings ganz entsetzt sind ob dieser „Indiskretion“; man redet sogar von gerichtlichem Vorgehen. Das

„Tablet," Organ des Kardinals Vaughan, ruft entrüstet aus, Purcell biete die reinste Karikatur, wie wenn Manning nichts anderes gewesen wäre als ein „selbstsüchtiger, unwahrhaftiger, nach Popularität haschender Kleriker." Die eitle, eigennützige Gesinnung, in welcher Manning von vornherein den geistlichen Beruf ergriff; die Doppelzüngigkeit, mit der Manning jahrelang vor seinem Übertritt nach der einen Seite hin die vollste Zuversicht zu dem guten göttlichen Recht der anglikanischen Kirche aussprach, nach der andern aber genau das Gegenteil; die Rücksichtslosigkeit, mit der er, aus Rom zurückgekehrt, alles niederwarf, was unter den Katholiken Englands nicht ultramontan war; die skrupellose Perfidie, mit der er den ehrwürdigen, verdienten Erzbischof Errington auf die Seite drängte und sich zum Primas zu machen wußte; die intrigante Art, wie er überall die Wege seines „teuren Freundes," des hochbegabten, feinsinnigen Newman zu kreuzen und zu hemmen wußte,— das alles liegt nun in Purcells Buch in aktenmäßiger Darstellung vor. Und dann Mannings Rolle auf dem Konzil! Sein Einfluß auf den Papst war damals nahezu allmächtig; die Form, in der das Dogma dann verkündet wurde, war wesentlich sein Werk. Die Natur des Mannes und der religiösen Ideen, die er vertrat, wird von dem Biographen treffend geschildert: „Ein Vater des vatikanischen Konzils zu sein, eine führende Rolle in der Erörterung der päpstlichen Unfehlbarkeit zu spielen, mit eigenen Ohren das schließliche Dekret verkünden, das Anathema aussprechen zu hören, war für Manning eine überwältigende, fast überirdische Freude."—„Sein Angesicht glühte vor Erregung, leuchtete von einem unbeschreiblichen Blick des Triumphes." Auch der Wert, den ein Konzil als Entdecker und Zeuge der Wahrheit hat, wird in dem Buche lebhaft illustriert: „Große Damen warben und schmeichelten auf dieser oder jener Seite, oder brachten mit zarter, kluger Diplomatie diejenigen der würdigen Konzilsväter zusammen, die für Zuspruch und Überredung offen waren."

Purcell hat sich nun gegenüber den Angriffen in einer Weise verteidigt, die zeigt, daß er zwar ein guter Advokat und ein aufrichtiger Katholik sein mag, daß er aber gänzlich der für einen römisch-katholischen Publizisten notwendigen Fähigkeit ermangelt, das römisch-kirchliche Wesen nur in einer den jeweiligen Zeitanschauungen und Volksmeinungen unanstößigen Verschleierung ans Licht treten zu lassen.

Er beruft sich freilich darauf, daß Leo XIII. den Historikern den Rat gegeben habe: „Veröffentlicht die Wahrheit und die ganze Wahrheit," aber er ist auf der andern Seite nicht Katholik genug, um angesichts des ihm vorliegenden Materials den Gedanken festzuhalten und durchzuführen, daß etwas, was das Ansehen der Kirche und ihrer Würdenträger zu verringern geeignet ist, niemals die „ganze Wahrheit" sein kann. Zudem hatte ja Manning das, was er nicht publiziert haben wollte, aus seinen Tagebüchern gestrichen; es ist also doch nicht ganz indiskret verfahren worden.

Purcell empfängt für sein Verhalten folgendes Lob von der „Contemporary Review": „Das Buch zeigt eher Offenherzigkeit als Ehrgefühl; es ist von einem Manne geschrieben, dessen Mangel an Einsicht durch eine Art von dreistem Freimut, der von einem groben Verstande geleitet ist, wieder gut gemacht wird. Er will recht gerne gerecht sein, aber er erwägt die Folgen seiner Gerechtigkeit nicht. Seine Urteile sind offen und naiv, die Urteile eines Mannes, der in einem sehr beschränkten Kreise gelebt hat, und das Geflüster desselben irrtümlich für das Gemurmel der Welt gehalten hat, und nun zur Verblüffung der Menge den Klatsch veröffentlicht hat, von dem man gerne spricht, den man aber gar nicht gerne gedruckt sieht.

„Von diesem Gesichtspunkt aus hat er seine dokumentarischen und lebendigen Quellen studiert und hat die Resultate davon eifrig in dieses Buch ausgegossen, das zwar ein wunderbares Werk von stoffanhäufender und gewandter Ungeschicklichkeit ist, aber uns ein klares und lebendiges Bild seines Helden gibt, der sicher kein bleicher Schatten, sondern eine wirkliche Persönlichkeit ist, nur zu konkret und zu bestimmt. Das ist kein geringes Verdienst, und so selten in modernen Biographien, daß es von Herzen anerkannt werden muß."

Die englische Politik in betreff Armeniens ist in der letzten Zeit durch die englische Presse selber in ein sehr grelles Licht gestellt worden. Der 16. Artikel des russisch-türkischen Friedensvertrages von San Stefano hatte nämlich die Bestimmung enthalten, daß die türkische Regierung noch vor dem Abzug der russischen Truppen Reformen in Armenien ins Werk zu setzen habe, um so den Armeniern Sicherheit vor den Kurden und Tscherkessen zu geben.

England bestand nun darauf, daß der Abzug der russischen Truppen nicht von der Einführung dieser Reformen abhängig gemacht wurde, und so wurde der Pforte nur die allgemeine Verpflichtung baldiger Reformen auferlegt. Lord Salisbury setzte die Streichung dieser Bedingung, daß nämlich die russischen Truppen erst nach Einführung von Reformen aus Armenien abziehen würden, mit der Erklärung durch, daß die Vertragsmächte auf die Erfüllung des vom Sultan gegebenen Versprechens achten würden.

War es schon durch den Berliner Vertrag zum großen Teil in das Belieben des Sultans gestellt worden, w a n n er die versprochenen Reformen einführen wolle (und er will sie offenbar erst einführen, wenn es keine Armenier mehr gibt), so wurde ihm durch Separatvertrag mit England, die sog. anglotürkische Konvention, deutlich gesagt, daß ihn überhaupt niemand zu mehr zwingen werde als zu Versprechungen. Es heißt in dem betr. Artikel:

„Wenn Batum, Ardahan, Kars oder irgend einer von diesen Punkten von Rußland zurückbehalten werden sollte, oder künftighin von Rußland je ein Versuch gemacht werden sollte, irgend welche weitere Gebiete des Sultans in Asien in Besitz zu nehmen als im definitiven Friedensvertrag festgesetzt sind, so verpflichtet sich England, diese im Bunde mit dem Sultan mit Waffengewalt zu verteidigen. Dafür erhält England von dem Sultan das Versprechen, notwendige Verwaltungsreformen, über die zwischen den beiden Mächten späterhin Vereinbarungen getroffen werden sollen, in der Regierung zum Schutze der christlichen und andern Unterthanen der Pforte in diesen Gebieten einzuführen. Um England die notwendigen Vorkehrungen zur Ausführung seiner Verpflichtungen zu ermöglichen, gibt der Sultan weiter seine Zustimmung dazu, daß die Insel Cypern England zur Besetzung und Verwaltung überlassen werde."

Während also England das Eingreifen der einzigen Macht, die in Armenien den Türken wirksam entgegentreten konnte, durch seinen Separatvertrag mit dem Kriege bedroht, hat es niemals mehr von dem Sultan verlangt als ein Versprechen, das die türkische Regierung sicher niemals anders als eine leere Formalität angesehen hat und dessen Ausführung von England niemals mit demjenigen Ernste verlangt wurde, der einen Türken zu irgend einer Thätigkeit veranlassen könnte. Oder gerade herausgesagt: England hat für den Preis der Insel Cypern die armenischen Christen an die Türkei verkauft.

Wie wenig es der römischen Kirche mit der Empfehlung der Bibel, wo sie aus Opportunitätsgründen ausgesprochen wird, ernst ist, zeigt sich daran, daß man das ganz entgegengesetzte Verfahren einhält, wo man entweder der

Kirche mehr dadurch nützen oder den Ketzern einen größeren Schaden zufügen zu können glaubt. Eine Bestätigung dieser Thatsache liefert auch der Bericht über das Vorgehen des römischen Bischofs von Fiesole gegen die evangelische Erziehungsanstalt des Dr. Comandi in Florenz. Dieselbe hat nämlich eine Erweiterung durch Errichtung einer Ackerbauschule erfahren. Diese ist zur praktischen Ausbildung derjenigen unter den zahlreichen Waisen und verlassenen Kindern bestimmt, welche Gärtner oder Pächter werden wollen. Diese, zwei Stunden von Florenz in den Bergen gelegene Schule wird zugleich ein Evangelisationsposten werden. Für die Arbeiter der Anstalt ist bereits Gottesdienst eingerichtet, und zu Weihnachten wurde ihnen der erste Weihnachtsbaum in dieser Gegend angezündet. An hundert Personen aus der Umgegend waren zu dem Fest gekommen, die Armen erhielten etwas Geld und Lebensmittel, die Pächter auf ihren Wunsch das Lukas-Evangelium.

Am folgenden Sonntag sprachen, auf höheren Befehl, die katholischen Geistlichen von den Kanzeln die Exkommunikation über alle diejenigen aus, die der evangelischen Weihnachtsfeier beigewohnt hatten, und es wurde ihnen befohlen, die empfangenen Evangelien zu verbrennen, wenn sie davon befreit werden wollten. Den Armen wurde verboten, noch ferner Lebensmittel aus den Händen der Ketzer anzunehmen, denn sie seien beschmutzt durch deren Berührung. Der Erfolg dieses priesterlichen Verbotes war ein großer, aber anderer als die Geistlichen erwartet. Schon beim Austritt aus der Kirche erhob sich ein lebhaftes Wortgefecht. Die einen lobten den Bischof, der diesen Befehl gegeben hatte, die anderen, namentlich die Handwerker, welche für Comandi arbeiten, verteidigten die Leute, welche nur Gutes thun und Gutes reden. Eine Lehrerin, die sich ein Evangelium verschafft hatte, bestätigte, daß es die wahre Geschichte Jesu enthalte und daß darin nur das stände, was die Priester den Leuten predigen sollten. Man hörte nicht, daß Evangelien verbrannt wurden, wohl aber, daß dieselben von Hand zu Hand gingen. Ein Pächter, dem seine Magd ihr Neues Testament geborgt hatte, brachte mit den Seinen fast ganze Nächte zu, um es durchzulesen und schrieb sich die Stellen ab, die ihm den meisten Eindruck machten.

Die Exkommunikation des Bischofs von Fiesole scheint also keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Ein Gegenstück zu dem priesterlichen Erlaß bildet der Befehl des Marquis B., der seinen in der Nähe von Herrn Comandi wohnenden Pächtern verbot, irgend eine Berührung mit diesem zu unterhalten, bei Strafe der Entlassung. Diese aufrecht erhaltene Maßregel wird die Absicht von Herrn Comandi, für die Kinder seiner Nachbarn eine Elementarschule zu gründen, vereiteln.

Die erwähnten Thatsachen bezeugen es, daß man in Italien, sobald man die Mittelpunkte des Fortschrittes, die großen Städte, verläßt, dem Fanatismus, der Verfolgung durch den Katholizismus begegnet, und es ist zu wünschen, daß diejenigen, welche sich mit der Evangelisation Italiens beschäftigen, die Wahrheit und das Licht des Evangeliums auch unter die ländliche Bevölkerung tragen.

Die ungeordnetsten Verhältnisse innerhalb der römischen Kirche finden sich keineswegs in den protestantischen Ländern, sondern da, wo die römische Kirche von jeher zuhause war — in Italien. Nach den Konstatierungen im Jahre 1891 hat Italien 273 Bistümer, während Frankreich, Spanien und Österreich-Ungarn, die drei großen römisch-katholischen Länder, deren nur 203 haben, in ganz Europa 610 und auf der ganzen Erde 894 vorhanden sind. Was die Diözeseneinteilung betrifft, so zählt die einzige Provinz Rom 28, dann

aber geht es stufenweise herab bis zu Girgenti und Sondrio mit je nur einer Diözese. Diese Bischofssitze unterscheiden sich auch stark in der Frage des jährlichen Einkommens; das Erzbistum Ferrara trägt ca. 70,000 Lire ein, und jenes zu Borgo San Domino nur ca. 6000 Lire. Die Anzahl der Pfarreien beträgt 20,465; auch hier fehlt jede Regelmäßigkeit. Die Stadt Caltanisetta hat nur eine einzige Pfarrei mit 30,480 Seelen, Arezzo hingegen zählt drei Pfarreien mit durchschnittlich je 536 Seelen. Mit den Landpfarreien ist es noch wunderlicher bestellt, denn während 100 Pfarrsprengel weniger als je 100 Zugehörige haben (Pontenano hat deren gar nur 16), finden sich 152 Pfarrbezirke mit mehr als 10,000 Eingepfarrten. Auch die Erträgnisse sind sehr verschieden. Im allgemeinen sind die Pfründen so arm, daß der Staat 2,800,000 Lire reichen muß, um die Pfarreinkünfte wenigstens auf 800 Lire zu bringen; aber es gibt auch Benefizien, welche 20,000 Lire abwerfen. Diese hohe Anzahl der Pfarreien und die Armut vieler derselben hat ernste Folgen gezeitigt, indem einerseits die vorhandenen Priester zur Deckung des Bedarfes der Pfarreien nicht mehr genügen, so daß die Anzahl der pfarrerlosen Pfarreien, namentlich in Oberitalien, groß ist, andrerseits infolge der zunehmenden religiösen Indifferenz in den gebildeten Klassen das Landvolk den größten Teil der Geistlichen liefert, ein Umstand, der sich im niederen Klerus, in seinem Denken und Fühlen so bemerkbar macht, daß man ohne Furcht vor Widerlegung behaupten kann, der italienische Klerus sei zwar der zahlreichste, zugleich aber auch der unwissendste der ganzen Welt. Die „Gazetta di Venezia" sagt zu dieser Statistik: „Der Abstand zwischen dem Klerus des nördlichen und des südlichen Italiens ist ein ganz erstaunlicher. Der Klerus des Nordens läßt allerdings in Bezug auf Erziehung und Bildung zu wünschen übrig, aber ist doch weniger unwissend und dabei sittlicher als der Klerus des Südens, welcher lasterhaft und mit Mängeln behaftet ist. So z. B. kann man da, wo es von Priestern wimmelt, jeden Tag wahrnehmen, daß die einen auf Wucherzinsen leihen, die anderen sich an den Meistbietenden der Politiker verkaufen, dann wieder solche, welche Kebsweiber halten und Kinder haben; sie sind grob, unmoralisch, zügellos. Nur eine gute Eigenschaft besitzen sie und diese ist eine Folge ihrer Unwissenheit und Roheit: sie wollen von Sektiererei nichts wissen und hängen wütend an dem Stande, von welchem sie sich mit Hilfe der Abgeordneten mästen."

Die altbabylonischen Rechtszustände finden in den im britischen Museum jetzt ausgestellten Thontafeln manche Aufhellung. Es zeigt sich, daß das Rechtsverfahren im alten Babylon ein wohlentwickeltes war. Die Parteien mußten in der Regel durch Rechtsanwälte vertreten sein, konnten aber im Falle der Mittellosigkeit ihre eigene Sache führen. Konnte ein Zeuge nicht schreiben, so mußte er seine Aussage durch drei Eindrücke mit seinem Daumennagel in den weichen Thon bekräftigen, welche Unterzeichnung dann von einem Schreibkundigen keilschriftlich in einer ähnlichen Formel wie heutzutage bestätigt wurde. Besitz, Ehe, Erbschaft, Sklaverei waren durch eingehende Gesetze geregelt. Die Kinder, und namentlich Söhne, wurden bis zum Tode der Eltern als deren Schuldner betrachtet. Vom Vater konnten sie sich loskaufen, von der Mutter nicht, und es wurde jeder Versuch dazu, d. h. die Weigerung, die Mutter zu unterstützen, als ein Verbrechen bestraft und gebrandmarkt. Auf einer der ausgestellten Tafeln heißt es: „Wenn ein Mann zu seinem Vater sagt: Du bist nicht länger mein Vater, so muß er diesem eine Summe Geldes zahlen nach seinen Mitteln. Sagt sich aber ein Mann von seiner Mutter los und spricht zu ihr: Du bist nicht länger meine Mutter, so soll er eine große Summe Geldes zur Strafe zahlen, sein Bürgerrecht verlieren und an der Stirne gebrandmarkt werden."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Juni 1896. No. 6.

Die Episteln vom 1. bis 5. Sonntag nach Trinitatis.

Von P. F. Frankenfeld.

1. Sonntag nach Trinitatis.—1 Joh. 4, 16–21.

Vorbemerkung nach V. 16b: „Gott ist die Liebe." Rückblick auf die vergangene festliche Zeit des Kirchenjahrs. Dieselbe ist wieder vorüber; es beginnt die festlose Zeit. In allen den großen Heilsthaten unsers Gottes, die wir an den christlichen Festen wieder gefeiert haben: in der Sendung seines eingebornen Sohnes in die Welt (Christfest), in dessen Dahingebung in Leiden und Tod (Karfreitag), in seiner Auferweckung (Osterfest), in der Sendung des heiligen Geistes in die Welt, hat er sich uns geoffenbaret als „die Liebe", als die höchste, vollkommenste, allumfassende Liebe. Wahre Liebe ist Leben, d. h. sie ist selbst lebendig, und sie wirkt und schafft Leben. So besonders und im höchsten Sinne die Liebe Gottes oder Gott selbst als die Liebe.—Eine passende Wahl hat die Kirche getroffen, indem sie gerade diese Epistel für den ersten Sonntag nach dem Schlusse der festlichen Zeit des Kirchenjahrs zur Betrachtung bestimmt hat.

V. 16c. Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit (Kol. 3, 14). Sie ist auch das Band der Gemeinschaft, das uns mit Gott und ihn mit uns verbindet. Die große Liebe Gottes gegen uns soll uns zum Glauben und zur herzlichen Gegenliebe bewegen. Aber wohl zu merken: Es gilt, in der Liebe zu Gott zu b l e i b e n. „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet" u. s. w. Es ist nicht damit genug, einmal einen guten Anfang im Glauben und in der Liebe gemacht zu haben; es gilt, zu beharren bis ans Ende (Matth. 24, 13).

V. 17 und 18. Es folgt nun, was die Liebe Gottes, seine Liebe gegen uns und unsere Liebe gegen ihn, wirkt bei uns. Sie wirkt einmal die rechte F r e u d i g k e i t im Blick auf den Tag des Gerichts. Diese Freudigkeit soll wachsen, zunehmen und immer völliger werden, bis jener Tag kommt, so daß man dann nicht voll Scham und Furcht und Schrecken die Augen niederschlagen, das Haupt niedersenken muß, sondern es getrost aufheben kann in freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, in der festen Hoffnung, daß dann die Erlösung von allem Übel kommt. (Luk. 21, 28. Vergl. Röm. 8, 21 und 23.) „Denn gleich wie e r ist" u. s. w. (ἐκεῖνος=jener=Christus). Wie in

Bezug auf das Kreuz und Leiden in der Zeit, so auch in Bezug auf die Hoffnung der himmlischen Herrlichkeit. Sein Weg ging durch Leiden zur Herrlichkeit. Folgen wir ihm treulich, auch im Leiden, dann werden wir auch zum Schauen seiner Herrlichkeit gelangen, wie es sein Wille ist (Joh. 17, 24a); ja, wir können hier schon, auch im Leiden, die rechte Freudigkeit haben.

Die wahre Liebe zu Gott wirkt ferner die rechte Furchtlosigkeit. Willst du wissen, wie es mit deiner Liebe zu Gott steht, so frage dich, wie es mit der Furchtlosigkeit bei dir steht. „Furcht ist nicht in der Liebe“ (V. 18). Soviel du noch Furcht hast beim Gedanken an Gott, in schweren Lebenslagen, beim Blick auf den Tag des Gerichts, soviel fehlt es dir noch an der völligen Liebe. Aber sollen wir nicht Gottesfurcht haben, gottesfürchtig sein? Jawohl. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“ „Freuet euch mit Zittern.“ „Sei nicht stolz, sondern fürchte dich.“ Aber nicht eine knechtische Furcht sollen wir vor Gott haben, sondern eine kindliche Furcht, in der wir uns hüten vor der Sünde, dem Ungehorsam gegen ihn, in der wir in allen Lebenslagen fragen: Was ist der Wille Gottes, und wie kann und soll ich ihn thun? Und die Liebe macht erfinderisch, sie zeigt den rechten Weg, den Willen Gottes zu thun und gibt auch die Kraft, ihn zu thun (Joh. 5, 3). „Die völlige Liebe treibt die Furcht (mehr und mehr) aus.“ Sie wirkt ein gutes Gewissen und einen getrosten Mut.

V. 19. Ernste und herzliche Mahnung zur Liebe gegen Gott und ihre Begründung. Gott hat uns zuerst geliebt in Christo Jesu mit einer unaussprechlichen Liebe (vergl. V. 10). Sollte es uns da noch schwer werden, ihn wieder zu lieben, zumal er es uns auch durch Jesum Christum wieder möglich gemacht hat, als seine Kinder ihn zu lieben und ihm zu dienen?

V. 20. Johannes, der Jünger der Liebe, erklärt die Liebe gründlich und umfassend und fordert ganze Liebe. Aus der Liebe zu Gott fließt die wahre Bruder- und Nächstenliebe; beide gehören zusammen, sind aufs innigste miteinander verbunden. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, und zwar die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten; jene die Erfüllung der ersten Tafel der Gebote, diese die Erfüllung der zweiten. Wer Gott liebt, der liebt auch sein Ebenbild, den Menschen, der wieder zum Ebenbilde Gottes erneuert werden kann und soll. Das Ebenbild können wir sehen, Gott selbst nicht; an ihn müssen wir glauben. Daher soll es uns desto leichter werden, das Ebenbild zu lieben, wenn es auch immer noch sehr unvollkommen und oft gerade nicht liebenswürdig ist. Ernste und scharfe Logik hier im Text, der niemand widersprechen kann. Einen hohen Grad der Lieblosigkeit oder das gerade Gegenteil der Liebe nennt der Apostel, wenn er von Haß redet („und hasset seinen Bruder“); aber auch alle Eigenliebe, Selbstsucht, Lieblosigkeit, Kälte und Härte wird damit gerichtet und verurteilt. Wer nicht wenigstens redlich strebt nach der wahren Bruder- und Nächstenliebe (1 Kor. 4, 1), der rühme sich nicht der Liebe zu Gott.“

V. 21. Der Heiland stellt beide, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, nebeneinander; er fordert beide. Er sagt: Das Gebot von der Nächstenliebe ist dem von der Liebe zu Gott gleich (Matth. 22, 39; Mark. 12, 31). Darauf beruft sich der Apostel hier. Das muß uns ja allen Zweifel darüber, daß die wahre, echte Nächstenliebe für uns durchaus notwendig und unerläßlich ist, nehmen und soll uns ernstlich dazu ermuntern.

Disposition.

Kommt ins Reich der Liebe!

I. Wo Gott, der die Liebe ist, regiert; II. wo er selbst die rechte Liebe in seinen Unterthanen wirkt; III. wo ihre Liebe sich zeigt in der wahren Liebe zu Gott und zum Nächsten.

Zu I.—1. „Gott ist die Liebe."
a) Sein ganzes Wesen ist Liebe.
b) Sein Thun und Wirken ist Liebe.
2. Als ein solcher Gott regiert er in seinem Reiche auf Erden, im Reiche der Natur, im Reiche der Gnade.
a) Im Reiche der Natur.
aa) Gott erweiset allen seinen Geschöpfen seine Güte und Liebe.
bb) Er sorgt für seine Menschenkinder, die mehr Bedürfnisse haben, als die unpersönlichen Geschöpfe.
b) Im Reiche der Gnade. Kinder Gottes erfahren und erkennen seine Liebe in Freuden und Leiden.

Zu II.—1. Von Natur ist das menschliche Herz liebeleer, kalt und tot.
a) Es hat keine rechte Liebe.
b) Es kann aus sich selbst nicht zur rechten Liebe gelangen.
2. Durch die Erlösung durch Christum ist es uns möglich gemacht, wieder recht zu lieben. („Er hat uns zuerst geliebt.")
3. Durch seinen Geist wirkt Gott den Glauben an Christum in den Herzen, und die erste und Hauptfrucht des Glaubens ist die Liebe.

Zu III.—1. Die wahre Liebe zu Gott zeigt sich a) in der rechten Freudigkeit im Blick auf den Tag des Gerichts (Vers 17), b) in der rechten Furchtlosigkeit (V. 18).
2. Die Liebe zu Gott muß sich ferner als wahr und recht erweisen in der Liebe zum Nächsten (V. 20).

---

2. Sonntag nach Trinitatis.—1 Joh. 3, 13—18.

Im vorigen Vers hat der Apostel an dem Beispiele Kains, an seinem Haß das Kennzeichen der Kinder der Welt gegeben; nun nennt er das Kennzeichen der Kinder Gottes, die Bruderliebe.

V. 13. Jünger Christi müssen auch den Haß der Welt, der sich bald in offenbarer, bald in versteckter Weise kund thut, erfahren. Darüber dürfen wir uns nicht wundern. „Der Jünger ist nicht über seinen Meister" u. s. w. (Matth. 10, 24. 25; Joh. 15, 18—20.) Darum soll uns

der Haß der Welt nicht leidensscheu und -flüchtig machen, zumal wir auch nach

V. 14a und b darin ein Merkmal der wahren Jüngerschaft Jesu, der Kindschaft Gottes, einen Beweis dafür, daß wir durch die Wiedergeburt und Bekehrung aus dem Tode ins Leben gekommen sind, haben, daß wir die Brüder, die mit uns denselben Glauben haben, lieben. Die Welt haßt, kann nur hassen, kann überhaupt nicht recht lieben; Jünger Jesu lieben, lieben einander, lieben auch die gehässige Welt. („Sehet, wie sie einander lieben!" Urteil der Heiden über die ersten Christen.) Wie die wahre Bruderliebe sich zeigen soll, folgt in V. 16 und 17.

V. 14c und 15. Wer den Bruder nicht liebet, der ist noch und bleibet, so lange er nicht recht liebt, im geistlichen Tode. Er mag meinen, er sei ein Jünger Jesu und ein Kind Gottes, aber er irrt sich, er betrügt sich selbst. Wer in der Lieblosigkeit fortschreitet bis zum Haß gegen den Bruder, der ist ein Totschläger, der sündigt gröblich wider das 6. Gebot. Er hat noch kein wahres Leben in sich (denn die Liebe ist Leben) und darf nicht hoffen auf das ewige Leben. Und wenn er auch etwa einen Anfang gemacht hat im neuen Leben, so hat er es wieder verloren. „Er hat nicht das ewige Leben bei ihm b l e i b e n d." Das ewige Leben fängt an im neuen geistlichen Leben (ἐν αὐτῷ μένουσαν).

V. 16. Was wahre Liebe ist, können wir am besten von Christo, unserm Heilande, und aus seinem Leiden und Sterben für uns lernen. Er hat sich selbst für uns dahingegeben in Leiden und Tod, hat sein Leben für uns gelassen, sein Blut für uns vergossen, damit er uns erlösete, uns das ewige Leben erwerbe. Das ist selbstlose, uneigennützige, sich selbst aufopfernde, wahre Liebe. So sollen wir auch lieben. Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. In d e m Sinne und zu d e m Zwecke, wie der Heiland für uns sein Leben gelassen hat, können wir es freilich nicht für die Brüder lassen, ist auch nicht mehr nötig (Ps. 49, 8. 9); wo es aber gilt, zum Wohl der Brüder und zur Ehre Gottes zu leiden und zu sterben, da sollen wir es auch können. Es gibt Beispiele in der Welt- und Kirchengeschichte von edler, wahrer, bis in den Tod getreuer Menschen- und Bruderliebe. (In den Christenverfolgungen, wo einer die andern nicht verraten, sondern lieber sterben wollte u. s. w.) Gehe hin und thue desgleichen, willst du ein Christ sein. Dein Christentum soll dich dazu befähigen. Gott weiß, was die Zukunft noch zu unserer Zeit bringen mag. — Hierher gehört auch, wenn man sein Leben, seine Zeit, seine Gaben und seine Kräfte zubringt, verwendet und gebraucht im Dienste des Herrn und der Brüder und Mitmenschen in uneigennütziger, liebevoller Weise.

V. 17. Von der höchsten Stufe der Bruderliebe geht der Apostel weiter zu einer niedrigeren, zum Wohlthun und Mitteilen in Zeiten der Armut, Bedürftigkeit und Not des Bruders. Dies ist eine viel leichtere und geringere Liebesthätigkeit als das Lassen des Lebens für die Brüder. „Ich soll dem Nächsten (besonders dem Mitbruder) helfen in aller

Not," auch der Not der Armut (Jes. 58, 7). βίος = Leben, Lebensunterhalt. Aber wie viel fehlt noch an solcher Liebesthätigkeit im großen Ganzen, auch in der Kirche und unter Christen. Werfen wir einen kurzen Blick auf unser Volksleben. Auf der einen Seite Reichtum von Millionen, der viele Sorgen macht, ihn zu bewahren und, wo möglich, zu mehren; auf der andern Seite grenzenlose Armut (sehen wir zunächst davon ab, ob verschuldet oder nicht), und dazwischen der Mittelstand, der meist nicht weiß, wie glücklich er ist, ja, daß er eigentlich am glücklichsten ist. Man möchte die erste Zeit der christlichen Kirche wieder herbei wünschen, wenn es möglich wäre. — Es wird ja auch in unserer Zeit viel Liebe und Barmherzigkeit geübt; aber wie viel mehr könnte und sollte noch geübt werden. Wer nicht ein offenes Herz und eine offene Hand hat gegen den armen, bedürftigen Bruder und überhaupt da, wo es nötig ist, sondern Herz und Hand zuschließt, der rühme sich nicht der Liebe Gottes, der Liebe von ihm und zu ihm. Sie kann nicht bei ihm sein und bleiben. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon" u. s. w.

V. 18. Summarische, ernste Mahnung zur wahren Bruderliebe und Liebesthätigkeit, wie sie im vorhergehenden geschildert ist. Das freundliche, liebevolle Wort wirkt manchmal viel und ist oft genügend, aber nicht immer. Es gibt viele Fälle, wo es nicht damit genug ist, daß man bloß die Zunge bewegt, um Worte zu machen (Jak. 2, 15. 16), sondern wo es gilt, die Hände zu regen und etwas zu thun. Mit der That und Wahrheit, von Herzen und wirklich lieben sollen wir.

Disposition.

Die wahre Bruderliebe als Kennzeichen der Kinder Gottes.—Sie zeigt:

I. **Daß man ein Kind Gottes ist;** II. **daß man als ein Kind Gottes in der Liebe wandelt.**

Zu I.—1. Wo diese Liebe fehlt, da ist das ein Zeichen, daß man noch geistlich tot ist und kein rechtes Leben hat, denn Liebe ist Leben.

2. Wo Haß statt Liebe ist, da ist das ein bedenklicher und gefährlicher Zustand (V. 15).

3. Wo diese Liebe ist, da zeigt sie, daß man aus dem Tode in das rechte, geistliche, göttliche Leben gekommen und ein Kind Gottes ist.

4. Da läßt man sich auch durch den Haß der Welt nicht anfechten und irre machen.

Zu II.—1. Wir sollen als Kinder Gottes in der Liebe wandeln, so lieben, wie Gott, der die Liebe ist, wie Christus, unser Heiland (Ephes. 5, 1. 2).

2. Die wahre Bruderliebe zeigt sich:

a) Im höchsten Grade darin, daß man auch das Leben für die Brüder lassen und opfern kann;

b) daß man bei der Armut und Bedürftigkeit des Bruders ein offenes Herz und eine offene Hand hat u. s. w.

3. So sollen wir gesinnt sein, so sollen wir in der Liebe wandeln, so sind wir Gottes Kinder.
4. Lieber Herr, hilf uns dazu und wirke neue Liebe in den Herzen!

---

3. Sonntag nach Trinitatis.—1 Petri 5, 6—11.

Nachdem der Apostel in unserm Kapitel zuerst die Ältesten und Vorsteher der Gemeine (V. 1—4), dann die Jungen (V. 5) besonders ermahnt hat, wendet er sich in unserer Epistel mit seiner Ermahnung an alle.

V. 6. Zur Unterthänigkeit und Demut hat der Apostel in V. 5 die Jungen besonders ermahnt und seine Mahnung begründet mit den Worten: „Denn Gott widerstehet" u. s. w. Nun mahnt er alle zur Demut im Leiden, in den Verfolgungen. Schwer hatten die Christen schon zur Zeit des Kaisers Nero (54—68), in dessen Zeit auch die erste große Christenverfolgung fällt (64), zu leiden. (Man nimmt an, daß Petrus diese erste Epistel im Jahre 61 oder 62 geschrieben hat.) Mit welcher Grausamkeit dieser Tyrann, der seine Mutter, seine Frau und seinen Lehrer ermorden ließ, auch gegen die Christen, besonders zu Rom, wütete, berichtet die Geschichte. Er ging in der Verfolgung derselben seinen heidnischen Unterthanen mit seinem Beispiele voran. Doch Gott ließ die Verfolgung, das Leiden zu. Der Apostel erkennt darin die gewaltige Hand Gottes. Der Christ betrachtet alles, Gutes und Böses, Freuden und Leiden, als von Gott kommend. Wir haben in unserer Zeit und in unserm Lande nicht unter Verfolgung zu leiden; in andern Ländern dagegen haben die Christen auch in unserer Zeit von Heiden und Mohammedanern schwer zu leiden. (Verfolgung in China in neuer Zeit, Verfolgung und ihre Greuel in Armenien in letzter Zeit u. s. w.) Wo die Christen auch nicht von Verfolgung bedrückt werden, da wird es ihnen doch an Kreuz und Leiden nicht fehlen. „Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein." Alles Kreuz und Leid soll zunächst demütigen und beugen, soll zur Buße und Demut leiten. Kein Leiden ist ganz unverdient. Wer aber im Leiden sich wirklich demütigt, für den folgt auch die Erhöhung, hier oder dort. Für manche erfolgt die Erhöhung schon hier. (Joseph, David, Christus in seiner Auferstehung.) Für andere und viele folgt sie erst dort, droben. Dort kommt sie aber recht und gewiß. Die Zeit der Erhöhung müssen wir Gott überlassen; er erhöhet zu seiner Zeit.

V. 7. Alles Leiden bereitet mehr oder weniger Sorge, Angst und Not. Man sehnt sich nach Erleichterung, Hilfe, Erlösung. Doch: „Gott lebt, wie kann ich traurig sein?" Auf ihn schaue, leidender und betrübter Christ. Alle deine Sorge und Bekümmernis, groß und klein, trage deinem Gott und Vater in Christo Jesu im Gebete vor. Schütte dein Herz vor ihm aus. Wirf im festen Glauben, im gläubigen

Gebet alle deine Sorgen auf ihn. Halte ihm sein Wort, seine Verheißungen vor. Er läßt sich noch immer bei seinem Worte nehmen; er steht dazu und macht's noch immer wahr. —

V. 8. Unsere Hauptsorge sei die, daß wir allezeit mäßig, nüchtern und wachsam seien, daß der Herr uns allezeit wachend finde, daß auch der böse Feind, wenn er kommt mit seinen Versuchungen und Anfechtungen, uns wachend finde. Er steht allezeit auf der Lauer, so sollen wir allezeit auf der Hut sein. Wie ein wildes Tier, ein Löwe, auf Raub ausgeht und seine Beute erhascht und verschlingt, wenn sie ihm nahe kommt, so geht dieser Feind allezeit auf den Raub der Seelen aus und droht sie zu verderben. Er ist der abgesagte Feind Gottes und der Menschen. Er ist unermüdlich thätig, die Seelen zu fangen, zu fällen und ins ewige Verderben zu stürzen. Wo sie nicht auf der Hut sind, wachen, beten und kämpfen, da gelingt es ihm.

V. 9. Mit die schwersten Leiden sind die Versuchungen und Anfechtungen des Satans; und sie sind allgemein, kein Christ wird ganz damit verschont. Die streitbaren Helden im Reiche Gottes hatten und haben am schwersten darunter zu leiden. (Paulus, Luther, Christus, unser Heiland.) Das ist auch ein Trost, zu wissen, daß wir nicht allein stehen im Kampfe und Leiden. „Wisset, daß eben dieselbigen Leiden über eure Brüder in der Welt gehen" (Kap. 4, 12). Ein noch besserer Trost aber ist es, zu wissen, daß wir widerstehen, daß wir überwinden und siegen können in der Kraft des Glaubens. Der Glaube ist der Schild, mit dem wir auslöschen können alle feurigen Pfeile des Bösewichts (Eph. 6, 16). Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt (und auch den Fürsten der Welt) überwindet (1 Joh. 5, 4). Sorgen wir nur dafür, daß wir im rechten Glauben an Christum stehen und daß wir im Glauben und recht kämpfen, so ist uns der Sieg gewiß. Darum: „Widerstehet dem Teufel (fest im Glauben), so fliehet er von euch (Jak. 4, 7).

V. 10. Gott ist der Gott der Gnade, aller Gnade, und hat seine heilsame Gnade in Christo Jesu allen Menschen erscheinen lassen (Tit. 2, 11). Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat uns berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit. Er hat uns ein hohes, ein herrliches Ziel gesteckt und will uns zu demselben hinführen. Auch durchs Leiden will er uns bereiten zu seiner ewigen Herrlichkeit. Das Leiden währt nur kurze Zeit, und darauf folgt die ewige Seligkeit und Herrlichkeit. In dem Leiden und durch dasselbige will der Herr die Seinen vollbereiten, feststellen gegen die Versuchungen des Satans, stärken zum Kämpfen und Überwinden, innerlich befestigen.

V. 11. Dem Gott aller Gnade gebührt die Ehre, Macht und Ruhm für alles, auch dafür, wenn wir durch alle Gefahren, Versuchungen und Leiden glücklich hindurchkommen und das Ziel erreichen. Hier fangen wir an mit Loben und Danken; dort fahren wir fort. „Dort währt das Lob ewig, zu preisen unsern Gott."

Disposition.

„Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit."

I. Demütige dich in allem Leiden. II. So gelangst du zu des Himmels Freuden.

Zu I.—1. Der Christ hat viele und mancherlei Leiden zu bestehen.
- a) Leiden von außen:
  - aa) der Haß der Welt,
  - bb) allerlei Widerwärtigkeiten,
  - cc) leibliches Kreuz und Leiden u. s. w.
- b) Leiden von innen:
  - aa) die Versuchungen des Satans, der Welt und unsers Fleisches (Kat.-Fr. 121); Sorge, Furcht, Kampf und Streit.

2. In allem Leiden gilt es:
- a) Demütige und beuge dich unter Gottes Hand;
- b) trage dein Leiden in Geduld;
- c) siehe auf die Mitgenossen deiner Trübsal;
- d) kämpfe und überwinde.

Zu II.—1. Der Herr erhöhet die Seinen hier schon.
- a) Er stärkt und erquickt im Leiden.
- b) Er tröstet und erfreut nach dem Leiden (Ps. 30, 6).
- c) Er fördert sie innerlich im Leiden.

2. Er schenkt ihnen einst des Himmels Freuden.
- a) Im Leiden dieser Zeit bereitet er sie darauf vor.
- b) Nach überstandenem Leiden schenkt er ihnen die ewige Seligkeit, die himmlische ewige Freude.

3. Ihm allein die Ehre, hier in der Zeit und in alle Ewigkeit!

---

4. Sonntag nach Trinitatis. Röm. 8, 18—23.

Mit dem Verhältnis des kurzen Leidens zur ewigen Seligkeit und Herrlichkeit hat die vorige Epistel (1 Petri 5, 6—11) geschlossen; damit fängt auch diese an.

V. 18. Im vorigen Vers hat der Apostel Kinder Gottes Erben Gottes genannt und Miterben Christi, Miterben seiner Herrlichkeit, unter der Bedingung, daß sie mit ihm leiden. Hier sagt er weiter, daß alles Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sei mit jener Herrlichkeit, ihrer nicht wert sei. Das Leiden ist kurz und leicht; die Herrlichkeit ist unaussprechlich groß und währt ewig (2 Kor. 4, 17). Herrlichkeit, die äußere Darstellung der inneren Seligkeit. Seligkeit: vollkommenen Frieden und volles Genüge haben.

V. 19—22. Es geht ein unbewußtes Verlangen und Sehnen und Warten nach und auf Erlösung und Freiheit und Vollkommenheit durch die ganze Schöpfung, durch die ganze unpersönliche Kreatur. Wir hören es gleichsam in der Unfruchtbarkeit des Ackers, in der unvollkom-

menen Erscheinung der Pflanzen, in den Leiden, Schmerzen und den Klagelauten der Tierwelt u. s. w. Aber dieses Verlangen und Sehnen ist ein Beweis dafür, daß die Kreatur zur Freiheit und Vollkommenheit berufen ist, daß sie frei werden kann und soll und wird. Der Schöpfer, der ihr dieses Verlangen gegeben oder auch nach dem Falle des Menschen gelassen hat, kann und wird es auch stillen. Durch den Sündenfall hat nicht nur der Mensch seine Freiheit verloren und ist unter die Herrschaft des Teufels, des Todes und der Sünde gekommen; die ganze Kreatur ist in Mitleidenschaft gezogen worden, sie hat mit die Folgen und das aus Sünde entspringende Übel zu tragen. Wie der Mensch um der Sünde willen im Schweiße seines Angesichts arbeiten, leiden und sterben muß, so muß die ganze Kreatur mit ihm den Fluch der Sünde tragen. („Verflucht sei der Acker um deinetwillen," 1 Mose 3.) Wie aber der Mensch wieder erlöst werden soll und kann, ja wie die ganze an die Erlösung glaubende Menschheit einst völlig erlöst und befreit, erneut und verklärt werden wird, so mit ihr die ganze unpersönliche Kreatur (2 Petri 3, 13).

V. 23. Wie die unpersönliche Kreatur unbewußt nach Erlösung und Freiheit verlangt und sich sehnt, so die Kinder Gottes in bewußter Weise. Die Erlösung ist ja geschehen, die Freiheit ist uns erworben durch Jesum Christum, und wir haben sie schon im Glauben und dem Anfange nach in Wirklichkeit, aber doch noch sehr unvollkommen. Wir leben noch in und mit diesem irdischen, sündigen und schwachen Leibe und müssen je und je mit dem Apostel klagen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?" Wir können aber auch getrost hinzusetzen: „Ich danke Gott" u. s. w. (Röm. 8, 24 u. 25). Die völlige Erlösung von allem Übel, von allen Folgen der Sünde, wird einmal kommen. Der Herr, der seinen Aposteln und allen seinen Gläubigen die Erstlingsgaben des Geistes, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung und das Verlangen nach völliger Erlösung und Freiheit und damit ein Unterpfand des himmlischen Erbes und der vollkommenen Freiheit gegeben hat, der wird auch den Glauben zum Schauen werden lassen, die Hoffnung erfüllen, das Verlangen stillen. Wann? Im Tode einesteils, ganz vollkommen aber erst am jüngsten Tage und nach der Auferstehung des Leibes (Spr. 10, 28).

Disposition.

Christ, freue dich! denn du sollst frei werden.

I. Zur Freiheit sind wir samt der ganzen Kreatur berufen durch Jesum Christum. II. Zur völligen Freiheit sollen wir samt der ganzen Kreatur durch ihn gelangen.

Zu I.—1. Durch den Sündenfall a) hat der Mensch die ihm anerschaffene Freiheit verloren und ist unter eine dreifache, schreckliche Herrschaft gekommen; b) auf der ganzen Kreatur ruht der Fluch der Sünde.

2. Christus hat durch sein Leiden und Sterben a) die Erlösung der Menschen vollbracht, b) die Erneuerung der ganzen Schöpfung möglich gemacht.
3. Das sehnliche Verlangen a) der Kinder Gottes, b) der ganzen Kreatur kann und soll gestillt werden.
4. Darüber sollen wir uns von ganzem Herzen freuen. („Im Glauben freu ich mich, der Fluch ist weggeschafft.")

Zu II.–1. Noch halten den Christen manche Bande gefangen.
2. Noch seufzt die Kreatur unter dem Drucke des Fluches der Sünde.
3. Aber es kommt der Tag der völligen Erlösung und Befreiung a) für alle Kinder Gottes, b) für die ganze Kreatur.
4. Darum und darauf freue dich, lieber Christ. a) „Sei fröhlich in Hoffnung." b) Diese Hoffnung wird erfüllt werden. Lied 532, 1.

---

5. Sonntag nach Trinitatis. 1 Petri 3, 8—15.

(Vom Redakteur.)

Der Apostel hat in den unserm Text vorhergehenden Versen die Pflichten der Ehefrauen und Ehemänner dargelegt und geht mit Vers 8 wieder auf die allgemeinen Christenpflichten über, nämlich das rechte Verhalten untereinander und in der den Christen feindlichen Welt, wodurch sie sich als Christen bewähren und des wahren Lebensglückes teilhaftig werden.

Jede Pflicht, die aus einer besonderen Lebensstellung hervorgeht, darf und kann im letzten Grunde doch nichts anders sein als die Verwirklichung derjenigen christlichen Gesinnung, die bei allen die gleiche sein muß. Darum sagt der Apostel, seid allesamt gleichgesinnt. Die Gesinnung ist der innere Lebenszustand der Persönlichkeit, aus welchem die besondere Art ihres Denkens, Wollens und Empfindens hervorgeht. Darum geht auch das wahre Christentum nur aus einer Gesinnung hervor, wie sie in Christus auch war (Phil. 25). Aus der gleichen Gesinnung geht das Mitleid, die Sympathie, die Gleichartigkeit des Empfindens hervor, die das Leid und die Freude des andern in gleicher Weise mitfühlt, nicht etwa in entgegengesetzter wie die Schadenfreude oder der Neid. Die Bruderliebe ist das klare Bewußtsein der Lebensgemeinschaft untereinander, die ruht auf dem gemeinsamen Grunde des Wiedergeborenseins durch die göttliche Gnade in Christo Jesu.

Darum äußert sie sich in der Barmherzigkeit oder, genauer gesagt, in der thätigen Erregbarkeit des Wohlwollens, die zur Mithilfe treibt und in der Freundlichkeit, oder in der Gesinnung, die sich demütig in die Gemeinschaft einordnet, nicht Vorrechte beansprucht, sondern sich den übrigen gleichstellt.

Dieselbe christliche Gesinnung muß das Christenleben aber auch da beherrschen, wo dem Christen eine andere Gesinnung entgegengebracht wird, nämlich der Welt gegenüber (V. 9). Allerdings kann sie sich

hier nicht in derselben Art als thätig erweisen wie im Kreise der Christen; sie hält vielmehr von dem in der Welt gebräuchlichen Thun ab, sie lehrt stille sein, leiden und dulden, ja noch segnen im Hinblick auf die Größe und Herrlichkeit des Christenberufs. Wer sich dazu berufen weiß, die ganze Segensfülle der Liebe Gottes in Christo zu ererben, wer sie schon in der lebendigen Hoffnung hat, der kann und darf nicht mehr in das gemeine Wesen der Welt herabsinken, so daß er Böses mit Bösem und Scheltwort mit Scheltwort vergelten würde.

Dieser Christensinn ist aber auch die Quelle der rechten Lebensweisheit (V. 10—12). Wer selber Leben und Heil haben will, der darf nicht Böses und Unheil anrichten. Nur aus Gutem, dem der Mensch nachstrebt, kann ihm wieder Gutes erwachsen. Auch nicht als Vergeltung des erfahrenen Bösen und selbst nicht in Worten der Verwünschung oder Verfluchung darf der Christ seinem Feinde Böses anthun; es wird von ihm eine gänzliche Abwendung von allem Bösen gefordert, eine völlige Zuwendung zum Guten und ein unbedingtes Vertrauen auf Gott, dem allein die Vergeltung zusteht, und an den sich jeder Gerechte (sei er es im alt- oder neutestamentlichen Sinne) zu wenden hat. Hat doch Christus selbst nicht anders gehandelt (Kap. 2, 23).

Dazu gehört aber ein unerschütterliches Vertrauen auf die Wahrheit, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Denn V. 13 u. 14 sprechen dieselbe Wahrheit aus, wie Röm. 8, 28, nur angewendet auf besondere Verhältnisse.

Das „schaden“, wovon der 13. Vers redet, ist nicht die Zufügung von allerlei Leiden, denn diese wird im folgenden Vers nicht als etwas Unmögliches bezeichnet, sondern als etwas, worauf ein Christ gefaßt sein muß. Der Sinn ist vielmehr der, daß keine Macht der Bosheit dem Christen ein solches Leiden zufügen kann, daß sein Christenstand für ihn zu einem Unheil würde. Gerade umgekehrt: Jedes Leiden um Gerechtigkeit willen schließt Heil, Seligkeit in sich, wenn es auch nicht, solange es währet, als solche empfunden wird. (Vgl. Hebr. 12, 11.) Der Glaube an diese Wahrheit (vgl. Matth. 5, 11 u. 12) nimmt den sonst in der Welt wirksamen Drohungen und Schreckmitteln ihre Kraft. Nur darf dieser Glaube (V. 15a) nicht mit dem Trotze auf die eigene Kraft und den eigenen Willen verwechselt werden; er kann dagegen nur zugleich mit der inneren Anerkennung der Heiligkeit des Herrn bestehen, den wir mehr fürchten müssen als alle Mächte dieser Welt, und dessen Gnade uns höher stehen muß als alle Güter dieser Zeit.

Disposition.

Thema: Die Bewährung der Christen als des Volkes Gottes.

I. Innerhalb der christlichen Gemeinschaft.

II. In ihrer Stellung in der Welt.

Die Evolutionstheorie im Lichte des Wortes Gottes.

Referat von P. K. Scheib.

Es ist eine Eigentümlichkeit des denkenden Menschengeistes, daß er die Erscheinungen des Lebens, wie sie sich in unsrer Person, in unsrer Umgebung, im ganzen Universum zeigen, zu erkennen und zu begreifen sucht. Dieser Trieb, sich Kenntnis zu verschaffen über das innere und äußere Wesen aller sichtbaren Dinge, hat die Naturwissenschaft zu einer hohen Blüte gebracht.

Alle Wissenschaft nun hat in ihrem letzten Grunde den Zweck, die Wahrheit zu ergründen und zu verkünden, — Vorurteile und Irrtümer zu widerlegen. Auch die Naturwissenschaft verfolgt auf ihrem weit ausgedehnten Gebiete dieses Ziel. Und sie schmeichelt sich, daß sie mehr als jede andere Wissenschaft zur Aufklärung der Menschheit beigetragen. Namentlich schwelgt sie, wie häufig gehört und gelesen werden kann, in dem stolzen Bewußtsein, viele althergebrachte biblische Anschauungsweisen als unhaltbar — weil nach ihren Schlüssen als unwahr — erwiesen zu haben.

Einer der Punkte, in welchem man meint dies erreicht zu haben, ist die Lehre vom Ursprung aller Dinge. Es ist hierüber mit Aufwand von viel Geist und Scharfsinn ein fein ausgearbeitetes System, die sogenannte Evolutionstheorie, aufgestellt und sind demselben in weiten Kreisen, hierzulande selbst in theologischen, begeisterte Anhänger gewonnen worden.

Was ist diese Evolutionstheorie?

Evolution von dem lateinischen evolvere bedeutet eine Entwicklung von innen heraus. Aus einer mikroskopisch kleinen Keimzelle entsteht ein Ei, aus diesem organisiert sich ein Hühnchen, welches in ein Huhn auswächst. Dieser Vorgang ist der Typus dessen, was mit Evolution bezeichnet wird. Die Beobachtung desselben hat die Idee wachgerufen, daß alles Bestehende auf dieselbe Weise geworden ist. Das Gesetz des Werdens, nach welchem sich jedes Lebewesen vor unsern Augen ausgestaltet, wurde generalisiert und behauptet, daß durch denselben Prozeß das ganze Universum zustande gekommen sei. Von einer Schöpfung ist keine Rede; einen Schöpfer braucht man nicht; die Urzelle, aus der alles sich entwickelt haben soll, wird als ewig, oder doch als vorhanden gedacht. So ist die Theorie. Sie ist also von vornherein nur eine bloße Vermutung, die aber frischweg zu einem Lehrsatz erhoben wurde. Wie der Theologe, der seine Dogmen im voraus fertig hat, die Bibel zur Hand nimmt, um sie daraus zu demonstrieren, so traten gewisse Männer mit ihrer vorher aufgestellten Evolutionstheorie an das Buch der Natur, um die nötigen Beweise zusammenzubringen. In diesem Bemühen thaten sich besonders hervor in Deutschland Moleschott, Büchner, Ernst Häckel, Karl Vogt, und in England neben Darwin, Huxley, Tyndall, Spencer.

Der eigentliche Vater der Evolutionstheorie ist Darwin. Er stützte sich auf die in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts von seinem Landsmann, dem Geologen Charles Lyell aufgestellte Behauptungen von der Bildung der Erde.

Kant und auch der große Astronom Herschel, hatten zu Anfang des Jahrhunderts gelehrt, — und der französische Naturforscher Laplace hatte diese Lehre weiter entwickelt, — daß das ganze Universum zuerst ein großes gasartiges Fluidum gewesen sei, das im nächtlichen Raume ausgebreitet war. Aus demselben bildeten sich einzelne rotierende Dunstkugeln, die sich allmählich zu Weltkörpern gestalteten. Auch unser Sonnensystem soll eine solche Dunstkugel gewesen sein, innerhalb welcher sich zuerst die äußersten, dann die inneren Planeten und zuletzt die Sonne bildete, so daß die Sonne als fester Körper, ganz dem biblischen Schöpfungsbericht gemäß, jünger wäre als die Erde. Das ist die Kant-Laplacesche Weltbildungs-, die sogenannte Nebeltheorie.

Hierauf fußt Lyell in seinem ausführlichen Werke "The principles of Geologie." Er erklärte, daß die untersten Erdschichten entstanden seien durch eine Reihe von Bildungsprozessen — besonders Niederschlägen aus Wasser, Hebungen und Senkungen des Landes etc. —, die den jetzt an der Erdoberfläche vor sich gehenden Veränderungen auf das genaueste analog gewesen seien und namentlich auch ihrem überaus langsamen und allmählichen Verlaufe entsprochen haben sollen. Neben dem Wasser vindiziert Lyell auch dem Feuer einen mächtigen Anteil an dem urweltlichen Bildungsprozesse. Das Charakteristische seiner Theorie liegt in der außerordentlichen Langsamkeit der geologischen Bildungen und Veränderungen. Er nimmt Millionen, ja Billionen von Jahren für die Dauer der tellurischen Schöpfungsprozesse an. Seine Schule nennt man daher auch die der geologischen Quietisten. Ihre Behauptungen bringen sie natürlich in Konflikt mit der Schöpfungsgeschichte der heiligen Schrift, wie überhaupt mit der Chronologie der biblischen Urgeschichte. Man vermag wohl die Tage des mosaischen Berichtes im Sinne von längeren Perioden deuten, und sie demgemäß als Zeiträume von etwa je 1000 Jahren fassen. Die Bibel selbst bietet in Stellen, wie Ps. 90, 4 und 2 Petri 3, 8 die nötige Ermächtigung dazu. Hiermit stimmen auch die der mosaischen vorzugsweise nahekommenden außerbiblischen Schöpfungstraditionen der alten Perser und Assyrier im allgemeinen überein. Ein ungeheurer Abstand bleibt aber denn doch zwischen diesen Tausenden und den Billionen von Jahren, welche die Lyellsche Schule postuliert.

Die Behauptungen der letzteren aber nahm Darwin bei seinen Forschungen als wahr an. Sie bilden die unentbehrliche Basis und Stütze seiner Lehre. Denn diese braucht zur allmählichen Entwicklung der unzähligen Geschöpfe aus einer einzigen Urzelle eine unermeßliche Zeitdauer. Fällt diese Stütze, so fällt damit ganz von selbst die Evolutionstheorie.

Im Lichte des Wortes Gottes ist diese Grundlage weiter nichts als ein Fundament von Sand. Aber auch die Naturwissenschaft in vielen ihrer bedeutendsten Vertreter kennzeichnet die Lyellschen Ansichten nach Zöckler als eine naturphilosophische Zeitmeinung von einerseits skeptischem, andrerseits abergläubischem dogmatischen Charakter. Es sind derselben viele Irrtümer nachgewiesen worden. Wir wollen nur drei anführen.

1) Nicht bloß die Theologie, sondern das ganze Bereich unsrer irdischen Lebenserfahrung lehrt, daß sich in der Zeit des Werdens alles viel rascher entwickelt und leichter verändert, als später während der Periode des gereiften Daseins und ruhigen Fortbestehens.

Die Steine, Metalle, sind im Zeitpunkt ihres Werdens flüssig und zu raschem Bildungsprozesse (Krystallen) geeignet, — als gewordene Körper aber von starrer, auf Jahrhunderte hin widerstandsfähiger Beschaffenheit.

Die Pflanzen haben eine Zeit des ersten kräftigen Wachstums, des üppigen Aufschießens und dann folgt eine stabilere und langsamere Entwicklung.

Und der tierische Organismus bethätigt im Studium des Entstehens, als Embryo im Mutterschoß und auch noch anfangs während seiner selbständigen Existenz, ein ungleich schnelleres Entwicklungsvermögen, als später in seiner ausgewachsenen Lebensperiode.

Alle Daseinsformen durchschreiten demgemäß die ersten Phasen in sehr raschem Tempo. Es ist dessentwegen unwahr, daß die Langsamkeit, mit der jetzt Veränderungen auf der Erdoberfläche vor sich gehen, als Maßstab für die Zeit des Entstehens am Anfang gelten kann.

2) Zu dem viel rascheren Verlauf der damaligen Bildunsprozesse hat neben anderen physikalisch-chemischen Agentien unzweifelhaft eine bedeutend höhere Temperatur, als die jetzt herrschende, beigetragen. Daß im Anfang die Atmosphäre gleichmäßiger und in höherem Grade, wie gegenwärtig, erwärmt gewesen, davon zeugt die üppige Produktion der urweltlichen Flora und Fauna, deren Überreste jetzt noch in den Eisgefilden des Nordens gefunden werden.

Bei fortgesetzter Anwendung großer Hitze hat der Geologe Göppert in Breslau innerhalb weniger Jahre die Verwandlung vegetabilischer und animalischer Stoffe in Steinkohle erzielt. Damit ist die Richtigkeit der Behauptung einer vieltausendjährigen Dauer der betreffenden urzeitlichen Bildungsprozesse dargethan.

3) Ein weiterer Beweis dagegen liegt in folgendem. Weil nach Lyell es mit der Entwicklung der Erde und aller Wesen so langsam gegangen, müßte das Menschengeschlecht wenigstens schon Hunderttausende von Jahren alt sein. Die Überlieferungen der alten Völker, soweit sie irgendwie glaubhaften Charakter tragen, reichen aber nirgends bis über das Jahr 2500 oder höchstens 2700 vor Christo, also gerade bis an den Zeitpunkt der biblischen Sintflut hinauf. Diese Thatsache wird durch die neuesten Forschungen über die Anfänge der Geschichte

der alten Ägypter und des chinesischen Reiches erhärtet. Ist aber das Auftreten des Menschen nicht so weit zurückzulegen, so kann die Entstehung der übrigen Wesen auch nicht in solch nebelgraue Ferne zu versetzen sein.

Alles dieses spricht gegen die Behauptung Lyells und entkleidet sie ihres Wahrheitsgehaltes. Und das ist die Voraussetzung, von der Darwin und alle seine Nachbeter ausgehen. Die Voraussetzung ist falsch; und was darauf gebaut wurde, steht in der Luft.

Darum kümmern sich nun aber die eifrigen Evolutionisten nicht — sie wissen sich zu helfen. Sie machen das, was in den Augen jedes besonnenen Denkers Voraussetzung ihrer Theorie ist, zu einer aus ihrer Lehre zu ziehenden Konsequenz. Sie drehen die Sache einfach um und sagen nach Spencer: „Wir halten nun einmal fest und beweisen es, daß sich alles Bestehende durch beständigen Wechsel in fortschreitender Stufenfolge von den einfachsten Anfängen entwickelt hat. Weil das so ist, dessetwegen müssen so lange Zeitperioden angenommen werden."

Wie verhält sich's nun mit diesen Beweisen, welche für die Theorie selbst erbracht werden?

Evolution wird von ihren Verteidigern definiert als ein beständig fortschreitender Wechsel gemäß gewisser Gesetze und vermittelst der Materie innewohnender Kräfte.

Um die Wahrheit dessen zu erhärten, muß gezeigt werden, daß sich jeder höher stehende Organismus mit innerer Notwendigkeit aus dem tiefer stehenden entwickelt habe, daß Leben aus totem Stoff, das vollkommenere Tier aus dem unvollkommeneren, das vernünftige Wesen aus dem unvernünftigen herausgewachsen sei.

Ahnungen, daß dem wirklich so sein könne, finden sich schon in der griechischen Philosophie, in den kosmischen Spekulationen von Thales und Pythagoras. Deutlicher ausgedrückt wurde dasselbe etwa 100 vor Chr. von dem römischen Denker Lucretius in seinem philosophischen Gedichte de rerum natura. Der erste Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung wurde gemacht von dem Franzosen Lamarck 1809 in seinem Werke „Philosophie Zoologique." Der bedeutende Geologe Cuvier stellte aber die Ausführungen desselben als Phantastereien dar. Daneben zeigt Cuvier in Frankreich, von Baer in Deutschland, Agassiz in Amerika — Autoritäten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft — auf Grund eingehender nüchterner Forschung, daß allem Entstehen und Bestehen wohl ein Gesetz zu Grunde liege, — das Gesetz des Werdens, der allmählichen Entwicklung, das sich aber ganz im Einklang mit dem Worte Gottes befindet. Durch viele in den einzelnen Reichen der Natur angestellte Beobachtungen, durch Vergleichungen verschiedener Exemplare der einzelnen Reiche und Gattungen, ihrer Struktur, anatomischen Beschaffenheit u. s. w. wurde folgendes ermittelt und besonders von Agassiz unter unentwegtem Festhalten an der geoffenbarten Wahrheit klar dargestellt.

1) Jedes Wesen entsteht aus einem Keim oder Samen, der sich seiner Art nach entfaltet.

2) Jede höher organisierte Gruppe schließt wohl in sich alle Bestandteile der eine Stufe tiefer stehenden; das, wodurch sie diese überragt, bildet aber eine unüberbrückbare Kluft zwischen beiden und ist ihr nur durch einen weisen Schöpfer mitgeteilt.

Das Gesetz des beständig fortschreitenden Werdens hat daher seine Grenze bei den einzelnen Gattungen, Species. Der eigentümlichen Lebensäußerung, wie sie bei jeder neuen Species in anderer und vervollkommneter Weise sich zeigt, liegt ein besonderer Schöpfungsakt zu Grunde.

Da kam nun Darwin und sagte, das ist nicht so. Er behauptete, daß der von der untersten Stufe alles Lebens bis herauf zum Menschen bestehende Fortschritt lediglich besonders günstigen Bedingungen zuzuschreiben sei, unter denen sich der Lebenskeim besser und voller entwickeln konnte.

Er stellte Versuche an mit Tieren, namentlich mit Tauben. Aus den gewöhnlichen Sorten züchtete er feinere und edlere Arten, und, meinte er, würde ich Jahrhunderte leben, so wollte ich aus der Taube noch einen Adler machen. Einstweilen bleiben seine Tauben aber immer Tauben und keine neue Species wollte entstehen.

Auf Grund seiner Jahre lang fortgesetzten Experimente sprach er die Ansicht aus, daß seit Entstehung des einfachst organisierten Tieres — welche nach Lyell unermeßlich viele Jahre zurückliegen müsse — sich dasselbe in stetem Fortschritt immer mehr entfaltet habe, und daß jeder Fortschritt bei einem Exemplar eingetreten sei, sobald es in den dazu günstigen Umständen war. Diese Umstände, die zur gradweisen Vervollkommnung eines Wesens beigetragen haben sollen, sind nach ihm die Umgebung, der vermehrte Gebrauch oder Mißbrauch besonderer Organe, die im Kampf ums Dasein zu Tage tretende Thatsache, daß der Stärkere den Schwächeren überwindet, — und die Paarung der so überlebenden, geeignetsten und stärksten Exemplare erzeuge eine immer wieder mehr ausgebildete Nachkommenschaft. Es kommt dabei, wie gesagt, nur darauf an, daß Zeit genug vorhanden ist, damit ein Wesen in diese für seine Fortentwicklung günstigsten Umstände gerät. Dies ist aber Sache reinster Zufälligkeit. Und überdies könnte man hieraus nur nützliche und angemessene Struktur einiger weniger Teile eines Tieres erklären, nicht aber die Bildung unwesentlicher Teile, wie Farbe, Größe u. s. w. Nach Darwin sind diese Zufälligkeiten einfach eingetreten und er kann daher in "Origin of Species" ruhig sagen: „Ich glaube, daß Tiere von höchstens vier oder fünf Ahnen abstammen und Pflanzen von einer gleichen oder noch geringeren Zahl. Die Analogie führt mich einen Schritt weiter zu dem Glauben, daß alle Tiere und Pflanzen von einer einzigen Urform (prototype) herstammen. Analogie aber mag eine täuschende Führerin sein. Nichtsdestoweniger haben alle lebenden Wesen vieles gemeinsam. Daher ziehe ich aus der Analogie

den Schluß, daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, welche je auf dieser Erde gelebt haben, herstammen von einer gewissen Urform (primordial form), in welche zuerst Leben eingehaucht war."

Darwin glaubt das also nur, und sein Glaube ruht neben der Lyellschen Theorie auf der ebenso sandigen Grundlage der Analogie. Kein einziges seiner Experimente war wirklich beweiskräftig. Er machte auch den Versuch, Exemplare verschiedener Gattung miteinander zu paaren. Nur in wenigen Fällen wurde auf diese Weise Nachkommenschaft erzielt; und dieselbe, die sog. Bastarde oder Hybriden, wie z. B. Maultiere, sind nicht fortpflanzungsfähig, — ein starker Beweis gegen Darwin und eine Bekräftigung der hl. Schrift, daß jede neue Gattung (Species) nicht aus schon vorhandenen anderen herauswachsen kann; sondern von Gott geschaffen sein muß.

Trotzdem bemächtigten sich aber der neuen Idee der Evolutionstheorie diejenigen Leute, die nun einmal den Schöpfer aus der Welt schaffen wollten. Es sollte, wie K. Vogt sich herausnimmt zu sagen, die Zeit kommen, wo das Ding, das man christliche Kirche nennt, vom Erdboden verschwinden müsse. Nichts konnte mehr dazu beitragen, als die Verbreitung der Lehre, daß ein Tier vom andern und der Mensch vom Affen abstamme. Häckel stellte im 22. Kapitel seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte den ganzen Stammbaum des Menschen nach diesem Schema auf. Das gefiel den materialistisch gesinnten Volksmassen, und gerade für sie wurde die neue Lehre in Deutschland von den Aufklärungsphilosophen, die aber, wie Liebig in seinen „Chemischen Briefen" sich ausdrückt, nur „Dilettanten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft" waren, in populär gehaltenen Schriften erörtert.

Man bestrebte sich darzulegen, daß die bewegende Ursache und treibende Kraft aller Dinge nicht von einem höheren Wesen ausgehe, sondern in den Dingen, in der Materie selbst liege. Büchner schrieb zu dem Zwecke sein Buch: „Kraft und Stoff." Das Studium desselben brachte Tyndall dahin, daß er behauptete, in der Materie liege the promise and potency of all terrestrial life, das heißt nach seiner eigenen Aussage, die Annahme irgend eines schöpferischen Aktes überhaupt aufgeben. Spencer definiert demnach folgendermaßen: Evolution is a change from an indefinite incoherent homogeneity to a definite coherent heterogeneity through continuous differentiations and integrations (First principles, p. 216). Und der Genannte nimmt an, daß diese Evolution als Gesetz überall regiere. Sei es in der Entwicklung der Erde, sei es in der Entwicklung des Lebens auf der Erdoberfläche, sei es in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, der Regierung, der Industrie, des Handels, der Sprache, der Litteratur, der Wissenschaft, der Kunst — überall soll derselbe Fortschritt vom Einfachen zum Komplizierten vermittelst stufenmäßig auseinandergehender Entfaltung (differentiation) stattgefunden haben. Von der ersten aufspürbaren Veränderung im Universum bis herab zu den letzten Errungenschaften der Civilisation will er dieselbe Umwandlung von Gleichartigem in Ungleichartiges bemerken.

Mit den Beweisen dafür ist's aber äußerst schwach bestellt. Nur der vermag ihnen eine Berechtigung zuzugestehen, der sich auf dem Standpunkte des Atheismus befindet, oder auf ihn kommen will, und die hl. Schrift ganz und gar ignoriert. Und selbst dann sind dieselben nicht überzeugend. Denn sie sind nicht entnommen dem Bereiche einer exakten Wissenschaft, es sind bloße Ansichten von Männern, die den Mut und oft auch die außerordentliche Geschicklichkeit haben, eigne Geistesfünklein wie glänzende Lichter der Wahrheit aufleuchten zu lassen. Die besonnene Naturforschung hat alle Argumente der Evolutionstheorie verworfen und als grundlose Hypothese gebrandmarkt. Stellen wir uns einiges davon vor Augen!

Büchner sagt: „Materie ist der Ursprung alles Bestehenden, alle natürlichen und geistigen Kräfte sind ihr innewohnend" („Kr. u. St.," Seite 96), und Huxley behauptet: "The existing world lay potentially in the cosmic vapour" (Cr. and Ad., p. 64). Die genauesten Beobachtungen und ernstesten Studien können aber nichts anderes zu Tage fördern, als daß die Materie selbst in ihren unteilbarsten Bestandteilchen, den Atomen, nur ganz bestimmter weniger Vermischungen und Auflösungen fähig ist. Der Chemiker kann in seinem Laboratorium eine Substanz in ihre Teile zerlegen. Die Zusammensetzung der Atome, die Kohäsion und Adhäsion der Moleküle ist aber keine willkürliche, sondern ganz besonderen Gesetzen unterworfen. Eine Unmöglichkeit ist es, daß aus diesen unorganischen Grundstoffen sich organisches Leben entwickeln kann. Es gibt keine generatio aequivoca oder spontanea (Selbstzeugung). Selbst Rudoph Virchow sagt in „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate": „Ich gestehe, daß wenn jemand entschlossen ist, sich eine Idee zu verschaffen von der Art und Weise, wie das erste organische Wesen von sich selbst in Existenz getreten ist, es nicht anders geschehen kann, als eine spontane Selbsterzeugung anzunehmen. Aber von dieser besitzen wir nicht den geringsten aktuellen Beweis. Niemand hat jemals gesehen, wie sich eine solche generatio aequivoca in Wirklichkeit vollzogen hat; und derjenige, welcher annimmt, daß sich eine solche je vollzogen hat, setzt sich dem Widerspruch des Naturforschers und nicht allein des Theologen aus." Häckel behauptet zwar immer wieder eine generatio spontanea. Er läßt aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff die Monera hervorgehen, welche reines Protoplasma seien. In seinem Aufsatze: „Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft" stellt er diese Monera dar als die Brücke über die tiefe Schlucht zwischen organischen und unorganischen Wesen und sagt, daß sie uns zeigen, wie die einfachsten und ältesten Organismen verursacht gewesen sein müssen von kohlenstoffhaltigen Zusammensetzungen. Diese Monera und ihre Entstehungsweise scheinen aber nur in der Phantasie Häckels und seiner Anhänger zu existieren.

Auch nicht eine einzige Zelle von Protoplasma, wie es im grünen Blatte einer Pflanze sich findet, kann aus unorganischen Elementen

hergestellt werden. Sie muß geschaffen worden sein. Und selbst, nachdem sie da war, sind nicht alle Pflanzen aus ein und derselben Zelle hervorgegangen. Der berühmte Botaniker Linné hat dasselbe von den Pflanzen festgestellt, was der Biologe Agassiz im Tierreich erforschte, nämlich: Species naturae opus — jede neue Gattung ist das Werk einer höheren Macht. So unbedeutend auch die Unterschiede zwischen einzelnen Pflanzengattungen sein mögen, jede enthält etwas spezifisch neues. Alle angestellten Versuche vermochten es noch nicht zuwege zu bringen, daß aus Weizen Gerste wurde, oder daß man Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen konnte.

Und wie soll das erst zugegangen sein, daß eine Pflanze zu einem Tier sich gestaltete? Die Pflanzen ähnlichsten Organismen, die Baccillen, und Infusorien, haben alle freie Bewegung. Die Energie im Pflanzenkeim ist aber gebunden und bethätigt sich nur in der Entfaltung der Form, aber nicht in der Fortbewegung derselben. Auch das niedrigst organisierte Tier erfreut sich letzterer und ist dadurch auf eine Stufe erhoben, zu welcher keine Pflanze hinaufzusteigen vermag.

In der Entwicklung der Tierwelt findet nun zwar ein steter Fortschritt statt. Und es ist ergötzlich zu hören, wie ihn sich die Evolutionisten zustande gekommen denken. Der Umstand, daß die Anatomie zeigt, wie der Tierleib eine immer vervollkommnetere Beschaffenheit erlangt, wie ein Glied nach dem andern sich gebildet hat, verführt diese Herren. Sie tischen Geschichten auf, denen gegenüber die Märchen in tausend und einer Nacht ganz unschuldige Erzählungen sind. So schildert Darwin die Entstehung des Walfisches folgendermaßen (Origin of Sp., first edition, p. 214): „Ich hörte, daß in Amerika ein schwarzer Bär gesehen worden sei, wie er Stunden lang mit weit geöffnetem Maule im Wasser schwamm und Insekten nachjagte. Ich sehe nun keine Schwierigkeit darin, daß eine Bärenrasse mehr und mehr die Struktur und Gewohnheit von Wassertieren annahm mit weiter und weiter geöffnetem Maule, bis ein Geschöpf produziert wurde, so enorm wie ein Walfisch.“ Darwin und seine Freunde sehen darin keine Schwierigkeit. Ebenso ist es ihnen ganz klar, daß die Würmer allmählich Flossen bekamen und lustig schwammen. Eines Tages war es einem Fisch doch zu dumm, immer im Wasser zu sein. Er wollte mal aufs Trockene. Diese geheime Sehnsucht brachte sein sonst so kaltes Blut in Wallung; der Wunsch, die alten Flossen los zu sein, wurde übermächtig — und siehe da, eines schönen Morgens sprang der Fisch mit kühnem Entschluß auf die Beine — es war über Nacht ein Amphibium geworden. Einige Kameraden wollten noch höher hinaus. Das müßte prächtig sein, dachten sie, wenn wir, wie im Wasser, so auch in der Luft schwimmen könnten. Gesagt, gethan. Und merkwürdigerweise paßte sich der Körper ganz diesem Verlangen an. Statt der Flossen waren Flügel da, statt der Kiemen Lungen, statt der Schuppen Federn.

Das behaupten die Evolutionisten mit vollem Ernst. Sie finden kein Hindernis dabei, daß sich auf diese Art ein Tier aus dem andern

gebildet hat. Ist der Abstand einzelner Gattungen gar zu groß, so wird frischweg dekretiert, daß die Zwischenglieder, an denen der allmähliche Fortschritt zu sehen war, ausgestorben seien. Leute, welche durch nichts zu bewegen sind, ein Wort der durch Jahrhunderte bewährten biblischen Wahrheit zu glauben, sind ohne weiteres bereit, solche aus der Luft gegriffene pure Erfindungen für wahr zu halten.

Die Vervollkommnung der äußeren Teile des Körpers ist also nach der Evolutionstheorie eine Folge der Entwicklung des innern Lebens. In den niederorganisierten Tieren ging das Leben ganz und gar auf in der Bethätigung der Funktionen der Ernährung und Fortpflanzung. Die Anstrengung zur Beschaffung der Nahrung, das Suchen und die Verteidigung derselben, das Zusammenleben in Scharen und tausend andere Dinge steigerten und vervielseitigten die Lebensthätigkeit. Der Sitz derselben ist (nach genannter Theorie) das Gehirn. Die Beschaffenheit des Gehirns ist derart, daß von ihm alle Erregung der Nerven und Bewegung des Muskeln ausgeht. Je mehr nun ein Fortschritt der Entwicklung die Masse des Gehirns von Species zu Species wuchs, um so mehr zeigten sich bei den einzelnen Gattungen geistige Fähigkeiten, Gefühle, Leidenschaften. Jeder neu hinzugekommene Teil des Gehirns soll durch die Reibung seiner Atome besondere Lebensäußerungen erzeugt haben, wie Mut, Haß, List, Gefräßigkeit, Grausamkeit u. s. w. So soll entstanden sein der Fleiß der Ameisen, die Kunstfertigkeit der Bienen, die Treue des Hundes, die Klugheit des Elephanten, — kurz das, was wir gewöhnlich Instinkt nennen. Nach und nach erweiterte sich der Umfang desselben. Eine Fähigkeit kam zur andern; und als die rechte Stunde geschlagen, soll sich im Gehirn einer nun leider ausgestorbenen Affenart ein neuer Teil angesetzt haben, welcher die Fähigkeit zu sprechen verlieh. Auch stellte sich das Selbstbewußtsein ein — und der Mensch war fertig. Von Stufe zu Stufe schwang sich derselbe empor, bis er die Höhe der Kultur der Jetztzeit erklommen. Im Lauf der Jahrhunderte soll sich so von selbst die ganze Bildung der Menschheit, Staatsverfassung, Handel u. s. w. entfaltet haben; und auch die Religion. Sobald nämlich das Gehirn sich in einem gewissen Zustande befindet, soll der Gedanke an etwas noch höheres, als der Mensch ist, ins Dasein treten. Die Gedanken sind nach Spencer überhaupt nichts anderes, als a complex serious of nervous shocks like those of an electric battery. Ähnlich wie die Haut den Schweiß, die Leber die Galle absondert, so schwitzt das Gehirn etwas aus. Der Menschengeist wäre also ein Produkt des Stoffwechsels.

Ganz abgesehen von der ethischen und moralischen Seite dieser Behauptung, — auch die Anatomie widerspricht ihr. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen dem Gehirn des höchststehenden Tieres und dem des Menschen. Der cerebrum genannte Teil und die graue Gehirnsubstanz, die sich selbst beim Hottentotten und Buschneger vorfinden, fehlen in dem Schädel jedes Affen, und haben sich seit 6000 Jahren noch nicht in demselben entwickelt. Überdies vermag der Evolutionist nicht

zu erklären, wie es kommt, daß ein und dieselbe Nerven- und Gehirnmaterie in ihren Bewegungen ganz verschiedene Willens- und Gefühlsäußerungen hervorruft, — und noch viel weniger, wie es geschieht, daß überhaupt die Zuckungen und Schwingungen der Gehirnmasse von Gedanken und Empfindungen begleitet sind.

Das Gehirn ist wohl zum Denken da, wie die Beine zum Gehen. Aber das Fleisch und die Knochen, woraus die Gliedmaßen bestehen, bewegen sich nicht, sondern sie werden bewegt durch eine Ursache, die nicht Fleisch und Bein ist, sie sind Werkzeuge der Kraft; so ist auch die weiche Masse, die man Gehirn nennt, das Werkzeug der Ursache, welche die Gedanken hervorruft. Wie die Harfe tönt, wenn ihre Saiten der Wind bewegt, — so denkt das Gehirn, so hört das Ohr, so sieht das Auge. Aber das Gehirn an sich denkt keinen Gedanken, das Ohr an sich hört nicht die Musik, das Auge als solches ist nicht empfänglich für die Sprache eines andern Augenpaares, das ihm Teilnahme zustrahlt. Der geistige Mensch ist nicht die Summe seiner Sinnesthätigkeit oder das Ergebnis des Stoffwechsels im Gehirn, sondern die Leistungen der Sinne sind das Produkt des intelligenten Willens im Menschen.

So sehen wir also, daß die eigentliche Naturwissenschaft zu keiner Behauptung der Evolutionstheorie Ja sagen kann.

Daß der leblosen Materie organisches Leben entspringe, bestreitet die Chemie.

Die Botanik sagt, keine Species kann in eine andere umgewandelt, es können höchstens von einer bestimmten Art gewisse Spielarten, aber keine neuen Gattungen erzielt werden.

Die Zoologie lehrt, daß die wesentliche Verschiedenheit der einzelnen Species von Anfang an bestanden. Die Tiermumien der ägyptischen Gräber und die Abbildungen auf den ältesten Denkmälern zeigen nicht die kleinste Abweichung von den jetzigen Formen. Die Funde in den Erdschichten geben nicht den geringsten Anhalt für die allmählichen Übergänge und Verzweigungen der Gattungen. Es ist sozusagen eifersüchtig über ihrer Reinerhaltung gewacht worden. Die Unfruchtbarkeit der Bastarde hat dieselben vor Ausartung sicher gestellt.

Und daß ein Übergang zwischen der unvernünftigen Kreatur und dem vernünftigen Wesen nicht sein und nie gewesen sein kann, davon überzeugt doch sofort eine Vergleichung des tierischen und menschlichen Lebensgebietes. Das Tier ist immer nur Exemplar seiner Gattung, der Mensch hingegen ist eine Persönlichkeit, eine lebendige Seele.

Die wissenschaftliche Forschung stellt es sonach unter Beibringung zahlreicher Beweise als ein Ding der Unmöglichkeit hin, daß aus einem Urkeim alles Bestehende gemäß der in demselben eingeschlossenen Fortentwicklungskraft hervorgegangen sei; es ist dies unmöglich, selbst wenn auch Millionen von Jahren Zeit dazu vorhanden gewesen wären.

Die Evolutionstheorie ist demgemäß unwissenschaftlich. Sie ist „ein pures Machwerk von Hypothesen, aufgebaut auf imaginären oder irrelevanten Thatsachen.“

In diesem Urteil kommen alle bedeutenden Naturgelehrten überein. Sie wollen nichts mit dieser Theorie zu thun haben. Dieselbe gehört ins Gebiet der Spekulation, und noch dazu der unbefugten Spekulation. Denn sie ist eine schon von vornherein feststehende Richtung des Denkens, welche die Spekulation mit sich fortreißt und den Ergebnissen der Naturforschung, die oft noch sehr unsicher sind, Gewalt anthut, um sie das sagen zu lassen, was man eben hören will.

Und wenn von naturwissenschaftlichem und philosophischem Standpunkte aus der Evolutionstheorie ein solches Urteil gesprochen werden muß, dann erscheint es uns unnötig, dieselbe mit dem Lichte des Wortes Gottes weiter zu beleuchten.

Kirchliche Rundschau.

Die General-Konferenz der Methodistenkirche ist am 1. Mai in Cleveland eröffnet worden. Die erste General-Konferenz wurde bei Konstituierung der Bischöflichen Methodistenkirche im Jahre 1784 in Baltimore gehalten. Seit dem Jahre 1808 ist die General-Konferenz nur noch ein repräsentativer Körper, keine Gesamtkonferenz mehr. Im Jahre 1872 erhielt auch das Laienelement eine Vertretung in dieser Versammlung, und dieses Jahr waren vier Frauen eine kurze Zeit thatsächlich Mitglieder der Konferenz; drei davon waren von asiatischen Konferenzen, nämlich Nord-Indien und China, erwählt worden und die vierte von der Ohio-Konferenz.

Was die Zusammensetzung der Konferenz betrifft, so besteht sie aus 337 Predigern und 200 Laien. Von den ersteren sind allerdings nur 90 Pastoren, die nur im Dienst an Gemeinden stehen; mehr wie die Hälfte, nämlich 176, sind vorstehende Älteste, 22 Professoren und Präsidenten von Lehranstalten und 22 sind Angestellte der General-Konferenz selber. Einen sehr demokratischen Anstrich wird man also dieser Konferenz nicht vorwerfen können; auch nicht, wenn man die Lebensstellungen der Laien in Betracht zieht. Unter diesen sind freilich die Kaufleute am stärksten vertreten (29); nach ihnen kommen gleich die Advokaten (23). Nimmt man diese beiden Berufsarten mit denen der Lehrer, Bankiers, Ärzte und Fabrikanten zusammen, so bilden diese sechs Berufsklassen eine Majorität der Laiendelegaten (105).

Nach dem Bericht der Bischöfe beträgt die Gliederzahl ihrer Kirche 2,766,-656. Der Zuwachs in den letzten vier Jahren beläuft sich auf 386,000. Wird derselbe auf diese vier Jahre verteilt, so beträgt das jährliche Vergrößerungsverhältnis etwa 3½ Prozent.

Der Antrag, die Zeit der General-Konferenz auf den ersten Mittwoch im Mai anstatt auf den ersten Mai anzusetzen, hatte bei der Abstimmung in den jährlichen Konferenzen eine Dreiviertel-Majorität erlangt, und es wird die Konstitution dementsprechend geändert werden. Sechs andere Anträge, darunter der so viel besprochene Antrag auf Zulassung von Frauen in der General-Konferenz, hatten die nötige Stimmenmehrheit in den jährlichen Konferenzen nicht erlangen können.

Über das Diakonissenwerk wird berichtet, daß die Zahl der Diakonissenhäuser 51, die der Diakonissen 574 betrage, wovon 140 in Deutschland arbeiten. Der Wert des Eigentums, das dieser Thätigkeit dient, wird auf $641,000 geschätzt.

Die Kirchenbaugesellschaft hat während der dreißig Jahre ihres Bestehens beinahe $5,500,000 als Unterstützung für 10,000 Kirchen aufgebracht und außerdem noch ein Kapital von beinahe einer Million Dollars gesammelt, welches an Kirchen verliehen werden kann, und nach jeder Rückzahlung von neuem wieder Dienste thut.

In Beziehung auf christliche Einheit werden in jenem Bericht folgende Punkte als Praxis der Methodistenkirche bezeichnet:

„1. Anerkennung und Aufnahme der Glieder jeder evangelischen Kirche auf Grund eines Gliederscheins, und Empfehlung unserer eigenen Glieder an andere Kirchen.

2. Herzliche Bewillkommung von Gliedern anderer Kirchen zum Genuß des heil. Abendmahls, wie wir dasselbe verabreichen, und Teilnahme am Genuß desselben nach ihrem Gebrauch.

3. Freien und herzlichen Kanzel-Wechsel.

4. Praktisches Zusammenwirken mit andern Kirchen in allen christlichen Unternehmungen. Wir wissen von keinem Rivalisieren, ausgenommen wie eine Heeres-Abteilung mit einer anderen rivalisiert, um ihr Bestes zu thun im Kampf gegen einen gemeinsamen Feind. Unser Ideal ist nicht organische Union der Kirchen, sondern brüderliche Einheit des Geistes. Und das ist, wie wir glauben, die einzige Einheit, welche die apostolische oder nach-apostolische Kirche kennt.“

Unter der Überschrift „irdischer Besitz“ wird von den Bischöfen die Abgabe des Zehnten an die Kirche empfohlen, welcher daraus alle Mittel erwachsen würden, die sie nötig habe, um in dem Kampf gegen Satan und Sünde aggressiv voranzugehen.

Auch über Beteiligung des einzelnen an municipaler, nationaler und internationaler Politik spricht sich der Bericht aus und erklärt, die Glieder der Kirche seien zu dieser Beteiligung verpflichtet. Dabei laufen die beiden Bemerkungen mit unter, daß der Staat nicht minder göttlich sei als die Kirche und daß der Staat sogar das Produkt der Kirche sei.

Auch die Frage von Kapital und Arbeit wird berührt und es werden folgende sieben Punkte von den Bischöfen als „auf Recht und Gerechtigkeit ruhend“ bezeichnet:

„1. Jedermann hat ein Recht, sich auf gesetzlichem Wege Eigentum zu erwerben, sei es nun durch Thätigkeit, Vorsicht, Erfindung oder Erbschaft.

2. Niemand hat das Recht, seinen Besitz zur Unterdrückung seiner Mit- und Nebenmenschen auszunützen.

3. Jedermann hat ein Recht, aus seiner eigenen Arbeit Gewinn zu erzielen. In dieser Beziehung ist er ein Kapitalist.

4. Niemandem steht das Recht zu, seine Arbeit zur Unterdrückung seiner Mit- und Nebenmenschen auszunützen.

5. Jeder freie Mann hat ein Recht, sich zu weigern, für einen andern zu arbeiten.

6. Kein Mann hat ein Recht, einen andern von der Arbeit abzuhalten, arbeite er nun für wen er wolle.

7. Jedermann ist Gott verantwortlich für den Gebrauch seiner Zeit, Arbeit und deren Resultat.“

Diese Sätze sind allerdings so allgemein gehalten, daß sie gegebenen Falls erst noch einer Auslegung bedürfen und in vielen Fällen entgegengesetzter Auslegung fähig sein werden.

Was den Verlauf der Konferenz selber betrifft, so wurde der „Frauenfrage“ das allgemeinste Interesse entgegengebracht. Die Befürworter der Zulassung der Frauen verließen sich darauf, daß sie sowohl in der General-Konferenz wie in den jährlichen Konferenzen in der Mehrheit waren, wenngleich dieselbe noch nicht ganz zur Dreiviertel-Mehrheit gereicht hatte. Die Gegner ihrerseits stützten sich gerade auf die letztere Thatsache; außerdem hatten sie noch die Thatsache in Reserve, daß eine Anzahl jährlicher Konferenzen gar nicht über den Gegenstand abgestimmt hatten, weil er ihnen nicht einmal zur Abstimmung vorgelegt worden war. Unter diesen vier Konferenzen waren zwei, die sicher gegen die Zulassung der Frauen gestimmt haben würden, nämlich die Konferenzen von Süddeutschland und der Schweiz; ebenso würde wahrscheinlich auch die italienische Konferenz gestimmt haben.

Die Debatte über diesen Gegenstand zog sich durch vier Tage hin, ohne aber deshalb diese ganze Zeit in Anspruch zu nehmen. Es fanden nämlich an den Nachmittagen überhaupt keine Plenarsitzungen, sondern Komiteesitzungen statt, und auch von den Vormittagssitzungen war der erste Teil der Erledigung von Routinegeschäften gewidmet, so daß für die Besprechung der Frauenfrage doch nur acht Stunden verwendet wurden. Die Menge der Redner war so groß, daß jedem nur zehn Minuten Zeit gegeben wurden. Trotzdem konnten aber viele, die auch gerne geredet hätten, gar nicht zu Worte kommen. Da sowohl ein Majoritäts- wie ein Minoritätsantrag von dem berichtenden Komitee vorlag, so einigte man sich schließlich dahin, die Sache noch einmal an das Komitee zurückzuverweisen, das sich dann auf einen Kompromißantrag einigte, nämlich daß die vier Frauendelegaten zu dieser Konferenz zugelassen werden sollten, ohne daß dadurch die Frage als entschieden angesehen werden sollte, und daß die Frage den jährlichen Konferenzen noch einmal zur Abstimmung unterbreitet werden solle. Da indes die Frauen auf ihre Sitze verzichteten, so wurde der erste Punkt gegenstandlos.

Von der Debatte selbst sagt der Apologete: „Die Beweisführung war aber auf seiten der radikalen Befürworter nicht immer leidenschaftslos. In den meisten Fällen umgingen sie den Kardinalpunkt und appellierten in sentimentaler Weise an die Gefühle, und sangen das Lob der Frau. Die biblische Seite der Frage ist für die große Mehrzahl ein überwundener Standpunkt und wird das auch in der Zukunft bleiben.“

Auch von seiten der Gegner berief man sich viel mehr auf die Konstitution der bischöflichen Methodistenkirche als auf die Bibel. Zum Teil mochte das davon herkommen, daß man sich bewußt war, daß der Hinweis auf die heilige Schrift weniger wirksam bei den Gegnern sein werde, als die Berufung auf die Kirchenordnung

Der einzige Delegat der deutschen Methodisten, der überhaupt zum Worte kommen konnte, machte außer der Berufung auf die gesetzliche Ordnung noch folgende Gründe geltend: „Man betrachtet mich als einen Repräsentanten, sowohl des deutschen Volkes als der deutschen Methodisten. Wir sind als ein Volk nicht so sentimental angelegt, wie dies bei andern Völkern der Fall ist. Wir handeln mehr aus Prinzip. Unsere Religion ist etwas Praktisches und nicht bloß Gemütserregung. Unser Glaube gründet sich fest auf die Bibel und sie ist die Regel, nach der wir alles einrichten.

Wir Deutsche halten dafür, daß die Kirche keine menschliche Organisation, sondern ein göttliches Institut ist, deren großer Freibrief unsere Bibel ist. Wäre sie eine menschliche Organisation und Gesellschaft, so könnten wir mit Bezug auf vieles gerade so verfahren, wie es uns eben beliebt, allein als Ge-

neral-Konferenz haben wir kein Recht, eine Regel oder ein Gesetz anzunehmen, das dem Worte Gottes zuwiderläuft. In jenem heiligen Buche, in den ersten Kapiteln des ersten Buches Mose, hat Gott selbst die Stellung des Weibes festgesetzt."

Daß derartige Argumente eine bleibende Wirkung haben werden, ist bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht zu erwarten. Die nötige Dreiviertel-Majorität wird wahrscheinlich in der nächsten Abstimmung erzielt werden. Man wird es zwar nach wie vor an theoretischer Anerkennung der Bibel nicht fehlen lassen, während man durch derartige Einrichtungen eine sachliche Kritik an derselben übt, deren tiefeinschneidende Bedeutung auch dann nicht geleugnet werden kann, wenn man sie für berechtigt anerkennen würde.

Daß es an allerlei mehr oder weniger guten und schlechten Witzen bei der erwähnten Debatte nicht fehlte, ist leicht begreiflich. Am bezeichnendsten ist indes der Ausspruch eines Dr. Forbes gewesen. Er sagte: „Im Anfang schuf Gott die Welt, dann ruhte er; bald nachher schuf er den Mann, dann ruhete er wieder; später schuf er die Frau, und seitdem hatte weder der Mann noch Gott selbst Ruhe."

Das Komitee, welches über das Bischofsamt zu berichten hatte, empfahl die zwei ältesten Bischöfe vom aktiven Dienst zu entbinden und an ihrer Stelle drei andere zu erwählen. Die letztere Zahl wurde indes durch Beschluß der Versammlung auf zwei reduziert. Ein Antrag, welcher die Wahl eines farbigen Bischofs als zulässig erklärte, wurde ebenfalls angenommen, nachdem ausdrücklich erklärt worden war, daß die Annahme keine Nötigung zur Wahl eines solchen Bischofs in sich schließe.

Interessant und lehrreich ist auch der Antrag, die Zeit von einer Tagung der General-Konferenz zur andern auf sechs Jahre zu erweitern. Derselbe wurde von der Central New York Konferenz eingebracht und mit folgenden Punkten begründet:

„1. Es würde dadurch eine große Geldausgabe erspart werden, da die Kosten der General-Konferenz auf mehr als $2,500 per Tag veranschlagt wurden.

2. Es würde dadurch viel wertvolle Zeit erspart werden, da nach der gegenwärtigen Ordnung etwa 540 Männer von ihrer gewöhnlichen Thätigkeit im Werk der Kirche für eine Periode von vier Wochen während jeder General-Konferenz abberufen werden, was im Durchschnitt ein Verlust von 45 Jahren für die lokalen Kirchen ist.

3. Es würde die Totalsumme der Besorgnis und Aufregung, welche der Wahl der Bischöfe und anderer Beamten vorhergeht und nachfolgt, verringern.

4. Es würde eine zufriedenstellendere Prüfung der Tüchtigkeit der erwählten Beamten für ihre respektiven Ämter ermöglichen.

5. Es würde eine längere Ruheperiode geben von der hitzigen Kritik unserer Kirchenordnung und Verfassung, welche unausbleiblich hervorgerufen wird durch die Versammlung dieser höchsten Gerichtsbarkeit und Legislatur der Kirche.

6. Es würde mehr Zeit geben, in welcher der Wert oder die Fehler der Veränderungen der Kirchenordnung geprüft werden könnten.

7. Es würde zur größeren Stabilität und Permanenz unserer Gesetzgebung dienen."

Was den fünften dieser Punkte betrifft, so liefert der Apologate eine Erklärung dazu in einer Anzahl von Bemerkungen, die sich in einem Artikel über die General-Konferenz finden. Es heißt da u. a.: „Es werden da noch immer

eine Anzahl tiefgreifender Fragen zur Verhandlung kommen, wenn aber die meisten davon auf den Tisch gelegt würden, so wäre der Kirche damit am besten gedient. Unsere Kirche ist fortschrittlich und die Gegenwart zeitigt viele radikale Elemente. Von dieser Seite wird unmittelbar vor und während der General-Konferenz an allen Institutionen, Einrichtungen, Lehren und Ordnungen der Kirche gerüttelt. Massenhaft sind die Zuschriften eingelaufen von Prediger- und DistriktsVersammlungen, von Wahlkonferenzen und jährlichen Konferenzen, und wenn die vorgeschlagenen Änderungen und Verbesserungen wirklich so bedeutungsvoll wären, wie die Einsender zu glauben scheinen, so müßte man mit allem Herkömmlichen brechen und alle bisherigen Ordnungen auf den Kopf stellen. Das konservative Festhalten an dem geschichtlich Gewordenen ist nicht die Sünde der Zeit . . . . . Es ist erfreulich, daß viele der großen Führer unserer Kirche und vor allem der Board der Bischöfe konservativ veranlagt sind, und von dieser Seite legt man großen Wert auf den deutschen Zweig unserer Kirche, den man mit Recht als das konservativste Element des Methodismus bezeichnet. Die Arbeit unserer deutschen Brüder ist schwerwiegend und ein unaussprechlicher Segen für die Kirche. Auch von radikaler Seite weiß man die deutsche Treue, die deutsche Gewissenhaftigkeit und die deutsche Beharrlichkeit hoch zu schätzen und rühmt den gesunden Sinn und das zähe Festhalten am Erbe der Väter. Man nennt den deutschen Zweig das Salz der Kirche, und wir dürfen uns freuen, daß wir der Kirche, der wir vieles verdanken, in dieser Sturm- und Drangperiode zum großen Segen werden können. Die unumschränkte Macht unserer General-Konferenz ist so ungeheuer, daß man bei dem Gedanken des Mißbrauchs wohl erzittern darf. Sie besitzt gesetzgebende, richterliche und exekutive Gewalt, und die einzige Grenze ist durch die sechs Beschränkungsregeln gezogen. Sie macht Gesetze, sie ist verantwortlich für die Ausführung und sie ist zugleich der höchste Gerichtshof der Kirche, welcher das Gesetz auslegt. Jeder Delegat dient zu gleicher Zeit in dreifacher Kapazität: als Gesetzgeber, als Richter und als Gesetzesvollstrecker. In diesem delegierten Körper ist die ganze und die höchste Autorität der Kirche niedergelegt, ihre Macht ist — abgesehen von den sechs Beschränkungsregeln — unbeschränkt und ihre Entscheidung ist endgültig. Wenn man nun bedenkt, wie dieser Körper zusammengesetzt wird, aus Leuten verschiedener Sprachen, Nationen und Rassen, aus verschiedenen Lebensständen und Bildungsgraden und dann bedenkt, wie viele wichtige und tiefgreifende Fragen, biblischer, kirchlicher, sozialer und moralischer Natur diesem Körper zur Entscheidung vorliegen, so kann man wohl begreifen, wie wahr es ist, wenn Bischof Merrill sagt: ‚Die gefährlichste Zeit für die Kirche sind die vier Wochen, in welchen die General-Konferenz tagt.‘ Es kann nie mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, was eine General-Konferenz thun wird. Das Resultat weiß niemand bis abgestimmt wird, und wie oft hängt das Resultat der Abstimmung, menschlich geredet, vom reinsten Zufall ab. Bischof Morris sagte einmal: ‚Ich habe längst gelernt, mich auf absolut nichts zu verlassen, das von der Abstimmung der General-Konferenz abhängt.‘ An dieses Wort wurden wir immer wieder erinnert, als die große Debatte über die Frauenfrage geführt wurde. Es handelte sich um die Entscheidung einer gesetzlichen Frage, und zwar darum, ob das in 1872 adoptierte Gesetz, das den Laien Zutritt zur General-Konferenz gewährt, auch die Frauen einschließe. Die General-Konferenz war der Gerichtshof, welcher diese Gesetzesfrage entscheiden sollte. Die große Mehrzahl der Reden und zwar die gewaltigsten derselben, hatten mit dem in Frage stehenden Punkt gar nichts gemein, und

sie wären ganz am Platze gewesen, wenn es sich darum gehandelt hätte, das Weib zu emancipieren, sie waren ebenso schlecht angebracht vor diesem Gerichtshof, der eine gesetzliche Frage entscheiden sollte, als das Applaudieren der Richter, von denen sich viele, hauptsächlich viele der Schwarzen, von den feurigen Reden haben fortreißen lassen. Diese Beobachtung, ferner die obigen Erwägungen, die Größe und die Zusammensetzung des Körpers, sowie die Thatsache, daß die Hauptaufgabe der General-Konferenz notwendigerweise legislativer Natur ist, muß jeden Einsichtsvollen überzeugen, daß die General-Konferenz der Aufgabe enthoben werden sollte, die höchsten richterlichen Funktionen der Kirche auszuüben. Mehr als je zuvor sind wir von der Notwendigkeit überzeugt worden, daß unsere Kirche einen separaten Gerichtshof von 25 oder 30 ausgewählten Männern einrichten sollte. Die General-Konferenz sollte, ähnlich wie der Kongreß, legislative Gewalt haben, während der kirchliche Gerichtshof richterliche Autorität besitzt, dessen Grenze die Konstitution bildet. Falls Frauen Zulassung finden sollten, wird eine derartige Einrichtung zur unabweisbaren Notwendigkeit werden. Wer könnte uns dafür bürgen, daß nicht zwei Dutzend, oder mehr, schwarze Frauen aus dem Süden Sitz und Stimme in der General- Konferenz bekämen, und wer wollte eine derartig zusammengesetzte General-Konferenz mit solcher Macht betrauen?"

Die Berichte der amerikanischen Missionsgesellschaften weisen eine ganze Reihe von Defizits auf, die sämtlich das Hunderttausend überschreiten. Die Missionsschuld der Bischöflichen Methodistenkirche beträgt $238,000 und es wurde offen ausgesprochen, daß die Generalkonferenz bei diesem kritischen Zustand werde eingreifen müssen, obwohl schwer zu sagen ist, wie sie eine wirksame Abhilfe schaffen kann, denn das fortwährende Verringern der Bewilligungen führt notwendig zum Aufgeben mancher Missionsgebiete.

Die Baptisten wissen von einer Schuld von $198,958 zu berichten; die Presbyterianer haben für Heidenmission eine Schuld von $174,830, obwohl sie ihre Ausgaben um etwa $200,000 vermindert haben; für einheimische Mission haben dieselben eine Schuld von $258,000. Die Amerikanische Missionsgesellschaft gibt ihr Defizit auf 114,630 und die Kongregationalisten das ihrige auf $179,000 an. Die Wesleyanischen Methodisten in England haben ebenfalls eine Missionsschuld von $150,000. Der Gesamtbetrag dieser Schulden ist etwas über $1,500,000. Damit ist freilich noch lange nicht die Gesamtsumme aller Missionsschulden in Amerika angegeben, da die unter Hunderttausend fallenden Beträge auch ziemlich zahlreich sein müssen.

Die in der letzten Nummer der Theol. Zeitschrift erwähnten Beschuldigungen des württembergischen Konsistoriums haben sich wenigstens an einem Punkte geklärt und im wesentlichen als hinfällig erwiesen. Es war nämlich von Steudel in einem öffentlichen Vortrag behauptet worden, Prälat von Wittich, dem zunächst die unständigen Geistlichen der württembergischen Landeskirche unterstellt sind, habe einen Kandidaten, der ihm gegenüber erklärte, er halte die Religion für einen Denkfehler der Menschheit, durch den Hinweis auf die materiellen Vorteile des geistlichen Standes zum Eintritt in den Kirchendienst zu bewegen gesucht. Begreiflich mußte das eine große Erregung hervorrufen, obwohl, wie es sich herausstellte, eine nebensächliche und beiläufige Bemerkung zur entscheidenden Hauptsache aufgebauscht worden war.

Prälat Wittich hatte eine Erklärung allgemeinerer Natur in der Angelegenheit abgegeben, da der betr. Kandidat nicht genannt worden war. Inzwischen ist derselbe mit einer Erklärung hervorgetreten, welche die Äußerun-

gen des Prälaten im wesentlichen bestätigt und rechtfertigt. Der betreffende Kandidat sagt nämlich u. a. folgendes:

„Nachdem ich von Herrn von Wittich empfangen war, und er sich über einzelnes, das meine Personalien betraf, erkundigt hatte, stellte er die Frage an mich, welchen Wunsch ich habe. Hierauf hatte ich nur die eine Antwort: nicht in den Kirchendienst zu gehen. Auf die verwunderte Frage des Herrn von Wittich, warum ich diesen Wunsch hege, erklärte ich, daß ich mit der christlichen und kirchlichen Lehre nicht einverstanden sei und sie also auch nicht vertreten oder predigen könne. Die Folge hiervon war eine längere Erörterung über die Voraussetzungen, auf die sich meine Anschauung über kirchliche Lehre und Christentum gründete. Dabei gab ich die Ansicht kund, daß überhaupt das, was man mit ‚Religion' bezeichne, auf einer prinzipiell falschen Weltanschauung oder einem Denkfehler beruhe. Nun meinte Herr von Wittich, ich müsse doch die Sittenlehre des Christentums gelten lassen und könne also diese von der Kanzel herab vortragen. Ich entgegnete, daß ich die christliche Sittenlehre im ganzen für eine richtige halte, daß dies aber für meinen Fall ganz gleichgültig sei, da ich in der Kirche die Sittenlehre nicht an und für sich, sondern mit ihrer Begründung auf eine Religion, nämlich die christliche, vortragen müßte. Herr von Wittich sprach dagegen die Ansicht aus, daß ich ganz wohl eine Sittenlehre von der Kanzel herab darbieten könne. Ich erinnere mich des Ausdrucks des Herrn Oberkonsistorialrats: ich könne auf der Kanzel ‚Moral predigen;' wahrscheinlich wurde dieses Wort dadurch veranlaßt, daß ich es vorher selbst gebraucht hatte.

„Bei dem — durchaus freundlich gestalteten — Bemühen, mir begreiflich zu machen, warum ich doch in den Kirchendienst eintreten solle, wies Herr von Wittich darauf hin, daß ich auf meine Eltern Rücksicht nehmen müsse, denen ich gewiß Kummer bereitete, wenn ich die theologische Laufbahn verließe. Es war im Anschluß hieran oder jedenfalls nicht weit davon, daß er sagte: Und dann möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß für Ihr äußeres Fortkommen am besten gesorgt wäre, wenn Sie in der theologischen Laufbahn blieben. Darauf sagte ich: Aber, Herr Konsistorialrat, einen derartigen Grund sollte man in dieser Angelegenheit nicht vorbringen. Herr von Wittich war sichtlich betreten und sagte: Ich habe dies nur nebenbei angeführt. Worauf ich: Herr Oberkonsistorialrat, in einer derartigen Angelegenheit darf, was Sie anführten, nicht einmal nebenbei in Betracht kommen."

Die Erklärung von der andern Seite hat um so mehr Bedeutung, als sie wegen der Nichtkenntnis des betr. Falles nur eine Darlegung der allgemeinen Grundsätze sein konnte, welche in solchen und ähnlichen Fällen zur Richtschnur des Verhaltens dienen können. Sie lautet in ihrem wesentlichen Teile wie folgt:

„Was nun den Fall selbst betrifft, so kann ich mich, da meine Bemühung, den Namen des beteiligten Kandidaten zu erfahren, fruchtlos gewesen ist, da mir somit jeder Anhaltspunkt fehlt, mich auf die näheren Umstände zu besinnen, nur darüber aussprechen, was ich nach Analogie andrer ähnlicher Fälle etwa gesagt haben kann. Ich gebe ohne weiteres als möglich zu, daß jener Kandidat der Theologie, wie manche seiner Kollegen während oder beim Abschluß des akademischen Studiums, auf einem negativen Standpunkt stand. Ich habe mich aber dadurch allein nie bestimmen lassen, einen noch in der Gährung und Entwicklung begriffenen jungen Mann zurückzustoßen oder an der Möglichkeit seiner Verwendung im Kirchendienst von vornherein zu verzweifeln. Jugendliche Geister lieben es, ins Extrem zu gehen, und setzen zuzeiten eine gewisse Ehre darein, sich noch radikaler darzustellen, als sie es im Grunde des

Herzens sind. Einem solchen, der mir seine vielleicht weitgehenden theoretischen Bedenken und Zweifel mitteilte und hierauf das Bekenntnis seiner Unfähigkeit zum Kirchendienst gründen zu müssen meinte, kann ich gesagt haben, er solle einmal versuchen, alle Theorien beiseite zu lassen und sich rein auf den praktischen Standpunkt zu stellen in der Weise, daß er zunächst an die Sittenlehre Jesu sich halte und dieser seine Predigtgedanken entnehme; er solle aber auch sich bemühen, die Anforderungen dieser Lehre auf sein eignes Wollen und Leben gewissenhaft anzuwenden, dann, hoffe ich, werde er auch mit seinen Ansichten über die Person Christi und über das Dasein und Wesen Gottes auf einen andern Standpunkt gelangen. Sollte dieser Rat wirklich so verderblich und verwerflich sein? Wenn ja, dann fällt unter dasselbe Urteil auch das Christuswort Ev. Joh. 7, 17.

„Daß ich die Hinweisung auf die ‚materiellen Vorteile des geistlichen Standes‘ als Motiv zu weiterm Verfolgen der theologischen Laufbahn sollte benutzt haben, ist mir sehr unwahrscheinlich. Ich habe im Gegenteil schon manchen Vater, den die Aussicht auf das Seminarbenefizium bestimmte, einen Sohn dem Studium der Theologie zuzuführen, darauf aufmerksam gemacht, welch schweren Kampf heutzutage fast jeder Theologe zu bestehen habe und wie man dabei einen innern Schaden erleiden könne, der durch keinen äußern Vorteil aufgewogen werde. Es werden auch alle diejenigen, die mich über die Stellung des Pfarramts in unsrer Zeit reden hörten, wozu ich des öftern Veranlassung hatte, mir bezeugen, daß ich vielmehr den Ernst und die Schwierigkeit dieses Berufs hervorgehoben und darauf hingewiesen habe, wie viel Selbstverleugnung und Glaubensmut erfordert werde, um bei dem Widerstand und Widerspruch gegen die evangelische Heilswahrheit, der zu den Zeichen unserer Zeit gehöre, das Amt eines Predigers und Seelsorgers würdig und wirksam zu führen.

„Immerhin mag es sein, daß ich auch dann nnd wann einem, der es leicht nehmen zu dürfen glaubte, nach beendigtem theologischem Studium und erstandner Prüfung wegen seines augenblicklichen ‚wissenschaftlichen Standpunktes‘ vom Kirchendienst zurückzutreten und ein andres Fach zu ergreifen, zu bedenken gab, welche Not und Sorge er dadurch über sich selbst und seine Eltern bringe, und wie ihm seine bisherige Lebensführung die sittliche Pflicht auferlege, wenigstens einen Versuch mit der Arbeit im Kirchendienst zu machen. Ich glaube auch, dazu nach Lage der Verhältnisse Grund und Recht gehabt zu haben, und sehe nicht ein, inwiefern mir daraus ein Vorwurf gemacht werden könnte.

„Ich habe im Laufe von mehr als zwanzig Jahren manche Stunde mit solchen tief ins innere Leben eingreifenden Unterredungen zugebracht und die Last der Verantwortung vor Gott und Menschen, die damit auf mich gelegt war, schwer genug empfunden. Ich kann dabei in meinem Urteil über Persönlichkeiten und Verhältnisse mich getäuscht, ich kann zu viel gehofft und vertraut haben, aber ich bin mir bewußt, daß ich die, die sich in ihren Seelenkämpfen und Gewissensnöten an mich wendeten, beraten habe, so gut ich es vermochte, und daß es mir stets ein ernstes Anliegen war, weder die Wahrheit zu verleugnen, noch die Liebe zu verletzen. Ich durfte auch mehr als einmal die Erfahrung machen, daß ein gutes Wort eine gute Statt fand und eine wertvolle Kraft dem Dienste der Kirche erhalten wurde. Daß einer von denen, die eine solche Unterredung mit mir gehabt haben, meine Äußerung an ihn, wie sie nun auch gelautet haben möge, einem Dritten mitteilen könnte, mit der Ermächtigung, sie in öffentlicher Versammlung zu meiner Verunglimpfung

zu verwerten — das hatte ich nicht für möglich gehalten. Trotz dieser trüben Erfahrung werde ich nicht aufhören, auch fernerhin unsrer theologischen Jugend die Fürsorge und Teilnahme zuzuwenden, zu der mich mein Beruf verpflichtet und mein Herz treibt."

Die römische Kirche in Frankreich sieht den neuen Gesetzentwurf über das „Recht der Association", den Goblet am 9. Februar 1895 dem Bureau des Abgeordnetenhauses übergeben hat, mit Recht als eine schwere Bedrohung des Ordenswesens in Frankreich an. Besonders ist es Artikel 6, der hier in Frage kommt: „Die Associationen können außer dem Privateinkommen ihrer Mitglieder nur jährliche Beiträge (conscriptions, contisations annuelles de leurs membres) besitzen. Sie können weder in ihrem eigenen Namen, noch durch Fideikommiß (par personnes interposées) bewegliches oder unbewegliches Eigentum erwerben oder in irgend einer Form testamentarische oder andere Schenkungen (déguisés sous forme de contrats à titre onéreux) entgegennehmen oder direkt einer bürgerlichen oder kommerziellen Gesellschaft als Teilhaber angehören". Damit würde der gesamte Besitz der toten Hand aufgehoben. Der „Spectator" in der Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 51 meint: „Wenn diese Bestimmungen Gesetzeskraft erhalten sollten, so wäre den Kongregationen in Frankreich nicht bloß sofort das Lebenslicht ausgeblasen, sondern ihr ganzes, nach geringer Schätzung jetzt auf 700 Millionen angegebenes Vermögen würde dem Staate in den Schoß fallen... Man hat seitens des Vatikans die französische Demokratie wie ein artiges Kätzchen umschmeichelt und gestreichelt. Bis jetzt zeigt dies nette Tierchen nur so von weitem seine Krallen. Bald wird der Tiger ausgewachsen sein—und dann gute Nacht, fille aînée de l'Église (älteste Tochter der Kirche)"!

In Portugal sind die Klöster schon seit 1834 auf den Aussterbeetat gesetzt und erst neuerdings hat der katholische Abgeordnete Quirino der Ständeversammlung einen Antrag unterbreitet, welcher darauf ausgeht, das Gesetz von 1834 abzuschaffen. Nun ist es kaum wahrscheinlich, daß die freisinnige und regierungsfreundliche Majorität darein willigen wird, das Gesetz rückgängig zu machen. Augenblicklich verfügt die römische Kirche in Portugal über sechzehn Frauenklöster, darunter vier in Lissabon, drei im Bistum von Evora, zwei in dem von Braga, zwei in dem von Coimbra. In fünfzehn von diesen Klöstern lebt nur noch je eine einzige Nonne; das Kloster Remedios in Braga zählt ihrer noch zwei.

Es ist doch eine auffallende Thatsache, daß während die katholische Kirche die Zahl ihrer Klöster und ihrer Insassen in protestantischen Gebieten mit allen Mitteln zu vermehren bestrebt ist, sie in nicht protestantischen oder nicht vom Protestantismus berührten Gebieten denselben augenscheinlich viel gleichgültiger gegenüber steht. Oder ist ihre Stellung in diesen Ländern derart aussichts- und einflußlos, daß sie nicht einmal mehr einen ernstlichen Versuch wagt, das zu erlangen, wofür sie in protestantischen Ländern mit aller Macht und mit entschiedenem Erfolg arbeitet?

Auch in Ungarn kommt es zwischen den orthodoxen Juden und den Vertretern der modernen Richtung zu immer härteren Gegensätzen. So fand in Budapest auf Einladung der „autonomen orthodoxen Durchführungskommission" eine Rabbinerkonferenz statt, an der 15 orthodoxe Rabbiner teilnahmen. Man beschloß, an sämtliche Gemeinden ein Rundschreiben ergehen zu lassen, in welchem die Anhänger der modernen Richtung als „unjüdische Sekte" bezeichnet und deren Kultusbeamte und Institutionen in den Bann gethan wer-

den. Das Rundschreiben erregte viel Aufsehen. Einige moderne Rabbiner wollten einen Prozeß wegen Beleidigung anhängig machen, auch die jüdische Gemeinde in Nyitra sprach in ihrer jüngsten Sitzung ihrem Rabbiner Moses Katz, einem von jenen 15, ihre Mißbilligung aus, da derartiges den Gemeindefrieden störe.

Die Lehre von der vollkommenen Heiligkeit oder die Behauptung, daß ein Christ es zu einem sündlosen Zustand bringen könne, wird von einem Baptistenblatt, dem „Religious Herald," in sehr entschiedener Weise bestritten. „Der Mensch" — wird gesagt —, „der sich mit der Vorstellung betrügt, daß er nichts Verkehrtes thut, ist eine Gefahr für die Gesellschaft. Es macht praktisch für ihn keinen Unterschied, ob er bloß meint, er könne kein Unrecht thun oder ob er thatsächlich nichts Unrechtes vollbringt. Es ist bloß eine Verschiedenheit des Ausdrucks. Natürlich ist bei einem Menschen, der diese Vorstellung hat, die Gefahr vorhanden, daß ihm alle sittlichen Unterscheidungen verschwinden. Es ist das thatsächlich eine fixe Idee, und wo sie ungehemmt ist, macht sie ihr Opfer unfähig zu einem sittlichen Urteil. Man verstehe es recht; wir wollen nicht sagen, daß alle, welche diese Lehre annehmen, daß es möglich sei sündlos zu werden, sittenlose Leute seien. Wir würden niemals daran denken, so etwas zu behaupten. Wir zweifeln gar nicht daran, daß manche von ihnen zu den besten auf Erden gehören. Was wir behaupten, ist das: Sobald die Vorstellung, man habe die Gefahrlinie, wo das Unterworfensein unter das Böse aufhört, überschritten, voll angenommen und danach gehandelt wird, so verwischt sie die Unterscheidung zwischen gut und böse. Was so als richtige Theorie erscheint, hat sich auch in der Wirklichkeit thatsächlich als wahr erwiesen. Die ‚Gesellschaften von Heiligen,' die sich von Zeit zu Zeit in verschiedenen Orten zusammengethan haben und diese Lehre bis zu ihrer Grenze getrieben haben, haben unmißverständlich die Gefahr gezeigt, die dahinter lauert, nämlich, daß Religion und Sittlichkeit auseinandergerissen werden. Wir wollen Leute von einfältigem Herzen aufrichtig vor dieser Täuschung warnen. Ihre Geschichte zeigt nicht, daß diejenigen, welche vorgaben, diese außerordentliche Höhe erreicht zu haben, vor ihren Mitchristen sich besonders durch die Gaben und Tugenden hervorgethan haben, welche die christliche Persönlichkeit zieren. Das Gegenteil ist oft der Fall. Diese Lehre ist nicht harmlos; sie ist entschieden gefährlich."

So richtig das nun auch sein mag, so bedarf es doch der Ergänzung, daß auch die entgegengesetzte Lehre, daß nämlich der Christ in diesem Leben nie völlig von der Sünde und von der Gefahr der Sünde befreit wird, auch mißbraucht werden kann, um einem trägen Gewissen eine theoretische Grundlage seiner Gleichgültigkeit zu schaffen.

Wo das Gewissen abgestumpft ist, da kann das Denken ebensowohl eine Wahrheit mißbrauchen, wie einen Irrtum benutzen, um sich vor dem eigenen wie vor dem Urteil der Mitmenschen und Mitchristen — wenigstens scheinbar — zu rechtfertigen.

Das Bestreben der japanischen christlichen Gemeinschaften, aus den Beziehungen zu den christlichen Missionsgesellschaften herauszutreten, mag zum Teil an dem Aufschwung liegen, den das japanische Nationalbewußtsein auf politischem Gebiete genommen hat, zum Teil scheint es aber auch an einer Auffassung des Christentums zu liegen, die aus der Anwendung der philosophischen Ideen des Konfutsianismus und Buddhismus hervorgegangen ist. Die Chron. der christl. Welt berichtet darüber folgendes:

„Dr. Amory H. Bradford, der sich im Interesse der amerikanischen kongregationalistischen Kirchen in Tokio aufgehalten hat, schreibt dem Outlook, man fühle allgemein, daß die Zeit nahe sei, wo die ausländischen Missionare von Japan zurückgerufen werden sollten. „Man darf daraus nicht schließen, daß dies ein Herabsetzen der christlichen Ideale bedeute, oder daß die Leute weniger Interesse für das Christentum hätten. Es wird auf der andern Seite deutlich und beständig versichert, der Hauptgrund für die herrschende Stimmung sei die Thatsache, daß die Leute nun imstande sind, die Arbeit selbst zu thun, und daß es darum ungerecht und unrecht ist, wenn sie den amerikanischen Christen länger zur Last liegen." Eine japanische Zeitung, „Der Christ," macht den Vorschlag, die Mitarbeit der Christen andrer Länder möchte sich auf die Sendung hervorragender und anerkannt tüchtiger Professoren und Pastoren zu gelegentlichem Dienst beschränken, zum Unterricht in der Theologie und zur Neubelebung der Missionsarbeit. Aber während die Stimmung unter den eingeborenen Seelsorgern und Evangelisten und selbst unter den Missionaren sehr gegen den Fortbestand der (ausländischen) Missionen ist, erklären gewichtige Stimmen aus den eingeborenen Laienkreisen den etwaigen Rückzug der Missionare für einen großen Fehler.

In den Kumai-ai-Kirchen (japanische Kongregationalisten), in denen jene Krisis jetzt zu Tage getreten ist, hat sich, so berichtet Dr. Bradford weiter, auch eine Unruhe auf theologischem Gebiete geltend gemacht, die sich auch auf andere Denominationen fortgepflanzt hat. Kompetente Beurteiler schreiben dies mehr dem Konfutsianismus zu, in dem die Leute aufgewachsen sind, als dem Einfluß europäischen oder amerikanischen Denkens. Diese „neue Theologie" läßt ganz allgemein die wunderbaren Elemente im Christentum fallen, sieht in Jesus einen großen Lehrer und guten Menschen, der aber in keinem wirklichen Sinne göttlicher Natur ist, nimmt es leicht mit der Persönlichkeit Gottes, legt aber, wie es scheint, mehr Gewicht auf den Geist, der in einem Menschen lebt, als auf sein Glaubensbekenntnis. Alle Denominationen stehen unter diesem Einfluß. „Obwohl ich mancherlei finde," schreibt Bradford, „das ich gern anders hätte, und das sich wohl mit der Zeit ändern wird, so möchte ich doch Zeugnis ablegen für die intellektuelle Ehrlichkeit und den sittlichen Ernst, mit dem mir die Japaner an die tiefen Probleme des menschlichen Lebens und des Christentums heranzutreten scheinen. . . . Das amerikanische Christentum ist zum sehr großen Teil aus dem Boden des englischen Puritanismus hervorgewachsen, während in Japan das Christentum in hauptsächlich konfutsianischen und buddhistischen Boden eingepflanzt worden ist. Es ist klar, daß sich das Denken dort für viele Jahre, wenn nicht für immer, demgemäß in von den unsrigen verschiednen Bahnen bewegen muß."

Das an Mordthaten reichste „christliche" Land ist Chile. In Santiago erschien zu Beginn dieses Jahres ein Buch des Katholiken Carlos Newman in spanischer Sprache: „Notizen zur Todesstrafe." Nach demselben ist die Unsicherheit für Leben, Gesundheit und Vermögen der Bewohner auf dem platten Lande, selbst in der Nähe der großen Städte, eine entsetzlich große, trotz der unerbittlichen Strenge der Gerichte und des Präsidenten, der keinen Mörder begnadigt. Nach den auf amtlichem Material beruhenden Berechnungen Newmans wurde 1892 in Chile ermordet 2200 Personen, d. h. je 72 von 100,000 Einwohnern, oder alle vier Stunden des Jahres kam ein Mord vor. Vom 1. Januar bis 1. November 1893 wurden 1500 Personen ermordet, d. h. 45 von je 100,000, oder alle fünf Stunden ein Mord. Im Jahre 1894 wurden allein im Departement Santiago (etwa 300,000 Einwohner) 290 Morde begangen, d. h. über 96 Morde kommen auf 100,000 Einwohner.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Juli 1896. No. 7.

Die Episteln vom 6. bis 9. Sonntag nach Trinitatis.

Von P. F. Grabau.

I. 6. Sonntag nach Trinitatis: Römer 6, 3—11.

Der Glaubenssatz: daß der Mensch vor Gott gerecht werde aus Gnaden, wird von einem Menschen, der mit seiner Bekehrung nicht Ernst machen will, leicht so ausgelegt, als sei die Buße und Bekehrung überhaupt nicht notwendig. Der Mensch könne ja ruhig bleiben, wie er ist, die Gnade Gottes decke ja doch nachher alle Sünden zu. Da mag es zuletzt noch als ein gutes Werk erscheinen, so recht ad majorem Dei gloriam darauf los zu sündigen, denn je mehr Sünde, desto größer die Gnade. Diesem verwerflichen Grundsatz, sowie dem Bestreben, das Dogma von der Rechtfertigung aus Gnaden zu einem Ruhepolster für den alten Menschen zu machen, tritt Paulus in dieser Epistel mit aller Macht entgegen. Mit schlagenden Gründen weist er nach, daß ein getaufter Christ auch unbedingt einen heiligen Wandel führen müsse. Die Taufe verpflichtet nicht nur zu einem neuen Leben, sondern gibt auch die Gewißheit, daß das alte Leben abgethan und ein neues angefangen hat.

Allerdings ein Paulus und die Christen, an die er schreibt, konnten gar nicht an ihre Taufe denken, ohne zugleich an jene wichtige Entscheidung zu denken, durch welche ihr ganzes Leben eine andere Richtung erhalten mußte und erhalten hatte. Aus dem Saulus wurde ein Paulus, als Ananias die Hände auf ihn legte und ihn taufte; vormals ein Verfolger der Gemeinde, ist er nach seiner Taufe ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand des Herrn. Bei den ersten Christen besiegelte die Taufe den völligen Bruch mit allem heidnischen oder jüdischen Wesen. Solange einer noch nicht getauft war, konnte er immer noch wieder zurücktreten, nach der Taufe nicht mehr. — Wie steht es nun in diesem Stücke bei uns? Können wir bei der Praxis der Kindertaufe überhaupt noch von einem solchen durch die Taufe markierten Wendepunkt im Leben reden? Freilich, wenn die Taufe nur ein Werk des Menschen wäre, ein Bekenntnis zu Christo, dann allerdings könnte man ihr die Bedeutung nicht mehr beilegen, die Paulus ihr beilegt. Aber sie ist mehr, sie ist vor allem eine That Gottes, eine Zusicherung seiner Gnade

an den Menschen, seiner Gnade, wie sie in Christo für uns vorhanden ist. Daher behält die Taufe auch für uns ihre hohe Bedeutung als Siegel und Unterpfand des von Gott in uns gewirkten neuen Lebens.

An diese hohe Bedeutung der hl. Taufe knüpft der Apostel an, um zu beweisen, daß ein getaufter Christ notwendig ein heiliges Leben führen müsse. Nach Vers 3 erinnert uns die Taufe zunächst an den Tod Christi. Wir sind *in seinen Tod* oder *zu seinem Tode* getauft worden. Das schließt in sich zunächst das Bekenntnis, daß unser Christus, unser Heiland, nicht etwa nur in der Einbildung existiert oder daß wir uns einen Christus nach unserm Gefallen zurechtstutzen dürften, sondern daß unser Christus identisch ist mit dem geschichtlichen Jesu von Nazareth, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Es weist ferner darauf hin, daß nur durch den Tod Christi unsere Sünden getilgt werden konnten, wir uns also zu unsrer Seligkeit nicht genügen lassen dürfen an einem Hören seiner Lehre allein oder an einem Anstaunen seiner Wunder etwa, sondern unser Platz ist unter seinem Kreuze, wo wir gläubig zu ihm als zu unserm Bürgen aufzuschauen haben. Wollen wir nun nicht Christum zum Sündendiener machen oder ihn aufs neue kreuzigen, so sind wir verpflichtet, der Sünde abzusagen.

Einen weiteren Beweis fügt der Apostel Vers 4 hinzu, indem er die symbolische Taufhandlung mit dem Tode und der Auferstehung Christi vergleicht. Wir sind begraben durch die Taufe in den Tod, — also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. Sonst kommt der Tod vor dem Begrabenwerden, aber hier soll durch das Begrabenwerden der Tod hervorgerufen werden; wie durch das Untertauchen unter das Wasser der Mensch getötet wird. Der alte Adam hat kein recht mehr zu leben, weil Christus gestorben ist. Von selbst stirbt der alte Adam nicht, er muß gewaltsam getötet werden, und darum pflanzt Gott ein neues Leben in uns, damit durch dasselbe das alte Wesen verschlungen und vernichtet werde. Wie aber auf Christi, des andern Adams, Kreuzestod ein neues, herrliches und ewiges Leben folgte, so muß aus dem Tode des alten Adams in uns das neue, Gott wohlgefällige Leben hervorgehen. Wir sind Stammverwandte Christi geworden (Vers 5) durch unsere Taufe sowohl in der Ähnlichkeit seines Todes als auch in der Ähnlichkeit seiner Auferstehung und seines Lebens.

Alles das ist uns nun immer wieder ein neuer Antrieb zu heiligem Wandel. Das Bewußtsein (Vers 6), daß unser alter Mensch samt Christo gekreuzigt ist, beruht ja nicht sowohl auf den Schmerzen der Buße, die wir erfahren haben, sonst würden wir wohl nie unsers Gnadenstandes uns freuen dürfen; wie könnten wir nämlich wissen, ob diese Schmerzen der Buße zur Kreuzigung des alten Menschen auch wirklich genügend gewesen sind? Nun aber ist's Gott, der durch unsre Taufe uns die Gewißheit gibt, daß er uns zu seinen Kindern gemacht hat. Da können wir fröhlich glauben. Das Außerkraftsetzen des sündlichen Leibes wäre uns ja ganz und gar unmöglich auch bei der härtesten Askese; Gott jedoch setzt ihn außer Kraft, sodaß wir ihm nun

beherrschen können und nicht mehr seine willenlosen Sklaven sein müssen. Wie an den Gestorbenen (Vers 7) die Sünde keinerlei Anforderungen stellen, ihn also auch nicht mehr versuchen kann, so ist auch durch den Tod des Verbrechers andrerseits das Verbrechen gesühnt und der Forderung des Gesetzes Genüge geleistet.

Die Sühnung hat Christus vollbracht für die Menschen, nun kann von seiten Gottes an den Menschen die Forderung eines heiligen Wandels gestellt werden. Unsere Taufe in Christi Tod ist uns nun (Vers 8) das Zeugnis, daß das alte Wesen abgethan, die Sühnung also faktisch vollzogen ist; nun ist es an uns, die Forderung Gottes zu erfüllen. Der Glaube allein gibt uns dazu die nötige Kraft, indem er nicht nur die von Christo erfüllte Gerechtigkeit als eine uns zugerechnete uns zeigt, sondern den Trieb in uns weckt und stärkt, Christo ähnlich zu werden. Christi Leben ist ein ewiges (Vers 9), die Macht des Todes ist für ihn (und damit auch für die, welche ihm angehören) abgethan ein für allemal (Vers 10), also muß auch sein göttliches Leben in den Seinen sich abspiegeln. Angefangen ist es, daran läßt unsere Taufe uns nicht zweifeln, nun muß es wachsen und zunehmen (Vers 11). Kann der Mensch nur diese Gewißheit im Glauben festhalten, so wird es ihm immer mehr unmöglich, in der Sünde zu leben, er strebt vielmehr mit allen Kräften nach einem steten Fortschreiten in der Heiligung.

Disposition:

Die Gewißheit, daß wir in Christi Tod getauft sind, legt uns die vorwurfsvollen Fragen vor:

I. Warum achten wir so wenig unserer Sünde, um derer willen doch Christus hat sterben müssen?

II. Warum verzagen wir in unserer Sünde, als müßten wir uns selbst erlösen, während Christus uns doch erlöst hat?

III. Warum brechen wir nicht mit unserer Sünde und fangen ein neues Leben an?

IV. Warum lassen wir uns nicht von Christi Kraft durchdringen, um in der Gerechtigkeit leben zu können?

II. 7. Sonntag nach Trinitatis: Römer 6, 19—23.

Wie in der vorigen Epistel der Apostel auf die Taufe in Christi Tod, also auf den Anfang des neuen Lebens, hinweist, um die Notwendigkeit eines heiligen Wandels den Christen vor die Augen zu stellen, so benutzt er in dieser Epistel den Hinweis auf das Endziel des Lebens —des heiligen wie des unheiligen—als einen Appell an den Menschen, doch der Gerechtigkeit zu leben. Offenbar ist in Vers 23 der unwiderlegliche Beweis geliefert, daß ein heiliger Wandel des Christen Pflicht sei. Wir halten ja den für einen Thoren, der, allen Warnungen zum Trotze, mutwillig dem Abgrund entgegeneilt, um sich hineinzustürzen, oder der durch nichts sich aus seiner Gleichgültigkeit und Lethargie aufrütteln läßt, um etwa dem Verderben noch entgehen zu können; wie

sollten wir nun aller göttlichen Gnade so widerstreben, daß der Tod unser Los werde? Das würde doch aller Vernunft widersprechen. Und wie das Versprechen irgend einer großen Belohnung, ein Ideal sogar schon, den Menschen anspornt zu rastloser Thätigkeit, zur strengsten Askese, zu eifrigster Pflichterfüllung, so darf und kann ganz gewiß die Hoffnung des ewigen Lebens den alten Adam in uns überwinden und die Bethätigung des neuen Lebens kräftig hervorrufen.

Von Natur steht ja der Mensch unter der Herrschaft der Sünde und dient derselben als willenloser Sklave. Zwar macht das Joch des Sündendienstes je und dann als ein schweres sich geltend und bringt den Menschen fast zur Verzweiflung, doch besitzt er nicht die Macht, seine Ketten zu zerreißen. Nachdem nun Christus durch seinen Tod diese Ketten gesprengt und die Macht der Sünde abgethan hat, wäre der Mensch also frei geworden, und der Gläubige ist auch wirklich frei. Solange aber der Mensch sich nicht zum Glauben durchgerungen hat, fühlt er diese Freiheit nicht als solche, sondern hält sie für neue Knechtschaft, die ihm sogar noch viel schwerer vorkommt als die bisherige Knechtschaft der Sünde. Um dieser Schwachheit willen des Fleisches (s. Vers 19 die Parenthese) redet auch der Apostel von der Freiheit des Christenmenschen unter dem Bilde einer Knechtschaft, eines Dienstes der Gerechtigkeit. Der Gegensatz zwischen dem „Dienst der Unreinigkeit“ und dem „Dienst der Gerechtigkeit“ zeigt sich am augenfälligsten, wenn man den Verlauf und das Endziel derselben, die „Frucht“, ins Auge faßt.

Der Zustand der Dienstbarkeit umfaßt das ganze menschliche Wesen und Leben; alle Äußerungen seines Seelenlebens, wie sie ja notwendig durch die Handlungen des Leibes („Glieder“ Vers 19) in die Erscheinung treten müssen, stehen unter einem höheren Einflusse. Frei, absolut frei und selbständig ist der Mensch nie. Welchem Herrn ich angehöre, in wessen Dienst ich mich gestellt habe, zeige ich durch mein ganzes Thun und Lassen. Mögen auch einzelne Werke mit den andern in Widerspruch stehen, welcher Art die allgemeine Lebensrichtung ist, wird sich doch immer deutlich zeigen.

Die Signatur des „Dienstes der Unreinigkeit“ ist zunächst, daß es in diesem Dienste von einer Ungerechtigkeit zu der andern geht. (Vers 19) Es fehlt zuerst an der Kenntnis des göttlichen Willens, infolge dessenwird die Sünde nicht als solche erkannt, das Gewissen ist nicht geweckt und kann vor ihr nicht warnen; da muß es auf abschüssiger Bahn immer abwärts gehen. Lernt der Mensch den Willen Gottes endlich kennen, so fehlt es ihm zunächst an dem sittlichen Impuls sich aufzuraffen und ferner an der dazu nötigen Kraft. Auf jede sittliche Erhebung folgt notwendig ein kraftloses Zurücksinken. Dadurch wird aber der Wille immer mehr geschwächt, das Gewissen schließlich abgestumpft, es geht abwärts statt aufwärts. Wir brauchen dabei noch nicht einmal an eine Steigerung der Sünde bis zu den schwersten Verbrechen zu denken, das stete Verharren in der Sünde ist schon ein Abwärtsschreiten.

Ein weiteres Zeichen des Dienstes der Unreinigkeit ist das „Freisein von der Gerechtigkeit" (Vers 20). Weil zuerst die Kenntnis des göttlichen Willens fehlt, so kann sich auch das Leben nicht demselben gemäß gestalten, es bleibt ein ungerechtes und unreines. Das allmähliche Erkennen des göttlichen Willens zeigt dem Menschen nun zwar, wie sein Leben sein sollte und nicht ist, aber nun fehlt die Kraft dasselbe zu ändern. Der Mensch ist ein Knecht der Sünde, sie herrscht über ihn und weiß jede Wendung zum Bessern entweder im Keim zu ersticken oder mit Gewalt in ihrer Entwicklung zu hindern. Nach Gerechtigkeit —auch der geringsten—wird da vergeblich gesucht; was etwa dem oberflächlichen Beobachter als solche erscheinen möchte, stellt sich im Lichte des göttlichen Wortes doch schließlich als Sünde heraus. „Die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster."

Das Endziel eines solchen Wandelns auf abschlüssiger Bahn muß naturgemäß Schande und Tod sein. Paulus braucht seine Leser Vers 21 nur an die „Früchte", die augenfälligen Äußerungen ihrer Knechtschaft, zu erinnern, um ihnen die Schamröte ins Angesicht zu treiben. Jetzt nach ihrer besseren Erkenntnis muß es ihnen ja ganz unbegreiflich vorkommen, daß sie ein solches Leben hatten führen können. Und nun sollten sie in der Sünde beharren wollen? Unmöglich! Sie wissen es ja, daß ein Leben in der Sünde (geistlicher Tod) nicht nur den leiblichen Tod mit allen seinen Schrecken nach sich ziehen muß, sondern notwendig in ewigem Fernsein von Gott enden muß.

Eine ganz andere Signatur trägt dagegen der „Dienst der Gerechtigkeit". Bemerkenswert ist es, daß der Apostel zuerst (Vers 19) seine Leser auffordert der Gerechtigkeit zu dienen und dann erst (Vers 22) die Herrlichkeit solches Dienstes ihnen vorhält. Die Aufforderung kann und darf der Apostel zuerst bringen, weil sie schon durch ihre Kenntis des göttlichen Willens, durch ihr Gewissen von der Art und Weise dieses Dienstes unterrichtet sind und ihnen derselbe nicht erst gezeigt werden braucht. In diesem Dienste werden die Glieder heilig, sie werden den Anforderungen, welche die Sünde sonst an sie stellt, immer mehr entzogen und passen sich immer mehr dem Willen Gottes an. Die Knechtschaft der Sünde (Vers 22) hat aufgehört und die „Gottes-Knechtschaft", die aber in Wahrheit nichts anders als Freiheit ist, hat angefangen. Sind wir auch noch nicht gleich vollkommen,—und wir haben ja unser Leben lang mit dem alten Adam zu kämpfen—, so folgt doch im Dienst der Gerechtigkeit auf das gelegentliche Fallen nicht ein Liegenbleiben, sondern ein neues Aufstehen und so geht es aufwärts anstatt abwärts. Wahres geistliches Leben, ewige Gemeinschaft mit Gott muß die endliche Folge sein. Aber nicht der Mensch aus eigner Kraft vermag sich dieses Leben zu verschaffen; dazu gehört eine höhere Kraft, nämlich Gottes. Nicht Verdienst des Menschen, sondern Gabe Gottes (Vers 23) ist dieses Leben und ohne Christum ist es nimmer zu erlangen. Daraus folgt nun aber auch ganz entschieden, daß wer Christo angehört und angehören will, nicht nur diese Gottesgabe empfangen muß, sondern dieselbe auch fleißig zu gebrauchen hat.

Disposition.

Leben oder Tod! Mensch, was willst du wählen?

I. Erwählst du den Tod, so kannst du
  1. zwar bleiben, wie du bist und brauchst dich nicht zu ändern, du bleibst
     a) ein Knecht der Sünde,
     b) ohne Gerechtigkeit,
     c) ein Kind des Todes.
  2. Du darfst dich aber nicht beklagen, wenn du verloren gehst durch eigene Schuld; du bist gewarnt.

II. Erwählst du das Leben, so hast du
  1) wohl zu kämpfen mit Fleisch und Blut und dich in der Selbstverleugnung zu üben, aber
  2) du hast ein herrliches Ziel vor dir und einen hohen Lohn zu hoffen, und
  3) es wird dir durch Christum die Kraft zu teil, dies Ziel auch wirklich zu erreichen.

---

8. Sonntag nach Trinitatis: Röm. 8, 12—17.

Von P. L. Haas.

Für das rechte Verständnis des Textes ist es von Wichtigkeit, daß man die in Kap. 7 und 8 vorausgegangenen Darlegungen des Apostels klar vor Augen habe, denn hier handelt es sich nun um eine *Folgerung* aus dem, was voranging.

In Kap. 7 war von zweierlei Gesetz die Rede: 1. *Von Gottes Gesetz*, an welchem Saulus dem Geiste nach Lust hatte, ihm beistimmte, dem er dienen möchte; dieses Gesetz machte in Vernunft und Gewissen seine *Forderungen* geltend in der Form von Geboten, gab aber *keine Kraft* zur Erfüllung. 2. Vom Gesetz der Sünde (7, 23) und des Todes (8, 2), welches im Fleisch seine Burg oder Festung hat. Dieses ist dem Naturgesetz ähnlich, welches sich selbst vollzieht mit der Macht eines in vollem Schwunge sich befindenden Rades. Wer in dieses Rad verpflochten ist, der mag zwar wohl es zum „Wollen des Guten“ bringen, aber nicht zum Vollbringen (8, 18), weil das Rad der sündigen Natur ihm die Kräfte versagt, sobald er sie in den Dienst Gottes stellen will.

Diesen zwei Gesetzen stellt Paulus in 8, 2 ein drittes gegenüber, das *dann* in Wirksamkeit tritt, wenn der Mensch durch den Glauben an Christum den großen Schritt gewagt hat, daß er nicht mehr auf sich selbst angewiesen ist, sondern zum „*Sein in Christo*“ gekommen. (Kap. 7, 25 b: „So diene nun *ich für mich* mit der *Vernunft* dem Gesetz Gottes, aber *mit dem Fleisch* dem Gesetz der Sünde“: d. h. Zwiespalt, so lange der Mensch außer Christo ist.) Zum „Sein in Christo“ und zur Erlangung des Lebensgeistes Jesu Christi kommt es nur durch die Lossprechung vom Fluchurteil, welche allein durch den Glauben an Christum erlangt wird (8, 1).

Wenn aber der Geist des Lebens in einen Menschen eintritt, so tritt

jenem Gesetz der Sünde und des Todes, das mit Naturmacht wirkt, nicht mehr ein ohnmächtiges Gesetz der Gebote gegenüber, das nicht selber wirkt, sondern ein solches Gesetz, das mit einer die Sündenmacht weit überwindenden Lebensmacht (5, 20 b) heiliges Leben zu wirken vermag in dem, welcher den Geist Jesu Christi bekommt (8, 2).

Hier lasse man nun die Folgerung V. 12 einsetzen, um ihre ganze Beweiskraft zu fühlen: „So sind wir nun . . . . Schuldner, nicht dem Fleisch" 2c. . . . . Das gilt allen, die wirklich in Christo sind, den Geist Gottes und Christi haben, in denen Christus ist — lauter identische Ausdrücke, die Paulus in Kap. 8 unter sich abwechseln läßt —. Leute, welche in Christo sind, sind keine Schuldner mehr gegen das Gesetz des Fleisches, und zwar aus doppeltem Grunde: 1. Weil Christus für sie bezahlt und an der Sünde das Todesurteil ausgeführt hat (V. 3); 2. weil infolge dieser That Christi der befreiende Lebensgeist Jesu Christi ihnen geschenkt ist (V. 2). Wenn ein bezahlter Wucherer immer wieder mit Forderungen käme, würde man zuerst ihm die Quittung zeigen, nachher aber ihm gröblich die Thüre weisen. „Und du, der von Christus Erlöste, dessen Geist Leben geworden (V. 11), gibst dem von neuem an deine Thüre pochenden Fleische Einlaß und Raum, als ob es mit den Rechten eines Gläubigers vor deine Thüre käme?"

V. 13. a) Ernste Warnung: Der Geist des Lebens weicht, das Gesetz der Sünde und des Todes tritt von neuem in Wirksamkeit, wo man dem Fleische Raum gibt. Der Tod aber ist eine Tiefe, in welche viele Stufen hinabführen: Verflachung des geistlichen Lebens (Abstumpfung gegen Gottes Wort und Gebot), Verbitterung (gegen Mahnung und Warnung, der Friede weicht), endlich Spott und Lästerung, unrettbarer Verfall ins Verderben.

V. 13. b) „Wo ihr aber durch den Geist die Praktiken des Fleisches ertötet, so werdet ihr leben." Die Ertötungen gelten nicht bloß den äußeren Gliedern (Mark. 9, 43 ff.), sondern auch tief verborgene Seelenvorgänge werden davon betroffen: Die üppigen Bilder einer unreinen Phantasie, das Heer von bösen Gedanken, Gelüsten und Trieben, welche aus dem unreinen Seelengrund aufsteigen und zu Worten und Thaten ausgeboren sein wollen. Es gibt Versuchungen, welchen zu widerstehen wirklich ein schmerzliches Sterben kostet.

„Durch den Geist," d. h. durch die Lebenskräfte, welche unser Geist empfangen hat infolge der Mitteilung des heiligen Geistes. — „So werdet ihr leben," d. h. der Mensch kann zwar nicht Urheber des Lebens, sondern nur des Todes sein. Gott allein kann das Leben schenken dem, der ihn darum bittet. Aber außer dem Bitten kann der Mensch nur eines noch thun: Dem von Gott in ihn eindringenden Leben Raum und Luft schaffen eben dadurch, daß er die Praktiken des Fleisches in sich ertötet in Kraft des Geistes.

V. 14. Den Trieb des Geistes Gottes, der auf Ertötung des Fleisches abzielt, in sich spüren und diesem Triebe willig folgen, ist ein Zeichen der Gotteskindschaft. D. h. die Gotteskindschaft ist nicht

Lohn der Treue des Gehorsams gegen den Trieb des Geistes, sondern nach Gal. 4, 4 ff. ist die Gotteskindschaft das Erste, das einwohnende Empfangen des Geistes das Zweite (Geschenk Gottes), das Gehorchen gegen die nun folgenden Triebe ist dann das Dritte, und daraus folgt die Versicherung der Kindschaft, welche V. 15 weiter ausführt.

V. 15. Knechtschaftsgeist entspricht dem Gesetzesstand; der Kindschaftsgeist dem Stand der Gnade. Wo dieser Geist sich spüren läßt, wird die knechtische Furcht und das knechtische Muß weichen, und es treten freie, freudige, kindliche Liebestriebe ein, und der Geist lehrt freudig mit einstimmen in das „Abba" = lieber Vater. Wo der Gebetstrieb fehlt, da ist dieser Mangel ein Zeichen, daß es noch schwach bestellt ist um das Kindschaftsverhältnis. Der Geist lehrt beten und treibt zum Gebet aus dem Herzen.

„Habt ihr auch je gesehen
Ein Kind zum Vater gehen,
Und was sein Wunsch gewesen,
Aus einem Buche lesen?"

V. 16. Wer solche Erfahrungen bei sich macht, daß die knechtische Furcht, das widerliche Muß weicht, ein freudiger Gebetsgeist sich einstellt, bei dem wird auch V. 16 zutreffen: Derselbe Geist gibt Zeugnis mit unserem Geist ꝛc. . . . . Das setzt voraus, daß unser eigener Geist sich ernstlich bekümmert hat um die große Frage unseres Kindschaftsstandes. Es handelt sich darum, daß wir selbst erst achten auf das, was uns im Wort als Kennzeichen der Gotteskindschaft genannt wird (vgl. 1 Joh. 2, 3; 3, 19 vgl. V. 18; 3, 24). Solche Kennzeichen müssen als Maßstab an das eigene innere Leben angelegt werden, und wenn unser von oben erleuchteter Geist sich nun redlich prüft und sagen kann, daß diese Zeichen bei uns eintreffen, dann spricht zunächst der eigene Geist: Ich bin Gottes Kind. Das ist ein Schluß aus der Harmonie der eigenen Erfahrung mit den gegebenen Kennzeichen. Dieser Schluß wird aber erst dann zur Gewißheit, wenn sich das bestätigende Zeugnis des Geistes Gottes einstellt, das mit unserem Geiste, als ein höheres Zeugnis, dasselbe bezeugt. Doch auch da hat man sich zu hüten, daß man nicht Stimmen für Gottes Geist hält, welche mit dem Reden und Wirken des Geistes im Widerspruch stehen. Auch darf man, um zur rechten Selbsterkenntnis zu kommen, nicht gleich die Zeichen hoher Reife geistigen Lebens finden wollen, sondern darf sich halten an das Wort, daß gerechtfertigt wird, der da ist des Glaubens an Jesum, und daß Gott dem die Sünde vergibt, der sie bekennt (Röm. 3, 26; 1 Joh. 1, 9).

Man beachte auch, daß Paulus die Christen bald „Söhne" Gottes (V. 14, 19), bald „Kinder" Gottes nennt (V. 16, 17). Mit dem Namen „Söhne" deutet er auf ihre hohe Würde und Adelstand hin; mit dem „Kinder" auf die Innigkeit ihres Verhältnisses zu Gott. In der Ewigkeit wird jede andere Würde fallen müssen vor der der „Söhne Gottes." — V. 17. Als Kinder und Söhne Gottes sind sie auch Erben

des Lebens, der Seligkeit und Herrlichkeit Gottes. „Miterben Christi," ihm allein haben sie es zu verdanken. Er ist der eigentliche, rechtmäßige Erbe, sie sind nur aus Gnaden mit eingesetzt in die Erbschaft.

Aber eine ernste Bedingung: Das „Mit-ihm-leiden": Kampf mit der Sünde und gegen die Sünde, Ertötung des Fleisches, Leiden um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen; kurz alles Leiden, welches aus der freiwilligen Nachfolge Christi notwendig sich ergibt, das ist Leiden Christi, dem das „Mit-ihm-verherrlicht-werden" verheißen ist.

Disposition.

Kinder Gottes sind Geistesmenschen und Erben Gottes.

I. Kinder Gottes sind Geistesmenschen.
   1. Durch Mitteilung des Geistes Christi haben sie die Freiheit vom Gesetz der Sünde und des Todes erlangt.
   2. Darum sollen sie nun gemäß dieser Freiheit die Fleischesgeschäfte töten, um dem göttlichen Leben in sich Raum zu schaffen.
   3. Das göttliche Leben aber steht unter den Trieben des Geistes Gottes, die zu kindlichem Gebetsumgang mit Gott und zu allerlei Früchten und Werken des Geistes führen. (Gal. 5, 22 ff.)

II. Kinder Gottes sind Erben Gottes und Miterben Christi.
   1. Christus hat das Erbe erworben für uns.
   2. Er will uns Teilhaber an diesem Erbe sein lassen, wenn wir seine Nachfolge nicht scheuen und was damit zusammenhängt.

---

9. Sonntag nach Trinitatis: 1 Kor. 10, 6—13.

Am Sonntag Septuagesimä waren die Verse Kap. 9, 24–10,5 der Text. Dort war „des Christen Lauf um die Siegeskrone" der Inhalt des Textes. Heute aber handelt es sich um die Gefahren und Versuchungen zum Rückfall, welchen das trotzige Herz, zum Rückzuge, welchen das verzagte Herz ausgesetzt ist auf seiner Wanderung nach dem himmlischen Vaterlande.

Fünferlei Versuchung nennt der Text zur Warnung: 1. Die Gaumenlust oder Genußsucht (V. 6), indem Israel nach den Fleischtöpfen Ägyptens sich zurücksehnte, an den Wachteln seine Lust büßte und mit einer schweren Plage heimgesucht ward (4 Mose 11, 33 ff.). So ist heutzutage die allgemeine Genußsucht die Gefahr, welche das Mark des Landes verzehrt.

2. Die Versuchung zur Abgötterei mit dem goldenen Kalbe (V. 7). Wir denken beim goldenen Kalbe allerdings zuerst an die Jagd nach dem Mammon, oder dem „allmächtigen Dollar", und das ist ja eine Abgötterei (Eph. 5, 5). Aber M. Frommel hat Recht, wenn er zu V. 7 sagt: „Den Götzen dienen, heißt den lebendigen Gott verlassen und die Kreatur zum Gott machen. Und nun blick um dich: Da steht ein Altar der Augenlust geweiht, ein anderer der Fleisches-

lust, ein dritter dem hoffärtigen Wesen, dem Stolz und Ehrgeiz; da steht das goldene Kalb des Mammons und der Altar des großen Götzen Ich. Ihnen werden Feste über Feste gefeiert und hinten daran ist allemal der Genuß. Das Programm der Götzenfeste geht noch heute nach der alten Melodie: Sie setzten sich nieder zu essen und zu trinken und standen auf zu spielen (tanzen). Hier liegt die Gefahr des Abfalls ins heidnische Wesen. Nicht jedes heitere Mahl oder jedes fröhliche Spiel ist den Christen verboten. Nein, es gibt eine Erquickung des Leibes in Speise und Trank im Kreise der Freunde und eine Erholung des Geistes in sinnigem Spiel, die ein Christ aus Gottes Hand hinnehmen und mit Danksagung genießen darf. Kindlicher Dank für Gottes Gaben ist ein wohlgefälligerer Gottesdienst, als pharisäisches Sauersehen und mönchische Weltflucht. Wo aber der Mensch seines Gottes vergißt, wo er in Leidenschaft den Genuß an sich reißt, sein Herz an die Kreatur hängt, in ihr sein Leben, sein Genüge sucht, wo die zeitlichen Dinge ihm im Vordergrunde und die Liebe Gottes im grauen, fernen Hintergrunde stehen, da ist Götzendienst, da wird das Mahl zur Götzenmahlzeit, und das Spiel zum Götzenfest. — Wo bleibt der Ernst des Lebens, wenn es von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Konzert zu Konzert, von Theater zu Theater, von Kaffee zu Kaffee, von Bier zu Bier, von Tanz zu Tanz geht? In welchem Verhältnis stehen die Ausgaben für Vergnügungen [Luxus] wie Kirchweihen, Schützenfeste, Branntwein [Tabak] etc. zu den Ausgaben für das Reich Gottes? Wissen nicht die Leihhäuser zu erzählen, daß es noch geht, wie dort bei Aaron, wo sie sich die Ringe von den Ohren rissen und ihr Geschmeide zuhauf brachten, um für das goldene Kalb zu opfern?" Wo aber bleibt der Eifer, wenn es gilt für den Herrn, für das Reich Gottes, für notleidende Brüder Opfer zu bringenn?

3. Die dritte Versuchung ist die zur Hurerei, wie sie von den Moabitern und Midianitern auf Bileams Rat an die Israeliten herantrat. (4 Mos. 25, 1 .ff; 31, 16.) Bei Moses heißt es: 24,000 seien gefallen (4 Mose 25, 9), es mag entweder eine andere Lesart sein, welcher Paulus folgt in V. 8 oder ein Gedächtnisfehler.

4. Die vierte Art der Sünde, vor welcher der Text V. 9 uns warnt, ist die Versuchung oder Herausforderung Gottes, indem sie verdrossen über die, in ihren Augen„ lose Speise" des Manna, die gnädige Gabe Gottes verachteten und deshalb von Schlangen umgebracht wurden. Es können besonders Leute in armen, dürftigen Umständen, die doch ihr ehrliches Auskommen haben, zu solcher Sünde versucht werden, statt Gottes Gaben mit Dank zu genießen, Gott zu vertrauen und der Hilfe des Herrn zu harren.

5. Das Murren wider den Herrn (V. 10) geschah oft genug in der Wüste, wo sie, an der Hilfe des Herrn verzagend, bald wegen Brot, Wasser oder Fleisch murrten, und nicht glaubten, daß er sie sicher durch die Wüste bringen werde (2 Mos. 15—17), bald auch nicht glaubten, daß der Herr sie in das verheißene Land bringen könne (4 Mose 13, 14).

Alle diese Versündigungen Israels hattten stets schwere Strafen Gottes zur Folge, daher sagt der Text V. 11: Das sei geschrieben uns zur Warnung. Das ist nicht eine Geschichte, die uns nichts angeht, sondern hier gilt Luk. 13, 3 u. 5.

„Das Ende der Welt": Es war die bestimmte Erwartung der Apostel, daß sie Christi Wiederkommen noch erleben würden, also das Ende der jetzigen Weltentwicklung sehr nahe sei. Das spricht nicht gegen die Inspiration, denn der Herr hat ihnen keinen Aufschluß verheißen über die Zeit seiner Wiederkunft. (Ap.-Gesch. 1, 6 u. 7.) V. 12. Je sicherer sich jemand dünkt, um so leichter kann er fallen. (S. Petrus vor dem Falle.) V. 13. So mannigfach und schwer auch die Versuchungen sein mögen — sie sind nicht unüberwindlich für den, der an Gottes Treue sich hält. Die Versuchungen sind hier aufgefaßt als von Gott ihnen gesetzte Prüfungen, wie sie von Israel oft genug erfahren wurden in der Wüste. (5 Mose 8, 2–5).

Es gilt also darauf zu achten, von welcher Seite die Versuchung kommt: Kommt sie direkt aus Gottes Hand, wie Armut, Mangel, Unglück, Krankheit etc. . . . , so sollen wir wissen, daß es überhaupt keine Versuchung zum Bösen ist (Jak. 1, 13), sondern eine Erprobung, wodurch unseres Herzens Sinn offenbar werden und es sich zeigen soll, ob wir wie Hiob auch in Staub und Asche Gott noch ehren und ihm vertrauen, oder ob wir wie Israel murren und vom Herrn abfallen. Kommt aber die Versuchung von anderer Seite: Welt, Fleisch und Teufel, dann müssen wir um so mehr auf der Hut sein und in unsere Festung, die Treue Gottes, uns flüchten, wo kein Feind uns fällen oder aus Gottes Hand reißen kann. (Joh. 10, 28 f.) Gott ist getreu: Er hat ein treues Herz, er kann es nicht böse meinen; einen treuen Mund, er hält, was er verspricht; ein treues Ohr, daß er sich zum Gebet der Verlassenen wende; treue Augen, er sieht auf die, so ihn fürchten; eine treue Hand, er legt nicht mehr auf, als man tragen kann, er führt das Ende der Not herbei: Noah bleibt nicht ewig in der Arche, Hiob sitzt nicht immer in der Asche; Joseph nicht ewig im Gefängnis; je langsamer, desto herrlicher kommt Gottes Hilfe und Gnade. (Herberger.)

Disposition.

Halte dich in den Versuchungsstunden an die Treue Gottes.

I. Versuchungen können dem Volk Gottes in dieser Welt nicht erspart werden.
   1. Sie müssen kommen: teils um des Feindes Klagen niederzuschlagen (Hiob), teils um Gottes Volk zu erproben, wie es zu Gott und Welt steht. (5 Mose 8, 2–5.)
   2. Sie kommen teils
      a) Von Gott, wie allerlei schwere Schickungen, allgemeines oder individuelles Unglück, Epidemien etc., aber auch Glückszufälle sind Erprobungen Gottes für das Herz (s. Spr. 30, 7–9).

b) Von der Welt (Fleisch und Teufel inbegriffen). Die Ausführung siehe oben, bes. V. 7.

II. Halte in der Versuchung dich an Gottes Treue.
 1. In den von ihm kommenden Prüfungen wisse, daß Gott vorhat, dir stets Hilfe zu schicken, wenn du ihm vertraust.
 2. In den Versuchungen zum Bösen wisse, daß der Herr stärker ist als alle deine Feinde und dich hindurchretten kann und will.

Die Kirche in ihrem Verhältnis zum Reich Christi oder Reich Gottes.

Referat von P. L. Pfeiffer.

Eine unheilvolle Verwirrung herrscht gegenwärtig auf dem Gebiet der Kirche; nicht bloß darum, daß sie in mehrere große und viele kleine Parteien gespalten ist, sondern auch darum, daß jede derselben beansprucht, die wahre seligmachende Kirche und das Reich Gottes zu sein. Daß die römische Kirche vor allen andern diesen Anspruch erhebt, darf uns nicht wundern; denn sie steht als wohlorganisierte Macht da und strebt einem bestimmten Ziele zu; während die zahlreichen Parteien in der protestantischen Kirche um der Lehre willen einander befehden. Feinde ringsum! heißt es auch in der evangelischen Kirche. Diese Feinde sind: der moderne Rationalismus mit seiner verderblichen Bibelkritik, die Leugnung der Gottheit Christi, die Abschwächung des Begriffs von der Sünde und die Verwerfung der biblischen Heilslehre. Während nun die orthodoxe Partei in der protestantischen Kirche am alten Bibelglauben und an der biblischen Heilslehre festhält, nimmt sie zu der wohlbegründeten Bibellehre vom verheißenen Friedensreich Christi noch eine ablehnende Stellung ein und setzt die Kirche ganz und gar an die Stelle des Reiches Christi. Entweder kennt sie den Unterschied nicht zwischen dem jetzigen Erniedrigungsstand der Kirche und dem Stande ihrer künftigen Vollendung, oder sie will grundsätzlich von dem kommenden Friedensreich Christi nichts wissen, ein Standpunkt, der in den Worten ausgedrückt ist: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche" (Luk. 19, 14). Wir nehmen aber an, daß die Gleichstellung der Kirche mit dem Reich Christi oder Reich Gottes bei vielen aus Gewohnheit oder Unwissenheit geschieht, und insofern ist dies ein verzeihlicher Fehler.

Es soll daher im folgenden das Verhältnis der Kirche zum Reich Christi klargestellt werden.

Wir legen dieser Abhandlung folgende Einteilung zu Grunde:

I. Der Begriff vom Reich Gottes.

II. Die ordnungsmäßige Anbahnung desselben durch die sieben Bundesschließungen Gottes mit der Menschheit.

III. Der Begriff der Kirche und ihr Verhältnis zum Reich Christi.

IV. Die Kirche als eine Herde unter einem Hirten bei der herrlichen Offenbarung des Reiches Christi im künftigen Äon.

I. Der Begriff des Reiches Gottes.

Unter dem Reich Gottes verstehen wir, im allgemeinen, die Herrschaft Gottes, des Allmächtigen, auf dem ganzen Gebiete seiner Schöpfung, wie sie sie sich in der Erhaltung und Regierung der Welt offenbart. Insbesondere aber verstehen wir unter dem Reich Gottes sein Königreich, seine Herrschaft unter seinen Geschöpfen, die mit Verstand, Vernunft, Erkenntnis und Freiheit des Willens ausgerüstet sind. Das sind die Engel, als heilige und selige Geister, und die Menschen, die nach Gottes Bilde geschaffen sind. — Das Heer der Engel ist zahlreich. Ihre Zahl ist vieltausendmal Tausend (Offenb. 5, 11). Tausendmal Tausend dienen ihm, und zehntausendmal Zehntausend stehen vor ihm (Dan. 7, 10). Sie sind nach Rang und Stufen geordnet (Eph. 1, 21; 3, 10; Kol. 1, 16; Judä 9; 1 Thess. 4, 16). Sie sind Organe und Diener des Reiches Gottes (Heb. 1, 14). Ihr Dienst an der Menschheit tritt immer an den wichtigern Punkten der Entwickelung des Reiches Gottes in den Vordergrund: In Abrahams und der Erzväter Geschichte, bei der Gesetzgebung, bei den Propheten, bei der Geburt Christi, bei seiner Versuchung, in der Leidensgeschichte, bei seiner Auferstehung nnd Himmelfahrt und bei seiner bevorstehenden Zukunft (2 Thess. 1, 7). Auch in der grundlegenden Zeit der christlichen Kirche tritt ihre Thätigkeit in Erscheinungen hervor (Ap.-Gesch. 5, 19; 10, 3; 12, 7; 27, 23). All dieser Dienst hat es mit keiner Heilsmittlerschaft zu thun. Deswegen wird vor der Anbetung der Engel gewarnt (Kol. 3, 18) und ausdrücklich bezeugt, daß sie uns gleichstehende Mitknechte sind (Offenb. 19, 10). Die Cherubim sind Thronwächter Gottes im himmlischen Heiligtum und Repräsentanten alles geschaffenen Wesens, wie denn ihre Symbolik in viererlei Gestalten, als Mensch, Stier, Löwe, Adler, auf eine solche Repräsentation hinweist. Als die höchste Stufe der geschaffenen Wesen sind sie dem unmittebaren Dienst Gottes auf seinem Thron der Herrlichkeit geweiht und daher der Menschheit gegenüber nur in der richterlichen Erscheinung hervortretend, z. B. als Wächter des Paradieses (1 Mose 3, 24). Ähnlich verhält es sich mit den Seraphim (Jes. 6); nur daß ihr Dienst mehr der Offenbarungsgnade Gottes zugewendet zu sein scheint.

So ist Gott, der Allmächtige, droben in der Höhe auf dem Thron seiner Herrlichkeit umgeben von den himmlischen Heerscharen. Sein Reich ist ewiges Reich und seine Herrschaft währet für und für. Wohin sein Auge schaut, sieht es die Werke seiner Hände. Der Himmel ist ausgebreitet vor ihm wie ein Teppich; Millionen von Welten liegen zu seinen Füßen wie Edelsteine. „Der Himmel ist sein Thron, die Erde seiner Füße Schemel" (Jes. 66, 1). „Gerechtigkeit und Gericht ist seines Thrones Festung, und Wahrheit ist vor seinem Angesicht" (Ps. 89, 15).

Der Herrschaft Gottes und seinem Reiche stehen feindlich und beharrlich entgegen der Teufel und seine Engel (2 Pet. 2, 4).

Die Menschen sind durch den Betrug des Teufels unter dessen Herrschaft gekommen und der Sünde und dem Tode anheimgefallen. Gott könnte die Menschen ihrem Verderben preisgeben; aber er hat in seiner unergründlichen Liebe beschlossen, das gefallene Menschengeschlecht von Sünde und Tod zu erlösen und für sein ewiges Reich wiederzugewinnen. Er hat große Seligkeit bereitet, ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbteil den Erlösten in Ewigkeit. Darum kommt er den Sündern mit Erbarmung entgegen und bahnt ihnen den Weg, damit sie in das Reich Gottes eingehen können.

Eine unerläßliche Bedingung zum Eingehen in das Reich Gottes für die Menschen ist die Wiedergeburt und Erneuerung durch den heiligen Geist. Dieselbe erstreckt sich auf Geist, Seele und Leib, und erreicht ihre Vollendung erst durch die Auferstehung des Leibes und die Verklärung des ganzen Menschen in das vollendete göttliche Ebenbild. Vergl. Joh. 3, 3 u. 5; Röm. 8, 11; 1 Kor. 15, 49.

Dazu bedarf der Mensch eines göttlichen Mittlers. Dieser göttliche Mittler ist der Sohn Gottes, der Erstgeborne vor allen Kreaturen, durch welchen alle Dinge geschaffen sind und durch welchen alles besteht, beides das im Himmel und auf Erden ist. Wie er Mittler ist der Schöpfung, so ist er auch Mittler aller Offenbarung Gottes, und darum auch Mittler zwischen Gott und den Menschen. Als solcher ist er auch zugleich der König des Reiches Gottes, nun zur Rechten Gottes erhöhet auf den Thron der Herrlichkeit, von dannen er wieder kommen wird zum Gericht und zur Aufrichtung seines Reiches auf Erden.—Das Reich Christi, in welchem Gerechtigkeit und Friede wohnt, ist das Ziel der Wege Gottes mit der Menschheit von Anfang an bis zum Ende dieses Zeitlaufs. Das Reich Christi ist der Gegenstand, der hier in Betracht kommt. Ich zeige daher:

II. Die ordnungsmäßige Anbahnung des Reiches Christi durch die sieben Bundesschließungen Gottes mit der Menschheit.

Es sind die drei ersten Bundesschließungen Gottes mit den Erzvätern: 1) mit Noah, dem leiblichen Stammvater der Menschheit nach der Sündflut; 2) mit Abraham, dem Stammvater aller Gläubigen unter den Völkern; 3) mit Jakob, dem Stammvater der zwölf Stämme des Israel nach dem Fleisch. Darauf folgen die drei Bündnisse, durch welche Gott die drei heiligen Ämter einsetzte, nämlich: 1) das priesterliche; 2) das königliche; 3) das prophetische Amt. Somit haben wir sechs Bündnisse im Alten Testament, wozu das Neue Testament als siebentes kommt.

Der Zeitdauer nach umfassen die ersten fünf Bündnisse je drei Jahrhunderte; das sechste, wo die Ausbreitung Israels über die Welt begann, dreimal drei oder neun Jahrhunderte; und der siebente Bund, als der letzte, doppelt soviel Jahrhunderte, als der sechste, d. i. zweimal neun oder achtzehn Jahrhunderte. (Es kommt hierüber eine nähere Erklärung am Ende dieses II. Teils.)

Die Zeit der sieben Bundesschließungen ist rückwärts und vorwärts scharf abgegrenzt durch ein göttliches Weltgericht; rückwärts durch die große Flut, welche alle Menschen bis auf acht vertilgte; vorwärts durch das bei der Zukunft Christi eintretende Gericht, welches jedoch noch nicht das letzte Weltgericht sein wird. Das am Ende des siebenten Bundes eintretende Gericht ist folgendermaßen beschrieben: „Der Herr wird kommen mit Feuer und seine Wagen wie ein Wetter, daß er vergelte im Grimm seines Zornes und sein Schelten in Feuerflammen. Denn der Herr wird durchs Feuer richten und durch sein Schwert alles Fleisch" (Jes. 66, 15). Ebenso Dan. 7, wo vom Kommen des Menschensohnes zum Gericht geweissagt ist. Dann Matth. 24 u. 25; 1 Thess. 5; besonders 2 Petri 3, 10 u. 13. Petrus stellt die Sache in diesem Kapitel, V. 5—7, so dar: Vor der Sündflut war ein Himmel und eine Erde, welche durch Gottes Wort aus dem Wasser herausgeschaffen und dann durch Gottes Wort im Wasser verderbt wurde. Gegenwärtig besteht zwar wieder ein Himmel und eine Erde; dieselbe wird aber durch Gottes Wort mit Feuer gerichtet werden, damit der neue Himmel und die neue Erde an ihre Stelle trete. Das ist dann das von Daniel geweissagte Königreich des Menschensohnes, das nimmermehr zerstört wird (Dan. 2, 44). Man kann aber den richtigen Begriff von diesem kommenden Königreich des Menschensohnes nicht anders bekommen, als durch den Rückblick auf das Königreich (das Paradies) des ersten Menschen auf Erden, und auf das Gericht, welches jene Urzeit von der jetzigen trennt. Die sieben Bundesschließungen der Jetztzeit haben den Zweck, die Erde wieder zu einem Garten Gottes zu machen, wo er bei den Menschen wohnt als König unter seinen Unterthanen. In diesem Sinn muß das Alte und Neue Testament gelesen und verstanden werden.

Wir wollen nun die Bundeszeiten einzeln darstellen:

1. Der Bund Gottes mit der Menschheit und der Erde durch den Patriarchen Noah. — Die ganze herrliche Schöpfung im Anfang, da der Mensch als Gottes Ebenbild herrschte, war ein seliges Reich Gottes. Dieses Reich sollte dem Plane Gottes gemäß auf der Erde ewig fortbestehen. Der Mensch, der König dieses Reiches, fiel, und mit ihm fiel auch sein Besitztum, die Erde. Es ist nun im Rate Gottes beschlossen, daß dieses Reich wieder hergestellt werden solle. Die Erde sollte der Schauplatz werden, auf dem Gottes ewiger Ratschluß ausgeführt werde; auf ihr hatte der Verführer gesiegt, auf ihr sollte er wieder besiegt werden. Zu diesem

Zweck muß die Erde fortbestehen. Daher sicherte auch der Herr sogleich, nachdem die Wasser der Sündflut verlaufen waren, den Fortbestand der Erde als Schauplatz seines Ratschlusses zu. Dies geschah in dem Bunde, den er mit Noah schloß (1 Mose 8, 15 — 9, 17). Noah empfing den Bund für die Welt, daß nicht mehr alles Fleisch durch die Sündflut vertilgt werden sollte. Das Zeichen des Bundes ist der Regenbogen. Merkwürdig ist, daß der Prophet Ezechiel, Kap. 1, 26—28, und der Evangelist Johannes, Offenb. 4, 3, den Regenbogen um den Thron Gottes sahen. So fest hat Gott das Menschengeschlecht und die Erde an sich gebunden. Mit der ganzen Menschheit, ja mit der ganzen Erde und mit allem, was darauf ist, war der erste Bund geschlossen worden. Dreihundert Jahre später kam ein neuer Bund dazu. Gott stiftete ein Bundesvolk, wozu er:

2. in der Bundesschließung mit den Menschen durch den Patriarchen Abraham den Grund legte (1 Mose 15). Das Zeichen des Bundes war die Beschneidung. Die Geburt Isaaks war die Bestätigung des Bundes mit Abraham; also gehört Isaak noch zum Bunde mit Abraham. Dieser Bund schloß auch die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft in sich (1 Mose 22, 18). Der Beginn der Erfüllung dieser Verheißung geschah:

3. in dem Bund Gottes mit den Menschen durch den Patriarchen Jakob. Die Entstehung der zwölf Stämme, die Bevorzugung des Stammes Juda, aus welchem der große Herzog (Christus) kommen sollte, die wunderbare Erfüllung der Verheißung von der Mehrung des Volks wie Sand am Meer in wenigen Jahrhunderten, ist das Wesentliche dieses Bundes. Nachdem die Kinder Israels sich in Ägyptenland zahlreich vermehrt hatten und unter Mosis Führung zum Auszug aus Ägypten bereit waren, erfolgte:

4. Die Bundesschließung Gottes mit dem Volk Israel durch das mosaisch-aaronitische Priestertum. Dieser Bund schließt die Zeit des Auszugs der Israeliten aus Ägypten, den Aufenthalt in der Wüste, die Einnahme des gelobten Landes und die Zeit der Richter in sich. Das Wesentliche dieses Bundes war: die Gesetzgebung am Sinai, die Opfer, die Besprengungen mit Blut (2 Mose 24, 8), wo Moses das Blut nahm, das Volk damit besprengete und sprach: „Sehet, das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch macht über allen diesen Worten." — Das mosaisch-aaronitische Priestertum hatte das Mittleramt zwischen Gott und seinem Volk inne. Gott konnte und wollte mit dem sündigen Volk nicht reden; ein Mittler zwischen beiden mußte das Wort führen, und es kostete blutige Opfer, wenn Gott das Volk wegen seiner Sünden nicht vertilgen sollte. Als aber während des vierzigjährigen Aufenthaltes in der Wüste ein neues Geschlecht herangewachsen, welches zum Glauben und Gehorsam erzogen war, da durfte es auch das verheißene Land einnehmen und darin wohnen.

Bis dahin hatte das Volk keinen König gehabt; denn Gott der

Herr war selbst König über sein Volk gewesen. Das Verhältnis zwischen Gott und seinem Volke war ein theokratisches; denn er selbst hatte dem Volk die Verfassung, das Gesetz und die Rechte gegeben und regierte danach. Schließlich wollte und sollte das Volk ein sichtbares Oberhaupt, einen König, haben, der es an Gottes Statt regieren und ein Vorbild des zukünftigen Gott-Königs, des Messias, sein sollte. Ein Vorbild desselben war schon der Priesterkönig Melchisedek zu Abrahams Zeit (Hebr. 7, 1—3). Daher geschah:

5. die Bundesschließung Gottes durch das davidische Königtum. David war unter den Kindern Israel auserkoren, der Herr vergab ihm seine Sünde und erhöhete sein Horn ewiglich, und machte einen Bund mit ihm, daß das Königreich und der königliche Stuhl bei ihm bleiben soll (Sir. 47, 2. 13). „Dein Haus und dein Königreich soll bestehen ewiglich vor dir und dein Stuhl soll ewiglich bestehen" (2 Sam. 7, 16). Nachdem David die Burg Zion erobert hatte, machte er Jerusalem zur Hauptstadt des heiligen Landes. Durch Unterwerfung aller umliegenden Völker wurde das Reich Israel zu einem mächtigen Gottesstaat unter David und Salomo. Salomo erbaute den Tempel Jehovahs und führte eine Regierung des Friedens sein Leben lang. Die königliche Regierung Davids und Solomos ist deshalb ein Vorbild des künftigen messianischen Friedensreiches auf Erden.

Die sechste Bundeszeit, in welcher das prophetische Amt geführt wurde, enthält die Zeit vom Verschwinden des davidisch-salomonischen Gottesstaates bis auf das erste Kommen des Messias in die Welt. Die von Gott gesandten Propheten trösteten das Volk Israel in seinem Elend mit den Weissagungen des messianischen Reiches. Gott machte mit dem in Elend befindlichen Volk einen Bund, worin er ihm die Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft, die Vergebung seiner Sünden, das Kommen des Erlösers, die Wiederaufrichtung des Thrones Davids und des Reiches Israel, ein glückliches Friedensreich durch Äonen hindurch unter der Herrschaft des verheißenen Gott-Königs, der sichtbar unter seinem Volke auf Erden regieren werde, in Aussicht stellte.

Der siebente und letzte Bund, schlechthin der Neue Bund genannt, ist durch den Propheten und Mittler Jesus Christus, den eingeborenen Sohn Gottes, mit der Menschheit geschlossen worden. Dieser letzte Bund ist nicht das Ziel der vorhergehenden Bündnisse, sondern er zielt selbst nur auf das kommende Friedensreich Christi. Es sind jedoch in diesem Bunde alle Verheißungen und Vorbilder zum klaren Verständnis gebracht und geordnet; auch sind etliche Verheißungen aus den frühern Bündnissen schon erfüllt, als Unterpfand der Erfüllung aller übrigen Verheißungen. Das aber unterscheidet den siebenten Bund wesentlich von den vorhergehenden, daß der Sohn Gottes, der zuvor als Jehovah, als Bundesengel, als Melchisedek,

thätig war und sich den Menschen offenbarte, nun das erste Mal als menschgewordener Gott unter den Menschen erscheint. Jedoch gewinnnt diese Menschwerdung Gottes erst dadurch ihren Wert, daß der Menschgewordene bestimmt ist, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten und in demselben als Gottmensch König zu sein. Dieses zukünftige Königreich Jesu Christi ist das Ziel des ganzen Kreises der bisherigen Bundesschließungen Gottes.

Diese letzte Bundesschließung geschah durch den blutigen Opfertod des Gottmenschen. Unter Hinweisung auf den vorbildlichen Bundesschluß am Sinai, wo durch das Blut der Opfertiere der Bund gemacht wurde, sprach Jesus: „Das ist das Blut des Neuen Bundes," indem er sein eigenes Blut gab.

Das Wesentliche dieses Bundes ist: Alle, die am messianischen Reiche teilhaben wollen, müssen von neuem geboren werden nach Geist, Seele und Leib. Die Wiedergeburt des Menschen von der Taufe bis zur Auferstehung des Leibes geschieht durch die Sendung des heiligen Geistes von seiten Gottes des Vaters (filioque).

Alles, was an diesem Bunde schon erfüllt ist, hat seine Bedeutung in Bezug auf das Zukünftige, noch nicht Erfüllte. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes erhält ihr Licht und ihre Herrlichkeit im Hinblick auf jene Zeit, von welcher der Lobgesang der Engel weissagte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen;" jene Zeit, wo des Menschen Sohn kommen wird in des Himmels Wolken, um Vater einer neuen Zeit zu werden. Die Verkündigung des Gottesreiches hat nur Wert im Ausblick auf die gewisse Erfüllung; die Gesundmachungen und Totenerweckungen sind auch Andeutungen der ewigen Gesundheit und des ewigen Lebens in Christi Königreich; die Vergebung der Sünden, erworben durch Jesu Opfertod, hätte ohne Aussicht auf das künftige Leben keinen Wert; der heilige Geist mit seinen Gaben ist auch ein Unterpfand des den Gläubigen bestimmten Erbteils am Himmelreich; das heilige Abendmahl mit dem Essen und Trinken des Leibes und Blutes Jesu Christi zum ewigen Leben wäre zwecklos, wenn die verklärte Leiblichkeit des ewigen Lebens nicht wirklich eintreten würde; die ganze aus Juden und Heiden gesammelte Kirche Christi wäre bloß ein Schatten des Gottesreiches ohne Wesen, wenn ihr Josua sie nicht als das Volk des Eigentums endlich in das dem Patriarchen gelobte Land einführen würde.

Die siebente Bundeszeit ist die Kirchenzeit, von der Zerstörung Jerusalems an bis auf die Gegenwart.

(Das Nachstehende bis zum III. Teil war ursprünglich als erklärende Anmerkung über die Dauer der Kirchenzeit geschrieben, ist aber nun in diesen II. Teil mit hereingenommen.)

Es möchte nun jemand den Einwand erheben, daß der siebente

Bund, die Kirchenzeit, schon *vor* der Zerstörung Jerusalems begonnen habe und deshalb auch schon länger als 1800 Jahre, nach dem früher Gesagten, dauern.

Hierauf ist zu erwidern, daß, obgleich *die Gründung der Kirche* mit der Ausgießung des heiligen Geistes und der Taufe jener 3000 Gläubigen am Pfingstfest (Ap.-Gesch. 2) stattfand, *die Kirchenzeit thatsächlich erst mit der völligen Verwerfung der Juden, der Zerstörung Jerusulems und des Heiligtums und dem Aufhören des alttestamentl. levitischen Gottesdienstes, begann*, im Jahr 70 n. Chr. Geburt. Von da an bis zum Jahr 1870 sind es genau 1800 Jahre. Im Jahr 1870 fand ein für die Kirchengeschichte sehr wichtiges Ereignis statt, *die Unfehlbarkeitserklärung des römischen Papstes durch das vatikanische Konzil.* Der römische Papst hatte bis dahin *geschichtlich* als das Haupt der Christenheit auf Erden gegolten, wenn auch faktisch die morgenländische Kirche im Mittelalter und die evangelische Kirche zur Zeit der Reformation sich von der römischen Kirche getrennt hatten. Die Unfehlbarkeitserklärung des römischen Papstes ist deshalb ein kirchengeschichtliches Ereignis von großer Tragweite, *weil die römische Kirche sich dadurch von Christo*, dem Grund, Haupt und Ziel der Kirche, *losgesagt* und *den irdischen Papst zum Haupt der Kirche gemacht* hat. Dadurch ist *der römische Papst zu einem Gott geworden*; denn *unfehlbar ist nur Gott allein. Damit ist auch das Ende der Kirchenzeit gekommen.* — Obwohl die römische Kirche seither gewisse äußerliche Erfolge errungen zu haben scheint, so ist dies nur ihre letzte Kraftanstrengung, die letzte Entfaltung ihres pumpae diaboli, vor dem endlichen Fall und Gericht, wie solches in Offenb. 17 u. 18 zuvor verheißen ist.

Die *evangelische Kirche* steht sein 1870 in keinerlei Beziehung mehr zur römischen Kirche, weder äußerlich noch innerlich.

Was seit 1870 *in der Kirche und in der Politik* geschieht, dient dazu, teils das Antichristentum herbeizuführen, teils das Kommen Christi und seines Reiches einzuleiten. (Davon später.)

Die Stellung der Völker Europas ist seit 1870 in der Politik eine andere geworden. Während Amerika anfängt, sich abzuschließen, werden jene durch gemeinsame Interessen miteinander verbunden und streben alle nach demselben Ziel. Warum sind sie alle bewaffnet bis an die Zähne, und warum werden immer neue Kriegsrüstungen gemacht? Sie haben wohl eine Ahnung von dem großen bevorstehenden Kampfe zwischen der Wahrheit und der Lüge, zwischen Christentum und Antichristentum. In diesem Kampfe werden sich die meisten wohl auf die Seite des letztern stellen. Ein Beweis davon ist z. B. die Gleichgültigkeit, mit welcher sie den an den christlichen Armeniern verübten Greueln, Schandthaten und Massenmorden zusehen, ohne Hand oder Fuß zu regen und das Schwert zu ergreifen

zur Sühnung dieser Türken-Greuel und zur Rache für die der ganzen Menschheit angethanen Schmach. Zur Strafe für diese Pflichtversäumnis wird Gott vielleicht ähnliche Zustände bei den Völkern Europas kommen lassen.

Ein anderer Einwand gegen die Dauer der Kirchenzeit von nur 1800 Jahren möchte die ziemlich verbreitete Ansicht sein, *daß erst die Fülle der Heiden eingegangen sein müsse*, nach Röm. 11, 25, wo gesagt wird: „daß Verstockung dem Israel zum Teil widerfahren ist, bis daß die Fülle der Heiden eingegangen sein wird." —Unter der „Fülle der Heiden" können nicht alle Heidenvölker der ganzen Erde verstanden werden; sondern ein gewisser Teil, eine bestimmte Anzahl derselben, so viele als Gott bis dahin zum Eingehen in das Reich Gottes berufen hat.

Der Ausdruck „Fülle der Heiden," πλήρωμα τῶν ἐθνῶν, ist analog demjenigen Gal. 4, 4: „da aber die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn," u. s. w.: ὅτε δὲ ἦλθε τὸ πλήρωμα τοῦ χρόνου. — Die „Fülle der Zeit" ist hier die Zeit der erstmaligen Sendung des Sohnes Gottes auf Erden. Die Ausdrücke: „Fülle der Heiden" (Röm. 11, 25) und „bis daß der Heiden Zeit erfüllet sein wird" (Luk. 21, 24) sind identische Begriffe und stehen im Zusammenhang mit der Wiederannahme und Bekehrung der Juden und der Wiederkunft Christi.

Um das Obige besser zu verstehen, müssen wir erwägen, daß es *drei große Missionszeiten zur Bekehrung der Völker* gibt. *Die erste Missionszeit* begann zur Zeit der Apostel mit der Verwerfung der Juden und der Annahme der Heiden und dauert bis in das vierte Jahrhundert, wo *der größte Teil der Völker des alten römischen Reiches* christianisiert wurde. *Die zweite Missionszeit* begann im fünften Jahrhundert zur Zeit der Völkerwanderung und dauerte bis ins Mittelalter, wo *die noch heidnischen Völker Europas* christianisiert wurden.—Vor und nach der Reformationszeit stand das Werk der Heidenbekehrung fast ganz stille und war auch ohne dauernden Erfolg von seiten der römischen Kirche.—*Die dritte Missionszeit* hat erst im 19. Jahrhundert begonnen. Deren Aufgabe ist, *alle bisher nichtchristlichen Völker* zu bekehren. Dieweil aber diese Aufgabe eine so große und schwere ist, so muß ihr auch Zeit genug zu ihrer Lösung eingeräumt werden. Nach dem bisherigen Gang der Mission würde es noch Jahrhunderte dauern, bis daß alle nichtchristlichen Völker bekehrt wären. Unter den jetzigen Zeitverhältnissen wäre dies kaum möglich; denn der Teufel hat mächtige Bollwerke errichtet im Heidentum, Islam und Judentum, und verteidigt sie hartnäckig gegen alle Angriffe von seiten der Mission. Allerdings sind bei Gott alle Dinge möglich; aber er hat auch für die einzelnen Völker bestimmte Zeiten erwählt, in welchen sie berufen werden, ins Reich Gottes einzugehen. Den Fall gesetzt, daß in *einem* Jahrhundert die meisten dieser Völker christianisiert würden, so wäre dies nur der Anfang der Entwickelung

im Christentum dieser Völker; zum Gericht aber wären sie noch nicht reif. Dazu bedarf es einer Periode von wenigstens tausend Jahren. Wir sind daher der gewissen Zuversicht, daß die Periode des tausendjährigen Friedensreiches dazu gehört; denn das siebente Jahrtausend als Weltsabbath ist ein Jahrtausend des Friedens. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum unseres Proseminars wird zwar bei dem Erscheinen dieser Nummer zu den geschehenen Dingen gehören, und es ließe sich am Ende unter Benutzung des Programmes und Anwendung der nötigen Dreistigkeit jetzt schon ein Bericht darüber schreiben. Man wird es aber dem Redakteur nicht übel nehmen, wenn er dergleichen nicht thut. Was den Bestand und die Wirksamkeit der Anstalt selbst betrifft, so gibt die Festnummer des Friedensboten alle hierüber wünschenswerte Auskunft. Das Wachstum der Anstalt ist — was übrigens allen Synodalen bekannt ist — ein stetiges und gesundes gewesen, sowohl nach außen in der Vermehrung der Zahl der Schüler und Lehrer, sowie in der Erweiterung der baulichen Einrichtungen, als auch nach innen in der Erweiterung, Vervollkommnung und Vertiefung der dargebotenen Ausbildung. Diese seitherige Entwicklung bietet die Grundlage zu weiterer fruchtbringender Arbeit, für welche, wie wir zuversichtlich hoffen, der göttliche Segen nicht fehlen wird.

Die Generalsynode der reformierten Kirche ist am 27. Mai dieses Jahres in Dayton, Ohio, eröffnet worden. Unter die angenehmsten Berichte gehörten diejenigen über Heiden- und Innere Mission. Von der ersteren konnte erklärt werden, daß nicht nur die frühere Schuld getilgt sei, sondern sich auch noch ein Überschuß von $3000 in der Kasse befände. Einen fast ebenso lautenden Bericht gab das Komitee für Innere Mission ab; nur ist die Höhe des Überschusses nicht angegeben. Es wurde beschlossen, diese Arbeit namentlich im Süden und Westen, insbesondere an der Küste des Stillen Ozeans, eifriger zu betreiben. Außerdem wurde eine jährliche Aufwendung von $6000 für Mission unter eingewanderten Ungarn, Böhmen und Polen beschlossen. Die jährlichen Gesamtausgaben für Innere Mission wurden auf $45,000, die für Heidenmission auf $35,000 festgestellt.

Die Generalversammlung der Presbyterianer, welche am 21. Mai d. J. zum 108. Male stattfand und in Saratoga Springs tagte, hat einen Plan zu einer Verbindung sämtlicher auf presbyterianischer Grundlage stehenden Kirchen gefaßt und in zwölf Artikeln formuliert. Die Verbindung dieser Kirchen soll durch eine Versammlung dargestellt werden, die den Namen führt: „Förderalkonzil der reformierten Kirchen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit Presbyterialverfassung." — In demselben soll jede der teilnehmenden Kirchen durch acht Delegaten (vier Prediger und vier Laien) vertreten sein. Diese Versammlung soll keine andern Vollmachten haben als die, welche ihr von den vereinigten Kirchen ausdrücklich übertragen werden. Ihre Beschlüsse werden also für die vereinigten Kirchen wesentlich beratende Bedeutung haben. Außerdem ist es jeder Kirche, die sich angeschlossen hat, freigestellt, zu irgend einer Zeit aus der Verbindung auszutreten.

Die orthodoxen Baptisten sind mit der von Rockefeller so glänzend dotierten Harper-Universität keineswegs ganz zufrieden. Sie ist ihnen nicht orthodox genug. Die Baptistenkirche selber ist natürlich nicht imstande, einen entscheidenden Einfluß dort auszuüben. Einerseits, weil die Universität von den kirchlichen Organen ganz und gar unabhängig ist und andererseits, weil die Baptisten selbst vielfach nicht mehr orthodox sind, und die Universität den Anschauungen eines großen Teils der Baptisten völlig entspricht. Da es außerdem noch eine Menge baptistischer Lehranstalten gibt und niemand gezwungen ist, an der Harper Universität zu studieren, so werden die Angriffe der orthodoxen Baptisten auf dieselbe wohl nur die Wirkung haben, den Gegensatz zwischen orthodoxen und liberalen Baptisten klarer und schärfer herauszuarbeiten, wenn nicht gar eine Trennung in der einen oder andern baptistischen Kirchengemeinschaft herbeizuführen.

Die Angriffe eines Dr. Henson, Prediger der ersten Baptistengemeinde in Chicago, lassen allerdings an persönlicher Schärfe — um nicht zu sagen Gereiztheit — gar nichts zu wünschen übrig, während sie sachlich genommen sehr allgemein und unbestimmt sind. Er sagte u. a. nach dem Apologeten:

„Die Direktoren und Trustees der Universität sind Männer, welche willige Kreaturen des Dr. Harper sind und die unter seinem völligen Einfluß stehen. Er hat durch seinen Einfluß die Männer in die Stellung gebracht, daher kann er sie beherrschen und sie müssen in allen Stücken seinen Willen thun. Er ist ein größerer Autokrat als der russische Kaiser. Ich gestehe es offen und frei, daß ich lieber ‚Bob Ingersoll' an der Spitze der Chicago Universität sehen würde, als Dr. Harper. Ingersoll ist ein ausgesprochener Ungläubiger, man weiß daher, mit wem man es zu thun und wie man ihm zu begegnen hat. Dr. Harper ist ein Mann mit zwei Gesichtern und ein Mann, welcher den Mantel nach dem Winde hängt. Bei einer öffentlichen Versammlung, in welcher Dr. Harper zugegen war, hielt ich eine Rede, in welcher ich meinen Glauben an die Lehren der Bibel bekannte und erklärte. Ich wußte, daß meine Ansichten von verschiedenen Punkten gerade das Gegenteil von dem waren, was Dr. Harper glaubt. Zu meiner größten Verwunderung erhob sich der Doktor und erklärte, daß er herzlich mit meinen Ansichten über die von mir besonders hervorgehobenen Punkte übereinstimme. Als kurz danach Dr. Harper seine Zweifel und seinen Unglauben wieder frei bekannte, sagte ich zu ihm: ‚Herr Doktor, ich kann Sie nicht recht begreifen; Sie haben doch ganz kürzlich meine Ansichten in meiner öffentlichen Versammlung indossiert und nun lehren Sie wieder gerade das Gegenteil.'

„‚Ich habe es,' antwortete er mir, ‚freilich gethan, aber nur bis zu einem gewissen Grade.'

„Mit Widerwillen über solche Doppelzüngigkeit wandte ich mich von ihm ab. Ein solcher Mann steht an der Spitze der großen Chicago Universität. Diese Lehranstalt ist eine Brutstätte des Unglaubens geworden, in welcher der alte Bibelglaube zerstört wird. Die religiöse Luft in jener Anstalt ist vergiftet, daher gefährlich für die Studenten und alle, welche sich dort aufhalten. Es würde mir nie einfallen, eines meiner Kinder in jene Lehranstalt zu senden und sie dem verderblichen Einfluß, welcher dort ausgeübt wird, auszusetzen. Für diese traurigen Zustände halte ich Dr. Harper verantwortlich. Er ist ein unpassender Mann, an der Spitze einer Lehranstalt, welche von Baptisten gegründet wurde. Es ist zu bedauern, daß er nicht leicht aus seiner Stellung entfernt werden kann. Die Trustees sind absolut nichts mehr als seine Puppen, die tanzen müssen wie er pfeift.

Dasselbe ist der Fall mit den Professoren; durch ihn wurden sie berufen und mit gutem Gehalt angestellt. John D. Rockefeller, welcher mit seinen Millionen der Anstalt auf die Beine geholfen, wird von Dr. Harper von Zeit zu Zeit hypnotisiert, ist daher völlig unter dem Einfluß des Professors der Anstalt. Dr. Harper ist der größte Hypnotiseur, welchen die Welt bis jetzt hat kennen gelernt. Jeden Sommer ist Dr. Harper der Gast des Herrn Rockefeller für sechs bis acht Wochen, und in jener Zeit treibt er seine Kunst als Hypnotiseur an dem hundertfachen Millionär. Christliche Familien sollten ihre Kinder nicht nach der Chicago Universität senden, wenn sie wünschen, daß denselben der christliche Glaube an Gottes Wort bewahrt bleiben soll."

Den Zweck seiner Mitteilung macht der Korrespondent des Apologeten in den folgenden Worten klar:

„Ich berichte diese traurigen Zustände deshalb, um die Methodisten vor dieser Lehranstalt zu warnen. Es ist eine Thatsache, daß sehr viele Söhne und Töchter aus Methodistenfamilien die Chicago Universität besuchen, sind daher dem schädlichen Einfluß, welchen Dr. Henson hervorhebt, ausgesetzt. Unsere Universität in Evanston hat ebenso tüchtige Lehrer wie die Chicago Universität. Nach Evanston sollten die Söhne und Töchter der englischen Methodisten, gehen, um sich auszubilden. Der religiöse Einfluß ist in Evanston im allgemeinen ein guter. Die Lehrer sind meistens Glieder unserer Kirche, während die Lehrer in der Chicago Universität fast alle Denominationen vertreten, und selbst Juden und Ungläubige gewisse Lehrstühle einnehmen."

Es ist nach demselben Berichterstatter freilich auch bei den Methodisten nicht sicher, daß alles so bleiben wird, wie es gegenwärtig ist. Auch hier findet sich eine Richtung, welche die kirchlichen Einrichtungen „zeitgemäß" umgestalten möchte (vgl. Theol. Ztsch. Juni 1896, Seite 186). Wie groß oder einflußreich diese Richtung ist, läßt sich natürlich nicht genau sagen, jedenfalls aber fühlen sich ihre Vertreter sicher genug, mit ihren Forderungen offen hervorzutreten. Diesmal ist es in Chicago bei der Wesleyfeier geschehen, die für die Methodisten Chicagos eine ähnliche Bedeutung zu haben scheint, wie die gemeinsame Feier des Reformationsfestes seitens evangelischer oder lutherischer Gemeinden. So wie sich ein Reformationsfest sowohl im Sinne des Beharrens, wie des Zurückgehens und auch des Fortschreitens feiern oder auch ausbeuten läßt, so kann man das selbstverständlich auch mit einer Wesleyfeier thun. Auch das Fortschreiten kann natürlich in sehr verschiedenem Sinn geschehen. Mit der diesmal angegebenen Richtung ist der Korrespondent des Apologeten sehr wenig befriedigt, wenn er sagt:

„Wenn die ‚Wesleyfeier' in Zukunft in dem Sinn und Geist, wie dieses Jahr, abgehalten wird, so geht der ursprüngliche Zweck gänzlich verloren und die Geschichte artet aus, wie in Deutschland das Kirchweihfest. Der ursprüngliche Zweck der Wesleyfeier war, das Andenken John Wesleys zu ehren, an den beispiellosen Erfolg, den er und seine Mitarbeiter hatten, zu erinnern und unsere Generation junger Methodisten und auch die alten zu begeistern, in dem Sinn und Geist eines Wesley zu wirken und seinem Beispiel zu folgen. Ich erinnere mich, daß bei der ersten hier abgehaltenen Wesleyfeier obiges der Grundton in allen Reden war. Dieses Jahr hat die Feier einen ganz anderen Charakter angenommen. Rev. L. Townsend aus Baltimore, welcher die Hauptrede hielt, scheint den Beruf in sich zu fühlen, als Reformator (oder gar als Revolutionär) in unserer Kirche aufzutreten. Er ist mit unserer Kirchenregierung, wie sie von Wesley eingeführt wurde, unzufrieden. Er redete über

das Thema: ‚Ist in der Verwaltung der Bisch. Methodistenkirche ein mehr demokratischer Geist nötig?‘ Diese Frage bejahte der Redner und ging dann auf verschiedene Punkte ein, welche er als verjährt und für unsere Zeit nicht mehr passend, auseinandersetzte.

„‚Folgende Fragen,‘ sagte er, ‚welche gegenwärtig in unserer Kirche besprochen werden, müssen bald entschieden werden, wenn der Methodismus nicht von seinem eigenen Gewicht erdrückt oder an Altersschwäche sterben soll. Unsere Laien müssen in den jährlichen Konferenzen eine bessere Vertretung haben, und es muß auch dahin kommen, daß sie in der Generalkonferenz mit den Predigern eine gleichmäßige Vertretung haben.

„Die Verwalter müssen von der Gemeinde erwählt und nicht länger vom Prediger vorgeschlagen und von der Vierteljahrs-Konferenz erwählt werden.

„Die Vorst. Ältesten sollten in Zukunft von der Konferenz erwählt und nicht länger vom Bischof ernannt werden.

„Die auf fünf Jahre festgesetzte Dienstzeit der Prediger an einer Gemeinde muß aufgehoben werden.

„Den Frauen in unserer Kirche muß das gesetzliche Recht eingeräumt werden, an den Verhandlungen einer jährlichen Konferenz und an der General-Konferenz teilnehmen zu dürfen, gerade so wie den Männern.‘

„Die geschäftlichen Interessen in der Kirche will er von Laien und nicht von Predigern verwaltet sehen. Ein von Gott berufener Prediger begehe ein Unrecht, wenn er sich als Buch-Agent wählen lasse. Ein Prediger, welcher Kirchen-Politik treibe, sei unfähig, das Werk Gottes zu treiben. Den Bischöfen müsse ihre Gewalt auch mehr aus den Händen genommen werden. Die Kirche ist eine gewaltige Maschine, welche durch die von den Mitgliedern beigesteuerten Millionen getrieben wird; diese Mitglieder wollen daher in Zukunft etwas mehr zu sagen haben in den kirchlichen Angelegenheiten.“

Das alles scheint nun nach unsern Anschauungen gar nicht so bedenklich zu sein; ein guter Teil dieser Dinge gehört bei uns zur bestehenden Ordnung und wird keineswegs als ein Mangel, sondern als Vorzug empfunden. Zudem kann man sagen: Das alles sind fast nur Veränderungen der Kirchenordnung. Freilich der Methodist wird die Sache von der andern Seite betrachten. Die Kirchenordnung ist dort das Erste und Eigentümliche, die Lehrordnung ist eigentlich nur ein Teil der Kirchenordnung. Darum wird auch gesagt:

„Nach meinem Dafürhalten hat die diesjährige Wesleyfeier ihren Zweck gänzlich verfehlt. Wenn in Zukunft das Andenken Wesleys nicht besser geehrt werden soll, so sollte man wenigstens den Namen ‚Wesleyfeier‘ fallen lassen und zu einer ‚Revolutionistischen Methodistenversammlung‘ die Leute einladen, dann würde man doch bei der Wahrheit bleiben.“

Hofprediger a. D. Stöcker steht immer noch im Vordergrund des kirchlichen und politischen Interesses, obschon dieses hauptsächlich durch seine etwas geräuschvollen Rücktritte aus der konservativen Partei und aus dem christlich-sozialen Kongreß rege gehalten worden ist. Dazu kommt noch außerdem das sehr kaiserliche Telegramm, das für alle, welchen der Kaiser die höchste Autorität ist, Stöcker zu einem Mann macht, den man nicht mehr kennt. Den Wortlaut des betr. Telegramms hier zu wiederholen, wäre überflüssig, da es bereits durch alle Zeitungen gegangen ist. Dagegen ist nur eins an seinem Inhalt ganz klar und deutlich, nämlich die Absicht, Stöcker ein für allemal auf Nimmerwiederkehren los zu werden. Den übrigen Teil der kaiserlichen Worte kann sich jeder deuten, wie er mag. Die katholischen Priester haben

denn auch sofort erklärt, daß das Telegramm sie nichts angehe, nur die protestantischen Pastoren hätten sich nicht in die Politik zu mischen.

Über den Rücktritt Stöckers aus dem evangelisch-sozialen Kongreß machte der erste Vorsitzende desselben, Landesökonomierat Nobbe folgende Mitteilungen: „Der zweite Vorsitzende, Herr Hofprediger a. D. Stöcker, ist mit zwei Freunden, Herrn Oberverwaltungsgerichtsrat Hahn und Herrn Prediger Burkhardt aus dem Kongreß, dessen Aktionskomitee sie von Anbeginn angehört haben, ausgeschieden . . . . . .

„Die Veranlassung dazu hat der Umstand geboten, daß mehrere Mitglieder des Aktionskomitees . . . . . . mich . . . . . . ersucht haben . . . . . . an Herrn Stöcker die Bitte zu richten, er wolle erwägen, ob es nicht gegenwärtig im Interesse des Kongresses liege, wenn er freiwillig von dem Amte des Vizepräsidenten zurücktrete, um dadurch die völlige Unabhängigkeit des Kongresses von seinem sozialpolitischen Parteiprogramm, wie von den unerquicklichen politischen und persönlich zugespitzten Händeln, die sich insonderheit an seinen Austritt aus der konservativen Partei geknüpft hätten, öffentlich zu bekunden und klarzustellen. — Damit war selbstverständlich von diesen Herren der Austritt Stöckers aus dem Kongreß weder beabsichtigt noch befürchtet; vielmehr hatten mich die Betreffenden ausdrücklich gebeten, Herrn Stöcker im Zustimmungsfalle zu ersuchen, seinen Nachfolger im Vorstand selbst zu bezeichnen und ihm die Versicherung zu geben, daß man dessen Wahl mit aller Loyalität betreiben werde — auch daß sein eigener, dauernder Verbleib im Aktionskomitee, selbstverständliche Voraussetzung der Ansuchenden sei.

„Wenn nun Herr Hofprediger a. D. Stöcker diese private Anfrage, deren Verneinung ihm selbstverständlich zugestanden hätte, nach längerer Erwägung mit seiner Austrittserklärung aus dem Kongreß selbst beantwortet hat, ... so entziehen sich die Beweggründe dafür meiner Beurteilung" u. s. w.

Es wird dann Stöcker noch der Dank des Aktionskomitees für seine Thätigkeit ausgesprochen und hinzugefügt, daß der Evang. Kongreß es ihm niemals werde vergessen dürfen, „daß er es war, der ihn ins Leben gerufen hat, und daß der hochherzige Gedanke eines dauernden Zusammenschlusses aller in unserer kirchlichen Gemeinschaft vertretenen Richtungen zu gemeinsamer sozialer Arbeit auf dem festen Boden nationaler und monarchischer Gesinnung von ihm zuerst ausgegangen ist."

Stöcker selbst hat sich in seinem Organ, der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung, eingehender ausgesprochen. Er sagt von den in dem oben angeführten Schreiben ausgesprochenen Gründen der Aufforderung zu seinem Rücktritt: „Kundigen Leuten kann diese zwiefache Begründung nicht stichhaltig erscheinen." Ob er damit dem Vorsitzenden des Evangelischen Kongresses Mangel an Einsicht oder an Offenheit vorwerfen will, ist nicht klar. Eines von beiden aber muß es sein, wenn nicht beides. Es wird dann weiterhin von den Versuchen, Stöcker im Komitee und im Kongreß zu erhalten, gesagt: „Aber selbstverständlich konnte das alles meine Bedenken nicht beseitigen." Darauf wird fortgefahren: „Daß ich als Begründer des Kongresses billigerweise eine der führenden Stellen zu beanspruchen habe, ist nicht einmal der entscheidende Grund zu meinem Entschluß. Aber bei dem starken theologischen und sozialen Gegensatz der beiden Gruppen im Kongreß wäre, meines Erachtens, mein Rücktritt von dem Präsidium ein Verzicht auf Gleichberechtigung gewesen. Auch hätte ich in meiner öffentlichen Stellung die Verantwortung für einen etwaigen Verlauf der Kongesses nicht tragen können, wenn ich nicht mehr in der Lage war, als einer der Mitführer in den Gang der Dinge einzugreifen."

Der Kongreß der englischen Freikirchen, dessen offizieller Name „National-Konzil der evangelischen (evangelical) Freikirchen“ ist, hat dieses Frühjahr in Nottingham getagt. Wenn auch die Wesleyaner eine Abnahme ihrer Zahl zu verzeichnen hatten, so ist das Dissentertum keineswegs am Aussterben; es macht vielmehr den Eindruck, daß durch einen Zusammenschluß desselben, bei welchem allerdings die Lehrstreitigkeiten den praktischen Zielen gegenüber in den Hintergrund treten müssen, die Gesamtheit der Dissenters eine Bedeutung gegenüber der englischen Staatskirche wie gegenüber dem englischen Romanismus erlangen könne, der sie sich vorher nicht rühmen konnten.

Der allerdings ganz eigenartige Charakter dieses Kongresses wird am besten gekennzeichnet durch die Eröffnungsrede von Rev. Hugh Price Hughes, aus der wir nach der Chr. der christl. Welt folgende Punkte wiedergeben:

„In wenig mehr als Jahresfrist, in geradezu erstaunlich kurzer Zeit, ist England mit einem ganzen Netz von Organisationen überzogen worden, deren offizielle Vertreter nun auf diesem Nationalkonzil zusammentreten. Die Finanzen stehen wider Erwarten durchaus günstig; man ist sogar imstande, einen theologischen Lesezirkel in großem Stil ins Leben zu rufen, der vor allem den Landpastoren zu gute kommen und sie mit den neuesten Resultaten der Wissenschaft bekannt machen soll. Noch vor kurzem hatte man kaum hoffen dürfen, daß die nun zustande gekommene Förderation nationale Dimensionen annehmen würde. Zweierlei hat aber das Erstarken der Bewegung begünstigt. Erstens die zur Zeit herrschende theologische Windstille. Wir können jetzt über einzelne theologische Differenzen hinweg auf unsre große fundamentale Einheit sehen. Ernstliche theologische oder kirchliche Differenzen trennen uns nicht mehr. Zweitens das erstaunliche Wiederaufleben eines extremen mittelalterlichen Klerikalismus in England, der sich schroff und heftig gegen die nonkonformistischen Gemeinschaften wendet, besonders in den kleinen Städten und Dörfern. Diese Angriffe haben uns zur Verteidigung zusammengetrieben. Das Verschwinden unsrer eignen innern Differenzen ist der negative Grund unsres Zusammenhandelns; der positive ist unsre einmütige Entschlossenheit, daß, mit Gottes Hilfe, England, das Land der bürgerlichen und religiösen Freiheit, nie auf die tiefe Stufe Spaniens herabsinken soll.

„Politisch hat dieser Kongreß keinerlei Verbindung mit irgend einer parteipolitischen Organisation, und ich freue mich zu wissen, daß jede Schattierung politischer Meinung unter den Anhängern unsrer Bewegung vertreten ist. Wenn man je findet, daß wir eine besondre politische Partei unterstützen, so wird das seinen Grund darin haben, daß jene besondre Partei uns in einer sittlichen oder geistigen Frage, die wir vertreten, unterstützt. Unser Kongreß hat christlichen, kirchlichen Charakter. Andernfalls würden wir einfach alle guten Bürger auf der breiten Basis unsrer gemeinsamen Menschheit hier willkommen heißen.*) Wir unterscheiden uns aber von dem (Staats-) Kirchenkongreß, der nur ein zufälliges Zusammenströmen von Atomen darstellt und nur persönliche Meinung zum Ausdruck bringt, dadurch, daß wir mehr und mehr eine repräsentative Körperschaft sind, und wenn wir das Wort ‚Kongreß‘ gebrauchen, so ist zu bemerken, daß wir in diesem Punkte eher dem Trades Union-Kongreß gleichen, als dem (Staats-) Kirchenkongreß. Wir suchen aber auch nicht die Sanktion von seiten der leitenden Behörden der einzelnen Kirchengemeinschaften; wir sind hier nicht als Kongregationalisten oder Baptisten

*) Es sei hierbei daran erinnert, daß bereits im vorigen Jahre die Unitarier von dem Kirchenkongreß ausgeschlossen waren.

oder Methodisten oder Presbyterianer u. s. w., sondern einfach als Glieder der ‚Evangelikalen Freikirchen.‘

„Der erste Zweck unsrer Vereinigung ist die Erleichterung und Förderung brüderlichen Verkehrs unter den Freikirchen. Wir sind zum größten Teil enger, bigotter und sektiererischer als wir uns klar machen. Wir haben zuweilen Zwiespalt und Trennung geradezu verherrlicht, haben die relative und jedenfalls exklusive Wichtigkeit unsrer Unterscheidungslehren und besondern Eigenheiten übertreiben. ‚Es ist hohe Zeit, daß wir den Wert und die Schönheit andrer Seiten der Wahrheit erkennen, andrer Arten der Frömmigkeit, andrer Formen des Gottesdienstes, als die, die uns am vertrautesten sind. Gott hat keiner einzelnen Gruppe der allgemeinen christlichen Kirche ein Monopol für Wahrheit, Weisheit und Heiligkeit gegeben. Unsere Spaltungen und Trennungen haben eine große Verarmung des seelischen und sittlichen Lebens zur Folge gehabt; unser Zusammentreten wird unser Denken bereichern, unsre sittlichen Ideale erhöhen, unser Leben veredeln. Ich freue mich, daß ich diese Gelegenheit habe, offen auszusprechen, daß ich heute weiser und besser, glücklicher und nützlicher dastehe, weil es Gott gefallen hat, mich während meines ganzen Lebens in beständige Berührung mit Geistlichen und Gliedern andrer Kirchengemeinschaften zu bringen, als der ich selbst angehöre.‘

Die Vertiefung unsres innern Lebens ist das Zweite, das wir erstreben. Nur wenn wir immer Christus ähnlichere Christen werden, können wir endlich auch an der (vom Evangelium) unerreichten Menge arbeiten. Auch hier hat nur vereintes Wirken Aussicht auf Erfolg. Es ist sehr viel gute Evangelistenarbeit in unsern Tagen von ‚zusammengekratzten‘ Komitees wohlmeinender Christen gethan worden, die sich gelegentlich, und nur zu dem einen Zwecke, zusammengethan hatten. Christus ist aber nicht in die Welt gekommen, um Individuen zu retten, sondern eine Kirche zu organisieren, die sich der ‚Kinder in Christo‘ annehmen soll. Es ist unübersehbarer Schaden dadurch angerichtet worden, daß Christen immer wieder versucht haben, für Christus zu wirken auf eigene Hand, isoliert und getrennt von der Ermutigung und der Gemeinsamkeit, die nach dem Willen Jesu Christi jeder in der ‚Gemeinschaft der Heiligen‘ genießen sollte.“

Nicht minder interessant sind die Äußerungen desselben Redners über die Lehrstellung des Dissent im allgemeinen. Sie mögen freilich von manchen der Zuhörer nur deshalb gebilligt worden sein, weil sie ihm nur im Lichte der Anschauungen seiner eigenen Denomination erschienen sind. Betrachtet man sie aber in ihrem Verhältnis zu der heutigen Bildung im allgemeinen, so zeigt sich, welche entschiedene Fortbildung der Anschauungen innerhalb des Dissent stattgefunden hat und daß die Freikirchen den Einwirkungen moderner theologischer und naturwissenschaftlicher Anschauungen mindestens ebensosehr, wenn nicht noch mehr, offen stehen als die Staatskirchen.

„Worauf wir aber das Hauptgewicht legen — wird weiter gesagt —, das ist die Vertretung der neutestamentlichen Lehre von der Kirche. Es ist zu beachten, daß wir uns in unserm offiziellen Titel nicht als ‚Protestanten‘, oder ‚Nonkonformisten‘, oder ‚Dissenter‘, sondern als ‚Glieder der Evangelikalen Freikirchen‘ bezeichnen. Wohl sind wir Protestanten, weil wir dagegen protestieren, daß irgend einer zwischen uns und Christus komme. Wir sind Nonkonformisten, weil wir uns weigern, unsre Konformität mit einem unchristlichen Staatsbeschluß der heruntergekommenen Regierung Karls II. zu erklären, die die anglikanische Kirche in schismatische Isolation von der übrigen allgemeinen Kirche versetzte. Und wir sind ‚Dissenter‘ wegen des

grundsätzlichen Dissensus mit der Lehre, daß die Kirche Christi der Autorität und Kontrolle der bürgerlichen Obrigkeit unterthan sein solle. Protestant, Nonkonformist und Dissenter sind uns sehr wertvolle Namen, aber sie sind nur Negationen. Es ist hohe Zeit, daß wir eine positivere Aussage von unserm Glauben machen. Wir sind freie evangelikale Kirchenglieder (Free Evangelical Churchmen). Wir sind in Wahrheit hochkirchlich, und zwar die höchsten von allen Hochkirchlichen, so hoch, daß wir nicht einen Augenblick daran denken könnten, einem Politiker die Ernennung unserer Geistlichen zu überlassen oder einem Parlament zu erlauben, sich mit unserm Glaubensbekenntnis zu befassen. Die Antwort auf die Frage, wo die Kirche ist, gibt uns schon Ignatius im Brief an die Smyrnäer: *῞Οπου ἂν ᾖ Χριστὸς Ἰησοῦς, ἐκεῖ ἡ καθολικὴ ἐκκλησία.* (Wo Christus ist, da ist die katholische Kirche.) Das ist auch unsere Überzeugung.

„In England zerfällt die ‚Katholische Kirche‘ in drei Gruppen: in römische, anglikanische und Bibel-Katholiken (Scriptural Catholics). Die römischen haben ihre Einheit im Papst und in nichts anderm. Es gibt keine größere Täuschung als die, daß die gerühmte Einigkeit Roms mehr sei als eine äußere Unterwerfung unter die universale Autorität des Bischofs von Rom. Die Zänkereien zwischen Franziskanern und Dominikanern sind ja sprichwörtlich. Dann kamen die Jesuiten, die mit allen größern Orden und dem Weltklerus Zank gehabt haben. Für diese innern erbitterten Streitigkeiten bietet die eben erschienene, höchst beachtenswerte, sehr ehrenwerte und wahrheitsgemäße Biographie Kardinal Mannings hinreichendes Beweismaterial. Außerdem fehlt bei den Römisch-Katholiken nicht nur deutlich genug die innere geistige Einigkeit, sondern sogar in äußeren, rein kirchlichen Dingen sind die verschiedenen Gruppen der römischen Kirche nicht einiger, als wir es untereinander sind. In einem römisch katholischen Lande haben wir z. B. in vielen Gemeinden nicht nur eine Pfarrkirche, die dem Bischof der Diözese untersteht, sondern auch eine Franziskaner-, Dominikaner- und eine Jesuitenkirche, die nicht dem Bischof unterstellt sind und keinerlei kirchliche Beziehung zu einander haben; sie unterstehen nur ihren eignen Oberen und in letzter Linie dem Papste. Diese vier Kirchen in einer Gemeinde sind in kirchlicher Hinsicht nicht mehr eins, als eine Baptisten-, Kongregationalisten-, Methodisten- und Presbyterianerkirche es sind.

„Und wie ist es mit der innern Einheit der anglikanischen Katholiken? Typische Low Churchmen, Broad Churchmen und High Churchmen haben untereinander fundamentalere Differenzen, als wir. Worin besteht ihre Einheit? Historisch und unbefangen betrachtet, liegt sie in der Krone, in nichts anderm. So bedauerlich und peinlich die Sache ist: seit den Tagen Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth ist die Krone in Kirchensachen oberste Gewalt gewesen, hat Bischöfe, Deans u. s. w. ernannt und es nicht zugelassen, daß in der anglikanischen Kirche auch nur die geringste Kleinigkeit geändert wurde ohne ihre, der Krone, Sanktion.

„So haben die Römischen ihre Einheit im Papst, die Staatskirchlichen in der englischen Krone, — wir haben sie in Christus. Der verstorbene Dr. Dale hat einmal ausgesprochen, das letzte Prinzip des Protestantismus sei weder das Recht des eignen Urteils, noch die Autorität der heiligen Schrift, noch auch die Rechtfertigung durch den Glauben, sondern die einzige und oberste Autorität Jesu Christi. Das erste ist soviel als der unmittelbare Zutritt zu Jesus Christus. ‚Wenn Gott zu mir redet durch Christus, so hat keine

kirchliche Autorität ein Recht, zwischen Gott und meine Seele zu treten' (Dale). Ferner: die Autorität der heiligen Schrift; sie hat nicht die Bedeutung, die Chillingworth ihr thörichterweise in den Worten zuschreibt: ,Die Bibel, die Bibel allein ist die Religion der Protestanten.' Die Autorität der heiligen Schrift bedeutet, daß die Worte des Lichts und des Lebens, die die heilige Schrift enthält, eine Kraft, eine Bedeutung, einen überzeugenden Einfluß, eine heiligende Macht haben, die sie in der Erfahrung jedes wahren Christen von den edelsten Äußerungen nicht inspirierter Männer unterscheidet. Aber ein wirklich erleuchteter Protestant stellt weder die Bibel, noch die Kirche zwischen sich und Christus. Sein höchster Glaube hat es weder mit einer unfehlbaren Kirche, noch mit einer unfehlbaren Bibel zu thun, sondern mit einem unfehlbaren Christus.

„Auch die Lehre von der Rechtfertigung durch Glauben ist vielfach mißverstanden. Es ist darauf hingewiesen, daß im Wortschatz der Reformatoren ,Glaube' nicht die verstandesmäßige Annahme der Wahrheit oder einer unfruchtbaren Orthodoxie, sondern ein lebendiges Vertrauen zu einem auferstandenen lebendigen und göttlichen Heiland ist. Es steht nur eine Person zwischen Gott und uns, er, der da sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Weil er der Weg ist, darum idolisieren wir den Klerus nicht; weil er die Wahrheit ist, darum vergöttern wir die Bibel nicht; weil er das Leben ist, darum treiben wir keinen Götzendienst mit den Sakramenten. Eins darf aber nicht unausgesprochen bleiben: Christi Autorität muß im Staat sowohl gelten wie in der Kirche. Er ist das Haupt der natürlichen Schöpfung, ebenso wie das Haupt der Kirche. Paulus hat das mit tiefsinnigen Worten im Kolosserbriefe ausgesprochen. Hätten die Christen das immer im Auge behalten, man würde gesehen haben, daß so etwas wie ein ,Konflikt zwischen Christentum und Naturwissenschaft' eine absolute Unmöglichkeit ist. Die Männer der Wissenschaft denken nur die Gedanken Gottes noch einmal durch, wie Kepler so schön gesagt hat. Jede wirkliche wissenschaftliche Entdeckung ist einfach eine Offenbarung davon, wie Jesus Christus dies Weltall zusammenhält und seine erstaunliche Entwicklung kontrolliert.

„Uns kommt es darauf an, daß Christus in der menschlichen Gesellschaft herrscht, denn wir sind fest überzeugt, daß die Nation sowohl wie das Individuum Christus gehorchen sollte. Aber wir glauben nicht, daß eine Nation christlich wird einfach dadurch, daß sie sich christlich nennt oder eine bestimmte Gruppe von Christen begünstigt. Hier gilt 1 Joh. 3, 7: ,Wer recht thut, der ist gerecht.' Die Erde hat den herrlichen und göttlichen Anblick einer ,christlichen Nation' noch nicht erlebt. Es gibt keine ,christliche Nation' und wird keine geben bis endlich die Nähe des Milleniums eine Nation hervorbringt, deren Gesetze, deren äußere und innere Politik ganz und gar christlich sind. Ein Nonkonformist kann auch nicht glauben, daß ein Individuum durch Parlamentsbeschluß oder bürgerliche Obrigkeit tugendhaft gemacht werden könnte. Die Wiedergewinnung des einzelnen ist Sache der Predigt. Aber das ist doch eine unveräußerliche Pflicht der bürgerlichen Behörde, daß sie jedes organisierte Gewerbe mit dem Laster, wenn irgend möglich, lahm legt. Trunk, Spiel und Unsittlichkeit sind die drei weitestverbreiteten Laster in England, die man zum Gewerbe gemacht hat. Im Kampf gegen diesen unmenschlichen Handel wird das nonkonformistische Gewissen nie rasten.

„Endlich fordert noch ein anderes, doppelseitiges öffentliches Übel uns zum energischen Kampfe heraus: der Krieg. Als Vertreter des Friedensfürsten ist es unsere dringende Pflicht, die Errichtung internationaler Schiedsgerichte zu

fördern, zur Beilegung internationaler Konflikte sowohl, wie industrieller Kriege.".

Zum Schluß machte Mr. Hughes einige überraschende statistische Angaben über das numerische Verhältnis der Staatskirche und der nonkonformistischen Gemeinschaften. „Nach einem 1882 herausgekommenen Blaubuch des englischen Parlaments übersteigt die Zahl der nonkonformistischen offiziell anerkannten gottesdienstlichen Gebäude die der Staatskirche um ein beträchtliches. Man könnte vielleicht denken: die nonkonformistischen chapels sind vielleicht zahlreicher, aber fassen doch weniger Menschen als die anglikanischen Kirchengebäude. Aber das ist ein Irrtum; allein die Kongregationalisten, Baptisten und Methodisten, ohne alle die andern Dissentergemeinschaften, bieten Raum für 7 Millionen Menschen, eine Zahl, die von der Staatskirche trotz ihrer großen Kathedralen, Kirchen und Missionssäle bei weitem nicht erreicht wird. Ferner versorgt die Staatskirche in ihren Sonntagschulen 2,700,000 Kinder, jene drei genannten Denominationen dagegen allein 3,100,000. Wir Dissenters thun also mehr für die religiöse Versorgung der Erwachsenen sowohl wie der Kinder, als die anglikanische Kirche. Aber unsere Spaltung und Uneinigkeit hat uns selbst und andern unsere wirkliche Stärke verborgen. Wir repräsentieren eine gewaltige Majorität im britischen Reich und in der englisch-redenden Welt überhaupt. Wenn wir aus den Mißerfolgen und Demütigungen der Vergangenheit ebenso wie aus den frohen Hoffnungen der Gegenwart endlich die gottgewollte Lehre gezogen haben, so liegt die Zukunft der britischen Christenheit und des britischen Reichs in unserer Hand."

Bemerkenswert sind namentlich die beiden Punkte, in denen den andern Kirchen gegenüber der unfehlbare Christus (man könnte auch sagen ein unfehlbarer Christus) und dem Staat, der Gesellschaft und der Wissenschaft gegenüber der Panchristismus oder auch ein Panchristismus betont wird, der eben doch verschiedener Auffassung fähig ist. Es werden einem doch die Fragen auffallend nahe gelegt: Ist der unfehlbare Christus der geschichtliche oder der verklärte Christus, und wenn es der letztere ist, wie teilt sich seine Unfehlbarkeit den Gläubigen mit? Sodann: Wenn jede wissenschaftliche Entdeckung nur eine Erfahrung davon ist, wie Christus dies Weltall zusammenhält, gibt es da überhaupt noch einen andern Unterschied als den der Bezeichnung zwischen göttlicher Offenbarung und menschlicher Entdeckung?

Endlich könnte man noch fragen: Wenn alle diese Aufstellungen wirklich die Lehren der Dissenter sind, kann dann die Trinität, um deren Nichtanerkennung willen die Unitarier vom Freikirchenkongreß ausgeschlossen blieben, anders gefaßt werden, als daß im Vater der schlechthin transcendente Weltgrund erkannt, im Sohn die immanente Weltidee angeschaut wird, und der Geist die aus dieser Weltidee herausgebildete, das Leben beherrschende Weltanschauung ist?

Was die Gegenstände und den Inhalt der übrigen Vorträge auf dem Kongreß betrifft, so kann man nur sagen, daß die leitenden Ideen derselben in der Eröffnungsansprache sich wiederspiegeln. Nur einige Einzelheiten mögen noch erwähnt werden. Unter dem Thema, die Kirche in der Stadt, wird u. a. folgendes ausgeführt: „Die Frage ist nicht so sehr: Wie erreichen wir die Massen? sondern: Wie sollen die Massen zu uns kommen? Leute, die nicht in die Kirche gehen, verwerfen damit nicht einfach Christus. Wovon sie nichts wissen wollen, sind unsere kirchlichen Einrichtungen. Die Kirchen müssen sich entschließen, Schranken, die sich als hinderlich erweisen, niederzureißen. Den Geistlichen muß es ermöglicht werden, unter den Leuten zu leben. Auch in

den Gebäuden könnten Anpassungen an die Verhältnisse eintreten. Von zwölf Kirchen einer Denomination in einer und derselben Stadt werden in der Regel nicht einmal sechs wirklich voll. Vier von den zwölf könnten daher der besondern Arbeit der außerhalb Stehenden gewidmet werden. Unverständliche Ceremonien müssen fallen, die Predigten müssen auch für Leute, die nicht regelmäßige Kirchengänger sind, verständlich sein. Endlich müssen die Kirchen ein lebendiges Interesse an den sozialen Fragen nehmen."

Bei Besprechung der Grundsätze der Predigt trat einer der Redner für die Wiederherstellung der alten Sitte des Applaudierens zur Anfeuerung des Predigers ein.

Ein Parlamentsmitglied sprach über gesetzliche Maßregeln in Bezug auf die Kirche: „Die an demselben Morgen im House of Commons erfolgte Abstimmung bezeuge deutlich einen Umschlag im öffentlichen Empfinden. Es war nämlich mit 178 gegen 93 Stimmen beschlossen, die Museen am Sonntag offen zu halten. Alle frühern Regierungen hatten den Vorschlag mit großen Majoritäten verworfen. Schlafen die religiösen Leute, oder hat sich in der öffentlichen Meinung ein Wechsel vollzogen? Es ist Pflicht der Nonkonformisten, die Heiligkeit des Sabbates zu verteidigen, von dem die Daily News gesagt hatte, er sei keine christliche Institution. Eine andre Abstimmung im Parlament steht unmittelbar bevor: da handelt es sich um eine Maßregel zur Verstärkung der sacerdotalen Macht des anglikanischen Episkopats (in der Schulfrage). In der Schulfrage sieht es überhaupt nichts weniger als erfreulich aus. Die Verhältnisse drängen dahin, daß wir gesetzliche Zwangsmaßregeln fordern müssen über den Verkauf von Grundstücken für gottesdienstliche Gebäude, denn in manchen Gegenden, z. B. in Lincolnshire, ist es unmöglich, ein Stück Land zu bekommen für eine Methodisten- oder irgend eine andre Nonkonformistenkapelle. Das House of Commons hat kürzlich dem House of Lords einen hierauf bezüglichen Gesetzentwurf eingereicht, die hohen Herren haben jedoch das Prinzip dieses Gesetzes für falsch erklärt — sobald es sich aber um Eisenbahnanlagen und damit verbundnen kompulsorischen Ankauf von Land handelt, ist natürlich das Prinzip des entsprechenden Gesetzes in den Augen der Herren durchaus richtig. — Ferner muß die Frage der Freimachung der im gottesdienstlichen Gebrauch befindlichen Grundstücke ins Auge gefaßt werden. Eine Zahl von Schulen, Pfarrhäusern und Kapellen sind auf Pachtkontrakt gestellt und können nach Ablauf der Frist in die Hände der Landlords zurückfallen, die dann übermäßigen Pachtzins erzwingen oder Kapellen für weltliche Zwecke verwenden können. Ebenso bedürfen die Kirchhofsgesetze der Beachtung. Die Feindschaft der Staatskirchlichen geht zuweilen soweit, daß sie einem nonkonformistischen Leichenzuge den Eintritt durch das Hauptportal des Friedhofs verweigern und ihm nur eine Hinterpforte freigeben. Der Friedhof ist aber Eigentum des Volkes. Die religiöse Ungleichheit zeigt sich auch in der Handhabung der Eheschließung und in der dabei hervortretenden Privilegierung der anglikanischen Geistlichkeit. Der Staatspfarrer ist der Civilbeamte in Ehesachen, aber ein Nonkonformist kann seine Ehe nicht in einer Dorfkapelle oder in einem Dissenterchapel schließen ohne Beisein des Registrars."

Außerdem wurden noch Vorträge gehalten über die innere Mission der Dissenters, die englische Schulgesetzgebung, die den Nonkonformisten bedrohlich erscheint, dann über die Gesetze zur Förderung der Sittlichkeit, und endlich über das Spiel- und Wettunwesen. Die Regierung wurde angeklagt, daß sie dieses Unwesen in den höheren Kreisen geradezu begünstige. Es komme

vor, daß oft an einem und demselben Tage eine Abteilung der Polizeimannschaft verwendet werde zu einer Razzia in einer wenig bekannten Bude, wo das arme Volk seiner Wettgier und Lust am Spiel fröhnt, während eine andere Abteilung dazu dienen müsse, bei einem Wettrennen Spieler von Profession und Eigentümer von Lokalen, die diesem unsauberen Handwerk gewidmet seien, zu beschützen. Ebenso werde das Wett- und Spielfieber dadurch gefördert, daß der Generalpostmeister den auf die Wettrennen bezüglichen Telegrammen das Vorrecht der Beförderung gebe und sein Personal zu diesem Zwecke verstärke. Ja sogar der Prinz von Wales sei als Mitglied des Jockeyklub Mitbesitzer eines Spielhauses, und müßte nach strengem Recht in Geld- und Gefängnisstrafen verfallen.

Bei der Jahresversammlung des Evangelischen Kirchbauvereins in Berlin wurde von dem Vorsitzenden ein Überblick über die ganze Thätigkeit des Vereins gegeben. Seit dem Entstehen des Vereins, 1888, sind in Berlin und den Vororten durch Zusammenwirken des Königshauses, der Behörden, der Stadtsynode, des Magistrats, der Kirchengemeinden, des kirchlichen Hilfsvereins und des Kapellenvereins dreißig Kirchen vollendet worden, fünf sind noch im Bau begriffen und vier werden in kurzem in Angriff genommen werden. Der Bau dieser 35 Kirchen nebst einigen Pfarr- und Gemeindehäusern nahm etwa 15 Millionen Mark in Anspruch. Der Wert der zum größten Teile geschenkten oder unentgeltlich überwiesenen Bauplätze beträgt gegen 6,000,000 Mark. Selbständig hat der Kirchenbauverein drei Kirchen gebaut mit einem Kostenaufwand von 3,850,000 Mk. für die Bauten selbst und 761,000 für Bauplätze. Außerdem hat er zu sieben andern Kirchen Mithilfe im Betrage von 2,730,500 Mk. für Bauten und 1,585,000 Mk. für Bauplätze geleistet.

Die transsibirische Eisenbahn, die sich gegenwärtig im Bau befindet, wird auf Anordnung des Zaren mit fahrenden Kapellen und allen für den orthodoxen Kultus nötigen Gegenständen versehen werden. Auch die Ernennung eines besonderen Geistlichen zur Abhaltung des Bahngottesdienstes ist angeordnet. Diese Einrichtung ist getroffen worden, weil die Dörfer und Städte, welche auf der betreffenden Strecke liegen, meist zu weit von der Bahn selbst entfernt sind, um dem Bahnpersonal den Kirchenbesuch möglich zu machen.

Der Bischof von Kursk und Belgorod hat an die griechisch-katholischen Geistlichen ein ernstliches Rauchverbot erlassen: „Aus persönlichen Unterredungen mit vielen Vertretern der Geistlichkeit unserer Eparchie, sowie aus mir zugesandten schriftlichen Klagen habe ich mich mit Betrübnis davon überzeugen müssen, daß einige Vertreter der Geistlichkeit und sogar ihre Frauen die widerlich schlechte und für Diener des Altars durchaus unziemliche Angewohnheit des Tabakrauchens haben. Diese Gewohnheit, die schon an sich der Gesundheit schädlich ist und dem gesunden Denken zuwiderläuft, gibt vielen Gemeindegliedern Anlaß zum Ärgernis, während im Evangelium, wie wir alle wissen, der Herr denen Strafe androht, die Ärgernis geben (Matth. 18, 6 u. 7). Aus diesem Grunde halte ich es für meine Pflicht, den Oberhirten anzuempfehlen, darauf ihre besondere Aufmerksamkeit zu richten und in meinem Namen den Geistlichen und Kirchenbeamten, die an der sittlichen Krankheit des Tabakrauchens leiden, einzuschärfen, daß sie, eingedenk ihrer Hirtenpflichten und aus Furcht vor der Strafe Gottes für das dem Nächsten gegebene Ärgernis, die sündliche Angewohnheit aufgeben. Ich meinerseits richte durch diese Zeilen dieselbe Bitte an alle Geistlichen und Kirchenbeamten, welche dieser verderblichen Angewohnheit unterworfen sind. Wenn eingewandt wird, daß es schwer ist, eine langjährige Gewohnheit aufzugeben, so antworte ich: Es ist wahr, doch möglich, und muß es um Gottes und seiner Befehle willen kraft der Hirtenpflicht aufgegeben werden.“

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., August 1896. No. 8.

Die Episteln vom 10. bis 14. Sonntag nach Trinitatis.

Von P. L. Haas.

I. 10. Sonntag nach Trinitatis. 1 Kor. 12, 1—11.

Für das rechte Verständnis dieses Textes ist es von Wichtigkeit, einen Blick zu thun in die Stellung, welche der Mensch ursprünglich einnahm. Er war nach Gottes Plan und Absicht in den großen Gesamtorganismus des Reiches Gottes, bestehend aus lauter freien, zu Gottes Bild geschaffenen Wesen, als ein individuelles Glied eingereiht, mit der Bestimmung, frei zu wirken für das Gesamtwohl (V. 7 *πρὸς τὸ συμφέρον*) und Gutes zu empfangen durch die Wirksamkeit aller Gesamtglieder. Die gegenseitige Einordnung und Wirksamkeit aller einzelnen Glieder in den Gesamtorganismus hängt aber wesentlich ab von der Stellung, in welche sich jedes Glied zu dem Haupt und Herrn des Organismus stellt, der sich in dreifacher Weise als Geist, Herr und Gott (Vater) jedem einzelnen kund (= zu erkennen) gibt; d. h. das freie positive Verhalten zu dem Herrn wirkt affirmativ bestätigend zurück auf die Stellung des Gliedes in dem Organismus, das negative Verhalten wirkt repulsiv oder ausstoßend auf dasselbe zurück. Durch den Sündenfall ist daher Ausrenkung (Ausstoßung) und Desorganisation eingetreten, die durch alles hindurch geht. Der Abfall von Gott hatte zur Folge: Heidentum, Blindheit, Unwissenheit (V. 2). Unselbständigkeit = Verlust der individuellen Bedeutung des einzelnen, Degradierung der meisten zu einer unmündigen, unterschiedslosen und urteilslosen Masse. Weiter hatte er zur Folge die Ausstoßung aus dem Organismus des Reiches Gottes, einen Verlust der geistigen Kräfte und Gaben infolge des Nichtgebrauchs; ein Zusammenschrumpfen der meisten einzelnen in ein unbedeutendes Nichts und Allgemeinheiten (Verlust der Originalität, Genialität und Produktivität für das Gesamtwohl); Dahingegebensein in Armut des Geistes (Stumpfsinn und Abstumpfung bis zum Blödsinn in Bezug auf Gott und göttliche Dinge), Sprachenverwirrung, Geistesverwirrung, in Nacht und Dunkel in Bezug auf Natur und Geschichte (welche Thorheiten hecken die Gelehrten da oft aus), in Unfähigkeit der Geisterprüfung, in leibliche Krankheiten und Übel — das alles sind Folgen der Losreißung von dem Haupte und der Ausrangierung aus dem großen Gesamtorganismus des Reiches Gottes.

Ist nun das Christentum das, was es zu sein vorgibt und beansprucht, nämlich die Wiederherstellung und Zurückversetzung des menschlichen Geschlechts in das ursprüngliche gottgewollte Verhältnis nach allen Beziehungen, so müssen durch das Christentum auch alle genannten Folgen stufenweise gehoben werden in der Weise, daß

1. zuerst der Mensch zu dem Haupte dieses Organismus wieder in die richtige Stellung kommt und von ihm neubelebt und durchdrungen wird. (V. 3).

2. Sodann werden durch den Geist Christi die verschütteten, verlorenen oder erstorbenen geistigen Kräfte wieder neu belebt, geweckt, gestärkt, ausgebildet und in Wirksamkeit gesetzt zum gemeinen Nutzen.

3. Eine weitere Folge ist die Einverleibung in den Organismus erneuerter Seelen (Gemeine = Leib Christi), wo er nun sich zu üben hat im kleinen, indem er wirkt und empfängt zum geistlichen Wachstum.

4. Schließlich vollendet sich in universell-kosmischer Weise die Wiederherstellung des Einzelnen wie des Ganzen bei der Wiederkunft Christi in Herrlichkeit.

Was nun die im Text genannten Geistesgaben betrifft, so sind sie zu betrachten als die Erweckung und Neubelebung schlummernder, nicht gebrauchter Naturgaben. Der Mensch ist mit einem dreifachen Grundvermögen ausgerüstet: Denken, Wollen und Handeln. Dem entspricht die Trichotomie nach Geist, Seele und Leib. Der Geist ist das Organ des Denkens, die Seele das des Wollens (Liebens und Hassens), der Leib das Organ des Wirkens. Am leichtesten geht nach dem Fall noch das Erkennen des Guten, merklich schwerer wird schon das Wollen, unmöglich ist das Thun oder Vollbringen, denn das Organ des Vollbringens, der Leib von Fleisch und Blut, ist die eigentliche Burg der Sündenmacht, wie das Röm. 7 so ergreifend beschrieben ist. Die Gaben des Menschen liegen nun gewöhnlich mehr in einer oder zwei Regionen des Grundvermögens, d. h. entweder vorzugsweise im Denken (geistige Produktivität) oder im Wollen (kräftige Ordnungen und Regiment) oder auch im Wirken nach außen (Kunstfertigkeit, Tüchtigkeit zu allerlei praktischen Werken).

Durch die Bekehrung des Menschen zu Christo erfolgt nun von dem Menschensohne, in welchem die Fülle der Gottheit wohnt, die Neuzeugung des seelisch-leiblichen Menschen, die Durchdringung des Lebensherdes mit neuen Gotteskräften. Damit bricht er dann aber auch dem Wirken des Geistes Bahn auf die einzelnen Strahlungen des Seelenlebens und so führt der Geist Christi nun die erneuernden Kräfte des Menschensohnes ein in jene genannten Strahlungen des Grundvermögens: Die Intelligenz wird erleuchtet und vom Irrtum befreit; der Wille wird geläutert und gestärkt zum Wollen des Guten und Haß wider das Böse. Die Kraft des Wirkens oder Vollbringens wird der bisher herrschenden Macht des Bösen entrissen und unter die Kontrolle des erneuerten Ich gestellt.

So hängen die Geistesgaben, von denen der Text redet, nicht

etwa willkürlich, frei in der Luft, sondern sie sind das Resultat der Erneuerung und Heiligung des ganzen Menschen nach Geist, Seele und Leib durch die Wiedergeburt aus dem Geiste. Die Geistesgaben sind nun zwar im Text nicht genau geschieden und geordnet nach den obigen drei Grundvermögen, doch lassen sie sich unschwer danach unterscheiden. 1. Die erneuerten und gottgeheiligten Geisteskräfte (Intelligenz) empfangen die Gabe der Weisheit und der Erkenntnis. Jene: die Gabe, die göttliche Wahrheit in der Gesamtheit der Endzwecke und Ratschlüsse Gottes zu erfassen; diese, mehr die eingehende (systematische?) Erkenntnis des einzelnen, göttlich Gegebenen mit ihrer inneren Aneignung und Erfahrung. 2. Die zu Gott bekehrte Seele hängt mit ganzer Kraft ihres Willens sich an die Allmacht und Kraft Christi, und das wird als Glaube in allerlei Erprobungen des praktischen Lebens sich bewähren. 3. Die Gaben gesund zu machen, Wunder zu thun, sind Zeichen der erneuerten Wirkungskraft, worauf schon das „ἐνεργήματα“ (V. 9) hindeutet. Die Weissagung endlich und das Zungenreden ist ein solches Reden, wobei das persönliche Ich mit seinen Grundkräften in den Hintergrund tritt und der Geist der Redende, der Mensch aber nur Organ des Geistes wird. Jene aber, die Weissagung, ist allgemein verständliche Rede, welche Herz und Gewissen der Hörer ergreift (Kap. 14, 24 f.), das Zungenreden ist ekstatische Rede, die oft der Redende selbst nicht in gemeine Rede übersetzen kann (Kap. 14, 27 u. 28). Daher ist die Auslegung noch als besondere Gabe genannt. Das Unterscheiden der Geister, um nicht so leichthin betrogen zu werden, ist ebenfalls eine wichtige Gabe für die Gemeine des Herrn.

Alle diese Gaben nun gibt der Geist, damit sie im Dienst des Herrn für den Aufbau seiner Gemeinde sollen gebraucht werden: Dem Herrn zum Opfer, den Brüdern zum Dienst.

Disposition.

Die Bekehrung zu Christo macht den Menschen zu einem tüchtigen Werkzeug im Dienst Christi.

I. Durch die Bekehrung kommt der Mensch vom Dienst der toten Götzen zu dem lebendigen Gott.

II. Alle seine Kräfte des Geistes, der Seele und des Leibes werden durch die Bekehrung erneuert, geheiligt und harmonisch zusammenwirkend durch die Kraft des Geistes Gottes.

III. Der also Neubegabte wird dann ein brauchbares Werkzeug zum Dienste Christi in seiner Gemeinde, so wie der Herr ihn brauchen und Gott durch ihn wirken will.

II. 11. Sonntag nach Trinitatis. 1 Kor. 15, 1—10.

W. Hofacker, der freilich in einer Osterpredigt den Text V. 1—20 hatte, sagt mit Recht von dem Text: „Unsere heutige Epistel ist vom Anfang bis zum Schluß eine geharnischte Beweisführung für die Wahrheit und Unumstößlichkeit der Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

Man könnte versucht sein zu glauben, der Apostel habe diese Worte in prophetischem Geiste niedergeschrieben, um allen Zweifeln an diese Grundfeste der Wahrheit schon zum voraus zu begegnen und alle Einwendungen, die etwa gegen dieses wichtigste unter allen Wundern des Neuen Testaments vorgebracht werden könnten, schon im voraus abzuschneiden. — Nachdem er auf die Weissagungen der Schrift zurückgewiesen, die in der Auferstehung Christi ihre Erfüllung gefunden haben, erinnert er an die mancherlei Offenbarungen des Auferstandenen, deren er seine Apostel bald einzeln, bald in größeren Versammlungen gewürdigt hat. Der Offenbarungen, die den gläubigen Frauen zu teil geworden, thut er nicht einmal Erwähnung, damit er den Einwurf nicht hören muß, es seien eben leichtgläubige, nervenschwache Weiber gewesen, die solche Erscheinungen sich eingebildet haben. Dagegen geht er in der Beweisführung über den kleinen Kreis der Apostel hinaus und erinnert an die fünfhundert Brüder, die ihn auf einmal gesehen haben, von denen noch viele leben und die Wahrheit bestätigen können."

Verfasser dieses weiß aus Erfahrung, daß exegetische Einführung in den Satzbau der einzelnen Verse des Textes für die Ausarbeitung der Predigt wenig brauchbares Material liefert, weshalb auch hier darauf verzichtet wird. Wichtiger ist es, leitende, brauchbare Grundgedanken für die praktische Verwendung des Textes zu bekommen. Der Text muß verstanden werden aus der Absicht des Apostels, welche aus dem g a n z e n Kapitel hervorgeht. Die Auferstehung d e s H e r r n J e s u scheint in Korinth nicht bestritten worden zu sein, wohl aber gab es solche, welche Zweifel hegten an der allgemeinen Auferstehung der Toten. Um nun dieser thörichten Leugnung der allgemeinen Auferstehung möglichst kräftig entgegenzutreten, stellt er mit aller Entschiedenheit voran, was der I n h a l t d e s E v a n g e l i u m s sei, das er von Anfang an ihnen verkündigt habe. Dieses Evangelium haben sie a n g e n o m m e n im Glauben, s t e h e n in der Erneuerungskraft desselben (siehe Kap. 1, 4—7) und sollen durch dieses Evangelium einst völlig s e l i g w e r d e n oder auch fort und fort errettet werden, wofern sie es so behalten, wie (= welcher Gestalt) er es ihnen verkündigt habe. Das richtige Behalten ist also fortgehende Bedingung des Seligwerdens.

Was der Inhalt des von ihm gepredigten Evangeliums war, sagt V. 3—5. Von V. 6 an geht er in direkte Rede über. Er betont aber, er habe es so empfangen, wie er es ihnen gab. Von wem? Nach Gal. 1, 1 u. 11 ff. hat er sein Evangelium nicht von menschlicher Tradition, sondern direkt vom Herrn selbst durch Offenbarung empfangen; deshalb lege er um so mehr Wert darauf, daß sie es so festhalten sollen, wie er es ihnen gegeben habe, nicht mit willkürlicher Auslassung solcher Punkte, welche ihrer noch so unerleuchteten Vernunft anstößig waren.

In seinem Evangelium betont er nun z w e i H a u p t p u n k t e: Daß Christus g e s t o r b e n sei für u n s e r e S ü n d e n und zwar

nach der Schrift, und dann, daß er auferstanden sei am dritten Tage nach der Schrift. Auf den ersten Punkt, das Sterben für unsere Sünden, legt er nun aber im folgenden Zusammenhang keinen weiteren Nachdruck. Vielmehr kommt es ihm hier vor allem darauf an, die Auferstehung Jesu Christi so fest, unzweifelhaft und unanfechtbar hinzustellen, daß er darauf sein Argument für die allgemeine Auferstehung bauen kann.

Nach der Beweisführung des Apostels kann man sagen: Die Auferstehung Jesu Christi von den Toten ist der feste Angelpunkt, an welchem die ganze Hoffnung des menschlichen Geschlechtes hängt, eine Thatsache, die unumstößlich fest bezeugt ist, ohne welche es kein Christentum gäbe noch geben kann; aber auch eine Thatsache, die wir fortwährend innerlich miterleben müssen (Joh. 14, 19: Ich lebe und ihr sollt auch leben!), wenn sie uns von Wert und Nutzen sein soll.

Was der Mensch nach dem Fall bedarf, ist die Erhebung aus dem Verderben (φθορά) in die göttliche Natur (2 Pet. 1, 4). Diese Erhebung vermag er aber ohne die göttliche Hilfe nicht zu vollbringen. Um sie ihm möglich und wirklich zu machen, hat Gott sich tief herabgelassen und in die menschliche Natur versenkt: Menschwerdung Christi.

Christus nun hat durch seinen Tod den Sündenbann durchbrochen, der die menschliche Natur von Gott trennte. Jetzt erfolgte die Auferstehung und damit die Erhebung seiner menschlichen Natur in die göttliche, die hinfort nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, denn sie hat sich nach der Auferstehung auch in seinem Leibe organisierend und begründend ausgebreitet, und „was sich beleibt, das bleibt."

Der verklärte Gottmensch Jesus Christus ist darum die einzige Hoffnung des menschlichen Geschlechts, weil von ihm allein nun die Lebenssubstanz ausgeht, die als heiliger Lebenssame in uns eingeht (Jes. 53, 10) und uns die bestmögliche Assistenz leistet, damit auch wir in das göttliche Leben erhoben werden.

Dieser göttliche Lebenssamen kann sich übrigens nur dann in unser Herz einsäen, wenn sich ein offener, empfänglicher Boden dafür bei uns findet. Solange Saulus als Christushasser dem Herrn gegenüberstand, konnte die Erneuerungskraft nicht in ihn eingehen, aber als Christus ihm persönlich erschien und ihn von dem Irrtum seines bisherigen Weges überzeugte, da öffnete er sein Gemüt für die gnädige Einwohnung des Herrn und wurde hinfort ein so reich gesegnetes Werkzeug Gottes, wie er das im Text betont. Man kann wohl sagen, die Bekehrung und nachherige Wirksamkeit des Apostels Paulus ist einer der allerstärksten Beweise für die Auferstehung Jesu Christi. Das Fundament des ganzen gewaltigen Wirkens des Apostels Paulus ist die ihm gewordene Erscheinung des auferstandenen Jesus. Dadurch ist er der geistesmächtige, Wunder und Zeichen wirkende Apostel Jesu Christi geworden. Wer die Auferstehung Christi leugnet, leugnet den einzig möglichen Erklärungsgrund für die Bekehrung und Wirksamkeit des Apostels. Aber nicht bloß bei Paulus gilt das, auch bei den andern

Aposteln und übrigen Jüngern Jesu: Wo bleibt das Kausalitätsgesetz, das für große Wirkungen einen zureichenden Grund fordert? Die Leugner der Auferstehung müssen zu nichtigen Ausflüchten greifen, um ihre Blöße zu decken. Das Christentum ist gar nichts anderes als die Thatsache und die Botschaft, daß in Christi Tod die Sünde der Welt gesühnt und abgethan und in seiner Auferstehung ein neues Leben des Geistes und der Herrlichkeit für die Welt hergestellt sei. Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, ist das Fundament der christlichen Kirche. Ist also Christus nicht auferstanden, so hört nicht nur dies und jenes auf am Christentum, sondern es hört alles auf und die ganze Lehre ist ein eitler und nichtiger Wahn (siehe V. 17).

Disposition.

Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, ist die einzige Hoffnung unseres Geschlechts.

I. Jesus Christus ist auferstanden:
 1. Eine Thatsache, an welcher der Unglaube rüttelt.
 2. Welche aber felsenfest und gewiß dasteht.

II. Er ist die einzige Hoffnung unseres Geschlechts.
 1. Wir sind tief ins natürlich-kreatürliche Leben versunken.
 2. Jesus Christus ist der einzige, der die menschliche Natur aus dem Verderben gezogen und ins göttliche Leben erhoben hat.
 3. Von ihm geht nun der Lebenssame aus (Joh. 12, 24), welcher auch uns ins göttliche Leben erheben soll.

III. Die Auferstehung Jesu Christi wird daher uns nur dann gewiß, wenn sein Leben als Frucht in uns aufgeht.
 1. Der göttliche Lebenssame kommt zwar zu uns ohne unser Zuthun (siehe Paulus),
 2. aber er geht nicht auf und trägt keine Frucht in uns ohne unseren Willen, der sich ihm eröffnen und hingeben muß.

III. 12. Sonntag nach Trinitatis. 2. Kor. 3, 4—9.

Der Apostel Paulus war in Korinth durch judaistische Gesetzeslehrer schwer verdächtigt worden. Das war zunächst der Anlaß des ersten Briefes, den er durch Titus nach Korinth sandte. Er selbst aber war in so banger Spannung über das Ergehen in der Gemeinde, daß er nach 2 Kor. 2, 12 f. keine Ruhe hatte in Troas, sondern dem Titus entgegenreiste nach Macedonien. Da war es ihm nun ein rechter Trost, als Titus zurückkam und vom guten Stand der Gemeinde berichten konnte (Kap. 1, 3 ff.; 2, 14 ff.; 7, 13 ff.). Wie erquicklich war für ihn die Kunde, daß er doch auch in Korinth ein Wohlgeruch Christi sei für Gott bei denen, die selig werden und bei denen, die verloren gehen 2, 15 f. Während seine Verleumder und Verdächtiger Empfehlungsbriefe bedürfen, sind dagegen die Korinther ein von Christo selbst durch Pauli Dienst mit des lebendigen Gottes Geist geschriebener Empfehlungsbrief (3, 1—3). Wie aber wäre er hiezu tüchtig gewesen, wenn nicht Gott selbst ihn zum Dienste tüchtig gemacht hätte, zu desjenigen

Bundes Dienst, in welchem nicht, wie im Alten, Buchstaben in Steine geschrieben, sondern durch den Geist Tote lebendig gemacht werden, welcher eben deshalb des Alten Bundes Dienst an Herrlichkeit überschwenglich übertrifft. (Text: V. 4—9.)

Das Buchstabenwesen, die unfruchtbare Gesetzlichkeit seiner Gegner, ist es, was den Apostel nötigt, das Wesen des Neuen Bundes dem des Alten gegenüberzustellen. Sie müssen, um aus Christo einen neuen Moses zu machen, Gottes Wort fälschen (2, 17), er aber braucht, um bei jeglichem Gewissen sich zu empfehlen, nichts zu thun, als mit aller Freudigkeit die Wahrheit kund zu machen. (Kap. 2, 17; 3, 12; 4, 2.)

In der kontrastierenden Gegenüberstellung des Alten und des Neuen Bundes stehen sich zunächst gegenüber: Buchstabe, Tod, Verurteilung im Alten Bund (3, 6, 7 u. 9); Geist, Leben, Gerechtigkeit im Neuen Bunde (V. 6, 8 u. 9). Dort Tod, weil der Buchstabe tötet, hier Leben, weil der Geist lebendig macht (V. 6). Werden diese drei Begriffe sachlich geordnet, so müßte wohl die Reihenfolge die sein: Weil nur Buchstabe im Alten Bunde, darum Verurteilung, weil Verurteilung, darum Tod. Dagegen müßte im Neuen Bund geordnet werden (nach Gal. 3, 14): Gerechtigkeit, Geist, Leben! Denn erst, wo die Zurechnung des Glaubens zur Gerechtigkeit erfolgt ist, kann die Verheißung des Geistes erlangt werden. Dagegen hat im Fortgang der Entwicklung des christlichen Lebens auch die andere Ordnung guten Sinn: Geist, Leben, Gerechtigkeit.

Ein weiterer wichtiger Kontrast zwischen dem Alten und dem Neuen Bund ist der Unterschied der Doxa, der Herrlichkeit. Auch der Alte Bund hatte seine Doxa, obgleich er nur den Dienst des Buchstabens und der Verurteilung zum Tode aufrichtete. Freilich jene Doxa war zunächst nur ein kurzer, vergänglicher Lichtglanz, der auf Mosis Angesicht erschien. Das Verschwinden dieses Lichtglanzes bleibt Israel dadurch verborgen, daß Moses eine Decke vor sein Angesicht hing, bis er wieder zu dem Herrn trat und der Glanz sich wieder erneuerte. Das Erblassen des Glanzes hätte Israel auch auf die Vergänglichkeit des durch Moses gestifteten Bundes hinweisen müssen.

Wie viel überschwenglicher ist aber die Doxa des Neuen Bundes, der den Geist und mit ihm das Leben gibt! Freilich der Text selbst führt die hiermit zusammenhängenden Gedanken nicht völlig aus; man muß bis an den Schluß des Kapitels, V. 17 f., und bis Kap. 4, 6 gehen, um zu finden, was der Apostel zu sagen hat von der Doxa des Neuen Bundes. Dort im Alten Bund strahlte dieselbe von Mosis Angesicht, dem Mittler dieses Bundes; hier leuchtet die Doxa des Neuen Bundes vom Angesicht des Mittlers Jesu Christi (4, 6). Dort war es eine Doxa, die zwar blöde Fleischesaugen sehen, aber doch nicht lange ertragen konnten, daher die Decke Mosis. Hier aber ist eine Doxa, welche Fleischesaugen überhaupt nicht sehen können, sondern es bedarf, um sie zu erkennen, erst einer Herzenserleuchtung (4, 6), um sie zu be-

schauen einer vorherigen Enthüllung des betrachtenden Angesichts (3, 18) durch den freimachenden Geist des Herrn (V. 17). Aber dem entspricht auch die herrliche Wirkung: Der betrachtende Beschauer wird umgestaltet in dasselbe Bild von Doxa zu Doxa durch den Herrn (V. 18).— Das legt nun die Frage nahe: Was ist zu verstehen unter der Doxa Christi?

Bei Moses war die Doxa freilich ein sinnlich wahrnehmbarer Lichtglanz. Aber die Doxa Christi muß etwas ganz anderes sein, sonst könnte sie nicht Gegenstand der Gnosis sein und es wäre nicht ein Akt göttlicher Erleuchtung nötig, um diese Doxa aufleuchten zu lassen (4, 6). In 1 Kor. 2, 8 heißt der Herr: „Herr der Herrlichkeit," wer wird da an „Lichtglanz" denken? Die Doxa kann hier nichts anderes bedeuten als Gottes wirkliche majestätische Wesenheit, welche sich reflektiert in dem Angesicht Jesu Christi, oder die Gesamtheit (Fülle) aller göttlichen Lebenskräfte, welche Gott als Gott zukommen. Um den Glanz dieser göttlichen Vollkommenheit und Lebensfülle im Angesicht Jesu Christi zu erkennen und zu beschauen, dazu bedarf es allerdings der Erleuchtung und Befreiung von satanischer Verblendung (4, 4) durch den befreienden Geist des Herrn. Die diese Herrlichkeit beharrlich beschauen (3, 18), in deren Herzen sammelt sich ein wachsender Fond heiligender Lebenskräfte und zwar weil der Herr der Geist ist, die lebenschaffende Persönlichkeit.

Und nun die praktische Anwendung des Textes? Es müßte wohl gezeigt werden, wie groß und herrlich der Geistesdienst vor dem Buchstabendienst sei. Der Buchstabendienst ist seinem Wesen nach nicht bloß bei Israel zu suchen, sondern er ist nicht minder auch in der nur äußerlichen Auffassung des Christentums zu finden. Nicht bloß die Papstkirche hat einen neuen Gesetzesdienst aus dem Christentum gemacht, auch die protestantischen Gesetzes- und Moralprediger thun dasselbe. Und endlich alle die Christen, welche nur in einem äußerlichen (gesetzlichen) Verhältnis zur Kirche bleiben, nicht aber zu einer innigen, freien persönlichen Herzens- und Lebensgemeinschaft mit dem Herrn hindurchdringen, — auch alle, welche nur die reine Lehre, die Bekenntnisschriften, wie sie lauten, zu ihrem Schibboleth machen, sie treiben Buchstabendienst, der kein Leben zu geben vermag. Die Herrlichkeit des Neuen Bundes bleibt ihnen verdeckt, den freimachenden Geist lassen sie nicht in sich wirken und bleiben so im besten Fall im Vorhof des Heiligtums, statt als Priester Gottes ins Heiligtum einzudringen und mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit Christi selbst zu schauen und von ihr umgewandelt zu werden.

Disposition.

Christen sind nicht zum Buchstaben-, sondern zum Geistesdienst berufen.

I. Der Buchstabendienst:

1. Sein Wesen: Gesetzlichkeit; äußerliche Auffassung der göttlichen Gebote und der Religion überhaupt; Tugendstolz und Selbstgerechtigkeit; Buchstäbelei und Engherzigkeit.

2. Seine Wirkung: Der Buchstabe tötet, bringt Verurteilung; kann kein Leben, keine Freiheit von der Sünde noch vom Tode geben; hält ferne von Gott; verdeckt uns die Herrlichkeit Christi.

II. Der Geistesdienst:
1. Sein Wesen: Predigt von Christo, Glaubensgerechtigkeit, Vergebung der Sünden ꝛc.
2. Seine Wirkung: Wo zur Predigt der Glaube kommt, kommt das Wesen in das Herz des Sünders: Vergebung, Rechtfertigung, Geistesempfang, Leben, Seligkeit, Umwandlung in die Herrlichkeit Christi.

IV. 13. Sonntag nach Trinitatis: Gal. 3, 15—22.

Judaistische Gegner des Apostel Paulus waren in die Gemeinden in Galatien eingedrungen und hatten den schwachen Anfangsglauben der aus den Heiden bekehrten Christen daselbst verwirrt durch falsche Lehren. Sie forderten, daß sie sich müßten beschneiden lassen und das mosaische Gesetz beobachten, wenn sie wollten Teil und Erbe haben im Reich Gottes. Diesen falschen Irrlehrern tritt der Apostel in diesem Briefe mit großem Ernste und einschneidender Schärfe entgegen. (Siehe Kap. 1, 6—9; 5, 10 u. 12; 6, 12 u. 13.)

Im Gegensatz zu dieser falschen, gesetzlichen Richtung ist nun der Apostel bemüht, den echt evangelischen Heilsweg durch die freie Gnade Gottes im Glauben an Christum so klar und einfach als möglich darzulegen. Seine Beweisführung, daß nicht aus Werken des Gesetzes, sondern aus glaubensvollem Hören die Gerechtigkeit komme, zieht sich von Kap. 3, 2 bis 4, 31 hin. Bis zu Kap. 4, 11 verläuft seine Beweisführung in drei Schritten.

Zuerst verweist der Apostel die Galater auf ihre eigene Erfahrung, in welcher sie den Geist empfangen haben (3, 2—5).

Dann blickt er zurück auf Abrahams Führung und betont hier zweierlei: a) Der Glaube sei ihm gerechnet worden zur Gerechtigkeit, daher die des Glaubens Abrahams sind, sind Abrahams Kinder und seines Segens Erben (V. 6—9 u. 14).

b) Und auf dem Verheißungswege habe Gott dem Abraham Gnade gespendet, kraft einer Verheißung, welche, wie ihm, so dem aus ihm sprossenden Christus gegeben war (V. 15—18). (Die Verse 10—13 sind als eine Einflechtung zu betrachten und in Parenthese zu setzen, um den Zusammenhang zwischen V. 9 u. 14 herzustellen).

Zum dritten wird von V. 19 an bis 4, 11 dargethan, daß das Gesetz von Gott nur gegeben worden sei als Zuchtmeister, damit wir aus dem Glauben gerecht würden.

Paulus will (V. 15) nach Menschen Weise reden von diesen göttlichen Dingen, denn der Menschen Verstand ist gar kurz und klein beisammen, wenn es sich um das Verständnis des großen göttlichen

Geheimnisses handelt, wie der Sünder vor Gott gerecht werden kann, und es geht damit nach jenem Verschen:

> Das ist das wunderbare Ding,
> Erst scheint's für Kinder zu gering,
> Und dann zerglaubt ein Mann sich dran,
> Und stirbt, noch eh er's glauben kann!

In V. 15 ist die Übersetzung: Testament vorzuziehen und nicht etwa Bund zu setzen. Denn bei einem Bund sind es zwei Kontrahenten, so nachher beim Gesetzesbund, wo Forderungen auferlegt und Bedingungen an die Verheißungen des Gesetzes geknüpft werden. Hier aber bei Abraham wird Gottes Bund unter dem Gesichtspunkt eines Vermächtnisses aufgefaßt, dasselbe schenkt ein Erbteil dem Abraham und seinem Samen. Der Apostel will also sagen: Gott hat ein Vermächtnis gemacht für Abraham und seinen Samen, und an diesem Vermächtnis läßt sich nachher nichts mehr ändern und abdingen.

War dort einfach gesagt: in dir und deinem Samen — ohne eine Bedingung als einzig der Glaube Abrahams, so kann das später gekommene Gesetz Mosis von Gott nicht dazu gegeben worden sein, ganz andere, neue Bedingungen für den Menschen in Geltung treten zu lassen (Beschneidung, Opfer 2c.), sonst würde ja Gott sich selbst widersprechen und seinen Verheißungen untreu werden (Ebr. 6, 18). Das Gesetz muß also einem andern Zweck und Absicht Gottes dienen. Ferner durch die Betonung der Einzahl in dem Worte „Samen" will der Apostel sagen, daß Gott damit nicht die vielen Juden, die 12 Stämme mit ihren Priestern und Leviten meinte, als ob durch deren Dienst oder nach deren Geboten und Satzungen das Ziel zu erlangen wäre; sondern er meint Christum und die durch den Glauben mit ihm verbundene Gemeinde.

Endlich aber: wenn das Gesetz eine lebengebende Macht in sich getragen und unter seinen Empfängern, dem Volk Israel, sich als solche Lebensmacht bewiesen hätte, dann müßte man wohl zugeben, daß das Gesetz wider die Verheißungen wäre (V. 21), da es ja von demselben Gott, durch der Engel Dienst und des Mittlers Mose Vermittlung feierlich genug gegeben worden ist. Allein Israels Geschichte und der Galater Erfahrung (3, 2) zeigt deutlich genug, daß das Gesetz den lebendigmachenden Geist nicht geben konnte. Also muß das Gesetz doch wohl einen andern Zweck haben als den, gleichsam zu dem freien Vermächtnis noch ein Anhängsel zu fügen von Geboten und Verboten als Bedingung für den Empfang des Erbteils.

Hat das Gesetz nun diesen Zweck nicht, wie eben dargelegt, so entsteht die Frage: „Was soll denn das Gesetz?" (V. 19). Antwort: Es hat einen pädagogisch-erzieherischen Zweck auf Christum. Es ist so wenig wider den ursprünglichen Verheißungsbund, welcher erst in Christo seine Erfüllung finden sollte, daß es vielmehr helfen soll, Gottes Volk zu erziehen für die Zeit der Erfüllung, die damals noch nicht gekommen war. Das Gesetz soll die bisherigen, mehr leichtfertig unbewußten Übertretungen zur bewußten und durch das Gesetz klar erkannten, von ihm verurteilten Sünde wider Gott steigern (Röm. 5,

13 u. 20; Kap. 7), damit durch das Gesetz eine Erkenntnis der Sündenschuld (Röm, 3, 20) und ein tiefer Schrei des Herzens nach Erlösung (Röm. 7, 24) geweckt werde. So ist sowohl die Notwendigkeit als auch die vorübergehende Bedeutung des Gesetzes begründet in diesem pädagogischen Zweck desselben.

Disposition.

Gottes Verheißungsbund wird durch das Gesetz nicht aufgehoben oder verändert.

I. Gottes Verheißungsbunnd ist ein freies und unbedingtes Vermächtnis an Abraham.
  1. Der Inhalt dieses Bundes:
    a) Abraham hat Gott geglaubt und das hat Gott ihm gerechnet zur Gerechtigkeit: Das ist der Segen Abrahams.
    b) Dieser Segen soll aber allen zu gut kommen, welche sind des Glaubens wie Abraham.
    c) Den also Gerechtfertigten wird die Kindschaft und der lebendigmachende Geist geschenkt durch den Glauben, und daraus folgt das Erbteil (Siehe 4, 5—7).
  2. Erfüllt wird dieser Verheißungsbund aber in Christo, als dem rechten Samen, durch welchen der Segen kommen sollte.
    a) Er ist's, auf den alle Verheißungen hinzielen und in dem sie sich konzentrieren.
    b) Er ist der rechte Universalerbe, der das Reich und den Geist (das innere Wesen des Reichs) empfängt.
    c) Er macht, die an ihn glauben, zu Miterben, indem er den Geist gibt und sie zu sich nimmt.

II. Das Gesetz als Mittelanstalt hat eine vorübergehende und eine bleibende Bedeutung.
  1. Die vorübergehende oder geschichtliche Bedeutung ist
    a) Negativ: Es soll nicht aufheben den Verheißungsbund [(V. 17), nicht ihm hindernd entgegentreten, noch einen bedingenden Zusatz machen.
    b) Positiv: Es soll vor dem gröbsten Verfall in die Sünde bewahren.
    Es soll Bewußtsein und Erkenntnis der Sünde wirken.
    Es soll das Verlangen nach Erlösung wecken.
  2. Die ewige Bedeutung gewinnt es erst in Christo.
    a) Er hat durch seine volle Gesetzeserfüllung
      α) seine Gültigkeit anerkannt;
      β) und uns von seinem Machtspruch erlöst.
    b) Wir sind nun aber nicht gesetzlos, sondern gesetzfrei.

Als wandelnd im Gesetz des Geistes Christi haben wir es nicht als drückende Last über uns, sondern als tragende Basis unter uns und als treibendes Prinzip in uns (Jer. 31, 33).

V. 14. Sonntag nach Trinitatis: Gal. 5, 16—24.

Der Text des nächsten Sonntags ist die Fortsetzung des heutigen (Kap. 5, 25—6, 10). Es wird, da beide Texte vom Wandel im Geist handeln, darauf ankommen, das Gebiet der beiden zu trennen. Das ist auch nicht schwer: Im heutigen Texte werden die Früchte des Fleisches und des Geistes, wie sie im persönlichen Leben sich zeigen, einander gegenüber gestellt. Im nächsten Texte wird zuerst gezeigt, wie der Wandel im Geist im Gemeinschaftsleben der Christen sich zeigt und dann, welche Ernte aus Fleisches- und Geistessaat in der Ewigkeit sich ergibt.

„Wandelt im Geist." (V. 16.) Gegensatz zum Wandel im Fleisch, wiewohl das nachher V. 19 nicht so ausgedrückt ist. Geist und Fleisch bezeichnen das Element, in welchem ein Mensch lebt und sich bewegt, ähnlich wie Wasser und Luft natürliche Elemente sind, in welchen sich entsprechende Geschöpfe bewegen. Will man nun den Wandel sich recht klar machen, so muß man beachten, daß Wandel bedeutet: eine gleichmäßige Bewegung in einem bestimmten Elemente, nach einem bestimmten Ziele hin. Man hat also zu unterscheiden: Das Element, den Ausgangspunkt (terminus a quo), den Beweggrund zum Ausgang, den Weg und Mittel (oder Kraft) der Bewegung und endlich das Ziel der Bewegung (terminus ad quem).

Wenden wir das an zuerst auf den Wandel im Geist. Ehe ein Mensch im Geiste wandeln kann, muß er im Geiste sein oder leben (V. 25). Dieses Sein im Geiste aber setzt voraus die Bekehrung zu Christo, die Neubelebung der seelisch-leiblichen Natur des zuvor in Sünde erstorbenen Menschen durch den verklärten Menschensohn, die Einwohnung Christi im Herzen und Begabung mit seinem Geiste. Das hat Paulus im 4. Kapitel ausgeführt und setzt es also jetzt voraus. Der Prediger darf es aber nicht voraussetzen, daß seine Zuhörer schon alle im Geiste leben (= belebt sind durch Christum), sondern muß es sie wissen lassen, daß, ehe sie im Geiste leben und wandeln können, sie erst durch Christum aus dem Element des Fleisches in das Element des Geistes erhoben werden müssen, d. h. sie müssen zuerst durch Christum wiedergeboren werden, ehe ihnen gesagt werden kann: Wandelt im Geiste! Solange das nicht geschehen ist, muß ihnen gesagt werden: Thut Buße und bekehret euch, daß eure Sünden getilget werden und ihr erst einmal den Geist empfangen könnt.

Bei denen aber, die wirklich durch Christus aus dem Element des Fleisches erlöst und in das (Lebens-) Element des Geistes versetzt sind, kommen nun obgenannte verschiedene Punkte in Betracht.

Zuerst der Beweggrund, der überhaupt zum Wandel treibt, das ist der göttliche Gnadenruf des Evangeliums, in welchem der göttliche Gnadenwille an das Herz des Menschen kommt. Wird der Wille des Menschen eins mit dem göttlichen Gnadenwillen, dann wird jener göttliche Wille der Beweggrund, die Ursache, der Anstoß zu einer ewig-seligen Bewegung, nämlich eben zum Wandel im Geist.

Dann kommt der Ausgangspunkt: das ist Ort und Zustand, von welchem hinweg die Bewegung geschieht: Hinweg vom Fleisch, von der Welt und ihrer Lust, vom Sichtbaren und Vergänglichen. — Bei einer Reise aber kommt auch in Betracht: Mittel und Weg, ob ich zu Fuß gehe (also in eigener Kraft) oder fahre (mit fremder Kraft), ob ich einen Thalweg oder einen Bergweg oder zu Wasser reise. So auch kommen bei dem Wandel im Geiste Mittel und Wege in Betracht. Beim Mittel ist so viel klar: Der Wandel im Geist kann nicht durch eigene Kraft geführt werden, sondern nur dann, wenn Christi Geist als Lebenskraft uns durchdringt, kann überhaupt vom Wandel im Geiste die Rede sein. Der Weg aber führt zum Kreuze Christi nach Golgatha (V. 24). Nur über diesen Hügel geht der Weg zum Ziel. Der letzte Punkt ist das Ziel selbst. Das wird zwar im Text nicht genannt, versteht sich aber von selbst: Es ist das himmlische Vaterhaus, wo der Pilger Gottes zur Ruhe kommt. Doch kann als das zunächst näher stehende Ziel genannt werden: die Christusähnlichkeit; dem strebt der Christ bei seinem Wandel im Geiste zu, und so kommen dann die V. 22 genannten Früchte des Geistes zu ihrem Rechte.

Auf den Wandel im Fleisch lassen alle diese Begriffe sich auch anwenden und es wird dabei klar, wie himmelweit und groß der Unterschied ist von jenem. Der Beweggrund ist: Die Reizung, welche ausgeht von den drei Feinden: Teufel, Welt und Fleisch. Mit dieser Reizung vereinigt sich der eigene böse Wille zu einer Bewegung im Element der unreinen Fleischestriebe. Der Ausgangspunkt, terminus a quo, ist ein Stand relativer Unschuld, in welchem auch der natürliche Mensch in seiner Kindheit steht. Es geht aber bei diesem Wandel nicht aufwärts dem Lichte, dem Vaterhause zu, sondern abwärts. Ob der Sünder es weiß oder nicht, das Ende ist Nacht und Grauen, ewiges Verderben, fern von dem Herrn und seiner herrlichen Macht (2 Thess. 1, 9).

Seinen Wandel führt der Fleischesmensch in eigener Kraft oder gar in satanischer Begeisterung; sein Weg ist der breite, bequeme Weg der Lust der Welt, wo man von Kreuzigung des Fleisches nichts wissen will, sondern allen Lüsten die Zügel schießen läßt. Ist vorhin schon das sichere letzte Ziel oder Ausgang des Wandels im Fleisch genannt, so hat allerdings der im Fleische Wandelnde täuschende, oft glänzende, oft ganz gemeine und schmutzige nähere Ziele, denen er nachjagt und denen zulieb er Leib und Seele verderbt in einem Wandel, der die häßlichsten Früchte erzeugt (V. 19—21). — Bei einem wiedergeborenen Christen nun liegen Fleisch und Geist im Streit. Wer wirklich schon den Anfang neuen Geisteslebens in sich trägt, kann nicht mehr ruhig und ungestört einen Fleischeswandel führen. Sondern der inwohnende Geist Christi streitet wider das Fleisch, er will die Sündenglieder fest am Kreuze Christi angeheftet halten, damit der Leib der Sünde aufhöre (Röm. 6, 6). Daß dagegen wiederum auch das Fleisch sich wehrt (Gal. 5, 17),

ist natürlich. Der Geist aber ist stärker als das Fleisch, darum sagt Paulus (V. 16): Ihr werdet die Lüste des Fleisches nicht vollbringen, der Geist läßt es nicht zu, daß es soweit kommt, wenn ihr nur dem Geist Raum gebt und ihn in euch walten laßt. Mit der Freiheit von der bezwingenden Macht des Fleisches gibt der Geist dann auch die Freiheit vom Gesetz (V. 18 u. 23).

Disposition.

Der Wandel im Geist ist Sieg über das Fleisch.

I. Unterschied zwischen Wandel im Geist und im Fleisch.
  1. Wandel im Geiste:
    A. Das Element, in dem man lebt, ist: Christi Geist und Leben (durch Bekehrung und Neubelebung).
    B. Der Wandel ist eine Fortbewegung in diesem Lebenselement:
      a) Infolge eines angenommenen göttlichen Gnadenrufs.
      b) Von einem gewissen Ort und Zustand hinweg: Von Welt, Sünde, Eitelkeit 2c.
      c) In Kraft des Lebensgeistes Jesu Christi.
      d) Der Weg führt über Golgatha und über das Kreuz (Kreuzestod des Fleisches).
      e) Er führt aber zur Christusähnlichkeit (in den Werken) und zum Sein mit Christo.
  2. Wandel im Fleisch (analog auszuführen).

II. Der Wandel im Geist ist Sieg über das Fleisch.
  1. Zwar ist das Fleisch noch nicht völlig abgethan in dem Wiedergeborenen.
  2. Aber Christus heftet die Sündenglieder ans Kreuz, daher der Streit zwischen Fleisch und Geist.
  3. Er stellt in dem Christen sein Bild her, wenn er in ihm bleibt, und bringt viele Frucht (Joh. 15, 4 u. 5).

Die Kirche in ihrem Verhältnis zum Reich Christi oder Reich Gottes.

Referat von P. L. Pfeiffer.

(Schluß.)

Nach dieser notwendigen Erklärung betreffs der Dauer der Kirchenzeit gehen wir in dieser Abhandlung weiter, indem ich darlege:

III. Den Begriff der Kirche und ihr Verhältnis zum Reich Christi.

A. Der Begriff von der Kirche. Wir glauben und bekennen: eine heilige allgemeine Kirche.

1. Was bedeutet das Wort „Kirche"? In der Bibel kommt es nicht vor; es kam erst später in Gebrauch. In der Bibel steht das Wort ἐκκλησία, ecclesia, welches Volksversammlung heißt; also nicht eine Gemeinde überhaupt, sondern die versammelte Gemeinde; wörtlich: die Herausgerufene oder Zusammengerufene. Weil ἐκκλησία überhaupt jede, auch heidnische und weltliche Volksversammlung bedeu-

tet, so wurde zur Bezeichnung einer christlichen Versammlung dazu gesetzt: κυριακή, d. i. dem Herrn gehörige; also heißt das Wort nun: ἐκκλησία κυριακή. Der Herr selbst sagt Matth. 16, 18: „Und ich sage dir: du bist Petrus (ein Felsenmann) und auf diesen Fels werde ich aufbauen meine Versammlung (ἐκκλησίαν), und des Hades Pforten werden keine Macht über sie haben.“ Wenn also der Herr sagt: „Meine Versammlung,“ so sagen wir: „Die Versammlung des Herrn.“ Der Kürze halber ließ man das erste Wort weg und sagte bloß: κυριακή woraus das Wort „Kirche“ entstand. Also heißt Kirche: die dem Herrn gehörige Versammlung.—Wie wird nun dieser Begriff ἐκκλησία von Christus und den Aposteln gebraucht? Teils zwar auch von der versammelten Gemeinde (Matth. 18, 17; 1 Kor. 14, 4. 5. 12); aber weit öfter im höhern Sinn: Die von Christo durch den heiligen Geist Herausgerufene. Das versteht Christus unter ἐκκλησία, Matth. 16, 18. Das richtige Wort für ἐκκλησία wäre also: die Berufene, d. i. die berufene Schar. Da dies aber nicht gut lautet, so bleibt man am besten bei dem Wort Kirche, d. i. die dem Herrn Gehörige; wozu man sich zu denken hat: die dem Herrn gehörige Schar der Gläubigen.

2. Zu der Reformationszeit war die evangelische Kirche genötigt, ihren Begriff von der Kirche zu formulieren. Die Grundlage der lutherischen Anschauung bilden Art. VII u. VIII der Augsb. Konf., wo es u. a. heißt: „Die Kirche ist die Gemeinde der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt wird und die Sakramente recht verwaltet werden. Obwohl die Kirche eigentlich die Gemeinde der Heiligen und der wahrhaft Gläubigen ist, so sind ihr doch in diesem Leben viele Heuchler und Gottlose beigemischt.“

3. In ihrem Begriff von der Kirche unterscheidet sich die reformierte Anschauung von der lutherischen im wesentlichen nicht. In der lutherischen Anschauung kommt die Zugehörigkeit des einzelnen zu Christo beinahe ausschließlich in Betracht. Das ist eine zentrale Anschauung, aber die Peripherie kommt zu kurz. Dagegen tritt ergänzend ein die reformierte Wertschätzung der gliedlichen Gemeinschaft mit der Kirche, die Kirchenzucht und das Drängen auf Darstellung und Auffassung des Glaubens, auch in den äußern Gebieten des kirchlichen Lebens. Damit hängt zusammen, daß die lutherische Anschauung die Gnadenmittel mehr betont, die reformierte aber mehr die Wirksamkeit des heiligen Geistes. — Die Wahrheit liegt zwischen beiden in der Mitte — und dies ist der Standpunkt der Deutschen Evang. Synode von N.-A., welche auch ein Teil der einen heiligen allgemeinen Kirche ist.

4. Der römische Begriff von der Kirche ist durch den Jesuiten Bellarmin mit folgender Definition klargestellt worden: „Die Kirche ist eine Versammlung von Menschen, verbunden durch das Bekenntnis des christlichen Glaubens und durch die Gemein-

schaft derselben Sakramente, unter dem Regimente der gesetzmäßigen Seelsorger und insonderheit des einigen Stellvertreters Christi auf Erden, des römischen Papstes. Sie ist so sichtbar und greifbar wie die römische Volksversammlung, das Königreich Frankreich und die Republik Venedig."—Die römische Kirche ist demnach eine äußere sichtbare Organisation, identisch mit der lokalen römischen Gemeinde, hierarchisch und monarchisch verfaßt. Damit ist freilich zugestanden, daß sie „ein Reich von dieser Welt" ist. Wie es gemeint ist, das zeigt die Geschichte durch den Nachweis, daß zur Festhaltung, Erweiterung und Wiederherstellung dieses weltlichen Regiments auch die äußern Mittel, List und Gewalt, nicht verschmäht werden; höchstens daß man mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse darauf verzichtet, wenn die Trauben zu hoch hängen. — Die römische Kirche der Gegenwart hat folgende charakteristische Merkmale:

a. Das vatikanische Konzil hat die vorgebliche Unfehlbarkeit der Konzilien auf die Person des römischen Papstes übertragen, so daß, wenn er ex cathedra spricht, es sein soll, als ob Christus selber spräche.

b. Der Klerus oder die Priesterschaft ist vorgeblich im Besitz des heiligen Geistes; deshalb hat das Tridentinische Konzil ein Anathema auf die Behauptung gelegt, daß ein Priester durch die Ordination den heiligen Geist nicht empfange.

c. Die römische Kirche ist vorgeblich die Arche (Noahs?), also im Besitz des Heils — und darum die allein wahre und allein seligmachende Kirche. Wer in den Schoß dieser Kirche aufgenommen ist, der ist in das Reich Christi aufgenommen; die Seligkeit ist jedem garantiert, der sich als ein treues und gehorsames Glied der Kirche erweist.

d. Nach dieser römischen Anschauung wäre die Kirche und das Reich Christi identisch. „Der Katholizismus sucht auf unmittelbare Weise die Welt in das Reich Gottes, alle weltlichen Substanzen, Staat, Kunst und Wissenschaft, in religiöse Substanzen zu verwandeln und so ein irdisches Christusreich hervorzubringen. Sofern wir den Katholizismus vom Standpunkt der Eschatologie aus betrachten, können wir sagen, daß er in falscher Weise die Wiederkunft des Herrn antizipiert, indem er bereits in dieser Welt die Herrlichkeit Christi hervortreten läßt. Und indem er in seinem Kultus mehr die sichtbaren Dinge ansieht als die unsichtbaren, ist er mit einem heidnischen Gepräge behaftet." (Martensen. Dogm.)

Der Unterschied aber zwischen dieser römischen Anschauung und derjenigen eines Teils der evangelischen Kirche ist nicht groß. Nach dieser letzteren Anschauung gehören nicht allein die geistlichen Güter der Kirche: der heilige Geist und seine Gaben und Kräfte, das Wort Gottes und die heil. Sakramente — in das Reich Christi; sondern auch die materiellen Güter der Kirche, als: Kirchengebäude, Schulhaus,

Pfarrhaus, Friedhof, Holz, Steine, Glocken, Orgel (denn man spricht von Glocken- und Orgelweihe), Kanzel und Altar, des Predigers Talar, der Pastor und seine ganze Gemeinde, kurz, alles samt und sonders, was irgendwie mit der Kirche in Zusammenhang steht. Nach solcher Auffassung sind wir auf dem Wege nach Rom. Das ist jedoch sicher, daß die wahre evangelische Kirche zum Reich Christi im innigsten Verhältnis steht. Wir sehen daher:

B. In welchem Verhältnis die wahre Kirche zum Reich Christi steht. Die Apologie der Augsb. Konf. gibt eine Erklärung hierüber. Dort heißt es in Art. VII u. VIII von der Kirche: „Denn so wir würden sagen, daß die Kirche allein eine äußerliche Polizei wäre wie ein anderes Regiment, darin Böse und Gute sind, so würde niemand daraus lernen noch verstehen, daß Christi Reich geistlich ist, wie es doch ist, darin Christus inwendig die Herzen regieret, stärket, tröstet, den heiligen Geist und mancherlei Gaben austeilet. Derhalben sind die allein nach dem Evangelio Gottes Volk, welche die geistlichen Güter, den heil. Geist, empfangen, und dieselbe Kirche ist das Reich Christi, unterschieden von dem Reich des Teufels. Darum die rechte Kirche ist das Reich Christi, d. i. die Versammlung aller Heiligen; denn die Gottlosen werden nicht regiert durch den Geist Christi. Wenn die Kirche, welche Christi und Gottes Reich ist, unterschieden ist von des Teufels Reich, so können die Gottlosen, welche in des Teufels Reich sind, nicht die Kirche sein. Und die Gottlosen sind darum mittlerzeit nicht ein Stück des Reiches Christi, weil es noch nicht geoffenbaret ist. Denn das Reich Christi, der rechte Haufe der Christen, sind und bleiben allezeit diejenigen, welche Gottes Geist erleuchtet hat, stärket und regieret; ob es wohl für die Welt noch nicht geoffenbaret, sondern unterm Kreuz verborgen ist." u. s. w.

Hierzu haben wir folgendes zu bemerken. Wäre die Kirche nur eine congregatio et communio vere credentium: eine Gemeinde und Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen, so könnte sie ohne Bedenken das Reich Christi genannt werden. Nun gibt es auch mali et hypocritae, Gottlose und Heuchler, die zwar äußerlich zur Kirche gehören, sonst aber auch in das Reich des Teufels gehören; — und das ist ein großer Widerspruch in der Behauptung, daß die Kirche das Reich Christi sei. — Es fragt sich nun, ob die Unterscheidung der sichtbaren Kirche von der unsichtbaren uns aus diesem Dilemma heraushelfen könne. Man nannte die Kirche eine unsichtbare, sofern das, was die Kirche ausmacht, der Glaube, ein unsichtbares, inneres Merkmal ist; und man nannte die Kirche eine sichtbare, nicht, sofern ihre Glieder sichtbare Menschen sind, sondern sofern die Gnadenmittel äußerlich sichtbare Erkennungszeichen der wahren Kirche sind. Hierzu kommt noch, daß die Unterscheidung zwischen den Gläubigen und Heiligen als Gliedern der Kirche — und den Gottlosen als Nichtgliedern — nur die Gegensätze bestärkt. In der Mitte zwischen beiden steht die große Menge derer, deren Christentum noch nicht zur Entscheidung durchge-

drungen, sondern erst im Werden begriffen ist, also sich noch für oder wider Christum entscheiden kann. Diese können wir nicht von der Kirche ausschließen, und doch können wir sie ihr nicht als wahre Glieder zuweisen. Deswegen hat z. B. Melanchthon die Unterscheidung von Idee und Erscheinung gemacht und wollte unter der unsichtbaren Kirche die congregatio et communio vere credentium: die Gemeinde und Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen, unter der sichtbaren Kirche aber den coetus vocatorum: die Versammlung der Berufenen, verstehen, nämlich diejenigen, welche das Evangelium bekennen, auch wenn sie noch nicht heilig sind.

Damit werden wir noch auf eine andere Seite des Charakters der Kirche geführt, wonach sie nicht bloß das Resultat des Heils ist, sondern eine Anstalt oder Institution, in welcher sich das Heilswerk an den Menschen vollzieht. Dieser Anstaltscharakter gehört eigentlich nicht zum Wesen der Kirche, sondern ist nur Mittel zum Zweck, und hängt mit dem geschichtlichen Gang der Kirche zusammen. In der heil. Schrift tritt dieser Anstaltscharakter hervor, weil es sich dort erst um die Gründung und Pflanzung der Kirche handelte. Im Katholizismus ist dieser Charakter zum Wesen der Kirche geworden, das alles andere absorbiert. In der Reformation ging man wieder auf den innern Begriff der Kirche zurück; aber der Gang der Ereignisse führte zur Hereinnahme der Massen in die Kirche, welche ihr doch nicht angehören. So entstanden Staats-, Landes- und Volkskirchen von gemischter Natur, als verschiedene Erziehungsanstalten für die Menschheit und Völker. Daß diese dem Begriff der Kirche nicht entsprechen, liegt auf der Hand. Denn sie enthalten nicht bloß die erst werdenden Christen, sondern eine große Zahl Unchristen, welche die Majorität bilden; und das ist's, was die Kirche als Widerspruch mit sich selbst empfindet. — Die immerwährenden Versuche der Sekten, neben oder innerhalb dieser Kirchen eine wirkliche Gemeinde der Gläubigen herzustellen, verfallen dem gleichen Los wie diese Kirchen, sobald sie ans Organisieren gehen. — Wir stellen uns daher auf den Standpunkt des Pietismus, welcher innerhalb der Kirchen eine freie, nicht organisierte Gemeinschaft der Gläubigen darstellt; und sind also der Überzeugung, daß, wenn auch die wahre Kirche nicht untergeht, doch die Kirchen, obgleich sie Anstalten nach Gottes Willen sind, nur für ihre Zeit da sind, um andern Gestaltungen Raum zu machen, wie sie der Herr selbst herbeiführen wird.

Das Verhältnis der Kirche zum Reich Christi kann auf folgende Weise definiert werden:

1. Die Kirche ist das Reich Christi in seiner gegenwärtigen diesseitigen Erscheinungsform, da ihr unvollkommener Zustand noch nicht ihrem Ideal entspricht.

2. Die Kirche ist eine göttliche Institution, eine Erziehungsanstalt der Menschheit für das Reich der Herrlichkeit.

3. Die Kirche steht zum Reich der Herrlichkeit in demselben Ver-

hältnis wie der Vorhof des Tempels zum Heiligtum und zum Allerheiligsten.

4. Die Kirche, als letztes Glied in der Kette der Bundesschließungen Gottes mit der Menschheit, hat die trostreiche Aussicht, aus ihrem Stande der Erniedrigung in den Stand der Herrlichkeit erhoben zu werden, wann ihr verklärtes Haupt erscheinen wird.

Das also, was die Kirche zum Reich Christi macht, ist nicht ihr jetziger Zustand der Unvollkommenheit, sondern die Verheißung ihrer künftigen Vollendung, wo sie *eine* Herde unter *einem* Hirten sein wird. Denn Christus spricht: „*Mein Reich ist nicht von dieser Welt*,“ d. h. nicht von diesem Zeitlauf, nicht von diesem Äon (Joh. 18, 36). Folglich wird das Reich Christi erst im künftigen Äon geoffenbaret werden in Herrlichkeit.

Wir wollen daher noch erwägen:

IV. Die Kirche als *eine* Herde unter *einem* Hirten bei der herrlichen Offenbarung des Reiches Christi im künftigen Äon.

A. *Die Wiederkunft des Herrn wird eingeleitet durch welterschütternde Ereignisse*, wie sie in den prophetischen Weissagungen des Alten und Neuen Testaments verheißen sind. Da es nicht in den Rahmen dieser Abhandlung gehört, ausführlich davon zu handeln, so will ich sie nur kurz andeuten:

a. Mächtige Bewegungen im Völkerleben, wodurch eine neue Zeit angebahnt wird; die Verkündigung des Evangeliums vom Reich Gottes und die Ankündigung des nahen Gerichtstages des Herrn.

b. Der Abfall der Massen von Christo und der Kirche, die Ausreifung des Bösen, die Ausgestaltung des Antichristentums, der gänzliche Fall Babels, der großen Hure, der verweltlichten Kirche (Offb. 18).

c. Die Sammlung des Volks der Juden in das gelobte Land (nicht als bekehrtes Volk, sondern nur infolge einer Wiederauflebung des Judentums (Hes. 37), die Wiederbauung des Tempels und Wiedereinführung des levitischen Gottesdienstes (Dan. 9, 27; 12, 7 b).

d. Das Auftreten des Antichrists in persona zu derselben Zeit, der besonders während 3½ Jahren (eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit) sein Wesen treiben und sich setzen wird in den Tempel Gottes (zu Jerusalem) als ein Gott, und vorgeben wird, er sei Gott (2 Thess. 2, 4).

e. Verfolgung und Märtyrertum der Gläubigen unter dem Wüten des Antichrists, und die schließliche Bekehrung der Juden unter dieser Trübsal und Heimsuchung.

f. Gerichte Gottes über die antichristisch gewordenen Völker (Ausgießung der sieben Zornschalen, Offenb. 16).

B. *Bei der Wiederkunft Christi, welche Matth. 24, 27—31 beschrieben ist, wird stattfinden das Gericht über den Antichristen und sein Heer* in der großen Völkerschlacht bei Harmageddon (Offenb. 16, 16; 19, 19—21), deren Zahl ist 2 mal 10,000 mal 10,000 oder 200,000,000; auch die Bindung des Teufels und die Verschließung desselben in den Abgrund (Offenb. 20, 1–3).

Gleichzeitig wird stattfinden die erste Auferstehung der Gläubigen (Offenb. 20, 6a; 1 Kor. 15, 23), die Verwandlung der auf Erden lebenden Gläubigen und das dem Herrn Entgegengerücktwerden derselben in der Luft (1 Thess. 4, 15—17). Nur Auferstandene und Verklärte können mit Christo regieren (Offenb. 20, 6b). Mit diesen wird Christus als König regieren zu Zion auf dem Throne Davids. „Denn Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters Davids geben; und er wird König sein über das Haus Jakobs ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein" (Luk. 1, 32 u. 33. Vergl. Jes. 9, 6 u. 7). „Die Heiligen des Höchsten werden das Reich einnehmen und werden es immer und ewiglich besitzen" (Dan. 7, 18 u. 27). — Dies wird aber nicht ein Judenreich sein, wie etliche meinen; sondern die auferstandenen und verklärten Gläubigen aus den Juden und Heiden werden diese Heiligen sein. Dies steht ganz im Einklang mit Art. XVII der Augsb. Konf., wo es heißt: „Es werden auch verworfen etliche jüdische Lehren, daß vor der Auferstehung der Toten eitel Heilige, Fromme, ein weltliches Reich haben und alle Gottlosen vertilgen werden."

Es ist hier noch einem Einwand zu begegnen, nämlich: Die Annahme, daß Christus nur am jüngsten Tage zum letzten Weltgericht wiederkommen werde, lasse die Lehre vom tausendjährigen Friedensreich Christi nicht aufkommen; oder, wenn man dies letztere zugibt, so leugnet man eine persönliche Wiederkunft des Herrn. — Im Apostolikum heißt es jedoch: „Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten." — Hier wird der jüngste Tag gar nicht genannt; sodann ist der Begriff vom jüngsten Tag, nach 2 Petri 3, 8, ein sehr dehnbarer und läßt Raum genug für die Bibellehre vom kommenden Friedensreich Christi. Eine Analogie dazu ist die Ansicht vieler Bibelgläubigen, daß das siebente Jahrtausend ein sabbathliches Jahrtausend sein werde. Der jüngste Tag beginnt mit dem Kommen Christi zum Gericht über seine Feinde und zur Aufrichtung seines Friedensreiches — und endigt mit seiner Wiederkunft zum letzten Weltgericht und der Auferstehung der übrigen Toten (Offenb. 20, 5a), der einen zum ewigen Leben, der andern zur ewigen Schmach und Schande.

C. Mit der herrlichen Offenbarung des Reiches Christi im neuen Äon wird die Verheißung von der einen Herde und dem einen Hirten in Erfüllung gehen. — „Das Reich der Welt ist unsers Herrn und seines Christus geworden" (Offb. 15, 11). „Denn der Herr, unser Gott, der Allmächtige, hat das Reich eingenommen" (Offenb. 19, 6). „Und der Herr wird König sein über alle Lande. Zu der Zeit wird der Herr nur Einer sein und sein Name nur Einer" (Sach. 14, 9). Dann werden alle für das Reich Christi noch ausstehenden Verheißungen in Erfüllung gehen. Die Nationalität der Völker wird fortbestehen, aber die Kirche wird nur

eine sein. Da wird es keine lutherische und reformierte Kirche, keine orthodoxe und liberale Partei, oder andere Denominationen, mehr geben, sondern nur eine heilige allgemeine Kirche, analog der ersten apostolischen Kirche, oder: ein über die ganze Erde ausgebreitetes Reich Christi und Gottes.

Auf die Frage, was mit den derzeitigen Kirchen geschehen und wie die Einheit der Kirche zustande kommen wird, antworten wir: Der ungläubige Teil der Kirche wird bereits mit Babel und dem Antichristentum untergegangen sein; durch die kommende Trübsalszeit wird der gläubige Teil der Kirche einig werden und ihr Partikularismus aufhören. — Diesem ist Errettung aus der kommenden Trübsal verheißen, Offenb. 3, 10: „Dieweil du hast bewahret das Wort vom Geduldden anf mich, so will ich dich auch erretten aus der Stunde der Versuchung, die da kommen wird über die ganze Welt (alle Kulturländer), zu versuchen, die da wohnen auf der Erde.“ Eine solche Rettung ist den Gläubigen auch verheißen Luk. 18, 7 u. 8: „Sollte aber Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte langmütig über ihnen sein? Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Eile. Denn wie würde des Menschen Sohn, wenn er kommt, sonst noch den Glauben vorfinden auf der Erde?“

Dann werden die Verheißungen von dem einen Hirten in Erfüllung gehen, Hes. 24, 11: „Ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen.“ — Jes. 40, 11: „Er wird seine Herde weiden wie ein Hirte; er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen, und die Schafmütter führen.“ — Hes. 34, 22—24: „Und ich will meiner Herde helfen, daß sie nicht mehr sollen zum Raube werden. Und ich will ihnen einen einigen Hirten erwecken, der sie weiden soll, meinen Knecht David. Der wird sie weiden und soll ihr Hirte sein. Und ich, der Herr, will ihr Gott sein, und mein Knecht David soll der Fürst unter ihnen sein.“ (Vergl. Hes. 37, 24.) Der hier genannte Knecht David ist identisch mit Christo, der auch der Sohn Davids genannt wird; wie z. B. Jer. 23, 5: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich dem David einen gerechten Sproß erwecken will, und soll ein König regieren, der es weislich ausführen wird, und Recht und Gerechtigkeit anrichten auf Erden.“

Von Christo, der als Priesterkönig und Hirte sein Volk weiden und regieren wird, wird der Segen über alle Völker kommen. „Alsdann will ich den Völkern anders predigen lassen mit reinen Lippen, daß sie alle sollen des Herrn Namen anrufen und ihm dienen einträchtiglich“ (Zeph. 3, 9). Wie die Königin aus Reich Arabien zu Salomo kam, um seine Weisheit zu hören, und wie die Weisen aus dem Morgenlande kamen, um den neugebornen König anzubeten und ihm Geschenke zu bringen, so werden auch die Völker der Erde herzukommen, um ihren König anzubeten und ihm ihre Huldigung darbringen. Dann wird das Werk der Völkerbekehrung in der höchsten Blüte

stehen. — Es wird Friede sein zwischen den Völkern. „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Rebmessern schmieden. Es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen“ (Jes. 2, 4). — Auch die seufzende Kreatur wird frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (Röm 8, 21). „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcklein ruhen. Kälber und junge Löwen und Mastvieh werden miteinander sein, und ein kleiner Knabe wird sie treiben. Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß ihre Jungen bei einander liegen. Und der Löwe wird Stroh essen wie ein Rind. Und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilisken (Jes. 17, 5—8). Der Fluch wird von der Erde genommen und das Füllhorn göttlichen Segens über den Erdboden ausgegossen sein. „Aber die Wüste und Einöde wird lustig sein und das Gefilde wird fröhlich stehen und blühen wie die Lilie. Denn es werden Wasser hervorbrechen in der Wüste und Ströme in dem öden Gefilde“ (Jes. 35, 1 u. 6). „Zu derselben Zeit will ich erhören, spricht der Herr: Ich will den Himmel erhören und derselbige soll die Erde erhören; und die Erde soll Korn, Most und Öl erhören“ (Hos. 2, 21 u. 22).

Diese geistlichen und leiblichen Segnungen im Reiche Christi sind eine Bestätigung des Ausspruchs Ötingers: „Das Ende der Wege Gottes ist Leiblichkeit.“

Kirchliche Rundschau.

Die Erscheinung, daß die Zahl der Bewerber um vakante Gemeinden eine unverhältnismäßig große ist, hat bei verschiedenen Denominationen schon allerlei Erörterungen und Erklärungen hervorgerufen, ist aber dadurch weder beseitigt noch gemindert worden, sondern scheint immer noch im Steigen zu sein. Nach einem im „Hartford Seminary Record“ abgedruckten Referat (das sich indes auf die Verhältnisse der Kongregationalisten im Staate Connecticut beschränkt) ist eine Bewerberliste von dreißig bis hundert etwas ganz regelmäßiges, sodaß manche Gemeinden zur Erledigung dieser Art von Korrespondenz sich gedruckter Formulare bedienen. Nicht selten ist es der fünfundzwanzigste oder fünfzigste Bewerber, dessen Probepredigt die Wahl folgt; in einem Falle hatte die Gemeinde dreiundsiebzig Probepredigten gehört. Daß derartige Erscheinungen Anzeichen eines Übelstandes sind, kann sicher nicht geleugnet werden, ebensowenig wie die Thatsache, daß sie selbst wieder Übel hervorrufen. Derartige massenhafte Bewerbungen erzeugen ein verkehrtes Selbstgefühl der Gemeinde, die infolge derselben sich leicht für vortrefflich und höchst begehrenswert ansieht; außerdem wird eine Gemeinde angesichts so vieler Bewerber die Erhöhung des Gehaltes nicht für nötig halten.

Der erste Eindruck so vieler Bewerbungen ist der, daß ein ungeheurer Überschuß an Pastoren vorhanden sein müsse. Freilich wenn man die Zahl der Gemeinden mit der der Pastoren vergleicht (5342 kongregationalistische Gemeinden und 5287 Pastoren derselben Denomination), so kommt man auf

den Gedanken, daß gar nicht zuviel Pastoren vorhanden seien, wohl aber zu viele Gemeinden. Aber wenn auch ein großer Teil der Gemeinden sich mit andern vereinigen oder gar auflösen würden, so würde der Sache noch nicht abgeholfen, denn viele dieser Bewerber besitzen die Fähigkeit, gleichzeitig an verschiedenen Orten sich zu bewerben. So wird von einem derselben berichtet, daß er sich innerhalb sechs Wochen um sechs verschiedene Stellen bewarb; von einem andern, daß er einige Monate lang mehr Probepredigten in fremden Gemeinden als Predigten in seiner Gemeinde hielt. Aber selbst wenn man diese vielfältigen Bewerber in Abzug bringt, so würden die Überbleibenden immer noch eine stattliche Anzahl ausmachen.

Ein anderer Teil der Bewerber kommt aus andern Denominationen; namentlich wird die Methodistenkirche als „die Mutter der Prediger" bezeichnet. Ein hoher Beamter derselben habe rühmend darauf hingewiesen, daß in einer Stadt im Westen die Baptisten-, Kongregationalisten-, Presbyterianer- und Unitarierkirche durch Methodistenprediger besetzt seien und bei der letztjährigen Konferenz in New Haven habe der Bischof gegen die Ordination von mehr Kandidaten entschieden Verwahrung eingelegt, denn es sei ihm unmöglich, Arbeit für sie zu finden.

Am unschuldigsten an diesem Überfluß von Bewerbern um Stellen sind, nach dem Referenten, die kongregationalistischen Prediger-Seminare. Von den 324 im letzten Jahre ordinierten Predigern haben nur 124 ein theologisches Seminar absolviert, während 110, also beinahe die Hälfte, der Ordinierten sonstwoher und sonstwie ins Predigtamt gekommen sind. Gerade das erscheint aber dem betr. Referenten als etwas sehr Bedenkliches. Er sagt: „Ein theologisch gebildetes Ministerium ist der Stolz des Kongregationalismus gewesen und derselbe bedarf ein solches, um die besonderen Eigenschaften zu erhalten, welche ebensowohl sein Ruhm wie der Grund seines Erfolges und seiner Kraft sind." Von der Thatsache, daß ein so großer Bruchteil der Ordinierten ohne theologische Schulung waren, wird gesagt: „Es zeigt das, wohin die Verhältnisse treiben, und es zeichnet das Ziel, welchem sich unsere Denomination rasch entgegenbewegt."

Der Evangelisch-soziale Kongreß hat am 28. und 29. Mai in Stuttgart stattgefunden. Die Zahl derer, welche mit Stöcker aus dem Kongreß austraten, war so gering, daß die Thätigkeit des Kongresses dadurch in keiner Weise gehindert wurde. Obwohl das schon erwähnte kaiserliche Telegramm, das christlich-sozial als Unsinn erklärte, die Teilnahme an dem Kongreß zu gefährden schien, so war sie viel mehr lebhafter als im vorigen Jahre in Erfurt (Theol. Ztschr. 1895, Seite 246). Außerdem unterschied sich die diesjährige Versammlung von der vorjährigen noch dadurch, daß die im Kongreß selbst vorhandenen Gegensätze, die sich namentlich an die Namen Stöcker und Naumann anknüpfen, sich kaum geltend machten, indem Naumann in die Verhandlungen des Kongresses so gut wie gar nicht eingriff.

Das—sozusagen in der Luft liegende—Thema: „Die soziale Wirksamkeit der im Amte stehenden Geistlichen, ihr Recht und ihre Grenzen," war schon vor dem Erlaß des preußischen Oberkirchenrates, ehe das kaiserliche Telegramm veröffentlicht wurde und ehe das Buch von Göhre erschien, auf die Tagesordnung des Kongresses gesetzt worden. Man kann wohl sagen, daß das durch die Erfurter Verhandlungen zur Notwendigkeit geworden war.

An dem Recht der sozialen Wirksamkeit der Geistlichen wurde von den Referenten wie von der ganzen Versammlung entschieden festgehalten. Über die Grenzen der sozialen Wirksamkeit des Geistlichen sagte der erste Referent, Prof. v. Soden, u. a.:

„Nicht weit von der Seelsorge entfernt liegt die Beschäftigung mit der Wohnungsfrage, Volksvergnügen, Gefahr des Wirtshauslebens, Sparanstalten, Arbeitszuweis und Milderung der Arbeitslosigkeit.—In der Kritik bestehender Verhältnisse muß der Pfarrer vorsichtig sein, wie in Ehedissidien und dergl., wo er auch mehr schaden als nützen kann, und deshalb doch sein Amt verleugnen würde, wenn er sich dieser Aufgabe entzöge. Er soll vor allem auch helfen, eine billige Beurteilung und Behandlung der Sozialdemokrtie zu verbreiten; denn in der Sozialdemokratie ernten wir, was wir gesäet haben. Das alles muß der Geistliche thun, weil er sonst sein Amt nicht recht ausrichten kann.

„Darf er auch mehr thun? Das entscheidet sich nach dem Charisma des einzelnen. Denn es sind mancherlei Gaben, wenn nur ein Geist ist. Dabei kommt unendlich viel auf die Umstände an. Die soziale Frage ist die Frage der Zeit, und wenn sie in unsre Gemeinden dringt, dann sind das Umstände, die es dem Geistlichen zur Pflicht machen, sich darum zu bekümmern. Endlich nehmen wir das Recht des gebildeten Mannes, des Patrioten, das Recht der Liebe in Anspruch, an der Beseitigung alles Elends mitzuarbeiten. Da müssen wir sagen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders!

„Endlich die Grenzen der Thätigkeit. Was verlangt man von uns? Der Pfarrer soll sich nie über die Grenzen der Gemeinde hinausbegeben: Das ist unmöglich. Denn die soziale Frage ist keine Gemeindefrage. Wir sollen keinen Anstoß geben: Hat es doch niemals einen Christen gegeben, der nicht Ärgernis gegeben habe. Anstöße sind stets die Hebel des Fortschritts. Wir verlieren das Vertrauen: Aber das Vertrauen hat keinen Wert, das nur so lange währt, als wir die Interessen der Vertrauenden schonen.

„Die Kirche hat sich der Zeit anzubequemen. Wir stehen in einem sozialen Zeitalter. Beachtet das die Kirche nicht, so wird sie ihren Einfluß auf das Volk verlieren. Die thatkräftige Jugend wird sich von ihrem Dienste zurückziehen. Die Kreise der Saturierten und derer, die nichts mehr zu hoffen haben, bleiben ihr treu. Das ist die Gefahr!

„Ein Neues will werden. Das fühlen wir alle. Die bisherigen Kräfte haben das große Rätsel des Tages nicht zu lösen vermocht. Wie, wenn doch im Evangelium diese Kraft läge? Wir glauben das und halten uns an das Wort Jesu: ‚Ihr seid das Salz—auch—der Erde!‘ Wir lassen uns dabei leiten von dem Pauluswort: Alles ist euer, ihr aber seid Christi.“

Der zweite Referent, Pfr. Planck aus Eßlingen, legte seinen Ausführungen folgende Thesen zu Grunde:

„1. Soziale Thätigkeit im weitern Sinne ist unzertrennlich verbunden mit dem Wirken des Geistlichen in einer verschiedene wirtschaftliche und gesellschaftliche Stufen umfassenden Gemeinde.

„2. Unter sozialer Thätigkeit im engern Sinn, wovon hier allein die Rede ist, verstehen wir dasjenige Thun des Geistlichen in Predigt, Seelsorge, Jugendunterricht, Presse, Vereinswesen und weitergehenden Organisationen, wodurch er ausdrücklich seinen Beitrag zur Lösung der ‚sozialen Frage‘, d. h. zur thatsächlichen Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Gegensätze zu leisten versucht.

„3. Das Recht zu solcher Thätigkeit ergibt sich für den Geistlichen a) aus der Erkenntnis des tiefgreifenden Zusammenhangs zwischen wirtschaftlicher Lage und sittlich-religiösem Stand; b) aus dem Recht, den Maßstab des Evangeliums auch an die wirtschaftlichen Ordnungen der Gegenwart anzulegen; c) aus der Pflicht, die Gemeindegenossen soviel wie möglich der Kirche und dem Evangelium zu erhalten, die Entfremdeten wieder zu gewinnen.

„4. Die Grenzen dieser sozialen Thätigkeit werden dem Geistlichen teils durch sein Amt als solches gegeben und sind somit allgemein verbindlich und unverrückbar; teils werden sie ihm durch die besondre innere und äußere Stellung, in der er steht, vorgezeichnet und sind insofern individuell verschieden, nicht für alle gleich verbindlich.

„5. Die allgemein gültigen, unverrückbaren Grenzen sind: a) Die Mittel, die der Geistliche anwendet, dürfen dem Geist des Evangeliums nicht zuwider sein, insbesondre Wahrheit und Liebe nie verletzen; b) der Geistliche darf nie zum Parteimann werden; er muß der Gemeinde, nicht bloß einem Bruchteil derselben, dienen; c) er darf das Sittlich-Religiöse als Ziel nicht aus dem Auge verlieren; das Wirtschaftliche darf ihm nicht zum Selbstzweck werden.

„6. Innerhalb dieser allgemein verbindlichen Grenzen wird der einzelne Geistliche die für seinen besondern Fall gültigen individuellen Grenzen am sichersten zu erkennen vermögen, wenn er sich folgende Fragen vorlegt: a) Habe ich den Beruf, d. h. treibt mich auf Grund der bestehenden Verhältnisse und meiner individuellen Veranlagung mein Gewissen, sozial thätig zu sein (im engern Sinn)? b) Dies bejaht: bleibt genügend Zeit, Kraft und Interesse für das eigentliche geistliche Amt? c) Wenn dies der Fall: kann ich mich nicht darauf beschränken, die soziale Frage als sittlich-religiöse Frage zu behandeln, oder bin ich genötigt, diese Grenze zu überschreiten? d) Ergibt sich diese Nötigung,—reichen dann nicht die spezifischen Mittel des geistlichen Amts und Veranstaltungen im Rahmen des Gemeindelebens aus?"

In der darauf folgenden Debatte wurden auch Worte aus einer Reichstagsrede Treitschkes angeführt, die er in den Verhandlungen des Reichstags über den Kanzelparagraphen im Jahre 1871 gesprochen hat. Sie lauten:

„Ich muß sagen, der Code Napoléon mit seinen Verboten gegen jedes Urteil des Geistlichen über politische Dinge ist ganz einfach ein Ausfluß des militärischen Despotismus; ich meine die Sporen des Soldaten zu hören, wenn ich diese Artikel lese; so spricht ein Soldat, der gar keine Ahnung hat von dem innersten Wesen der Kirche. Will man der Kirche überhaupt verbieten, über Politik zu reden, so fordert man den Unsinn. Solche Gesetze sind unausführbar, denn das Wesen der Religion berührt alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens. Es geht nicht anders, der Geistliche darf und soll sich auch einen maßvollen Tadel gegen das, was er im Staate für Unrecht hält, erlauben. Das wär eine marklose, entgeistigte Kirche, die auf dies edle Recht, sittigend einzuwirken auf das Gemeinwesen der Menschen, verzichten wollte. . . . Wie die echte Kunst, so soll auch die Religion alle Gebiete der Menschensitte in den Bereich ihres Schaffens ziehen. . . . In den Tagen der Not erfährt auch der Staat, was die lebendige Unterstützuug der geistigen Mächte der Kirche für ihn bedeutet. . . . "

Auf die übrigen Vorträge und Debatten, die sich mit der sozialen Bedeutung des Handels, sowie mit dem Recht auf Arbeit befaßten, können wir hier nicht weiter eingehen.

Neben der Gewerbeausstellung findet in Berlin auch eine „Christusausstellung", d. h. eine Ausstellung von Christusbildern statt. Die Anzahl beträgt nur neun, sie sind aber, wie es scheint, besonders dadurch interessant, daß sie die Auffassung Christi in der modernen Malerei darstellen. Nur zwei Bilder sollen davon abweichen. Das eine, welches Christus als „Erscheinung" auffaßt und darstellt, und das andere, welches wesentlich eine symbolische Darstellung ist, die man erst um- und ausdeuten muß, damit sie einen Gedankeninhalt bekomme.

Es haben sich über diese Bilder — deren Ausstellung übrigens sehr auf den augenblicklichen Eindruck berechnet ist — bereits lebhafte Debatten erhoben, auf die aber hier einzugehen wenig Wert hat.

Die Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen, welche alle zwei Jahre in Eisenach zusammentritt, hat in ihrer diesjährigen Tagung einige neue Perikopenreihen angenommen und beschlossen, dieselben in einem Buche zusammengestellt herauszugeben. Weitere Gegenstände der Beratung waren die wissenschaftliche und praktische Weiterbildung der Geistlichen, die Fürsorge für die konfirmierte Jugend, die Evangelisation, die Abendkommunionen, die sich „fast überall, wo sie bestehen, als eine Förderung des kirchlichen Lebens erwiesen haben," und die Regulative für Kirchenbauten, die seit 1861 bestehen und in manchen Stücken einer Umarbeitung und Erweiterung bedürfen.

Wie die Handhabung der Parität da, wo die Katholiken das Übergewicht haben, geübt wird, zeigt eine Besprechung im Finanzausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer. Es handelte sich um den Gehalt für den Pfarrer an der neuen dritten protestantischen Kirche in München, sowie um die Erhebung des protestantischen ständigen Vikariats Straubing zu einer Pfarrei. Für die Münchener Pfarrstelle wurde ein für Großstadtverhältnisse geradezu ärmlicher Gehalt von 3000 Mk. bewilligt. Dagegen wurde die Bagatelle von jährlich 740 Mk. für Straubing ganz abgelehnt. Aus der Debatte über die beiden Punkte wird folgendes berichtet. Der Referent, Dr. Daller, beantragte zwar die Genehmigung des Gehalts für den Münchener protestantischen Pfarrer, beklagte aber, daß in München verhältnismäßig weniger katholische als evangelische Pfarrer angestellt seien; es träfen auf einen protestantischen Pfarrer 8000 Seelen, dagegen auf einen katholischen 21,000 Seelen. Aber der Minister v. Landmann stellte die Sache richtig, indem er auf die katholischen Hilfsgeistlichen hinwies, deren so viele vorhanden sind, daß faktisch auf einen katholischen Geistlichen nur 2000 Seelen kommen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Katholiken einer Gemeinde doch um die Kirche herumwohnen, während die Protestanten, wie die Abeordneten Conrad und Wagner richtig hervorhoben, über die ganze Stadt hin zerstreut sind, sodaß ihre Pastorierung mehr Zeit und Kraft erfordert. Dr. Ratzinger glaubte freilich betonen zu sollen, daß die protestantische Geistlichkeit in München, wenn auch nicht der Zahl, so doch dem Rang und Gehalt nach bevorzugt sei. Leider war nicht zu lesen, wodurch er diese Behauptung begründete. Dr. Ratzinger war es auch, der gegen die Erhebung des Vikariats Straubinger zur Pfarrei, welche der Minister warm empfahl, da der Vikar in Straubing in neun Bezirksämtern die Seelsorge habe, geltend machte: Straubing selbst zähle nur 300 evangelische Seelen, und für die Diaspora sei gerade ein jüngerer Geistlicher nötig, da ein Pfarrer nicht in neun Bezirksämtern werde herumreisen wollen.

Dank ihrer ungeheueren Dreistigkeit und ihrer römischen Wahrhaftigkeit verstehen es die Ultramontanen, in allen nichtkatholischen Ländern fortwährend über Mangel an Parität zu klagen. Dieses Rechtsbewußtsein und dieser Wahrheitssinn des Ultramontanismus ist durch die Erklärungen des preußischen Kultusministers in einer Weise beleuchtet worden, welche diese Leute wohl für eine kurze Zeit vorsichtiger, aber schwerlich aufrichtiger, sondern nur in ihrem Sinne „klüger" machen wird.

Über das Wachstum der Orden sind folgende Mitteilungen gemacht worden:

„Wir hatten vor dem Kulturkampfe im Jahre 1873 914 Niederlassungen in Preußen mit 8795 Mitgliedern. Im Jahre 1875 nach Erlaß des ersten Ordensgesetzes blieben noch 596 Niederlassungen bestehen. Im Jahre 1887 hatten wir 890 Niederlassungen und 8305 Mitglieder; im Jahre 1889 schon 988 Niederlassungen und 10,428 Mitglieder, also weit mehr, als wir vor dem Ordensgesetz überhaupt gehabt haben; und im Jahre 1893 waren vorhanden 1215 Niederlassungen mit 14,044 Mitgliedern. Danach sind zur Zeit 301 Niederlassungen und 5249 Mitglieder mehr vorhanden als beim Beginne des Kulturkampfes."

Noch bedeutsamer waren die Feststellungen des Ministers über das Verhältnis der staatlichen Aufwendungen zu Gunsten der evangelischen und der römischen Kirche. Er sagte darüber in der Sitzung vom 28. Februar:

„Der Etat für 1896/97, also unser Entwurf, setzt aus in Kapitel 111 159,000 —ich nenne nur runde Zahlen—, Kapitel 112 1,241,000, Kapitel 113 1,615,000, zusammen 3,016,000 Mark für die evangelische Kirche; auf katholischer Seite Kapitel 115 1,256,173, Kapitel 116 1,295,457, zusammen für die katholische Kirche 2,551,630 Mark. Wenn man nun die Seelenzahl nach dem Muster des Herrn Dr. Bachem zu Grunde legt, so dürften die Katholiken, wenn die Evangelischen 3 Mill. bekommen, nur 1½ Millionen bekommen, da der Staat ihnen aber 2½ Millionen jährlich zahlt, so wäre nach Herrn Dr. Bachems eigner Rechnung dies jährlich 1 Million zuviel. Diese Summe würden die Katholiken einfach gegen die Evangelischen zu viel bekommen.

Nun sucht sich Herr Dr. Bachem dadurch zu helfen, daß er sagt: ja, die Leistungen im Kapitel 115 beruhen auf rechtlicher Verpflichtung, während er dies für die Leistungen aus Kapitel 111 und 112 nicht anerkennen will. Ich gebe zu, daß die katholische Kirche auch darin vor der evangelischen bevorzugt ist, daß ihr die Leistungen für ihr Kirchenregiment dauernd als Dotationen gewährleistet sind, während auf evangelischer Seite bei etwaigen Neuaufwendungen jedesmal sorgfältig geprüft wird, ob man nicht hier und da etwas sparen kann. Auch der evangelischen Kirche sind aber durch die Säkularisation sehr erhebliche Güter genommen worden, im Edikt vom 30. Okt. 1810 wurde der evangelischen Kirche dafür die hinreichende Belohnung der obersten Kirchenbehörde und die reichliche Dotierung der Pfarreien verheißen. In jeder evangelischen Synode kann der Herr Abgeordnete Dr. Bachem hören, daß auch die Evangelischen sich für ihre Forderungen an den Staat auf die Säkularisation berufen. . . . .

. . . . Ich habe hier eine Zusammenstellung aus den Etats von 1849 bis 1897; darin sind alle Ausgaben zusammengezogen, die der Staat für die beiden Kirchen geleistet hat; auf evangelischer Seite sind diejenigen Ausgaben zusammengefaßt, die heute in den Kapiteln 111, 112 und 113 enthalten sind, und auf der katholischen diejenigen der Kapitel 115 und 116. Das Kapitel 124 ist nach dem Vorbilde des Herrn Dr. Bachem zunächst ganz unberücksichtigt gelassen; das Extraordinarium ist für beide Konfessionen mitgerechnet. Da die Feststellung des Etats vom Jahre 1824, also von der bulla de salute an, bis zum Jahre 1849 eine ganz andre war als heutzutage — wir hatten damals noch kein Parlament —, so ist es mir in den vier Tagen, die mir zur Prüfung der Rechnung des Herrn Abgeordneten Dr. Bachem zur Verfügung standen, absolut unmöglich gewesen, diese Etats genau zu durchforschen. Ich habe daher die Summen des Etats von 1849 als maßgebend für die Zeit von 1823 bis 1849 angenommen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß sich Herr Abgeordneter Dr. Bachem jedenfalls über diese Berechnungsweise nicht beklagen kann, wenn

man die Beträge des Jahres 1849 einstellt. Im wesentlichen haben ja die Ausgaben für die Kirche seit 1824 festgestanden, die Evangelischen haben jedenfalls voraussichtlich in den Jahren von 1824 bis 1849 nicht so viel bekommen, wie im Jahre 1849. Wenn man nun dergestalt die Ausgaben zusammenstellt, so stellt sich folgendes heraus: in den Jahren 1823 bis 1897 sind vom Staate bezahlt für die evangelische Kirche 122 Millionen Mark und für die katholische 179 Millionen Mark. Wenn die evangelische Kirche 122 Millionen bekommt, so dürfte die katholische Kirche nach dem Prinzip des Abgeordneten Dr. Bachem der Seelenzahl nach nur 61 Millionen Mark bekommen. 118 Millionen hat sie daher zuviel bekommen in den letzten 73 Jahren. Wenn man umgekehrt die thatsächlichen Ausgaben für die katholische Kirche mit 179 Millionen Mark zu Grunde legt, so könnte man, wieder unter Zugrundelegung des Prinzips der Seelenzahl — den Schluß machen, daß die evangelische Kirche eigentlich 358 Millionen Mark hätte bekommen müssen, sie hat aber nur 172 Millionen Mark bekommen. So könnte man, wenn man nach dem Muster des Herrn Dr. Bachem verfahren würde, sagen: die evangelische Kirche hat in den letzten 73 Jahren zu wenig erhalten 236 Millionen Mark. Die Differenzen, die sich bei dieser Art der Berechnung zu Gunsten der katholischen Kirche ergeben, sind so bedeutend, daß man unbedenklich noch die gewünschten Ausgaben aus dem Kapitel 124 mit in den Kauf geben kann — es handelt sich bei den von Herrn Dr. Bachem gewünschten Ausgaben zusammen um rund 16 Millionen Mark. Wenn man auch diese noch anrechnet, so steigt die gesamte Ausgabe für die evangelische Kirche von 122 auf 138 Millionen Mark. Die katholische Kirche hätte dann nach dem Prinzip des Herrn Dr. Bachem, der Seelenzahl nach, immer nur 69 Millionen Mark zu beanspruchen gehabt, sie hat aber 179 Mill. Mark bekommen, mithin 110 Millionen Mark zuviel. Diese Zahlen sind sehr überraschend und frappant. Aber noch überraschender ist die Thatsache, daß die evangelische Kirche während dieser ganzen Zeit sich niemals über Imparität beklagt hat, und daß auch auf katholischer Seite gar keine Paritätsbedenken es gehindert haben, dieses Plus abzulehnen."

Gelegentlich des diesjährigen Fronleichnamsfestes hat offenbar die römische Kirche einen größeren Vorstoß versucht. In Nürnberg wußte man den Magistrat zu gewinnen, daß er die Fronleichnamsprozession in den Straßen der Stadt gestattete; in Mülhausen ist zum erstenmal seit der Reformationszeit die Fronleichnamsprozession durch die Straßen der Stadt gezogen und in Karlsruhe und Mannheim hat die badische Regierung diese Erlaubnis über die Köpfe des Stadtrates hinweg gegeben. Durch eine sehr ausführliche Zugordnung wurde eine vorläufige Kontrolle über alle Teilnehmer angekündigt, damit man sehe, daß und welche Behörden, Offiziere, Vereine, Schulen vertreten sind. Der ultramontane „Badische Beobachter" forderte mit leisem Druck und versteckter Androhung des Boykotts „zur Beispielsnachfolge" vieler Städte auf, „in denen die Andersgläubigen durch Schmuck ihrer Häuser diese Feier noch unterstützt und gefördert haben, sodaß an diesem Festtage nicht nur der katholische Glaube, sondern auch die gegenseitige Toleranz der verschiedenen Konfessionen aufs schönste offenbart würde."

Entweder kennt der Beobachter die Beschlüsse des Tridentinums selber nicht, oder er rechnet darauf, daß die Protestanten sie nicht kennen. Denn nach dem betr. Beschluß soll ja die Fronleichnamsprozession einen Triumphzug der über die Ketzerei siegreichen [römischen] Wahrheit darstellen, „so daß ihre Gegner beim Anblick eines solchen Glanzes und bei dem so großen Jubel der gesamten Kirche entweder kraftlos und gebrochen vergehen, oder beschämt

und verwirrt endlich einmal zu Verstand kommen." — Eine Schmückung der Häuser der Protestanten ist nach römischer Anschauung nur ein Tribut der Anerkennung, welche der über die Ketzerei siegreichen Kirche gezollt wird, und es ist ein echtes Jesuitenstückchen, einen solchen Tribut im Namen der Toleranz zu fordern.

In Frankreich hat freilich der Prozessionsprunk nicht überall den gewünschten Erfolg gehabt; vielmehr hat derselbe an vielen Orten Frankreichs bei der diesjährigen Fronleichnamsfeier zu recht unerquicklichen Auftritten Veranlassung gegeben. In der Fabrikstadt Roubaix bildeten sich Volkshaufen, von denen die einen schrien: „Es lebe Jesus Christ!" während die andern die Marseillaise sangen, und zuletzt sind sie handgemein geworden. In Lille zogen ungefähr 3000 Katholiken, um gegen das Verbot der Prozession zu protestieren, geistliche Lieder singend mit der kirchlichen Fahne durch die Straßen; ein Priester erteilte ihnen den Segen. In anderen Städten, wie Cannes, Carcassonne, zogen die Priester trotz des ausdrücklichen Verbots der Polizei auf die Straßen. Daß im Norden wie im Süden derselbe Widerstand gegen das Verbot der Ortsbehörde, dieselben Manifestationen vorkommen, beweist deutlich, daß der gesamte Klerus nach einer bestimmten Parole handelte. Wahrscheinlich wollte man bei dieser Gelegenheit erproben, inwieweit die neu ernannten Gemeinderäte den Übergriffen Roms sich fügsam erweisen würden oder nicht. Jedenfalls haben diese allenthalben mutwillig hervorgerufenen Wirren mehr politische als religiöse Bedeutung.

Die geistliche Spezialkommission, deren Aufgabe es war, die Gültigkeit der anglikanischen Priesterweihen vom Standpunkte der katholischen Kirche zu untersuchen und dadurch die Grundlage zu schaffen für die Ausführung einer Lieblingsidee Leos XIII. für die Wiedervereinigung der anglikanischen mit der katholischen Kirche, hat nunmehr ihre Aufgabe beendet und den Bericht über das Ergebnis ihrer Beratungen dem Papste vorgelegt. Die allgemein gehegte Ansicht, daß das Gutachten der Kommission im negativen Sinne ausfallen werde, ist durch die Thatsachen bestätigt worden, denn der Bericht spricht sich in ganz entschiedener Weise gegen die Anerkennung der Gültigkeit der genannten Priesterweihen aus. In den katholischen Kreisen Englands, welche die Wünsche und Pläne des Papstes von Anfang für aussichtslos erachtet und die auch gegen die etwaige Anerkennung der anglikanischen Priesterweihen entschieden Stellung genommen hatten, wird das Gutachten der Kommission selbstverständlich mit Befriedigung begrüßt. Die erwähnte Idee des Papstes hat überhaupt in den mit den thatsächlichen Verhältnissen vertrauten Kreisen nirgends Anklang gefunden, und die Berichte, welche über diese Angelegenheit in der letzten Zeit vom Erzbischof von Westminster, Kardinal Vaughan, im Vatikan eingelaufen waren, lassen gleichfalls die äußerste Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges dieser Aussöhnungspläne erkennen.

Der alte Gladstone hat sich in einem offenen Brief über die Wiedervereinigung der Kirchen auch in der Kirchenpolitik versucht; allerdings — um das gleich hier zu bemerken — ohne den erhofften Erfolg. Die konkrete Frage ist ja zunächst die Anerkennung der anglikanischen Ordination von seiten Roms. Gladstone hat nun in seinem offenen Brief die Meinung geäußert, daß wenn man in Rom die anglikanische Ordination nicht ganz anerkennen wolle, man doch drei Punkte anerkennen könnte, nämlich 1. die äußere Kompetenz der Weihenden; 2. die innere Suffizienz des bei der Weihe gegebenen Auftrags; 3. die Suffizienz der Absicht, welche Kanon 11 des Tridentinums zu fordern scheint.

Gladstone meint als einfacher hochkirchlicher Privatmann beobachtet zu haben, daß ein Fortschreiten in der Richtung auf Wiedervereinigung der anglikanischen und nicht-reformierten Kirchen des Ostens und Westens stattfinde. Da außerdem der Papst von sich selber aus Schritte thue, um die Christenheit wieder zu vereinigen, so werde man auch bei ihm Entgegenkommen finden und außerdem werde der Papst es selber einsehen, daß es für seine Bestrebungen, die Christenheit wieder zu vereinigen, vorteilhafter sein müsse, die Kirchen anglikanischer Succession infolge einer Anerkennung ihrer aufrichtig gemeinten Ansprüche auf seiner Seite zu haben, anstatt sie als Gegner zu bekämpfen.

Wichtiger als die Antwort des Papstes, der sich natürlich nicht auf eine derartige indirekte Anerkennung des durch das Vatikanum verworfenen Episkopalismus einlassen wollte, sind die Äußerungen der englisch-kirchlichen Presse. Die ritualistische „Church Times", die völlige Vereinigung mit Rom erstrebt, versteigt sich in etwas gedankenlosem Jubel über diese Äußerungen Gladstones zu folgender allerdings höchst ominösen Weissagung, welche die Bibelkenntnis ihres Verfassers in ein sehr zweideutiges Licht stellt:

„Der Kampf der Zukunft wird der zwischen Glauben und Unglauben sein. .... Wer soll der Führer der Scharen sein, die herausgeführt werden zur Schlacht nach Ramoth Gilead? [Vgl. 1 Kön. 22.] Alles weist auf den Bischof von Rom als irdisches Werkzeug hin. Wenn er ein weiser, verständiger Feldherr ist, so wird er die Hilfe von Bundesgenossen nicht abweisen, die bereit sind, seinem Banner zu dem neuen Kreuzzug zu folgen. Angenommen es gibt Punkte, denen der römische Christ grundlegende Bedeutung beilegt, die aber von andern nicht vertreten werden, soll er die Hilfe, die ihm diese anbieten, um damit die zurückzuschlagen, die den Pflug über die Fundamente führen wollen, zurückweisen, nur weil seine Überzeugungen von der genauen Vollmacht des Höchstkommandierenden nicht von allen geteilt werden? Ist es Zeit zum brudermörderischen Streit, wenn der Gallier gegen die Thore donnert? Wollen wir so blind und taub sein wie die Christen des Ostens, als ihre inneren Zwistigkeiten den Mohammedaner einließen, der sie unterjochen sollte?"

Auf der andern Seite hatte man von Gladstone, obwohl man ihn als Hochkirchenmann kannte, doch mehr Einsicht in den Geist und das Wesen der römischen Kirche erwartet, als daß er solche Anerbietungen gemacht und solche Erwartungen ausgesprochen hätte. Die „Christian World" nennt die Äußerungen Gladstones „erstaunlich." „Erstaunlich freilich nicht, wenn man den Brief im Lichte der kirchlichen Vorgeschichte seines Verfassers betrachtet; aber sicherlich höchst erstaunlich, wenn man ihn ansieht als den jüngsten Beitrag des größten Staatsmannes unserer Zeit zu dem geistigen Reiche, von dem dessen Gründer gesagt hat: ‚Man wird auch nicht sagen: Siehe hier, oder da ist es! denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch!' Mr. Gladstones geistige Aktivität ist immer außerordentlich gewesen. Aber auch seiner Fähigkeit sind Grenzen gesteckt. Und es ist ihm sicherlich in seiner arbeitsreichen politischen Laufbahn unmöglich gewesen, ein genaues Verständnis für die verhältnismäßige Wichtigkeit der religiösen Bewegungen seiner Zeit zu bewahren. Die Diskussionen einer Geistlichkeit über ihre Ordinationen (orders), die Autorität derer, die den Erzbischof Parker geweiht haben, ‚die Suffizienz des Auftrags' Sakramente zu verwalten, die Kanones des Konzils von Trient liegen ganz und gar außerhalb der Linie des Denkens in der großen Welt, die immer einer rein geistigen Religion der Liebe und sittlichen Wahrheit zustrebt, in der Jesus Christus der eine und einzige Prophet, Priester und König ist. — Wir sind so

weit entfernt, die Wiedervereinigung der Christenheit von einer gegenseitigen Anerkennung der Ordination abhängig zu denken, daß wir vielmehr glauben, es wird nicht eher zu solcher Wiedervereinigung kommen, als bis man jeden Gedanken an eine Ordination, die eine besondere Heiligkeit oder übernatürliche Autorität verleiht, aufgegeben hat. . . . Übrigens, wenn jetzt, wie dieser einzigartige Brief anerkennt, beinahe alle Fortschritte in der anglikanischen Kirche in der Richtung nach Rom gelegen haben, wer will denn der Assimilation Grenzen setzen, die die Folge sein würde, wenn diese . . . Kontroverse über die Ordination aus der Welt geschafft wäre?

„Wir wollen hoffen, daß die päpstliche Kurie nicht weltklug genug sein wird, Mr. Gladstones Wunsch zu erfüllen. Für die Nation kommt freilich wenig darauf an. Es würde ein großer Irrtum sein, aus der leichten Toleranz, mit der solche Äußerungen wie dieser Brief aufgenommen werden, zu schließen, das britische Volk habe irgend welche Sehnsucht nach Rom hin. Der Verfall des Dogmas hat sicherlich zur Gleichgültigkeit gegen Diskussionen geführt, die in Mr. Gladstones Jugend antipäpstliche Stürme erregt haben würden. Aber jede Beseitigung der Scheidewand zwischen der ‚nicht-reformierten Kirche des Westens' und unserer anglikanischen Staatskirche würde die letztere mit einem Krach zu Fall bringen. . . ."

Der Inhalt der neuesten päpstlichen Encyklika, die gewissermaßen die Antwort auf Gladstones Brief ist, bietet kaum etwas Neues. Sie erinnert in manchen Punkten sehr lebhaft an das schon vor Jahren veröffentlichte Rundschreiben über die christliche Verfassung der Staaten. Auch die Hervorhebung des ausgesprochensten Kurialismus ist nichts anderes als die Wiederholung des Beschlusses des Vatikanums, der dem Papste die gesamte Kirchengewalt zuspricht. Nur daß der Papst hiervon einen geschickten Gebrauch zu machen und zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen verstanden hat. Erstlich läßt er den alten Gladstone merken, daß der von ihm vorgebrachte Episkopalismus in Rom längst nichts mehr gilt, und zweitens sagt er denjenigen unter den Bischöfen, die sich noch als einen integrierenden Teil der römischen Kirche ansehen: „Die Kirche bin Ich." Er sagt das freilich nicht so kurz, denn Leo XIII. stehen die Worte massenhaft zu Gebote, aber er sagt es dennoch für jeden, der den stylum curiae kennt, unmißverständlich genug.

Die Krönung des russischen Zaren hat nicht bloß politische, sie hat ebenso sehr auch kirchliche Bedeutung. Eine Verfassung hat der Zar nicht zu beschwören, dagegen hat er das nicäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis „vor allen seinen treuen Unterthanen" abzulegen, ehe er sich mit dem kaiserlichen Purpurmantel schmücken und sich die Krone aufs Haupt setzen darf. Ebenso empfängt der Kaiser bei dieser Gelegenheit—aber auch nur dieses eine Mal—die Kommunion nach Art der Priester und in dem sonst nur dem Klerus zugänglichen Raume der Kirche. Mit der Krönung und Salbung ist der Zar Schutzherr der orthodoxen Kirche geworden, der „Statthalter Gottes". Wenn er sich auch nicht mehr eidlich verpflichtet, die Kanones der Kirche beobachten zu wollen, so wird auch der gegenwärtige Zar es schwerlich wagen, die Gewissensfreiheit soweit auszudehnen, daß er den Austritt aus der orthodoxen Kirche gestattet. Damit würde er sich in den Augen vieler seiner getreuen Unterthanen der Herrlichkeit begeben, die er als Schutzherr der Kirche hat.

Zur Charakterisierung des orthodoxen Priesterstandes in Rußland gibt die Allg. Luth. Kirchenztg. aus den „Erinnerungen eines russischen Dorfgeistlichen" folgende drastische Schilderungen wieder, deren eine die Bekehrungsmethode gegen Sektierer beleuchtet, die andere das Examen von Priestergehilfen. Der verstorbene Propst in der Stadt K. war Missionar. Die Fahrten zur Bekehrung der Sektierer unternahm er stets im Sommer zur Arbeitszeit. Einst kommt er mit dem Isprawnik in ein großes, von Sektierern bewohntes Dorf und beruft alle Bauern zu einer religiösen Unterhaltung. Das Haus, in welchem er abgestiegen war, bestand aus zwei, durch eine gemeinschaftliche Thür getrennten Zimmern. In dem ersten ließ sich der Isprawnik nieder, das andere nahm der Propst ein. Der Isprawnik läßt dann jeden Bauern und jedes Weib zu sich kommen und prügeln. Nachdem er sich damit genug gethan, schickt er sie zum Propst behufs Ermahnung. Dieser sagt: „Man hat dich, mein Freund, wie mir scheint, gekränkt. Du thust mir leid, sehr leid! Unterzeichne hier, daß du rechtgläubig sein willst, dann magst du in Gottes Namen leben, wie du willst, die Obrigkeit wird dich nicht weiter belästigen. Für den Schutz aber, den ich dir gewähren will, gib mir ein Rubelchen." So machte er es mit diesem, mit jenem — mit achthundert Leuten. Die Sektierer erhoben keinen Widerspruch, weder wegen der Unterschrift, noch wegen der Rubelchen. Darauf nahm der Isprawnik drei Rubel von jedem verirrten Schaf, worauf die Herren Missionare ihre Reise fortsetzten.— Der örtliche Geistliche berichtete später, daß seine Sektierer auch nicht daran dächten, rechtgläubig zu sein, sondern ihr früheres Leben fortsetzten. Da kam der Propst zu ihm angefahren: „In drei Tagen habe ich den Leuten ihren Irrtum klar zu machen gewußt, du aber lebst hier seit Jahren und verstehst deine Sache nicht. Ich werde dem Bischof berichten, daß du hier schädlich bist, damit er dich in eine schlechtere Pfarre versetzt." Und der unglückliche Geistliche gibt dem Missionar einen Zehnrubelschein, damit er nur nicht durch dessen Bericht zum Bettler werde. Nach einem Jahre kommt der Propst wieder mit dem Isprawnik in das Dorf und jetzt behandeln sie die Bauern nicht mehr als Sektierer, sondern als von der Orthodoxie Abtrünnige; die Unglücklichen werden am Fell und Geldbeutel in noch gewissenloserer Weise geschunden. Einer dieser Missionare war auch zugleich Examinator der Priestergehilfen. Einst kam ein Psalmsänger, Fedor Irgisow, aus dem Dorfe G. von jenseits der Wolga, 400 Werst gefahren, um sein Examen zu absolvieren. Der Prüfende stellte ihm eine Frage und sagte darauf: „Schlecht, schlecht! Lerne weiter und komme nach einem Jahre wieder." Irgisow nimmt einen Silberrubel und legt ihn auf den Tisch. Der Examinator schiebt das Geldstück, ohne viel hinzusehen, unter das Tischtuch und begibt sich ins andere Zimmer, wobei er murmelt: „Es muß noch gelernt werden. Es genügt nicht." Durch sein Fortgehen bot er dem Irgisow Gelegenheit, noch ein Rubelchen aus dem Beutel zu nehmen. Aber dieser ging auf den Fußspitzen zum Tisch heran und zog seinen Rubel unter dem Tuche hervor. Als der Examinator wieder ins Zimmer tritt, sagt Irgisow: „Euer Hochwürden, haben Sie Erbarmen!" Zugleich legt er den Rubel wieder auf den Tisch. Der Examinator verbirgt ihn wie früher und wiederholt: „Es muß noch gelernt werden. Es genügt nicht!" So ging es mehrmals fort, bis der Examinator meinte: „Her mit der Akte, du thust mir leid, hast weit zu fahren," und ihm dann ein gutes Zeugnis ausstellte.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Septbr. 1896. No. 9.

Die Episteln vom 15. bis 18. Sonntag nach Trinitatis.

Von P. K. Wiegmann.

I. 15. Sonntag nach Trinitatis: Gal. 5, 25—6, 10.

Was predigt uns das Erntefest?

1. Eine fleißige Menschenhand und eine segnende Gotteshand.
2. Ein kräftig Gottswort und ein fröhlich Menschenthun.
3. Ein frommes Menschenherz und einen reichen Gotteslohn.

Um diese Zeit des Kirchenjahres pflegt das Erntefest gefeiert zu werden. Die vorliegende Perikope gibt solchen, die auch für die Feste keine freien Texte zu nehmen pflegen, wohl mehr als einer der noch folgenden Abschnitte Stoff zu einer passenden Betrachtung.

Viele gedenken beim Rückblick auf die Ernte u. s. w. lediglich der fleißigen Menschenhand. Sie sprechen mit unserer Epistel (V. 5): Ein jeglicher wird seine Last tragen — das haben wir redlich gethan, des Tages Last und Hitze getragen, haben's uns sauer werden lassen vom frühesten Morgen an bis in die späteste Nacht hinein, haben das Unsere unverdrossen beschickt u. s. w. „Zu seiner Zeit werden wir auch ernten" (V. 9); — wir haben geerntet und das war die wohlverdiente Frucht unseres Fleißes und Schweißes. Ähnliche Gesinnung zeigte Nebukadnezar auf Babylons Zinnen. Allein wer hat Wolken, Luft und Winden Wege, Lauf und Bahn gegeben? Wer hat Regen und Sonnenschein stets zur rechten Zeit verliehen? Wer hat Leben und Gesundheit erhalten? Wer das liebe Ich in den Vordergrund stellt, wer nur an seinen Fleiß u. dergl. gedenkt, muß sich von V. 7 strafen lassen: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" Gott ... Die segnende Gotteshand wird heute insonderheit gerühmt, der Glaube an den allmächtigen Schöpfer (vgl. 1. Artikel, Summa desf.) belebt und gestärkt, der Glaube an den allgütigen Geber aller guten und vollkommenen Gaben, der nicht angesehen unsre Unwürdigkeit, sondern über Bitten und Verstehen gethan, der getreu ist und reich über alle, die ihn anrufen. . . . Ein Thörichter glaubt das nicht, ein Narr achtet solches nicht (Ps. 92, 7); der fromme Landmann

aber spricht: Aller Augen warten auf dich u. s. w. Wir pflügen und streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und Gedeihen, das steht in Gottes Hand. Darum: nicht uns, sondern deinem Namen sei die Ehre! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan.

Ein kräftig Gotteswort ertönte nicht bloß bei der Schöpfung, als der Allmächtige sprach: Es werde u. s. w.! Ein kräftig Gotteswort ertönt nicht bloß, wenn er mit jedem neuen Jahre von neuem Saat und Ernte wiederkehren läßt (siehe Ap.-Gesch. 15, 17). Ein kräftig Gotteswort ergeht an uns immerdar. Gottes Wort ist auch ein Same, ein Same, der aufgehen, wachsen und Frucht bringen soll. Ein Säemann ging aus, zu säen seinen Samen, Jesus Christus, und noch gehen seine Säeleute aus und säen. Auch die Epistel weist auf das Wort hin. „Der aber unterichtet wird mit dem Worte (V. 6). Dies ist das Brot, das unsre Seele speist, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein u. s. w. Es ist nütze zur Lehre, zur Strafe u. s. w. (2 Tim. 3, 16 u. 17). Es ist lebendig und kräftig u.s.w. (Hebr. 4, 12). Wo dasselbe gepredigt wird, wo man es liest in des Kämmerleins Stille, ergeht die Stimme Gottes an uns: „Es werde Licht! Auf deinem Herzensacker sollen Glaube, Liebe, Hoffnung sich entfalten. Mensch, der du hörest, der du liesest, laß das Samenkorn aufgehen und Frucht bringen!“ Der himmlische Säemann sendet auch Regen und Sonnenschein, gute und böse Tage zu seiner Zeit zum Wachstum und Gedeihen der guten Saat. Wir, die wir dies Samenkorn ausstreuen, sollen gute Säeleute sein, sollen Gottes Wort und nicht eigene Weisheit, nicht „fremdes Feuer“ verbreiten, sollen „unterichten“, sollen Führer sein, nicht blinde Leiter der Blinden, sondern ein jeder soll „ein Weg zum Wege (Christus)“ sein, damit Satans Vollwerke immer mehr zerstört werden und die Sünder neue Kreaturen werden, Bäume des Lebens, damit das Reich der Liebe immer mehr gebauet und befestigt werde. Ein kräftig Gotteswort predigt uns das heutige Fest, aber auch ein fröhlich Menschenthun. Seid aber Thäter des Worts (Jak. 1, 22). Lasset uns Gutes thun, mahnt unsre Epistel (V. 9 u. 10). Auf Gutesthun, auf gute Werke, auf das Thun des Willens Gottes werden wir in unzähligen Stellen hingewiesen. Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen (Matth. 5, 16). Damit zeigen wir, daß Gottes Wort nicht vergeblich an uns ergangen ist, daß wir gute Arbeiter in seinem Dienste sind; daran ist erkenntlich, daß das göttliche Samenkorn in uns aufgegangen ist und wächst. An Werke der Liebe (Wohlthun und Mitteilen) pflegen wir einander auch gern am Erntefest zu erinnern — „gegen jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (V. 10). Von oben herab so reichlich gesegnet, mit reichem Erntesegen bedacht, sollen wir fröhliche Geber („deinen Willen, o Gott, thue ich gern“) sein. Hinweis auf Erntedankfest-Kollekte. Wohl ist's ein köstlich Ding, dem Herrn danken mit lieblichen Psalmen und Lobgesängen, allein noch köstlicher ist's, ihm danken mit

offenen Händen als fröhliche Geber, und fröhliche Geber hat er lieb. (Doch darin ermüden wir so leicht, V. 9: Mahnung, nicht müde zu werden.) Daran wird man erkennen, wessen Jünger wir sind; darin erzeigt sich unser Glaube als ein lebendiger, fruchtbarer, im Gegensatz zum toten. . . .

Allein wie kann der sündige Mensch Gutes thun? Wollen habe ich wohl u. s. w. Der Apostel warnt vor dem Ehrgeiz (V. 26), der die Liebe oftmals urplötzlich erkalten läßt und zur „Entrüstung und zum Haß“ führt; er warnt vor dem Eigendünkel (V. 3), der schnöden Selbstsucht. Ist der Ehrgeiz, der Eigendünkel die Triebfeder unsers Handelns — was läßt sich da erwarten? Quillt auch aus einer bitteren Quelle süß Wasser? Der Apostel mahnt zur Wachsamkeit, zum Achthaben auf sich selbst, zur Selbstprüfung (V. 1, 3 u. 4), eine Mahnung, die dem sündigen Menschenkind so not thut. Der Mensch ist so schwach und der alte böse Feind —, groß Macht und viele List sein grausam Rüstung ist — wie leicht wird es ihm, das schwache Menschenherz auf Abwege und Sündenbahnen zu bringen, wenn dasselbe nicht göttliche Waffen und Kräfte angezogen hat. Darum predigt das Erntefest auch ein frommes Menschenherz. Wo ist dasselbe? Wandle vor mir und sei fromm! sprach Gott einst zu Abraham und dieser fiel vor ihm auf sein Angesicht, wie wenn er sagen wollte: Das mußt du selbst in mir wirken, du Allmächtiger. Wo das fromme Menschenherz ist, zeigt der Apostel in der vorigen Epistel: Regieret euch der Geist. . . . (Gal. 5, 18), und die heutige Perikope beginnt mit den Worten: So wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geist wandeln (V. 25). Wo der Mensch nicht aus eigener Kraft, denn damit ist nichts gethan, sondern mit der Kraft, die in den Schwachen mächtig ist und von Gott gewirkt wird, sein Fleisch samt den Lüsten und Begierden ans Kreuz schlägt; wo der Mensch im Geist lebt und im Geist wandelt, geleitet nicht vom eigenen Wissen und Verstand, der ja von Natur aus mit Finsternis umhüllt ist, sondern von dem hellen Licht des göttlichen Geistes, der in alle Wahrheit leitet und zu allem Guten treibt; wo der Mensch durch wahre Buße zum lebendigen Glauben an den Sohn Gottes gekommen ist, sodaß er mit Paulo sprechen kann: So lebe denn nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir (Gal. 2, 20), — da ist das fromme Menschenherz. Was für Früchte dasselbe hervorbringt, hat uns gleichfalls die vorige Epistel gezeigt, Gal. 5, 22: Liebe, Freude, Friede u. s. w. Das ist die Geistessaat (im Gegensatz zur Fleischessaat, V. 19—21). Ein solcher Säemann wandelt getrost seine Straße und säet weiter der Ernte entgegen: er trägt (siehe auch V. 2), solang er tragen kann, er hilft (und hilft zurecht, V. 1), wo er helfen kann, er teilt mit (siehe auch V. 6), wo sich ihm Gelegenheit bietet, mit frommem Herzen. Der Herr ist seines Lebens Kraft und sein Lohn. Ein reicher Gotteslohn folgt für das fromme Herz auf die Geistessaat. Wie die Saat, so die Ernte. Was der Mensch säet, das wird er ernten (V. 7). Die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Hier schon der Groschen: Ruhe für die Seele, Friede des Gewissens, irdische Segnungen u. s. w. Doch gibt's hier keine ungetrübten Freuden, keine ungestörte Ruhe u. s. w.; oftmals finden Unterbrechungen statt. Die völlige Ernte indes nicht hier: zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören (V. 9)—dort. Wer auf den Geist säet, wird vom Geist das ewige Leben ernten (V. 8) [gegenüber dem Verderben= Verlorenwerden, φθορά-ἀπώλεια das auf die Fleischessaat folgt]. Das ist der reiche Gotteslohn—Gnadenlohn. Nichts bleibt unbelohnt u.s.w. Und wie hienieden der Säemann am Feste der Ernte, so bekennt zu seiner Zeit am Erntefest dort oben der auf den Geist gesäet und vom Geist das ewige Leben geerntet hat: Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue u. s. w.

Es folge hier noch eine Disposition Stiers: Was heißt: Wandeln im Geiste? 1. Demütig und sanftmütig sich erweisen gegen die fehlenden Brüder. 2. Beständig sich selber prüfen im Blick auf die Rechenschaft vor Gott. 3. Gottes Wort dankbar annehmen und danach die Seligkeit schaffen. 4. Gutes thun und nicht müde werden. —

II. 16. Sonntag nach Trinitatis. Ephes. 3, 13—21.

Ein berühmter dänischer Theologe (Monrad, † 1887) schrieb z. B. ein auch in verschiedene Sprachen übersetztes Erbauungsbuch: „Die Welt des Gebets." Wo ist dieselbe zu finden? Wo man ernstlich und gläubig betet, im Namen Jesu betet, ohne Unterlaß betet, also ein Gebetsleben führt. Ein solches Leben führte Paulus. Aus dieser Welt des Gebets heraus redet er in dieser Epistel, in diese Welt hinein will er uns weisen. Er will uns zeigen, wie man beten muß, um was man vor allen Dingen bitten soll, um das nämlich, was er als ein echter Hoherpriester seiner Gemeinde zu Ephesus mit gebeugten Knieen erfleht. Es waren diese Worte von Rom aus geschrieben, wo der Apostel um des Evangelii willen im Gefängnis lag, er, der gern um des Herrn willen litt und zu sterben bereit war, aber auch wohl wußte, daß es für ihn nötiger war, um seiner Gemeinden willen im Fleisch zu bleiben, ihnen zur Förderung und Freude des Glaubens (Phil. 1). Im Anfangsverse (13) unsers Abschnitts erwähnt er seine Trübsale (daß er nämlich in Rom gefesselt war ꝛc.). Will er andern sein Leid klagen, was Leidträger so gern zu thun pflegen? Nein, er will sie stärken und trösten, er, der in seinen Trübsalen die Stärkung und den Trost von oben hatte (2 Kor. 12, 9). Er bittet sie, nicht müde, nicht verzagt zu werden um seiner Trübsale willen, wovon die Kunde sie ja erreichen und ihre Herzen mit Traurigkeit erfüllen würde, wie er auch nicht müde wurde (2 Kor. 4, 1 u. 46) die Schmach Christi zu tragen. Sie sollten immer besser, auch an seinen Banden, erkennen lernen, daß der Weg ins Reich Gottes durch Trübsal gehe, daß es in der Welt des Gebets viel Trübsal, aber auch reichen Trost in den Trübsalen gebe; seine Bereitwilligkeit zu leiden und seine Geduld im Leiden sollte ihnen ein Exempel zur Nachfolge sein, wenn auch ihnen das Kreuz auferlegt würde;

sie sollten auch zu der Erkenntnis kommen, daß das Evangelium sich weiter Bahn brechen würde, wenn er auch zu Rom in Banden läge, denn kein Mensch ist, wenn auch sehr brauchbar, unentbehrlich. Diese Trübsale Pauli waren keine Schande für sie, sondern eine Ehre, etwas, dessen sie sich rühmen konnten, daß nämlich ihr Lehrer in dem Glauben, durch den auch sie selig geworden (2, 9), so standhaft stehe bis ins Gefängnis und Martyrium hinein.

Allein bei der Bitte und Ermahnung läßt er's nicht bewenden, er gedenkt ihrer vor Gott, der sein göttliches Amen dazu sagen muß. Die folgenden Verse zeigen uns, was Paulus für sie gebetet, was sie auch selbst für sich beten sollten und wir mit ihnen für uns und unsere Gemeinden.

V. 14 u. 15. In tiefer Ehrfurcht beugt er seine Kniee in brünstigem Gebet gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi &c. Nicht wie er früher als Pharisäer gethan haben mochte, redet er nach alttestamentlicher Sitte ihn als den Gott Abrahams und der übrigen Patriarchen an, sondern als den Vater dessen, in welchem er seine Liebe gegen alle Menschen, und nicht gegen Israel allein, am klarsten gezeigt, der der rechte Vater ist über alles . . . ., wie Luther so schön übersetzt. Welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget u. s. w. (1 Joh. 3, 1). Freilich nur diejenigen, welche zum Glauben an den Sohn Gottes gelangt sind und darin stehen, sind seine Kinder (Joh. 1, 12); diese erfahren, daß er fürwahr der rechte Vater ist, zu dem wir rufen sollen: Unser Vater &c., der rechte Vater, kein Stiefvater, kein toter, träger Allvater, kein schlaffer Vater Eli, kein Vater im Sinne derer, die von einem guten Vater überm Sternenzelt salbadern, oder von einem großen Vater oder großen Geist, der das Weltall regiert.

16—19. Um was bittet der Apostel für seine Epheser? Um irdische, leibliche Gaben, wie sie solche besonders ins Auge fassen, die so gern singen: Des Leibes warten und sein pflegen &c.? Wohl dürfen wir darum bitten, allein sie sind nicht das Eine, was not ist. Um geistliche Gaben bittet er für sie; sein Wunsch und Flehen ist, daß sie in ihrem Christentum befestigt werden möchten: daß der ewigreiche Gott, der Geber aller guten und vollkommenen Gaben, ihnen Kraft gebe, stark zu werden am inwendigen Menschen. Der inwendige Mensch ist die Seele und was zum geistlichen Leben gehört, gegenüber dem äußerlichen Menschen, nämlich dem Leib und dem, was zum leiblichen Leben gehört (siehe 2 Kor. 4, 16). Wenn dieser inwendige Mensch in den Kämpfen gegen Welt und Fleisch, gegen Sünde und Teufel, in den Anfechtungen und Versuchungen nicht unterliegen und verderben soll, muß er gestärkt werden von dem heiligen Geist im Glauben und in der Liebe, im Glauben an den Gekreuzigten, der nur im Herzen der Gläubigen wohnen kann (Christus für uns ein Christus in uns) und in der Liebe zu ihm und seinen Erlösten. Darum bittet Paulus, und diese Bitte thut noch ganz besonders not in unserer Zeit, da so viele Glaubensarme und Liebeleere sich in der Christenheit zeigen und Thor-

heit, Weltlust, Hochmut, Neid u. s. w. sich breit machen. Ist Christus in uns, so hat der Glaube sein Fundament, die Liebe ihre Wurzel. Je fester und lebendiger der Glaube, je inniger und wahrer die Liebe, desto reicher wird auch die Erkenntnis Jesu Christi und seiner Liebe in uns. Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart: sie umfaßt alle Völker, alle Menschen (Breite), reicht bis in die Ewigkeit hinein (Länge), steigt hinunter in die tiefste Tiefe menschlichen Jammers (Tiefe) und hebt uns gen Himmel empor (Höhe), sie ist unendlich; sie übertrifft alle Erkenntnis; wer kann sie völlig erforschen, ergründen und fassen? Wer sich in dies Meer der Liebe versenkt, muß der nicht ausrufen: Fürwahr, Christum lieb haben ist das Beste! Summa, wer diese edeln Gaben hat, um die Paulus für seine Gemeinde zu Ephesus bittet, der ist erfüllet mit aller Gottesfülle, d. h. er hat alles, was zu unserm πλήρωμα in Gott (Fülle=Vollkommenheit) gehört,—bei ihm ist auch, um mit Augustin zu reden, die Breite (die Liebe), die Höhe (die Hoffnung), die Länge (die Geduld) und die Tiefe (die Demut).

20. 21. Paulus ist der frohen Zuversicht, daß seine Bitte Gott angenehm und erhörlich ist. Der Vater unseres Herrn Jesu Christi kann nicht bloß überschwenglich thun über alles, denn er ist der Gott der Macht, er will und wird's auch, denn „was ihr den Vater in meinem Namen bittet, das wird er euch geben," spricht der Sohn, der in des Vaters Schoße sitzt. Über Bitten und Verstehen—das erfuhr Salomo, als er um ein weises Herz bat, das erfährt in der Welt des Gebets jeder, der betend Herz und Hände erhebt zu dem, der Gebete erhört. Mit einer Doxologie schließt Paulus, gewiß, daß der Vater, nach der Kraft, die in uns wirket, durch seinen Geist nämlich, diese besten Gottesgaben auch der kleinen Herde zu Ephesus reichlich verleihen werde. (Vergl. übrigens Joh. 11, 41 u. 42!)

Disposition.

Das Kind Gottes in der Welt des Gebets.

1. Es beugt seine Kniee vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi.
2. Es bittet um die edelsten Gaben.
3. Es bittet in froher Zuversicht.

III. 17. Sonntag nach Trinitatis. Epheser 4, 1—6.

1—3. In dem Abschnitt, der unserer Perikope vorangeht (Epistel auf den 16. S. n. Trin.), bittet Paulus den Herrn, daß er seine Gemeinde kräftige in ihrem Christentum. Nun mahnt er sie, ihres Christentums würdig zu wandeln, darin sie berufen waren, nach der Kraft, die in uns wirket (3, 20). Daß sie Christen, Christi Jünger, waren, sollte man an ihrem Wandel merken. Sie lebten in einer Welt voll Uneinigkeit und Streit, voll Unruhe und Unfrieden, und uns geht's nicht besser. Wie der Herr in der letzten Nacht den Jüngern zurief: Ein neu Gebot etc.; dabei wird jedermann erkennen etc. (Joh. 12, 34 ff.), wie er zu dem Vater betete, daß die Gläubigen alle eins seien (Joh.

17, 26 ff.), so ist der Glieder Einigkeit auch des in ihm gefangenen oder gebundenen Apostels angelegentliche Sorge. Nicht eine Einigkeit, ein Einssein schlechthin; eine solche kommt sogar unter solchen zustande, die von der Jüngerschaft Jesu nichts wissen wollen (z. B. Herodes und Pilatus und die verschiedenen Feinde Jesu), sondern eine Einigkeit im Geist, d. i. im Geiste Gottes (gegenüber der Einigkeit im bösen Geist, wie bei den Gottlosen), deren Lieblichkeit David schon im 133. Psalm gepriesen, eine Einigkeit, wie sie die ersten Christen zierte (Ap.-Gesch. 2, 42; 4, 32) und alle wahren Christen zieren muß, in deren Herzen der eine Geist dasselbe Leben in Gott und Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit wirkt. Nichts aber hindert und hemmt diese Einigkeit mehr als ein hochmütiges, stolzes Herz, ein aufbrausendes, ungebärdiges Wesen und ein ungeduldiges Gemüt; dies sind die Grundfesten der Unverträglichkeit. Darum mahnt der Apostel (V. 2) zu einem Wandel in Demut, Sanftmut und Geduld; die Demut, die sich selbst kennt, die kein Gefallen an sich selber hat, sondern sich gern unten hinsetzt und den andern höher achtet als sich selbst, ist gleichsam die Mutter der Sanftmut und Geduld. Wo diese drei nicht sind, ist auch keine Verträglichkeit in der Liebe und das Band des Friedens kann die Herzen nicht verbinden. Seid fleißig, seid eifrig, daß die Einigkeit in Herzen und Häusern, in Gemeinden und Kirchen gehalten werde: das ist für unsere zerrissene Zeit, in der ja auch Konfessionsstreitigkeiten etwas Alltägliches sind, ein ernster Mahnruf.

4—6. Die Jüngerschar Christi soll einig, eins sein, oder wie sie im apostolischen Symbolum genannt und bekannt wird: eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Diese *eine* Kirche sah man wohl zur Zeit der ersten Christenheit, allein dieselbe existiert noch heute in den Tagen des Sektengewirres, wo eine Kirche die andere verdammt und verketzert von der Oberketzerriecherin und -richterin Rom an bis auf kleinere Denominationen ohne Papst? Oder ist's ein bloßer Glaubensartikel, der sich erst in der Fülle der Zeit verwirklichen soll? Die eine Kirche ist vorhanden, aber noch nicht in ihrer Vollendung als eine Herde unter dem einen Hirten — es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Sie ist vorderhand noch eine ecclesia invisibilis. Wie sie das Geistesauge des Apostels sah, so steht sie und wird stehen, alle wahren Gläubigen aller Zeiten und Nationen umfassend und durch die Menge der Konfessionen hindurchgehend, bis sie dereinst sichtbar zu Tage tritt. Da ist es denn, statt an das zu denken, was die verschiedenen Kirchen von einander trennt, eher unsere Aufgabe, über das nachzudenken, was dieselben gemeinschaftlich haben —Paulus zeigt uns das hier—; auf der anderen Seite aber sollen wir gegen unsre eigene Kirche Treue bewahren und nicht in eine ungesunde Unionsschwärmerei versinken, die da wähnt, es sei ganz gleichgültig, wie man sich nenne oder welcher Benennung man angehöre. Allein bei allem muß es unvergeßlich bleiben, daß *der* Name, der in alle Ewigkeit nicht vergehen kann noch wird, nicht der Name Katholik,

Protestant, Lutheraner u. s. w., sondern der Name „Christ" ist, und daß nicht einer partikularistischen Kirche, sondern der einen christlichen Kirche das Verheißungswort gegeben ist, daß der Hölle Pforten sie nicht überwältigen werden.

Ein Leib und ein Geist — so nennt sie Paulus; ein Leib, an dem Christus das Haupt ist und die einzelnen Christen die verschiedenen Gliedmaßen. Ein Geist kann nur in dem einen Leibe wohnen: der die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Christo Jesu erhält im rechten einigen Glauben, der in den Gläubigen die gemeinsame Hoffnung belebt, wozu sie alle berufen sind: die Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben. Doch weit mehr noch ist ihnen gemeinsam. Paulus fährt fort: ein Herr, der, vor dem alle Kniee sich beugen und den alle Zungen bekennen als Heiland, Erlöser und Herrn, in des Namen allein Heil ist, Jesus Christus; ein Glaube, der lebendige Glaube an den dreieinigen Gott bei aller Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse der einzelnen Kirchen; eine Taufe—wir sind alle mit demselben Wasser und Geist getauft und haben alle die Verpflichtung auf uns genommen, zu entsagen allem ungöttlichen Wesen u. s. w., und auch denselben Trost zu eigen bekommen: es sollen wohl Berge weichen u. s. w.; ein Gott und Vater unser aller, dessen Kinder wir alle sind, der da ist über uns alle, durch uns alle und in uns allen mit seiner Macht, Hilfe und Gnade, und in dem wir leben, weben und sind . . . . Laßt uns denn Fleiß thun, die Einigkeit im Geist zu halten . . .

Disposition:

Seid einig—in der Liebe, im Glauben, in der Hoffnung.

Eine andere: Des Christen Blick am Missionsfest — in die Höhe, in die Ferne, in die Nähe.

(Oder: Derselbe geht über uns, um uns, auf uns.)

ad 1. Über uns: ein Herr; ad 2. um uns: ein Glaube, in dem die Missionare gehen und stehen und dessen „alle Kreatur" teilhaftig werden soll; ad 3. auf uns: eine Taufe, die uns zur Prüfung auffordert, ob wir wahre Christen sind, die entsagen, in der Zucht des Geistes stehen, die Einigkeit im Geist halten, Glaube, Liebe, Hoffnung haben etc.

IV. 18. Sonntag nach Trinitatis: 1 Kor. 1, 4—9.

Welch Glück ist's doch, ein Christ zu sein!

so rufen wir aus, indem wir betrachten:

1. Was wir in Christo haben.
2. Was wir noch erwarten dürfen und sollen.

Welch Glück es ist, ein Christ zu sein, zeigt der Apostel seiner korinthischen Gemeinde im vorliegenden Texte. Sie waren früher zu den stummen Götzen hingegangen als Heiden und hatten nach Heidenart

einen Wandel im Fleisch geführt, und noch manches Heidnische hatte er an ihnen zu rügen und davor ernstlich zu warnen, wie es auch späterhin geschieht (Siehe z. B. 1 Kor. 5). Allein hier beim Beginn seines Briefes gedenkt er nicht zunächst an das, was sie weiland waren und was sich noch an ihnen zeigte, sondern was aus ihnen als Christen geworden war. Seine Arbeit an ihnen war nicht vergeblich gewesen, allein nicht diese rühmt er, sondern den, durch dessen Gnade sie Geheiligte in Christo Jesu (V. 2) waren. Darum hebt er mit einem Dank gegen Gott, seinen Gott, der auch ihr Gott geworden, an und vergegenwärtigt ihnen, was sie in Christo haben und erwarten dürfen und sollen.

4—7. Was hatte die Christengemeinde zu Korinth? Die Gnade Gottes war ihnen gegeben in Christo Jesu, die Gnade, die aus Sündern begnadigte Kinder Gottes macht, reiche, selige Gotteskinder. Ihr wisset—schreit er später derselben Gemeinde (2 Kor. 8, 9)—, die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ist er doch arm um euertwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet. Worin bestand ihr Reichtum? Nicht in irdischen Schätzen, sondern in etwas, was köstlicher ist als Gold und viel feines Gold: sie waren in ihm reich gemacht an aller Lehre (λόγος, Wort) und Erkenntnis. Der Apostel hatte ihnen während seines anderthalbjährigen Wirkens in ihrer Mitte alle Schatzkammern des Wortes Gottes aufgeschlossen und die heilsamen Lehren desselben vom Heil in Christo hatten sie beseligt, sodaß sie erkennen lernten, was sie einst ohne Christum und nun mit Christo waren (Siehe auch 2 Kor. 8, 7). Wie die Predigt (μαρτύριον, Zeugnis) von Christo seitens Pauli unter ihnen in Beweisung des Geistes und der Kraft (2, 4) gewesen war, so war sie auch in ihnen kräftig (befestigt) geworden, so daß sie durch Buße zum Glauben gekommen waren und durch die Gnade und den Glauben keinen Mangel hatten an irgend einer Gabe — hier zunächst Gnadengabe, χάρισμα. Die besonderen Charismata zeigten sich damals zu Korinth in reichem Maße (12, 8 ff.) als Zeichen des von Gott gewirkten neuen Lebens, wie sie sich in der ersten Christenheit oftmals offenbarten. (Allein auch im allgemeinen bleibt's wahr, daß an dem, was wahrhaft glücklich macht, Gott es keinem der Seinen fehlen läßt, Ps. 23, 1.) In diesem Glauben, der sich bei ihnen bethätigte, warteten sie auf die Offenbarung Jesu Christi, sie hatten also die beseligende Christenhoffnung: Der Herr kommt wieder, um die Seinen zu sich zu nehmen.

8 u. 9. Ihr Reichtum war also nicht bloß ein gegenwärtiger. Gott ist getreu und diesem treuen Gott durften und sollten sie zutrauen, daß sie fest behalten würden (dasselbe Wort hier wie oben: kräftig geworden) in ihrem Glauben, in seiner Gnade, in aller Lehre und Erkenntnis bis ans Ende. Von seiner Liebe sollte sie nichts scheiden. Der das gute Werk angefangen, wird es auch vollenden (Phil. 1, 6). Unsträflich, weil reich in aller Lehre und Erkenntnis und fest darin (Siehe Ps. 119, 9), unsträflich, weil auf Christo die

Strafe gelegen (unsträflich=untadelig=gerecht) sollten sie sein auf den Tag des Gerichts, den Tag Jesu Christi (Siehe Apok. 14, 5), denn wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht gerichtet (Joh. 4, 18). Zu der Gemeinschaft seines Sohnes, d. i. zur Lebensgemeinschaft mit Christo (auch zur Gemeinschaft seiner Leiden) hatte Gott sie mit einem heiligen Ruf berufen: sie sollten in Christo bleiben (Siehe Joh. 6, 56; 15, 4) und aller Wohlthaten, die er uns erworben, sollten sie teilhaftig werden für Zeit und Ewigkeit (Vergl. 1 Thess. 5, 24). Also: Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Das Konfirmationsgelübde.

Von P. H. Kamphausen.

Die Gelübdefrage hat durch den Endeavor=Verein wieder eine Belebung in praktischer Gestalt erfahren. Ich billige die Form, welche derselbe seinem Gelübde in den bekannten fünf Punkten gegeben hat, aber nur unter der Bedingung, daß bei der Aufnahme von Gliedern die größtmögliche Vorsicht abwaltet und also bei dem Betreffenden das Fundament eines neuen Lebensgebäudes gelegt ist. Es ist gesagt worden, um das Gelübde den Deutschen annehmbar zu machen, daß es ja nur eine Wiederaufnahme und Geltendmachung des Konfirmationsgelöbnisses sei. Damit wäre es nach der Meinung des Verfassers dieser Einsendung nur insofern in ein empfehlendes Licht gestellt, als die Glieder des Endeavor=Vereins gewöhnlich älter und reifer als unsere Konfirmanden sind und ferner der Eintritt in den Verein und die Übernahme der Vereinsverpflichtungen durchaus eine Sache freiwilliger Entschließung ist, was bei der Konfirmation nicht ganz der Fall ist.

Aber gerade an der Form des Konfirmationsgelübdes, wie es auch in der neuen Auflage der Evang. Agende vorliegt, hat sich Verfasser von jeher gestoßen. Damit steht er nicht allein. In der Sitzung der Springfield, Mo., Pastoralkonferenz vorigen Herbst waren mit einer Ausnahme alle darin einverstanden, daß die recipierte Form zu voll und zu schwerwiegend sei und daß sie sich oft im Gewissen belastet gefühlt hätten, so vielsagende und vor allem viel voraussetzende Verpflichtungen den Konfirmanden gewöhnlicher Art abzuverlangen. Zunächst war die Meinung, daß der Passus: vor eurem Heiland, „dem ihr am jüngsten Tage Verantwortung schuldig seid,“ dem zarten Gefühl als widersprechend erscheine. Wozu den 14jährigen Kindern mit dem Schrecken des jüngsten Tages kommen, wo doch so viel andere beweglichere und auch passendere Motive der Treue können angeführt werden?! Sodann heißt es: Entsaget ihr der Sünde und allem ungöttlichen Wesen? Ganz gut und nötig, aber ist denn bei den Kindern, wie sie gewöhnlich vor uns stehen, auch die Vorbedingung vorhanden, sich auf einmal und völlig von der Sünde loszusagen und die Kraft, diesen Worten auch den nötigen Nachdruck zu verleihen? Wäre es nicht —

freilich weniger, aber — angemessener und wahrhaftiger, sie zu fragen: Ist es Euer herzliches Begehren . . . zu entsagen? Von dem zweiten Punkt wäre ein gleiches zu sagen. Das Kind natürlich sagt „ja“ zu allem, was ihm vorgelegt wird, aber wenn es den Sinn, den allumfassenden, des Versprechens nicht erwägen und die sittlich-religiöse Kraft in den meisten Fällen nicht haben kann, es auszuführen, wird dann wohl der Herr am jüngsten Tage es darüber zur Verantwortung ziehen? Die Forderung der Konfirmationsfragen ist ja im Grunde keine andere als die des Heilandes: Gib mir mein Sohn, meine Tochter, dein Herz u. s. w., aber erwarten wir, daß die ganze „konfirmationspflichtige“ Jugend das gleichzeitig am Sonntag Palmarum morgens um ½12 thut, oder wirkt nicht der Geist Gottes wo und wann er will bei jedem einzelnen, und stimmt nicht oft genug der Konfirmations-Nachmittag wenig zu dem feierlichen Morgen mit seinem „jüngsten Tag“ und seinem kraftvollen Entsagen?!

Die Gewichtigkeit der vorstehenden Erwägungen ist nicht nur in der Springfielder Pastoralkonferenz gefühlt worden, sonst wären diese Zeilen vielleicht gar nicht geschrieben. In Deutschland hat man, besonders im Westen, im kirchlich gewissenhaften, vielleicht etwas subjektiven Rheinland und Westfalen, schon lange versucht, dem Übelstand abzuhelfen. Auch die neue, im vorigen Jahr festgestellte Agende für die preußische Landeskirche hat zwei neue Formulare. Nachdem die Konfirmanden das Glaubensbekenntnis gesprochen oder bejaht haben, heißt es:

1. Form.

Geistlicher: Wollet Ihr solchem Glauben gemäß wandeln, der Sünde absagen und Eurem Heiland nachfolgen, so antwortet: Ja, mit Gottes Hilfe.

Konfirm.: Ja, mit Gottes Hilfe.

2. Form.

Geistlicher: Wollet Ihr solchem Glauben gemäß wandeln, der Sünde absagen und Eurem Heiland nachfolgen, so bezeuget dies, indem Ihr Euch zu Eurem Taufgelübde bekennt?

Konfirm.: Ich entsage dem „Bösen“ u. s. w. (Diese Form für luth. Gemeinden.)

Dann gleicher Schluß für beide Formen.

Geistl.: Wollet Ihr nun, damit Ihr solches alles vermöget, die Euch dargebotenen Gnadenmittel gewissenhaft gebrauchen, Euch mit fleißigem Gebet zu Gottes Wort und Tisch treulich halten (der Ordnung und Zucht der Kirche Euch willig unterwerfen), und also mit Gottes Hilfe als getreue Glieder unserer evangelischen Kirche im rechten Glauben und gottseligem Leben beharren bis ans Ende?

Konf.: Ja, mit Gottes Hilfe.

Geistl.: Das helfe Euch Gott, der allmächtige Vater, um Jesu Christi willen durch seinen heil. Geist. Er gebe Euch zum Wollen das Voll-

bringen, daß Ihr in diesem Glauben möget bleiben, wachsen und zunehmen.

Diese beiden Formulare sind kurz, edel in der Sprache, voll feierlichen Ernstes (und zwar ohne jüngsten Tag u. s. w.) und immerhin gegen die in unserer Agende vorliegende Fassung schon etwas mehr dem jugendlich unreifen und schwachen Standpunkt gerecht werdend.

Immerhin genügen sie nach dieser Seite nicht. Glücklicherweise waren aber schon seit langem in rheinischen Gemeinden bessere (nach unserer Ansicht) Exemplare im Gebrauch. Von diesen gebe ich im folgenden zwei Proben.

I. In vielen rhein. Gemeinden, z. B. in Rheydt (Bez. Düsseldorf), geht der Aktus in dieser Weise vor sich:

1. Erkennt Ihr die Lehre des Heils, wie sie in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes enthalten ist, insbesondere das darin geoffenbarte Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, für göttliche Wahrheit und für den einigen Weg zur Seligkeit? Und *erklärt Ihr Euch für verpflichtet*, Euch allem zu unterwerfen, was Gott in seinem Wort sagt und gebietet?

2. *Begehrt Ihr von Herzen*, der Sünde zu sterben und im Gehorsam des Glaubens dem Herrn Jesu nachzufolgen? Gelobt Ihr zu dem Ende, die Gnade und Gemeinschaft Jesu Christi und die Gabe des heil. Geistes ernstlich zu suchen und also nachzujagen dem vorgesteckten Ziel, welches Euch vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu?

3. Bekennt Ihr Euch zu der Lehre unserer evang. Kirche? Gelobt Ihr als würdige Glieder derselben rechtschaffen zu wandeln, insbesondere auch ihre Gnadenmittel, das Wort Gottes und das heil. Abendmahl, treulich zu benutzen, den Gottesdienst fleißig zu besuchen, der kirchlichen Ordnung, Zucht und Vermahnung Euch zu unterwerfen, auch unsere evang. Kirche nie aus äußeren Gründen zu verlassen? Antwort: Ja.

Diese Fassung ist etwas langatmig, aber das ist fast der einzige Fehler. Die gesperrt gedruckten Worte geben die gemilderte Form an, welche in diesen Fragen fast ganz das Richtige zu treffen scheint. Am besten gefällt uns aber und am meisten Befriedigung dürften Brüder, welche ähnliche Bedenken wie der Verfasser schon hatten, von dem Formular der *Gemeinde Gemarke* (Barmen) haben, welches wir zum Schluß folgen lassen.

II. *Bekenntnis und Gelübde bei der Konfirmation in der Gemeinde zu Gemarke:*

So du mit deinem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, und glaubest in deinem Herzen, daß ihn Gott von den Toten auferwecket hat, so wirst du selig.
Röm. 10, 9.

1.

Wollet Ihr, geliebte Söhne und Töchter, nachdem Ihr als Kinder die heil. Taufe empfangen und hernach in Gottes Wort unterrichtet seid, den Bund Eurer Taufe hier vor dem Angesichte Gottes bestätigen,

als selbständige Glieder der christl. Kirche aufgenommen werden, und Euch ihren Ordnungen und ihrer Zucht unterwerfen, so antwortet: Ja.

2.

Erkennt Ihr die heil. Schrift Alten und Neuen Testamentes für das einige und wahrhaftige Wort Gottes, und nehmt Ihr sie deshalb mit Verwerfung der Lehren, die dawider streiten, als die einzige und beständige Richtschnur Eures Glaubens und Lebens an?

3.

Erkennt Ihr insbesondere an, daß Jesus Christus, der ewige Sohn Gottes, Euer einiger und allgenugsamer Heiland sei und wollt Ihr unter dem Beistand des heil. Geistes danach ringen, in die Gemeinschaft mit dem Vater und Sohn versetzt zu werden?

4.

Ist es Euer redlicher Vorsatz, wider die Sünde ernstlich zu streiten und die Kraft zur Nachfolge Christi in fleißigem Hören des Wortes Gottes, in ernstlichem Gebet und rechtem Gebrauch des heil. Abendmahles zu gewinnen, so antwortet: Ja, durch Gottes Gnade.

An diesem Formular haben wir gar nichts auszusetzen. Es geht erst darauf aus, die Kinder zu einer Aussage über ihren Erkenntnisstand zu veranlassen und wo es auf das Thun kommt, spricht es in weiser Mäßigung von einem „danach ringen", einem „redlichen Vorsatz" und einem „Kraft gewinnen". Der Ausdruck „in die Gemeinschaft mit dem Vater und Sohn versetzt werden" in 3. streitet natürlich nicht gegen den Beginn dieser Gemeinschaft in der Taufe. Es ist die selbstthätige und persönliche volle Ergreifung derselbigen in der Bekehrung gemeint.

Die vorstehenden Formulare seien den Brüdern zur gefälligen Prüfung vorgelegt. Vielleicht thun sie dann einem oder dem andern den Dienst, den er schon oft im stillen gewünscht. Ist es in der preußischen Landeskirche erlaubt, Gemeindeformulare neben den allgemeinen der Agende zu gebrauchen, so dürfen wir der „in der evangelischen Kirche in anderen Punkten obwaltenden Gewissensfreiheit" (§ 4 der Statuten) uns auch wohl hier bedienen.

Über das Amt der Schlüssel.

Referat von Prof. E. Otto.

Die Bezeichnung „Schlüsselgewalt" führt zurück auf das Wort des Herrn an Petrus, Matth. 16, 19: „Ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben; alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein." In der Parallele Matth. 18, 18 ist dasselbe Wort an alle Jünger gerichtet, ohne daß dabei der Ausdruck „Schlüssel des Himmelreiches" gebraucht ist. Herzuzuziehen ist noch der Ausdruck Apoc. 3, 7 im Sendschreiben an die Gemeinde zu Philadelphia: „Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der da hat die Schlüssel Davids, der aufthut und niemand zuschließet, der zuschließet

und niemand aufthut." Und Ev. Joh. 20, 23: „Nehmt hin den heil. Geist, welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten."

Der einfache Gesamtsinn dieser Worte, den weitläufig zu beweisen nicht nötig erscheint, ist der, daß Jesus Christus der alleinige Heiland der Welt ist, ohne den niemand zum Vater kommt, daß er aber die versöhnende und beseligende Kraft seines Lebens und Wirkens nicht mit seinem Scheiden von der Erde hinweggenommen hat, sondern daß er als Erbe seinen Jüngern seinen Geist hinterlassen hat, durch welchen er unter den Seinen und durch sie fortwirkt. Im Besitz dieser Gnadenvollmacht zu sein hat auch die Kirche zu allen Zeiten geglaubt, und die Schar der ersten Jünger und Evangelisten hat dieselbe unseres Wissens nach dem Zeugnisse des Neuen Testaments als ein Gemeingut aller Verkündiger des Evangeliums betrachtet, und weder Paulus noch Jakobus noch sonst ein Schreiber des Neuen Testaments hat es für nötig gehalten, sich für die Anwendung dieser Vollmacht außer seiner Bevollmächtigung durch Christum auch noch auf eine sekundäre durch Petrus zu berufen. Von dem Lobpreise der Gnade Gottes in Christo fiel denn auch der Wiederschein des Ruhmes auf die Gemeinde Christi, der solche Güter als Eigentum anvertraut worden sind, welcher Lobpreis der Gemeinde insonderheit aus dem Petrusbriefe, den Pastoralbriefen und dem Epheserbriefe hervorklingt.

Auf Grund des ihr innewohnenden hohen Selbstbewußtseins hat die Kirche der alten Zeit die Vollmacht, Sünden zu vergeben und zu behalten, gemeinhin identifiziert mit der Aufnahme in die Gemeinde und dem Ausschlusse aus derselben. Mit lauterer oder mehr getrübter Erkenntnis hat die alte Kirche dem heil. Akte, der als die Aufnahme in die Kirche gilt, der heiligen Taufe, die Wirkung zugeschrieben, daß in ihr eine völlige Tilgung aller Sünden des vergangenen Lebens dargereicht werde, so daß am Taufsonntage nach Ostern die mit den weißen Gewändern gekleideten Täuflinge als Quasimodogeniti angesehen wurden; der umgebenden Macht der heidnischen Finsternis gegenüber fühlte sich die Gemeinde als eine auserlesene, begnadigte, geheiligte Familie. Auf der andern Seite lag es auch, wie in der innersten Tendenz der Gemeinde, so auch im Interesse ihres Rufes in der Welt, diejenigen, welche durch grobes Vergehen den Namen Christi schändeten oder welche in Zeiten der Verfolgung durch Verleugnung sich dem verordneten Kampfe eines Streiters Christi entzogen, aus der Gemeinschaft auszuschließen. Als aber streng rigoristische Parteien, wie die Novatianer, der Kirche das Recht absprachen, den Gefallenen Vergebung zuzusichern und die Wiederaufnahme zu gewähren, entschied sich die Majorität der Kirche auch für eine „Vergebung der Sünden" innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft. So bildete sich das Sakrament der Buße allmählich in seine geordneten Stadien, gerichtet gegen die öffentlich gewordenen Ärgernisse als alterum lignum post naufragium. Von einer Anwendung des Bußsakramentes auf alle Gläubigen, von

einer richterlichen, lossprechenden oder verdammenden Funktion des Priesters in Bezug auf alle Sünden des täglichen Lebens war zunächst nicht die Rede. De occultis non judicat ecclesia.

Mit der Ausbildung der Kirche zur Volkskirche, mit der ihr hierdurch zuwachsenden Aufgabe, die Unmündigen und die im geistlichen Leben Kranken und Schwachen als ihre Glieder zu betrachten und zu pflegen, sie auf die Mängel in ihrem geistlichen Leben aufmerksam zu machen und auf die Bedingungen für die Wiederherstellung geistlicher Gesundheit hinzuweisen, nahm naturgemäßer Weise die Thätigkeit der Kirche eine etwas geänderte Richtung an. Während in der früheren Zeit, wo die Gemeinde noch einen abgesonderten Kreis innerhalb der Volksgemeinde bildete, die Schlüsselgewalt nur denen gegenüber geübt ward, welche entweder noch nicht, oder nicht mehr zur Gemeinde gehörten, wird nun diese Schlüsselgewalt gegen die Glieder der Gemeinde selbst geübt.

Es hängt dies zusammen mit dem immer mehr sich erweiternden Gegensatze zwischen dem Klerus und dem Laienstande, mit der Verschiebung des Begriffs der Kirche, wonach sie nicht mehr als Gemeinde, sondern als Anstalt aufgefaßt wird, welcher ein Teil ihrer Glieder als Vertreter und Leiter, der größere als Pflegebefohlene zugehören. Mehr und mehr tritt die Aufgabe des Priesters, als Mund der Gemeinde die Heilsthaten Gottes zu verkündigen und die Bedingungen des Anteils am Heile darzulegen, zurück hinter der Aufgabe, als Sittenrichter den Wandel seiner Pflegebefohlenen zu überwachen, die Verfehlungen zu rügen und der Schwere derselben entsprechende Strafen und Zuchtmittel aufzulegen. Dem Bedürfnisse der genauen Kontrolle von seiten der kirchlichen Oberen kam die asketische Richtung der Pflegebefohlenen entgegen. In den Klöstern, wo man zur Selbstbeschauung Zeit und besondere Veranlassung hatte, entwickelte sich die Sitte der Privatbeichte mit darauffolgender Absolution von seiten des Priors. Von den Klöstern verbreitete sie sich zumeist ohne kirchlichen Zwang, aber durch die ganze Stellung der Kirche ihren Gliedern gegenüber gefördert und gefordert, auch in die Gemeinden, bis sie im Laufe der Zeit unentbehrliches kirchliches Institut wurde. Als dann die Ketzerbewegungen den Bestand des geistlich angestrichenen Weltreichs zu gefährlich bedrohten, konnte die Kirche, abgesehen von den Gewaltmitteln, zu momentaner Abhilfe kein wirksameres Mittel anwenden, ihre Pflegebefohlenen in beständiger Abhängigkeit zu halten, als daß sie die Privatbeichte als das Sakrament der Buße zur unerläßlichen Pflicht jedes Gläubigen und den sakramentspendenden Priester zum unentbehrlichen Mittler zwischen den Seelen und Gott machte, für diesseits und jenseits.

Mit dem Erlasse dieses Gesetzes 1215 hatte die Kirche in der That den Gipfel ihrer geistlich weltlichen Macht erreicht, und thatsächlich ist ihr Einfluß auf die weltlichen Verhältnisse von da ab gesunken, aber nicht sofort sanken auch ihre Ansprüche, sondern dieselben steigerten sich vielmehr noch lange Zeit erst recht, so daß zur Zeit der Reformation

unter der potestas clavium alles mögliche und noch etwas mehr einbegriffen wurde. Die potestas clavium war das sic volo, sic jubeo, das alle und jegliche Anordnungen des Kirchenregiments unter den Fittig seiner Autorität nehmen sollte. Darum haben sich die reformatorischen Bekenntnisse dagegen verwahren müssen, daß unter dem Amt der Schlüssel etwas anderes verstanden werde, als die von Christo verliehene Vollmacht, Sünden zu binden und zu lösen, z. B. Apol. 6, 79. Das Amt der Schlüssel hat keinen Auftrag, Strafen aufzuerlegen oder Gottesdiensteinrichtungen zu treffen, sondern nur denen, welche sich bekehren, die Sünden zu erlassen, aber diejenigen auszuschließen, welche sich nicht bekehren wollen. Denn wie das Lösen Sündenvergebung bedeutet, so das Binden Behalten der Sünden. Gegen diese maßlose Ausdehnung der Schlüsselgewalt, d. h. gegen das Streben der Kirche, alle ihre zum Teil auf reine Äußerlichkeiten gehenden und oft aus recht weltlichen Motiven entspringenden Forderungen jure divino auf die höchste ihr von Gott verliehene Vollmacht zu gründen und von ihrer Erfüllung Heil und Seligkeit abhängig zu machen, ist die Polemik der Bekenntnisschriften hauptsächlich gerichtet. Eine andere Differenz zwischen katholischer und protestantischer Auffassung betrifft die Form, in welcher die Kirche im Namen Christi den Ihrigen das Gut der Sündenvergebung mitteilt, und zwar lassen sich da schon früh zwei Nüancierungen der protestantischen Auffassung bemerken. Nach katholischer Weise ist die Form, in welcher die Vergebung zuerteilt wird, eine ganz bestimmt fixierte, die sakramentale. Nach gethaner Beichte, unter Bedingung der zu leistenden Genugthuungen erteilt der Priester die Absolution. Nach protestantischer, namentlich nach Luthers persönlicher Auffassung, ist die Ausübung des Amts der Schlüssel nicht in so bestimmt abgrenzbare Form gebunden, es besteht nicht in dem Aussprechen einer bestimmten Formel, sondern in der Handhabung der Predigt des Evangeliums überhaupt (siehe Aug. 28). „Nun lehren die Unsern also, daß die Gewalt der Schlüssel sei eine Gewalt und Befehl Gottes, Evangelium zu predigen, Sünden zu behalten und zu vergeben, und die Sakramente zu verwalten. Dieselbe Gewalt der Schlüssel treibet man allein mit der Lehre und Predigt des Wortes Gottes und mit Handreichung der Sakramente.“ Für Luther ist das Evangelium lebendige, wirksame Kraft, die Predigt desselben eine reale Darbietung der Sündenvergebung, ein wirkliches Lösen der nach Erlösung verlangenden Seele von ihren Banden, nicht ein Vorrecht der Kirche, sondern eine von Christo selbst ausgehende Lebensmacht, in der er selbst seine Gegenwart bezeugt.

Dabei geht aus den Grundsätzen der reformatorischen Kirchen wohl hervor, daß um der Ordnung willen zwar niemand die öffentliche Bekündigung des Wortes übernehmen darf außer dem ordnungsmäßig Berufenen, daß aber die Wirkung des Wortes keineswegs von dem amtlich legitimen Charakter des Verkündigers abhängt, sondern von seinem Inhalte selbst und der Empfindung, mit der es

vorgetragen wird, also daß auch der Nichtgeistliche es mit voller heilskräftiger Wirkung verkündigen kann, wenn anders er mit dieser Verkündigung eben sich in der Sphäre seines sittlichen Berufes bewegt. So folgt denn auch daraus, daß das Binden und Lösen, je wie's Gott fügt, von irgend jemand und in irgend welcher Form vollzogen werden kann; es ist an kein Amt, an keinen Ort, an keine Formel gebunden.

Daneben hat nun die protestantische Kirche die Privatbeichte als gute kirchliche Einrichtung stehen gelassen, und die Apol. VII hat keinen Anstand genommen, sie ein Sakrament zu nennen, sie mit dem Sakrament der Buße zu identifizieren, sie das protestantische Sakrament der Buße zu nennen. Sie konnte dies unbefangen thun, weil sie überhaupt den Begriff des Sakraments ganz unter den des Wortes unterordnet oder in denselben einbegreift; die Sakramente sind ihr das gemalte Wort, wie dieses die Verheißung Gottes darbietend, nur dadurch sich unterscheidend, daß die Mitteilung nicht durch die menschliche Stimme, sondern durch sprechende Handlung in Verbindung mit dem Worte vermittelt wird. Es ist ersichtlich, daß nach diesem altprotestantischen Grundbegriffe des Sakraments der eigentliche und einzige Vorzug desselben vor dem Worte der ist, daß es eindringlicher zu sein vermag als das Wort der Predigt, indem es sich an den einzelnen speziell wendet und ihm kundthut, daß die Verheißung ihm speziell gegeben werde, und indem es sich nicht bloß an den einen Sinn des Gehörs wendet, sondern an alle Sinne und dadurch eine tiefere Erregung und Empfindung der Seele hervorzurufen vermag. Im übrigen wird doch von einer sprechenden Handlung eben nicht mehr verlangt, als daß sie eben spreche, daß sie den Inhalt der Verkündigung richtig und nachdrücklich ausdrücke. Das Medium, durch welches die Handlung spricht, das Material, mit welchem sie handelt, ist dabei relativ gleichgültig. Wenn ein König einen Verbrecher begnadigen läßt, ist's relativ gleichgültig, ob er zum Überbringer der Botschaft seinen eignen Sohn oder einen gewöhnlichen Polizeidiener wählt, wenn anders die Botschaft nur richtig mit der Bürgschaft der Authentie ausgerichtet wird. Sonach ist nach diesem altprotestantischen Grundbegriffe des Sakraments auch das Material, vermittelst dessen die sprechende Handlung vollzogen wird, ein relativ gleichgültiges, und es kann in der Taufe schlecht Wasser und im Abendmahle schlecht Brot und Wein dazu dienen, daß die allertreuesten Verheißungen Gottes dem Sünder dargeboten werden. Dies völlige Zurücktreten der selbständigen Bedeutung des Elements berechtigt den Verfasser der Apologie dazu, auch die Privatbeichte mit Taufe und Abendmahl zusammen unter den Begriff des Sakraments zu ordnen, obwohl in ihr gar kein sinnliches Element zur Verwendung kommt; diese Unähnlichkeit zwischen Beichte einerseits und Taufe und Abendmahl anderseits wird bei weitem überwogen durch die Ähnlichkeit, daß sie alle in feierlicher Form ausgesprochene Ankündigungen der Vergebung der Sünde sind. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es völlig in sich übereinstimmend, wenn einer=

seits Luther für die feierliche Absolution von seiten des Beichtvaters einen rückhaltlosen Glauben verlangt, „daß man ja nicht daran zweifle, sondern fest glaube, die Sünden seien dadurch vergeben vor Gott im Himmel," und wenn anderseits die helvetische Konfession ausdrücklich erklärt, daß die Privatabsolution in keiner Weise wirksamer sei als die in der Predigt verkündigte und geglaubte Vergebung der Sünden. Wenn Luther im Beichtformulare den Beichtiger fragen läßt: „Glaubst du, daß meine Vergebung Gottes Vergebung sei?" und auf die Antwort des Beichtenden: „Ja, lieber Herr," hinzufügen läßt: „Und ich, im Namen unsres Herrn Jesu Christi, vergebe dir deine Sünden,"— so ist dies allerdings eine konservative Anlehnung an die in der katholischen Kirche gebräuchlich gewordene Formel: absolvo te . . . aber es geschieht einzig in dem Interesse, dem bußfertig gläubigen Bekenner die göttliche Verheißung in ihrer vollen Unmittelbarkeit nahe treten zu lassen, ohne dem Zweifel Raum zu geben, der einen Unterschied zwischen dem Worte des Menschen und der gnädigen Verheißung Gottes selber machen möchte; ganz im Einklange mit dem Worte des Apostels, der auch seiner im Namen Christi geübten Verkündigung den Charakter des Gotteswortes beilegt: „Da ihr von uns empfinget das Wort göttlicher Predigt, nehmt ihr es auf nicht als Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort. So ist denn nach altprotestantischer Fassung auch die sakramentale Zusprechung der Vergebung der Sünde in der Privatbeichte nichts andres als eine eindringlichste Verkündigung des göttlichen Wortes, und in seiner Wirkung danach unter dieselben Bedingungen gestellt wie das Wort, nämlich daß seine heilskräftige Wirkung abhängig ist von dem Glauben des Empfängers, der allerdings nicht bloß eine mit herzugebrachte Voraussetzung für die heilskräftige Wirkung des Worts, sondern ebenso sehr auch ein Erzeugnis desselben ist (allerdings nicht um des Glaubens willen, als ob derselbe ein Verdienst wäre, aber durch den Glauben wirkt die Verheißung); also daß derjenige, in welchem das Wort den Glauben wirkt, ein himmlisches Gnadengut empfängt, während der, in welchen das Wort nicht „fähet", sich dadurch das Gericht der tiefern Verantwortlichkeit zuzieht.

Es hat sich aber vornehmlich in der lutherischen Kirche eine zwar nicht ausdrücklich im Bekenntnis ausgeprägte, aber theologisch vielfach vertretene und praktisch eingebürgerte und bevorzugte Auffassung des Sakramentsbegriffes geltend gemacht, welche dem Sakramente eine spezifisch andere Bedeutung und Wirkung zuschreibt als dem Worte. Hiernach kommt dem Sakramente seine hervorragende Kraft und Bedeutung dadurch zu, daß in ihm nicht bloß ein himmlisches Gnaden**gut** den **Gegenstand** der Darbietung bildet, sondern daß in, mit und unter dem Kreatürlichen ein himmlisches Gnaden**mittel** als Zeichen und Zeugnis eines weiteren sekundären Gnaden**gutes** der Leiblichkeit des Empfängers dargereicht wird, worauf es dann nicht nur, wie das Wort, psychologisch, durch Erweckung von Vorstel-

lungen, Empfindungen, Entschlüssen in der Seele wirkt, sondern eine geheimnisvolle übernatürliche Wirkung ausübt.

Diese Auffassung ist bekanntlich zuerst in Bezug auf das Abendmahl zur Anwendung gekommen; sie ist dann auf die Taufe übertragen. Die Erwägung, daß das irdische Element, auch in Verbindung mit dem Worte, unzureichend sei, als Medium und Vehikel des Gnaden g u t e s zu wirken, sondern daß eine besondere materia coelestis sich mit dem irdischen Elemente verbinden müsse, damit der Glaube an i h r das verbürgende Siegel der göttlichen Gnade habe,—diese Erwägung oder das Bedürfnis, sage ich, gab Veranlassung, nach einer solchen materia coelestis zu suchen, die sich mit dem Taufwasser verbinde; als solche bezeichnete man entweder nach 1 Joh. 5, 6 das Blut Christi, oder nach Matth. 28 die heil. Dreieinigkeit, oder insonderheit nach Tit. 3 den heil. Geist.

Es wird hiernach das Sakrament selbst zum Gnaden g u t e gemacht, und zwar nicht nur in dem Sinne, in welchem jedes Gnadenmittel auch ein kostbares Gut ist, nämlich insofern es unter Voraussetzung des rechten Gebrauches die Gewinnung des Gutes ermöglicht, sondern sie sind Gnadengüter im absoluten Sinne des Worts, nicht erst dadurch wertvoll, daß sie etwas von höchstem Werte einschließen, sondern dadurch, daß sie es selbst sind.

So i s t der Genuß des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle identisch mit der Aufnahme seiner Person ins innere Leben, so i s t d i e Taufe die Wiedergeburt selbst. Diese Behauptungen, welche das Gröbste, was die katholische Kirche von der Wirkung der Sakramente ex opere operato je gelehrt hat, überbieten würden, erhalten ihr sie aufhebendes Korrektiv allerdings durch die andere Behauptung, daß der Ungläubige diese Gnadengüter mit entgegengesetzter Wirkung empfange. Diese einschränkende Behauptung wehrt nun freilich den praktisch verderblichen Konsequenzen, die sich an diese Lehre anknüpfen könnten, macht dieselbe aber in gleichem Maße zu einer logischen Unmöglichkeit.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Kirchbaufondsbehörde der Synode des Nordwestens und der Zentral-Synode der reformierten Kirche hielt am 5. August 1896 im Hause des Ältesten H. Markus zu Louisville, Ky., eine Versammlung, um vorliegende Geschäfte zu erledigen.

„Es waren nur drei Glieder der Behörde anwesend, nämlich die Pastoren C. F. Kriete und M. Noll und der Älteste H. Markus. Die Pastoren H. M. Gersmann und J. G. Steinert wurden auf ihr Gesuch hin entschuldigt.

Nicht weniger als acht Gesuche um größere und kleinere Darlehen lagen vor. Einige Gemeinden hatten sich ja wohl angestrengt und schöne Gaben eingesandt; aber es gibt, wie der Schatzmeisterbericht zeigt, noch eine lange Reihe von solchen, welche das ganze Jahr hindurch nicht einen Cent einge-

sandt haben; selbst unter denen, welche Geld von der Baufondbehörde geborgt haben, gibt es welche, die nicht einmal den Beschluß der Synode, am Pfingstfeste eine Kollekte für diesen Zweck zu erheben, ausführen. Der Schatzmeister berichtete, daß nahezu alle Gesuche bewilligt werden könnten, denn es seien gegen $6000 in der Kasse. Welch eine Freude! Woher war das Geld gekommen? — Eine Gemeinde in Muckwana, Wis., welche $400 von der Baufondsbehörde geborgt hatte, hatte sich aufgelöst. Die Milwaukee Klassis verkaufte im Auftrage der Behörde das Eigentum derselben und bezahlte aus dem Erlös die geborgte Summe zurück und außerdem noch eine Gabe von $200.

Eine andere Gemeinde hatte ein Darlehen von $2750 empfangen. Sie lohnte diese ihr erwiesene Wohlthat damit, daß sie die Ref. Kirche verließ und sich in einer andern aufnehmen ließ. Nach langen Verhandlungen wurde jedoch auch dieses Geld zurückbezahlt. Diese Rückzahlungen, sowie die eingegangenen Pfingstkollekten setzten das Komitee in den Stand, folgende Bewilligungen zu machen: Evang. Ref. Salemsgemeinde zu Toledo, O., $2500; Deutsch-englische Mission in Canton, Ohio, $1000; Ref. Mission in Plymouth, Wis., $400; Ref. Gemeinde in Appleton City $500; Ref. Mission in Lorain, Ohio, $300; Ref. Gemeinde in Swanton, Ohio, $300; Ref. Immanuels-Gemeinde in Westbend, Wis., $800." Der berichtende Sekretär macht aber in der Ref. Kirchenzeitung noch die ausdrückliche Bemerkung zu seinem Berichte, daß keines dieser Darlehen seinen Empfängern ausgehändigt wird, wenn dieselben die Urkunden über die Sicherheit der Rückzahlung bei der Verwaltung der Kirchbaukasse nicht eingereicht haben.

Der Bericht schließt mit folgender Mahnung, die übrigens nicht bloß für Reformierte beherzigenswert ist: „Der Kirchbaufonds ist eine wichtige und segensreiche Einrichtung der Kirche zur Förderung unseres einheimischen Missionswerkes. Wie viele Missionsgemeinden sind durch ihn schon zu einem eigenen Gotteshause gekommen. Und die Gesuche um Unterstützung zu diesem Zwecke mehren sich von Jahr zu Jahr. Darum, lieben Brüder, besonders ihr Wohlhabenden, die Gott mit irdischen Mitteln gesegnet hat, vergesset den Kirchbaufonds nicht; unterstützt ihn mit euren Gebeten und Gaben."

Mangel an Logik und Anstand, sowie sachliche Unkenntnis nebst der Unfähigkeit eine Sprache zu beherrschen, in der man fürs liebe Publikum schreibt, werden zwar im allgemeinen nicht als begehrenswerte Dinge angesehen, sind aber in der politischen und in der kirchlichen Polemik manchmal recht brauchbar, ja bisweilen unentbehrlich.

Das hat wieder einmal ein gewisser Pastor Fr. Lippe in einem presbyterianischen Gemeindeblatt bewiesen. Der Mann ist natürlich — wie manche andere kirchliche Polemiker — unwiderleglich, was sich übrigens schon ohne Mühe aus einem Gedicht über den „Beruf des Weibes" ersehen läßt, das er in demselben Blatt preisgibt und das klar zeigt, daß ihn das Bewußtsein der Fehlbarkeit und Fehlerhaftigkeit nicht im geringsten belästigt.

Schon die Einteilung des „Artikels" ist höchst merkwürdig Es heißt: „Diese Kirchen Ceremonie besteht aus zwei Theilen: Erstens, der vorbereitende Katechismusunterricht; zweitens die Ceremonie selbst.

Zweitens: Die Ceremonie der Confirmation besteht aus zwei Theilen: I. die Prüfung, II. die eigentliche Ceremonie."

Nachdem sich Fr. L. in dem ersten Abschnitt über die „furchtbaren Folgen einer schamlosen Abgötterei" hinreichend ereifert hat, beweist er, daß ohne Konfirmation ein regelmäßiger geordneter Religionsunterricht eine Unmöglichkeit ist. Er „liefert" dabei u. a. die merkwürdige Behauptung: „Muß aber

der Pastor diese Wochenschule halten, wie es ja in tausenden von Fällen unbedingt verlangt wird, so hat der Pastor die Wochenschule, den Konfirmationsunterricht, die Pastoralpflichten und die Sonntagspredigten zu „liefern." — Das kann nur geschehen und geschieht lediglich auf Kosten der Sonntagspredigten, denn unter solchen Umständen bleibt dem Pastor auch nicht ein Augenblick, um in Muße sich für die Kanzel vorzubereiten."

Ja, wenn der Pastor so ein Lieferant ist, und noch obendrein solche „Artikel" liefert.

In dem zweiten Abschnitt wird unter Nummer Eins von Prüfung und Konfirmation durcheinander geredet, aber Nummer Zwei der Disposition erscheint nicht. Dafür entschädigen den Leser u. a. folgende Sätze: „Würde die allgemeine Kirche einen Religionsunterricht und eine Prüfung haben ohne Confirmation, dann wären sich in diesem überaus wichtigen, von Gott selbst befohlenen Punkte, alle Denominationen vollständig einig und wir alle könnten mit heiliger Lust und Liebe diesen glorreichen Unterricht ausführen und uns desselben von ganzem Herzen erfreuen, Alt wie Jung, Heerde wie Hirte."

„So lange aber der Confirmations Aberglaube das Herz unseres ganzen deutschen Volkes vergiftet, wonach der göttliche Unterricht nur ein Diener einer nur rein menschlichen Satzung der Aeltesten wird, und somit ohne Confirmation allen Wert vor den Augen des Volkes verliert, so wird der Unterricht selbst, wie schon bemerkt, ohne Confirmation eine Unmöglichkeit."

„Wie sehr das Confirmations Gift von dem deutschen Volk eingesogen ist, können wir heut zu Tage daran so recht klar und deutlich sehen, daß manche deutsche Denominationen, die früher mit Gewalt gegen Confirmation opponirt haben, und zwar mit Recht, denn sie widerspricht total dem Geiste der heiligen Schrift, wie der Kirchenlehre solcher Denominationen, dennoch heute vielfach eine Confirmation einführen aus Furcht und Rücksicht für den Menschen aus zwei Gründen: Erstens, um damit dem deutschen Volk ihr Gelüste zu befriedigen und somit leichter Glieder zu bekommen. Zweitens, um in den Stand gesetzt zu werden, überhaupt einen Religions-Unterricht zu haben, denn ohne Confirmation geht es nun einmal nicht."

Nach dem dann behauptet worden ist: „Kinder von 14—16 Jahren haben nur selten eine Idee von dem, was Glauben ist," wird die Frage aufgeworfen: „Wo kommt denn der Glaube bei den Confirmanden her, wenn überhaupt bei einigen Glauben vorhanden ist?" Die Antwort, welche darauf gegeben wird, ist von ganz besonderer Unbegreiflichkeit. Sie lautet: „Ohne Zweifel macht der liebe Heiland in manchen dieser Confirmandenstunden Seine Verheißungen des Geistes an den Kindern gut, denn wo das Wort Gottes und der Katechismus gelehrt, geistliche Lieder gesungen und gebetet wird, da kommt auch ohne Zweifel oft der Herr, denn in dem Confirmations-System mögen grauenhafte Dinge geschehen."

Weiterhin wird dann die Konfirmation mit einer Brandstiftung verglichen, bei welcher das Haus samt den Kindern verbrennt, und dann gesagt: „es wäre unendlich besser für unsere Kinder, auf diese elendliche Weise leiblich umzukommen, anstatt, wie es bei der Confirmation geschieht, die unsterblichen Seelen dieser armen Kinder einem ewigen Tode entgegen zu führen." Der nun folgende Satz ist nicht bloß seines Inhaltes, sondern auch seiner Form wegen lesenswert, denn in beidem ist er von wunderbarer Verworrenheit. Er lautet: „Der Eindruck, den die gesprochenen oder rein abgelesene Worte des Predigers begleitet von ganz besonders ‚feierlichen' ? ? ? Nebenumstände,

ist so tief gemacht auf diese unglücklichen Wesen, die nämlich gezwungen sind ein Glaubensbekenntniß zu machen, während sie keinen Glauben haben; dieser Eindruck ist so fest, daß kein Mensch auf dieser Erde ihn je wieder auswischen kann, sondern nur der Satan, der sie zu Millionen in den schrecklichsten Unglauben treibt, oder der Ewige, Allbarmherzige Gott, dessen Hand doch nicht zu kurz ist und der sich nicht durch solche gottlose Handlungen der Menschenkinder um ein einziges seiner auserwählten Gotteskinder berauben läßt."

Die Konfirmationshandlung prägt also nach diesem Satz dem Konfirmierten etwas für Menschen Unzerstörbares auf, das einerseits der Teufel zerstören muß, um den Konfirmierten in den Unglauben zu treiben, andererseits aber zerstört auch Gott diesen Eindruck, um seine auserwählten Kinder sich nicht rauben zu lassen. Der Eindruck der Konfirmation würde also dem Teufel gegenüber das Verlorengehen verhindern und Gott gegenüber das Seligwerden. Es ist kaum möglich, sich etwas Unsinnigeres zu denken.

Es wird dann weiterhin behauptet: „So kommt es, daß jedes Jahr Legionen dieser unglücklich verführten Kinder in die Flammen nicht freiwillig gehen, sondern getrieben werden bei ‚Droves,' denn ihre Ohren sind verstopft für zeitlebens für jedes Wort der Warnung und Mahnung."

„Und wie führt man alljährlich diese Millionen Feueropfer auf den Scheiterhaufen? Die Mädchen mit weißen Kleidern und Blumenkränzen — mit Glockengeläut — besondere Feierlichkeiten — die schönsten Worte."

Allerdings fällt dem Schreiber die Thatsache ein, daß er in seine Kirche jeden aufnimmt, den er bestimmen kann Kirchenglied zu werden, und daß er seinen Äußerungen nach die Kenntnis der Heilslehre gar nicht und ein Bekenntnis nur in formeller Weise verlangt, und so antwortet er auf die Frage, ob denn die presbyterianischen Prediger einen Unterschied zwischen den Bekennenden machen, ob sie im Glauben oder ohne Glauben bekennen, ganz dreist:

„Nein! Aber bei uns kommen sie unter so total verschiedenen Umständen, so daß wir dazu nicht die mindeste Verpflichtung haben vor Gott das zu thun."

Nun, dann haben wir auch weiter keine Verpflichtung mehr als die, die Sprachgewandtheit und die pädagogische Anschauungsweise des Mannes noch etwas ans Licht zu stellen. Er sagt nämlich: „Ihr aber erklärt mit derselben Energie wie dem Nicholaus seine Ukas, daß sie Christen sind weil sie 20 Tage Unterricht gehabt und das Aufgegebene leidlich auswendig gelernt haben."

Die 20 Tage werden nämlich in der Weise erhalten, daß die Zahl der Konfirmandenstunden auf 208 berechnet und dann gesagt wird: „Zu 10 Stunden Arbeit den Tag, das macht volle 20 Tage Unterricht!"

Wer so schreibt und rechnet, beweist, daß er Unterrichten und Holzklötze behauen noch nicht unterscheiden kann. Ist der Unterricht, den er erhalten hat, von solchen Anschauungen beherrscht gewesen, so ist es kein Wunder, wenn er es zu der Fertigkeit gebracht hat, solche „Artikel" zu „liefern." Es würde aber wohl zwanzig Unterrichtsjahre nach dieser Methode bedürfen, um einem solchen „Pastor" soviel logische, theologische und sprachliche Kenntnisse beizubringen, daß er derartige „Artikel" zu schreiben nicht mehr imstande ist.

Die Aussichten auf eine Annäherung der Iowa- und der Ohio-Synode sind nach dem „Kirchenblatt" wieder so gut wie ganz verschwunden. Dasselbe teilt folgenden Beschluß des Wisconsin-Distriktes der Ohio-Synode mit: „Da wir uns über den Lehr- und Bekenntnisstand der Iowa-Synode nicht einigen können, vielmehr große Unruhen und selbst Gefahren unter uns wachgerufen haben, die von den ernstesten Folgen sein könnten, so sei beschlossen, um des eigenen Friedens willen die Frage der Vereinigung mit der ehrw. Iowa-

Synode nicht mehr zu berücksichtigen, sondern vorerst für abgethan zu erklären." — Dazu gibt das Kirchenblatt folgende Erklärung: „Dieser Beschluß bedarf keines Kommentars, aber zwei kurze Bemerkungen möchten am Platze sein. Erstens: Bei den Verhandlungen zwischen beiden Synoden handelte es sich nie und nirgends um eine „Vereinigung" der Synoden, sondern um Kirchengemeinschaft und deren unmittelbare praktische Folgen, welche Kirchengemeinschaft unseres Wissens von seiten unsrer Synode seit dem Ausscheiden der Ohio-Synode aus der Synodalkonferenz nie in Frage gestellt wurde. Zweitens: Der Beschluß des Wisconsin-Distrikts der Ohio-Synode könnte uns befremden, wüßten wir nicht, daß ein einflußreiches Glied jenes Distrikts jener Pastor Klindworth ist, der im Jahre 1875 der Führer jener Partei war, die unsere Synode in Stücke zu zerreißen drohte; der dann im Jahre 1876 ausgeschlossen werden mußte, hernach Aufnahme in die Wisconsin-Synode fand und später, nachdem der Gnadenwahl-Streit ausgebrochen war, zur Ohio-Synode übertrat. Daß dieser Mann, der sein schändliches Treiben nie erkannt und abgethan hat, nun in der Ohio-Synode gegen unsere Synode agitiert so sehr er kann, und die Gemeinschaft beider Synoden zu hindern sucht, kann uns nicht befremden."

Dagegen weiß dasselbe Blatt von einer weiteren Spaltung einer andern lutherischen Synode zu berichten: „Das Evang.-Luth. Gemeindeblatt veröffentlicht folgende an Herrn Pastor Böhner zu Marshall, Mich., den Präses der Michigan-Synode gerichtete Erklärung: Da die bisherige Synode von Michigan, deren gegenwärtiger Präses Pastor Böhner ist, sich vielerlei Unrechts gegen einen Teil ihrer Pastoren und Gemeinden schuldig gemacht hat und über dasselbe nicht zur Buße gebracht werden konnte, da sie auch alle Wege des Friedens abgeschnitten und dem von ihr vergewaltigten Teil nichts anderes übrig gelassen hat, als daß dieselben sich gewissenshalber lossagen mußten, so erklären wir hiermit, daß wir unsererseits die synodale Gemeinschaft mit Pastor Böhner und dem zu ihm haltenden Teile der Michigan-Synode als aufgehoben ansehen müssen, dagegen uns zu den vergewaltigten Brüdern Klingmann, Soll, Stern, Fischer, Moussa, Kionka, Motzkus, Bast, Lederer, Abelmann, Asal und denen, die etwa ihnen noch beitreten, von Herzen bekennen. A. F. Ernst, Ph. von Rohr, A. Hönecke, Joh. Bading, C. Gausewitz, H. F. Knuth.

„Es ist also die Spaltung in der Michigan-Synode zur vollendeten Thatsache geworden, und es wird von nun an zwei Michigan-Synoden oder vielmehr Synödchen geben. Die Ursache der Spaltung ist bekanntlich das Predigerseminar in Saginaw, das der eine Teil noch länger als solches fortführen, der andere aber zu Gunsten des theologischen Seminars in Milwaukee sofort aufgehoben haben wollte, um es in ein Kollegium umzuwandeln, wie es bei dem Zusammentritt der drei Synoden zu einem allgemeinen Kirchenkörper bestimmt worden war."

Über methodistische Theologie hat sich der Präsident der Wesleyanischen Kirche in England, Rev. Randles, nach dem Apologeten in folgender Weise ausgesprochen: „Da ihr mich während der letzten zehn Jahre mit einer theologischen Professur betraut habt, so dürfte es nicht aus dem Platz sein, wenn ich einige Bemerkungen über unsere methodistische Theologie mache, die mehr zu fürchten hat durch unsere Gleichgültigkeit als durch offene Angriffe. In der Vergangenheit wurde der Methodismus durch seine klare Erkenntnis des Reiches Gottes, das da ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist, in großem Maße bewahrt vor verderblichen Einflüssen von außen her. Wie

steht es aber heute damit? Halten wir fest an dem alten, sicheren Ankergrund oder sind die Strömungen, die uns davon abziehen wollen, zu stark für uns geworden? Ich darf mit aller Bestimmtheit sagen, daß bis zu diesem Augenblick wir festhalten an unseren Grundlehren—den Lehren der heiligen Schrift, wie sie von John Wesley ausgelegt wurden in seinen Noten über das Neue Testament und in seinen Predigten. Wir wissen, was wir glauben und warum wir glauben. Als christliche Lehrer sind wir nicht gewillt, die großen Wahrheiten unseres methodistischen Nachlasses aufzugeben, es sei denn, wir haben genügenden Grund dafür. Allein es wäre in der That wunderbar, wenn wir in einer religiösen Atmosphäre leben könnten, wie die, welche uns umgibt (der Redner meint die Neigung zum religiösen Liberalismus), ohne davon beeinflußt zu werden." (Nachdem er dann des längeren auseinandergesetzt, wie weit dieser Einfluß gegangen sein mag, fährt er wörtlich fort wie folgt:)

„Die Notwendigkeit bestimmter Lehren für uns hat ihren Grund nicht nur oder hauptsächlich in ihrer Schöne und Großartigkeit, sondern besonders in ihrem hohen, praktischen Wert mit Bezug auf die Ziele, welche wir als Prediger verfolgen. Unsere Lehre ist das Licht unserer Religion. Der religiöse Charakter eines Menschen wird in hohem Grade bestimmt durch die Lehren, an denen er sich nährt. Christliche Lehre ist unentbehrlich. Eine Religion ohne bestimmt formulierte Lehren würde Gott seine Eigenschaften, dem persönlichen Werk Christi seine Bedeutung und der Zukunft die Unsterblichkeit rauben. Thatsache ist, daß, wenn wir unsere Lehren aufgeben, wir damit die hohen Endzwecke aufgeben, deren Verfolgung den Methodismus bisher auszeichnete. Wir dürfen unsere Lehren daher nicht aufgeben. Oder was wollten wir für dieselben substituieren, um unsere großen Ziele zu erreichen? Lassen wir unsere Lehren fahren, was würde die Folge davon sein? Das Werk der Seelenrettung würde dadurch zuerst und am schwersten leiden. Unsere besten Bezirke würden aussterben. Unser Werk in Stadt und Land würde zu nichte werden. Unsere auswärtigen Missionen würden verfallen. Wir würden keine Auflebungen mehr haben, noch haben wollen. Wie könnten wir, nachdem wir das Licht ausgelöscht, das uns die Notwendigkeit derselben allein klar macht? Unser Gebet würde seine Kraft verlieren. Unser Losungswort wäre uns abhanden gekommen — wir hätten unsere Inspiration und unsere Triebkraft verloren. Man sagt uns zwar: Fahre fort, Seelen zu retten, und kümmere dich nicht um die Theologie! Das ist aber unmöglich! Du kannst keine Wirkung ohne Ursache haben. Diese beiden Dinge hängen von einander ab: gesunde christliche Lehre und geistliches Leben, und in einem gewissen Sinne ist das erstere die Wächterin des letzteren und dieses die Bestätigung des andern. Z. B. Menschen, die von der Finsternis ins Licht gebracht werden und von der Gewalt des Satans zu Gott, sind natürlicherweise eifersüchtig auf die Prinzipien, welche dieses Resultat herbeigeführt haben, und nicht gewillt, dieselben fahren zu lassen. Je mehr Bekehrungen wir haben, desto mehr geistliches Leben und desto mehr wird unsere Lehre als Wahrheit bestätigt. Ist es aber also, dann ist es nur gesunde Vernunft, daß jeder Prediger wohl auf seine Lehre achtet, da er es ja vor Augen hat, wie Lehre und Erfolg wechselseitig von einander abhängen, daß also ein Lehrsystem nicht ein Haufe von Kraut und Rüben ist, die ohne Ordnung zusammengeworfen wurden. Es geziemt also jedem Prediger zuzusehen, daß er ein ordentliches Lehrsystem habe und daß völlige Harmonie darin herrsche, und hat er es, so sollte er's festhalten, und was er hat ist dann nichts anderes als systematische Theologie — von

der, wie man zu sagen beliebt, sich das Pendel des Zeitgeistes immer weiter entfernt. Sei es damit, wie es wolle, so unwandelbar die Gesetze unseres Denkvermögens und so gewiß die Wahrheit unveränderlich ist, so gewiß ist es, daß das Pendel sich wieder zurückbewegen wird und mit ihm diejenigen, deren Regel es ist, der Mode zu folgen. Die christliche Lehre ist nichts anderes als die Wahrheit Gottes mit Bezug auf den Menschen. Systematische Theologie ist diese Wahrheit in ihrer Harmonie mit andern Wahrheiten."

Es ist zwar selten, daß innerhalb des Methodismus in dieser Weise auf die Lehre und vollends auf die systematische Theologie hingewiesen wird, aber selbst wenn die ganze Methodistenkirche diese Aussprüche als ihre Meinung anerkennen würde, so wäre immer noch wenig Gefahr, daß sie sich zu einer Kirche der reinen Lehre umwandeln würde. Denn auch nach den vorstehenden Äußerungen ist die Lehre doch immer nur Mittel zum Zweck, und schon das, daß die Bestätigung der gelehrten Wahrheit an der Zahl der Bekehrungen und an dem Grad des geistlichen Lebens gemessen wird, läßt für die Lehre von vornherein dieselbe Beweglichkeit zu, wie für das kirchliche und geistliche Leben. Selbstverständlich ist es allerdings, daß die Methodistenkirche im Laufe der Zeit konservativer wird; sie muß sich eben auch Rechnung von ihrem geistigen Haushalte thun — und das soll eben die Theologie besorgen. Da heißt es auch: Was ihr habt, das haltet, und ebenso drängt sich die Frage auf: Was haben wir denn? Da ist die Lehre in der Regel dann das erste Inventarstück, das entweder Reliquie oder lebendiger Besitz, oder auch aus beiden gemischt ist. Das letztere wird wohl bei der Mehrzahl der existierenden Kirchen der Fall sein, wenngleich sich auch Beispiele von den beiden erstgenannten Fällen aufführen ließen.

Die Bewegung in Witten (vgl. Th. Ztschr. 1896, Seite 121) ist schließlich der lutherischen Separation zu gute gekommen, die es augenscheinlich verstanden hat, dieselbe in geschickter Weise in ihre Kanäle zu leiten. Zunächst wurde die Gemeinde, deren Bildung man von landeskirchlicher Seite zu verhindern gesucht hatte, samt ihrem Pastor feierlich in den Verband der lutherischen Kirche, d. h. des Breslauer Oberkirchenkollegiums aufgenommen. Darauf erst wurde mit Pastor Birkenhoff das Kolloquium de orthodoxia abgehalten, der selbstverständlich von der neugebildeten Gemeinde zum Pastor gewählt wurde. Bevor aber die Wahl vom Oberkirchenkollegium bestätigt worden war, trat Pastor Birkenhoff wieder in Unterhandlungen mit den Vertretern der Landeskirche, und infolge davon fand schließlich eine völlige Trennung der Gemeinde von ihrem bereits gewählten Pastor statt.

Wenn ein Berichterstatter dies bloß dem Wankelmut des Past. Birkenhoff zuschreibt, so hat er über das Resultat des Kolloquiums sowie über die Zeit, welche zwischen der Wahl und der „noch nicht erfolgten Bestätigung" lag, kein Wort verloren, und es liegt die Vermutung gar nicht fern, daß entweder die Orthodoxie der Breslauer dem Past. Birkenhoff zu stark oder die Orthodoxie des sozialistisch wirkenden Pastors dem Oberkirchenkollegium zu schwach war. Jedenfalls ist man den Schüler Christliebs, „dessen Grundrichtung wohl mehr unionistisch als dogmatisch entschieden" war, wieder glücklich los, denn innerhalb der Breslauer Freikirche hätte er sich am Ende noch in höherem Grade als störendes Element erweisen können als innerhalb der Landeskirche. Über die Trennung der Gemeinde und des Pastors wird leichthin gesagt, daß der letztere der eigentliche Führer schon längst nicht mehr gewesen sei.

Um so mehr wird dann die Festigkeit und namentlich die „Erkenntnis" der durch Ablegung eines Aufnahmegelübdes lutherisch gemachten Gemeinde ge-

lobt. Die Gemeinde hatte sich, da man sie von seiten des Kirchenregimentes nicht anerkennen wollte, um Anerkennung an das Oberkirchenkollegium gewendet. Dazu war natürlich das Luthertum die selbstverständliche Voraussetzung; wollte man die Anerkennung des lutherischen Oberkirchenkollegiums haben, so mußte man eben auch das lutherische Bekenntnis annehmen. Daß man nun für die nachträglich angebotene Anerkennung seitens der Landeskirche sich bedankte und erklärte bei den Breslauern bleiben zu wollen, wird man nur anerkennen können.

Was die „Erkenntnis" der Gemeinde betrifft, so ist dieselbe sowenig eigenes Produkt als der Wein ein Produkt des Fasses ist, aus dem er fließt, und in diesem Falle ist es weniger die Fassungskraft der Gemeinde als die Produktionsfähigkeit der sie bedienenden Theologen, was unser Interesse in Anspruch nimmt. Es wird nämlich unter den Gründen, warum die Gemeinde sich von der Landeskirche trennt, unter anderm auch der Grund angeführt, daß es wie anderwärts so auch in Witten geschehen könne, daß von demselben Altar das gesegnete Brot und der gesegnete Kelch des Sakramentes von einem Pastor als Christi wahrer Leib und wahres Blut gespendet, von dem andern aber von gewöhnlicher Speise und Trank nicht unterschieden wird.

Die Verfasser des betr. Schriftstücks wagen nicht die Wirklichkeit ihrer Behauptungen festzustellen; sie führen nur eine Möglichkeit derselben an, die aber in der Freikirche nicht vorhanden sein soll. Während sie für die Landeskirche zwei Möglichkeiten zugeben, soll offenbar in der Freikirche nur die eine Möglichkeit stattfinden, daß nämlich jeder Abendmahlsgast den wahren Leib und das wahre Blut Christi empfängt. Welche Garantien die Freikirche für diese ausnahmsweise Realität der Sakramentsspendung gibt, haben die Theologen, welche das Schreiben der Gemeinde an das Konsistorium inspiriert oder diktiert oder verfaßt haben, natürlich nicht angegeben. Die richtige Verwaltung der Sakramente gibt diese Garantien — nach dem Schreiben — offenbar nicht. Denn es ist nicht von zweierlei Formen der Abendmahlsfeier die Rede, sondern nur von zweierlei Pastoren, von denen dem einen entweder die Fähigkeit oder die Absicht fehlen muß, den Abendmahlsgästen den wahren Leib und das wahre Blut Christi zu spenden. Dieser Mangel muß, da beide dieselbe Ordination empfangen haben, nur in einem subjektiven Zustand des Spendenden liegen, entweder im Mangel der Rechtgläubigkeit oder der Absicht das Sakrament im Sinne der Kirche zu verwalten. Dieses letztere wäre die römische Lehre von der intentio und das erstere ist eine von den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche verworfene Anschauung. Daß die Gemeinde es nicht merkt, wie sie von ihren „eigentlichen Führern" in ganz anderer Richtung geleitet wird, als sie zu gehen gedachte, ist freilich ein Irrtum seitens der Gemeinde, und ist ihr nach streng modern-lutherischer Anschauung ebenfalls zur Sünde anzurechnen. So dreht sich alles in einem tollen Zauberkreis und man fragt sich nur noch, ob die Einfalt der einen oder die unwissende Dreistigkeit der andern den größten Anteil an diesem Schauspiel habe.

Die Vereinigung der amerikanisch-bischöflichen Methodisten in Deutschland mit den dortigen Wesleyanern ist durch den zustimmenden Beschluß der Konferenz der Wesleyaner in Liverpool vollständig gesichert, da ja die General-Konferenz der Bischöflichen Methodistenkirche ihre Genehmigung bereits gegeben hat. Die Missionsbehörden beider Kirchen sind ermächtigt worden, die Einzelheiten der Vereinigung festzustellen. Die Wesleyaner werden in die Bischöfliche Methodistenkirche aufgenommen, welche dadurch 29 Bezirke und etwa 2300 Mitglieder gewinnt, ebenso Kircheneigentum im Werte von

etwa 200,000 Dollars, das aber noch mit einer Schuld von $17,500 belastet ist, die getilgt werden soll, ehe das Eigentum in die Hände der Bischöflichen Methodistenkirche übergeht. Dagegen werden die letzteren für Deutschland jährlich etwa $12,500 mehr aufzuwenden haben; eine ihrem übrigen Aufwand für Missionen (etwas über eine Million) gegenüber verhältnismäßig geringe Summe.

Der Erfolg der Einführung der erneuerten Agende in Preußen läßt sich jetzt in der Hauptsache übersehen. Von den 9177 deutschen evangelischen Gemeinden der Landeskirche, welchen sie auf den Beschluß der Generalsynode vorgelegt worden ist, haben nur 63 sich dahin entschieden, bei ihren bisherigen Gottesdienstordnungen stehen zu bleiben. Mit wenigen Ausnahmen sind das solche Gemeinden, welche schon die Agende von 1829 nicht angenommen hatten, weil sie sich im Gebrauch sehr alter, herkömmlicher Formulare befinden und dieselben nicht missen mögen. Bei zwei Gemeinden schweben noch die Verhandlungen. Verhältnismäßig gering ist unter den übrigen 9112 Gemeinden, bei denen die Agende eingeführt ist, die Anzahl derjenigen (180), welche in betreff einzelner Stücke derselben, namentlich der Sakramentsverwaltung, sich ihre bisherige Praxis gewahrt haben. Eine Anzahl anderer (250) ist auf ihren ausdrücklichen Antrag die Festhaltung gewisser lokaler oder provinzieller Gebräuche neben der Agende genehmigt worden, welche in dieser keine Aufnahme gefunden hatten. So z. B. der Gesarg des „Heilig“ bei der Abendmahlsfeier, der namentlich in Ostpreußen in vielen Gemeinden üblich ist.

Der Austritt Stöckers aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß hat den Versuch zu einer neuen Parteibildung zur Folge gehabt. Es ist ein von Stöcker, Prof. Nathusius und Lic. Weber unterzeichneter Aufruf zur Bildung einer kirchlich-sozialen Partei verbreitet worden, mit dem sie aber — allem Anschein nach — weder viel Anklang gefunden haben noch viel Anhang gewinnen werden. Auch die Leute, welche dem Evangelisch-sozialen Kongreß deshalb entgegentraten, weil ihnen das Zusammengehen verschiedener theologischer Richtungen verdächtig oder verhaßt war und in dem Austritt Stöckers aus der bisherigen Verbindung nur eine Bestätigung ihrer Behauptungen sehen, halten die neue von Stöcker erstrebte Bildung einer kirchlich-sozialen Partei für überflüssig und aussichtslos.

Selbst der Nationalökonom Adolf Wager, der durch die Freundschaft mit Stöcker in den Evangelisch-sozialen Kongreß geführt wurde, ist nicht ausgetreten, sondern erklärt diese neue Bildung einer sozialen Partei für unnötig. Er sagt in einer Besprechung des erwähnten Aufrufs u. a. folgendes:

„In der Kundgebung beanstande ich vor allem die zweite Hälfte des dritten Abschnitts. Ich halte es für völlig unrichtig, wenn hier gesagt wird, ‚nach den gemachten Erfahrungen sei für die kirchlich-soziale Arbeit eine Gefahr in der Verbindung mit der modernen Theologie zu sehen, deren Vertreter in wachsendem Maße den Evangelisch-sozialen Kongreß beherrschen und durch ihr Verhalten die Unzuträglichkeit gemeinsamer Arbeit beweisen.‘ Eine solche Beherrschung des Kongresses durch die Vertreter der ‚modernen Theologie‘ bestreite ich. Wenn Männer der Ritschlschen Richtung mehr hervorgetreten sind, so liegt das darin, weil sie sich in größerer Zahl und intensiverer Arbeit am Kongreß beteiligt haben, vielleicht auch an Bedeutung andere überragten. Von einer exklusiven Tendenz ist niemals die Rede gewesen. Männer eines ganz anderen theologischen Standpunkts sind ebenso gerne gehört worden. Im Aktionskomitee wie im größeren Ausschuß und im Kongreß selbst war es im Gegenteil sehr erfreulich, einmal Männer verschiedener theologi-

scher, kirchenpolitischer und politischer Richtung einträchtig um der guten Sache willen zusammen arbeiten zu sehen, von Pastor Arndt über Kaftan, Harnack, Weiß hin bis zu Stöcker, Weber und von Nathusius. Stöcker selbst hat das immer anerkannt. Die Meinungsverschiedenheiten z. B. im Aktionskomitee gingen niemals den theologischen und kirchenpolitischen Richtungen parallel, sondern ganz unabhängig davon verliefen sie. Stöcker und Harnack z. B. haben sehr häufig in einzelnen Fragen harmoniert, wo die näheren Freunde des einen wie des andern abweichend standen...... Ich muß demnach auch die Behauptung der Kundgebung, daß die Vertreter der ‚modernen Theologie‘ die Unzuträglichkeit gemeinsamer Arbeit bewiesen, als unrichtig bezeichnen. Auch aus der erwähnten, an Stöcker gestellten Zumutung, aus dem Präsidium des Kongresses zu scheiden, folgt die Wahrheit jener Behauptung nicht. Denn dabei spielten überhaupt die Gegensätze der ‚alten‘ und der ‚modernen Theologie,‘ wie jeder Eingeweihte weiß, nicht im geringsten mit.“

Unter solchen Umständen mag die A. Ev. L. Kztg. wohl recht behalten, wenn sie sagt: „Auch in konservativen Kreisen wird die Partei wenig Anklang finden. Wer wird sich ihr also anschließen? Vielleicht eine Anzahl persönlicher Freunde Stöckers, vielleicht eine Schar von Geistlichen, die noch in alter Liebe und Treue zu dem einst hochgefeierten Vorkämpfer des christlich-sozialen Gedankens emporblicken — aber einen breiteren Raum im Volke wird sie schwerlich einnehmen, und eine politische Rolle wird sie nicht spielen. Ihre Wege werden sich in unserer schnelllebigen Zeit wohl bald im Schatten verlieren.“

Das fünfzigjährige Jubiläum der Evangelischen Allianz ist in der Woche vom 28. Juni bis 4. Juli in London, dem Gründungsorte, gefeiert worden. Man kann nicht sagen, daß der Fortschritt, den der Allianzgedanke oder das Allianzprogramm in den 50 Jahren gemacht hat, dem glänzenden Anfang entsprochen habe. Sie ist im allgemeinen auf ihren ursprünglichen Boden, namentlich in sprachlicher Hinsicht, beschränkt geblieben. In Deutschland hat sie viel von dem ihr anfangs entgegengebrachten Interesse verloren, weil sie vom Methodismus und Baptismus als Deckungsmittel ihrer die deutschen evangelischen Kirchen angreifenden Missionsthätigkeit benutzt wurde. Verhältnismäßig mehr Anhang als in Deutschland hat sie in der Westschweiz und in Dänemark gefunden, aber jene Kreise haben weder der Allianz im ganzen noch den Versammlungen ein verändertes Gepräge zu geben vermocht.

Die diesjährige Versammlung trug vorwiegend dieses englische Gepräge. Die Vorträge wurden bis auf einen in englischer Sprache und beinahe alle von Redner englischer Nationalität abgehalten. Nicht einmal die Beschlüsse, über welche abgestimmt wurde, wurden ins Deutsche, Dänische und Französische übersetzt, so daß diejenigen Gäste, denen das Englische nicht geläufig war, wenig oder auch gar nichts davon verstanden. Ein einziger Vortrag wurde in französischer Sprache gehalten und ins Englische übersetzt; dagegen sprach Pastor Funcke aus Bremen englisch. Er war von den Engländern als Redner erbeten worden. Für einen zweiten Hauptvortrag von deutscher Seite, den sie gewünscht hatten, konnte das deutsche Komitee den geeigneten Mann nicht finden.

Die Hauptvorträge verteilten sich auf vier Tage. An den ersten drei wurde morgens und abends von der wahren Einigkeit der Kirche als dem Leibe Christi gesprochen, und zwar in der Teilung, daß zuerst die Wiedergeburt und das neue Leben, dann das Wachstum und die Entwicklung des Christen und

der Kirche und zuletzt die Vollendung behandelt wurde. Diese Teilung war nicht gerade glücklich. Wenn man das Zeitmoment zum Einteilungsgrund macht für das, was über das religiöse Leben zu sagen ist, so ist man vor Wiederholungen nicht gesichert und hat keine rechte Möglichkeit, Fragen, die nicht ganz im Mittelpunkt liegen, allseitig und erschöpfend zu behandeln. In dem Ganzen trat darum auch zu sehr der erbauliche Charakter hervor. Ein Mangel war auch das Fehlen von Diskussionen, die für einzelne Hauptpunkte einen regen Gedankenaustausch ermöglicht hätten. Für das nächste Mal ist diesem Mangel abzuhelfen beschlossen worden.

An den Nachmittagen gaben die einzelnen Delegierten Berichte über den Stand des religiösen Lebens und die Ausbreitung der Allianzbestrebungen in ihren Ländern. Hervorragende Männer und Frauen des christlichen Glaubens und der christlichen That erzählten von ihren Werken und von Gottes Gnadenerweisungen. Am Freitag-Vormittag war eine Preis- und Dankversammlung, am Nachmittag wurde das heilige Abendmahl nach reformiertem Gebrauch gereicht, und am Abend war eine große Missionsversammlung.

Die Delegierten der Allianz haben verschiedene Resolutionen gefaßt. Die in der großen Begrüßungsversammlung gleich am ersten Tage eingebrachte sollte den Ton anschlagen, in dem das Ganze verlaufen sollte. Sie wurde unterstützt vom Lordbischof von Exeter, einem Presbyterianer D. Pentecost und einem Methodisten D. Rigg. Sie lautete folgendermaßen:

„Diese Versammlung, zu der die Mitglieder und Freunde der Evangelischen Allianz aus so vielen Ländern zusammengekommen sind, um das Jubiläum zu feiern, betrachtet es als ihre erste Pflicht und ihr Vorrecht, ihrem anbetenden Dank gegen Gott Ausdruck zu geben, der während der vergangenen fünfzig Jahre es seinen Knechten in allen Ländern ins Herz gegeben hat, die gottgewollte Wahrheit der Einheit des Leibes Christi zu betonen. In tiefer Dankbarkeit gegen Gott für das, was er bereits gethan, flehen sie, daß seine Gnade und Weisheit sie auch ferner leiten wolle. Der Segen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes walte in immer erhöhterem Maße über den Bestrebungen der Evangelischen Allianz, zur Förderung brüderlicher Liebe, Befestigung in den Grundlehren der heiligen Schrift und zum Schutze derer, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden."

Am letzten Tage wurde man dann noch über Resolutionen einig zu Gunsten der Stundisten, die an den Zaren gehen sollte, und zu Gunsten der Armenier, die man den verschiedenen Botschaftern in Konstantinopel übermitteln wollte.

Die Bill über die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Gattin, die alljährlich im Oberhause wieder auftaucht, ist diesmal von den Lords mit 142 gegen 113 Stimmen in zweiter Lesung, d. h. im Prinzip angenommen worden. Die königlichen Prinzen wohnten fast sämtlich der Sitzung bei. Die geistlichen Lords stimmten insgesamt, mit dem Erzbischof von Canterbury an der Spitze, gegen die Bill, welche nach ihrer Meinung gegen die heilige Schrift verstößt. In den britischen Kolonien kann jemand längst die Schwester der verstorbenen Frau heiraten. Die Königin hatte ein besonderes Interesse an der Bill. Dieses soll allerdings daher kommen, daß eine solche Heirat in der königlichen Familie in Aussicht steht. — Auch in dritter Lesung ist die Bill von den Lords angenommen worden; schwerlich infolge davon, daß die ihren früheren Abstimmungen untreu werdenden Lords das Alte Testament soweit studiert hätten, um aus eigenem Urteil sich zu überzeugen, daß die geistlichen Mitglieder des Oberhauses sich auf eine handgreiflich falsche Auslegung von 3 Mose 18,18 berufen. Die Königin ist eben für sie eine größere Autorität als die Bischöfe, sintemal sie auch das Oberhaupt der englischen Kirche ist.

Der Reliquiendienst hat in der römischen Kirche neuen Aufschwung gefunden. In Pavia ist jüngst das Haupt des heiligen Epiphanius, dessen Reliquien sich zum Teil in dieser italienischen Stadt, zum Teil in Hildesheim befinden, nach langem Suchen und Forschen, wie die „Köln. Volksztg." schreibt, aufgefunden worden. Ebenso ist in Frankreich letzthin das Panzerhemd zum Vorschein gekommen, das die Jungfrau von Orleans in ihren Feldzügen getragen hat und das ihr von König Karl XII. zum Geschenk gemacht worden sein soll. Wie immer, wenn die Reliquienverehrung in Schwung kam, auch die nötigen Reliquien sich fanden, so auch in der Gegenwart. Fast jedes Jahr hört man jetzt aus der römischen Kirche, daß irgendwo neue Reliquien entdeckt worden sind. Vor einigen Jahren ist bekanntlich sogar der Leib des Apostels Jakobus in S. Jago de Compostella in Spanien gefunden worden, und der Papst hat die Echtheit, wie sie von der Kardinalskommission in Rom auf Grund der Akten behauptet worden ist, bestätigt.

Ein eigentümliches Schriftstück ist durch den "Daily Chronicle" publiziert worden. Dasselbe ist ein Abschiedsbrief von fünf armenischen Priestern in Urfa, die von den Türken ermordet worden sind. Die Armenier waren nämlich schon einige Tage vor der furchtbaren Metzelei in Urfa von der drohenden Gefahr in Kenntnis gesetzt worden. Die türkischen Behörden hinderten sie aber am Verlassen der Stadt. Während dieser Zeit schrieb die gregorianische Geistlichkeit den folgenden Brief, den sie heimlich nach Aintab sandte, von wo aus er nach Europa befördert wurde. Der Erzpriester Stephan und die vier andern Geistlichen wurden vor dem Altar der Kirche während der Feier der Kommunion erschlagen. Der Brief selbst lautet (nach der Chr. W.):

„Wir sind zum Tode verurteilt. Überall flüstert man sich zu, daß die Armenier in Urfa nur noch die Wahl haben zwischen dem Islam und dem Schwert. Ehe diese Zeilen an ihre Adresse gelangen, sind wir vielleicht schon bei denen, die uns in die ewige Stadt vorausgingen. Der Sultan hat seine unbeugsame Feindschaft gegen uns nicht aufgegeben, unsre moslemischen Nachbarn haben ihre drohende Haltung bewahrt. Wir warten wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden sollen, und während wir so mit blutendem Herzen dem Schlußakt dieses Trauerspiels entgegensehen, möchten wir unsern Mitmenschen eine letzte Botschaft senden.

An unsern Sultan.

Herrscher! Man hat Ihnen offenbar die Überzeugung beigebracht, daß wir ein rebellisches Volk sind, das nichts verdient als schleunige Ausrottung, und wir sehen in allen den jüngsten Ereignissen den Beweis Ihrer unbeugsamen Thatkraft und Ihrer großen Herrschermacht; für Sie ist die Vernichtung eines ganzen Volkes ohne Zweifel etwas Leichtes; die Bewältigung dieser Aufgabe wird Ihnen vielleicht von Ihren Bewundrern den Titel des Siegreichen einbringen. Was uns angeht, so können wir nur einen letzten feierlichen Protest dagegen einlegen, daß wir Rebellen sind oder jemals waren. Wir bedauern, daß Ihre Energie und Tapferkeit und die Ihrer Soldaten sich nicht gegen die Feinde des Reiches gerichtet hat, statt sich im Niedermetzeln und Ausplündern Ihrer wehrlosen und treuen Unterthanen zu äußern. Wenn wir auf die weitverbreitete, unsägliche Verwüstung blicken, die Ihr kaiserlicher Zorn verursacht hat, begreifen wir kaum, daß solcher Zorn und solche Wut sich auf das Haupt unsers schwachen Volkes ergießen kann: selbst wenn wir bewaffnete Rebellen wären, wäre das unbegreiflich. Jedenfalls flehen wir Sie an, zu erwägen, daß, wie groß auch Ihre Macht und wie unbeschränkt Ihr Wille in diesem Reiche sei, dessen Beherrschung Ihnen Gott gestattet, Sie

doch auch unter Gottes Gericht stehen wie wir; er wird Rechenschaft von uns allen verlangen für diese furchtbaren Tage voll Blut und Schmerzen; er wird prüfen, ob Sie die Geringsten unter Ihren Unterthanen gerecht behandelt haben.

In dieser Hinsicht kann das Urteil der Menschen erkauft oder verfälscht werden, das Gericht Gottes ist „wahrhaftig und gerecht." Es mag sein, daß wir Ihr Mißfallen erregt haben durch die fortschrittlichen Ideen, die von uns so rasch und freudig aufgenommen wurden. Aber wir haben da nichts zu verbergen. Es ist wahr, wir gründeten unsre Hoffnungen für den Ruhm und das Gedeihen Ihres Reiches auf die Versprechungen, die Ihre Vorgänger für sich und die Regierung dieses Landes gegeben haben, und wir vertrauten, daß Sie auf den Bahnen einer erleuchteten und freisinnigen Politik fortschreiten und Ihr Volk zu der größern Freiheit, Gesittung und dem Wohlstand führen würden, deren es so dringend bedarf. Wenn wir uns Ihren Zorn zugezogen haben dadurch, daß wir diese Hoffnungen und Bestrebungen nährten, und wenn Sie uns aus Ihren Ländern vertilgen wollen, um alle derartigen Wünsche aus dem Herzen Ihres Volkes zu reißen, so beschwören wir Sie, eins zu bedenken: auch in der Vergangenheit haben mächtige Männer sich dem menschlichen Fortschritt in den Weg gestellt und sind von ihm erdrückt worden. Wir wissen sehr wohl, wie groß die Macht Eurer Majestät ist, aber wir wissen auch, daß aller menschliche Fortschritt von Gott kommt, und daß es in keines Menschen Macht steht, jene Wahrheiten und Hoffnungen zu unterdrücken, die er seinem Volke ins Herz gibt. Diese Hoffnungen gleichen den Vögeln; man kann die Bäume abhauen, auf denen sie ihr Nest gebaut haben, aber dann fliegen sie nach einem höhern und sicherern Ort und bauen ein neues. Es freut uns zu wissen, daß die neuen Ideen schon im Herzen vieler ihrer muselmanischen Unterthanen Raum gefunden haben. Wir zweifeln nicht, sie werden in diesem Lande noch erfolgreiche Vertreter und Verfechter finden.

An unsre muselmanischen Landsleute.

Es gibt unter euch solche, bei denen die Menschlichkeit stärker ist als Leidenschaft und Rassenvorurteil, und ihr habt uns großmütig Beistand und Teilnahme geschenkt in diesen Tagen des Unheils und des Blutvergießens. Dafür ehren wir euch und danken euch von Herzen, und wir bitten den Gott, den wir mit euch gemeinsam verehren, daß er euch neben der Billigung eures Gewissens und dem Beifall aller guten Menschen seinen Segen schenke. Für die unter euch, die armenische Häuser geplündert und Armenier niedergemetzelt und ausgeraubt haben, hegen wir vornehmlich Gefühle des Mitleids. Ihr habt dies Schreckliche vielleicht gethan auf Befehl des Sultans und gemeint, eurer Religion und eurer Regierung damit zu dienen. Wir halten dies für einen entsetzlichen Irrtum; keiner Religion und keiner Regierung kann durch solche Thaten wahrhaft gedient, es kann ihnen dadurch nur geschadet werden. Unser Gebet für euch ist, daß ihr bald dahin geführt werdet, das große Unrecht, das ihr begeht, einzusehen und von Herzen zu bereuen.

Wir rufen Gott zum Zeugen dafür an, daß die Armenier keinen der Kriege angestiftet haben, die dieses Reich erschütterten. Es war nicht unser Thun, daß neues politisches Leben durch den Vertrag von 1856 unter uns wachgerufen wurde. Wir, als Volk, haben keinen Versuch gemacht, politische Fragen und Schwierigkeiten anzuregen; unsre Klagen und Anliegen gründeten sich einzig und allein auf das Gefühl der Menschlichkeit und die allgemei-

nen Menschenrechte. Es war Großbritannien, das den „Reformplan" entwarf und ihn dem Sultan aufdrängte, bis er so gereizt wurde, daß er den Entschluß gefaßt zu haben scheint, sich endgültig von diesem Ärgernis durch Ausrottung unsrer Nation zu befreien. Während er nun erbarmungslos an die Ausführung dieses Planes geht, stehen unsre europäischen Brüder als Zuschauer und Zeugen der blutigen Arbeit unthätig beiseite. Wir fragen uns, sind denn Teilnahme, Brüderlichkeit und Ritterlichkeit unter den Menschen gänzlich Dinge der Vergangenheit, sind denn egoistische, materielle und politische Interessen so mächtig, daß die Niedermetzlung eines ganzen Volkes eine nebensächliche Frage ist? Wie dem auch sei: Morituri vos salutamus. Gott möge zwischen uns richten an jenem großen Tage.

An die Christen Amerikas.

Wir haben eure Missionsarbeit unter uns stets eifrig bekämpft, weil wir der Ansicht waren, daß sie unsre nationalen kirchlichen Traditionen untergrub und hemmte; aber diese blutigen Tage zeigten uns, daß einige von unsern protestantischen Brüdern unsre Ehre und unsern Glauben hartnäckig verteidigt haben. Ihr habt euch bemüht, christliche Gesittung und Frömmigkeit unter uns zu verbreiten. Es ist nicht eure Schuld, daß eure Lehre und euer Beispiel unter anderm den Erfolg gehabt haben, unsre Herren gegen uns aufzureizen; ihr wenigstens kennt die Lage zu gut, um zu glauben, daß man uns für unsre politischen Vergehen bestraft; ihr wißt es, soweit wir die Ursache der blutigen Metzeleien sind, die über uns kamen, ist unser einziges Verbrechen in den Augen der Türken das gewesen, daß wir die von euch empfohlene Zivilisation angenommen haben. Ihr wißt, die türkische Regierung fürchtet und verabscheut nichts so sehr, als die von euch ausgestreute Saat des Fortschritts. Seht jetzt auf die Missionsstationen und Schulen, die ihr unter uns errichtet habt, und die Millionen Dollars und Hunderte von Menschenleben gekostet haben; sie liegen in Trümmern, und die Türken versuchen, sich dadurch von Missionaren und Lehrern zu befreien, daß sie niemand übrig lassen, für den und an dem man arbeiten kann. Noch vor einem Jahre, wer hätte da geglaubt, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts—eines Jahrhunderts, das gekennzeichnet ist durch ein Erschlaffen des Islam und einen immer mächtigern Einfluß des Christentums auf die Regierung der Völker—ein christliches Volk durch eine muselmanische Macht ausgerottet werden könnte wegen seines treuen Festhaltens an christlicher Gesittung und vor den Augen der ganzeu Christenheit! Und doch vollzieht sich heute dieses furchtbare Trauerspiel, und wir sind die unglückseligen Opfer. Wir sehen keine Spur von Erbarmen bei unsern Verfolgern, keine Hand streckt sich zu unsrer Rettung aus. Wir können nichts mehr thun, als euch und allen, die uns Liebe und Teilnahme geschenkt haben, lebewohl sagen und uns zum Tode bereiten, indem wir uns dessen rühmen, daß wir berufen sind, unsern Glauben mit dem Leben zu besiegeln. An alle armenischen Kolonien in freien Ländern senden wir unsern herzlichen Dank für alles, was sie für uns hier in Urfa gethan haben. Wir begehren ihre Fürbitte und beschwören sie, beständig am Glauben unsrer altnationalen Kirche festzuhalten und dem Beispiel unsers Heilands und des heiligen Gregorius nachzufolgen. Preis sei Jesus, der uns erlöst hat durch sein Blut.

Stephan, Erzpriester,
und vier andre Priester von Urfa."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Oktober 1896. No. 10.

Die Episteln vom 19. bis 22. Sonntag nach Trinitatis.

Von P. L. Haas.

I. 19. Sonntag nach Trinitatis. Eph. 4, 22—28.

In der grammatischen Konstruktion hängt V. 22 mit V. 17 zusammen mit dem: So sage ich nun und bezeuge (beteure) in dem Herrn. Von diesen Worten ernster Ermahnung sind die nachfolgenden Infinitive V. 17 und nachher V. 22 und 23 abhängig, so zwar, daß zuerst negativ von V. 17—19 unter Hinweis auf die Heiden gesagt wird, wie die Christen nicht mehr wandeln sollen. Im Übergang wird V. 20 u. 21 gezeigt, daß sie ja in Christo ein ganz anderes Wesen gehört und gelernt haben. Der Gegensatz zwischen dem Leben der Heiden und dem Leben in Christo steht zunächst in zwei wichtigen Hauptbegriffen. Dort Eitelkeit des Sinnes, ματαιότης τοῦ νοός (V. 17), hier ἀλήθεια in Jesu (V. 21). Dann erst, nachdem der Apostel diesen Gegensatz aufgezeigt hat, geht er von V. 22 an dazu über, positiv darzuthun, wie sich der neue Wandel der Christen in Christo so darzustellen hat, daß die Wahrheit in Jesu auch bei ihnen von innen nach außen in die Erscheinung und den Verkehr mit anderen Christen und der Welt hervorbricht und sich ausprägt. Von Wichtigkeit für das Verständnis des Textes sind die Begriffe: „Der alte Mensch," welcher abgelegt werden, „der neue Mensch," welcher angezogen werden soll. Der Apostel redet in Kap. 3, 16 vom „inwendigen Menschen," welchem als natürlicher Gegensatz ein „äußerer Mensch" gegenüber steht (siehe 2 Kor. 4, 16).

Ist nun der „inwendige Mensch" etwa identisch mit „der neue Mensch?" Dann müßte aber der „äußere Mensch" auch identisch sein mit „der alte Mensch." Dann käme in unserem Text das absurdum heraus: Leget den äußeren Menschen ab! Ludw. Hofacker scheint aber in einer Predigt auf Ostermontag den „inwendigen Menschen" und den „neuen Menschen" als identisch zu nehmen. Er sagt dort: „Wer nicht wiedergeboren ist, der hat keinen solchen inwendigen Menschen, wenn er auch der denkendste, der gefühlvollste Mensch wäre; seine Gedanken und Gefühle stammen aus dem altmodischen Leben des natürlichen Menschen."

Man sieht daraus, daß man vor allem die Begriffe innerer, äuße-

rer, alter und neuer Mensch muß klar auseinanderhalten können, ehe man den Apostel recht verstehen kann, wenn er davon redet.

Um es kurz zu sagen: „Der inwendige Mensch" ist zunächst jene dem Menschen in der Schöpfung verliehene geistig-seelische Fundamentalkonstruktion, vermöge welcher er das Bild Gottes darstellen und in sich vollenden soll. Diese innerliche Anlage allein befähigt ja den Menschen (im Unterschied vom Tier) zur Erkenntnis und Gemeinschaft Gottes. Der Grundtrieb dieses inwendigen Menschen geht ursprünglich nur auf Gott und die Wahrheit. Durch Einhauchung des göttlichen Lebensgeistes ist diese geistige Persönlichkeit geschaffen. Den Gegensatz zu dieser inwendigen, geistigen Seite des Menschen bildet der äußere Mensch, der vom Erdenstoff gebildete Leib mit seinen sinnlichen Trieben. Zu einem feindlichen Gegensatz gestalteten sich diese beiden aber erst infolge des Sündenfalles. Dieser hatte die Wirkung, daß der geistige Lebenszusammenhang zwischen dem geistigen Wesen des Menschen und Gott unterbrochen und zerstört wurde. Der Mensch suchte und fand nicht mehr in Gott seine geistige Fülle und Befriedigung; in sich selbst aber war er zu arm und leer. Daher warf er sich um so mehr mit ganzer Macht auf die äußere Welt der Erscheinung und Sinnlichkeit. Die sinnlichen Triebe des Leibes bekamen das Übergewicht und überschritten alles gesetzliche Maß und Grenzen. So kommt's, daß der „äußere Mensch" fast identisch wird mit dem Begriff des sündigen Fleisches. Indem nun der Mensch den Trieben des Fleisches folgt, von ihnen sich beherrschen und treiben läßt, bildet sich daraus das Leben des alten Menschen, der durch die Lüste des Irrtums oder Betrugs der Sünde sich verderbet. Auch das, was von der Schöpfung her noch von Geist sich im Menschen findet, tritt teils in dienstbare Abhängigkeit von der sinnlichen Natur und wird eitel, leer, nichtig, wirft sich ganz aufs Nichtige, Leere in dieser Welt; teils aber steht es in ohnmächtigem Kampf und Widerspruch wider das Widergöttliche und sehnt sich im stillen nach Erlösung. Daher das Wort:

„In dir ein edler Sklave ist
Dem du die Freiheit schuldig bist."

Durch die Bekehrung zu Christo ziehen aber neue göttliche Geistes- und Lebenskräfte in jene inwendige, geistige Natur des Menschen ein, der Mensch wird von innen neu geweckt und belebt, Christus zieht durch seinen Geist ein in sein Herz und damit kommt der neue Mensch in ihn (V. 24). Mit dem Eintritt dieses neuen Lebens, das Christus in ihm weckt, entsteht nun sofort für den also Neubelebten die große Lebensaufgabe, die Lebensgewohnheiten des alten Menschen Tag für Tag zu bekämpfen und sich zu betrachten als in Christo seiend, damit sein Leben in ihm zur Herrschaft komme. Der große, prinzipielle Gegensatz des Lebens nach den Lüsten des gefallenen Fleisches und des Lebens nach den Trieben des aus Gottes Geist erneuerten, gottgeheiligten Geistes- und Gemütslebens erwacht erst recht durch die Bekehrung zu Christo. Es gelingt dem Menschen nicht sofort, ein ununterbroche-

nes Geistesleben, in Christo seiend, zu führen. Sobald er aber in sich selbst steht, wird sein Denken, Wollen und Handeln nach der Weise des alten Menschen sich gestalten, wie er's gewohnt war. Nur durch fortgesetzte, bewußt festgehaltene Gemeinschaft des Lebens in Christo (Joh. 15) erfolgt das stetige Abwerfen des alten und stetige Anziehen (attrahere) des neuen Lebens. Denn die neue Lebenskraft muß mit allen Begehrungskräften der Seele herbeigezogen und festgehalten werden, wenn sie in uns wirksam werden soll. So gilt es also, täglich sich klar zu machen, was aus dem Fleische und was aus dem Geiste stammt, jenes zu verwerfen, und dieses zu ergreifen, so daß der neue Mensch die Oberherrschaft bekommt und eine Gerechtigkeit des Lebens und Heiligkeit des Wandels in der Wahrheit ausgewirkt wird.

Dieser allgemeinen Darlegung der sittlich-religiösen Lebensaufgabe der Christen läßt der Apostel nun von V. 25—28 eine speziellere Entfaltung folgen.

Wahrheit ist der erste große Charakterzug, der in der konkreten Gestaltung des neuen Menschen sich zeigt und zwar im *Wahrheit-Reden*, und dann weiter dem Abthun aller und jeder *Falschheit*. Und zwar: Wahrheit in Liebe (wie schon V. 15), daher der Hinweis, daß Christen *Glieder eines* Leibes sind. Ist es nun nur richtig mit dem in Christo geschaffenen neuen Menschen, so geht alles fortschreitend und wachstümlich zu durch wiederholte, mit Ablegen und Anziehen gleichmäßig bemühte Übung in Sinn, Werk und Wort. Die Versuchung zur Lüge ist noch da, aber das Wahrheitreden wird in der neuen Liebe geübt; vom Zorn (V. 26) wird die Sünde des eigenen Aufwallens geschieden; der inwendige Dieb (der alte Mensch) verwandelt sich mit Anstrengung in einen fleißigen Wohlthäter (V. 28). So wird der alte Mensch abgelegt in Kraft des neuen Menschen, der durch Christum einzieht und wohnt im erneuerten Herzen.

Disposition:

Der Wandel des neuen Menschen ist ein Wandel in der Wahrheit und Liebe.

I. Zuerst muß der neue Mensch da sein, ehe von einem neuen Wandel die Rede sein kann.

1. Der alte Mensch = ein Wandel nach den Lüsten des Fleisches oder des natürlichen Menschen.
2. Der neue Mensch = der in Christo neu geschaffene und belebte, zum Bild Gottes erneuerte Mensch.

II. Wie der Wandel des neuen Menschen sich im täglichen Leben als Wandel in der Wahrheit und Liebe gestaltet.

1. Wo der neue Mensch, da ist Wahrheit, statt Lüge.
2. Solche Wahrheit zeigt sich selbst im Zürnen.
3. Sie kommt im Werk der Gerechtigkeit und thätiger Liebe zur Erscheinung.

II. 20. Sonntag nach Trinitatis: Ephes. 5, 15—21.

Der ganze Abschnitt V. 15—21 stellt nicht mehr, wie bisher, den Christenwandel im Gegensatz zu dem der Heiden dar, sondern jetzt, wo er auf die Vollkommenheit abzielen soll, und es das letzte ἀκριβῶς gilt für das ἀξίως περιπατεῖν (Kap. 4, 1), jetzt handelt es sich um den Gegensatz zu dem unvollkommenen Wandel derjenigen Christen, die noch irgend als Unweise wandeln. Der Apostel will sagen: Von euch, die ihr Gottes geliebte Kinder seid (5, 1) und als solche auch Kinder des Lichts (V. 8 u. 9), von euch läßt sich doch mit Recht erwarten, daß ihr weise seid und nicht das Gegenteil.

Der diesen Abschnitt beherrschende Grundbegriff ist: Die Weisheit, welche uns den genauen, sorgfältigen Christenwandel im speziellsten Fall des täglichen Lebens lehren muß.

Ist ja doch der Christ auf der Pilgerreise, seine ganze Lebenszeit gestaltet sich für ihn zu einer beschwerlichen, mühseligen Wallfahrt, die in Anbetracht der großen zu erfüllenden Aufgabe auch noch kurz zu nennen ist (siehe 1 Mose 47, 9: Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt).

Der Weg seiner Wallfahrt führt ihn durch eine arge,—von einem bösen Geist beherrschte Welt und Weltzeit (Kap. 2, 1. 6. 12), und er muß dazu diesen Weg gehen mit dem auch noch vorhandenen argen Herzen, das immerdar den Irrweg will. Da ist es nicht so leicht, immer den Irrweg zu meiden und den rechten Weg zu dem gottgewollten Ziel zu finden. Da also thut Weisheit not, um allezeit seinen Wandel so genau zu führen, daß man täglich dem Ziele näher kommt.

V. 15. „Sehet zu, wie ihr genau wandelt.“ In dem „sehet zu“ liegt der festgehaltene Vorsatz ausgesprochen, der in allem genau, ohne Übersehen, Versäumnis und Abirrung vom rechten Wege wandeln will. Nicht als die Unweisen.—Christen, die es an der nötigen Vorsicht im Christenwandel fehlen lassen, die weder acht haben auf die Schlingen, welche Satan, Welt und Fleisch ihnen legen, noch acht haben auf die Augenleitung des Herrn (Ps. 32, 8 u. 9), solche Christen werden ein um das andere Mal fallen in des Satans Strick oder doch die Gelegenheiten versäumen, zu wirken solange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann. Das also sind die Unweisen, die es an dieser Vorsicht und aufmerksamen Genauigkeit fehlen lassen. Die wahre Weisheit also, welche der Apostel bei den Christen erwartet, ist nicht bloß eine theoretische Erkenntnis und Wissen des rechten Weges im allgemeinen, sondern eine sich ins tägliche, praktische Leben umsetzende Sorgfalt des Wandels in der wahren Vorsicht vor den drohenden Schlingen und in der scharfen Aufmerksamkeit auf die Winke und Führungen des Herrn.

Das wird in den nun folgenden Versen genauer entwickelt, wie diese Weisheit sich zeigt. Vor allem im Benutzen der Zeit. V. 26: „Kaufet (für euch) die Zeit aus, denn die Tage sind böse.“ Luthers:

„Schicket euch in die Zeit" lautet sehr mißverständlich und scheint mehr der gemeinen Weltklugheit ähnlich als der wahren Weisheit, welche der Apostel lehren will. Die wahre Weisheit des Christen soll darin bestehen, daß er die ihm beschiedene, vergönnte Lebenszeit sich erkauft für einen guten, heiligen Zweck; er soll die sonst so flüchtig dahineilende Zeit möglichst treu benutzen. Während der unweise Weltmensch seine Zeit vertändelt entweder indem er den Phantomen der eiteln Welt nachjagt, Reichtum, Lust und Vergnügen zu gewinnen sucht (und dafür wird im allgemeinen die Zeit treuer benutzt und ausgekauft als für göttliche und ewige Zwecke), so soll dagegen der Christ aus dem Gestein dieser Zeit sich Gold der Ewigkeit auswirken (der wahre Stein der Weisen!), indem er sucht seine Zeit dazu zu benutzen, sich Schätze im Himmel zu sammeln, die nicht veralten noch geraubt werden können.—Weisheit im Auskaufen der Zeit ist besonders darum nötig, weil „die Tage böse sind," d. h. sie stehen unter dem Einfluß eines den ganzen Zeitlauf beherrschenden bösen Geistes, welcher uns die kostbare Zeit rauben, und immer das „morgen, morgen" — „wenn ich gelegene Zeit habe" uns zuflüstert, um so uns die Augenblicke der Gnadenzeit, die Gelegenheiten, das gottgewollte Gute zu thun, aus den Händen wegzunehmen! Daher die Mahnung: Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben etc. . . . (Lied 485, 2. Siehe Ps. 90, 12.)

V. 17. Der genaue Wandel in Weisheit wird jetzt weiter ausgeführt a) als Trachten nach vollkommenster Erkenntnis (und Übung) des göttlichen Willens, ein stetes Zunehmen darinnen, Verständig-Werden dafür;

b) (V. 18) als ein vorsichtig nüchternes Meiden jeder Art von Berauschung (auch geistlicher), welche die wahre Nüchternheit und Besonnenheit raubt, indem der Christ vielmehr das Vollwerden im Geiste (Gottes) anstrebt.

c) Und endlich führt das dann (V. 19 u. 20) zum rechten Lob und Preis Gottes und (V. 21) zur wahren gegenseitigen Dienstfertigkeit und Unterthänigkeit im Geist der Liebe Christi und der Furcht Gottes.

Es handelt sich also bei V. 17 nicht bloß um das Wissen und Erkennen des allgemeinen Gotteswillens, wie er in Frakturschrift im Dekalog steht, sondern es handelt sich um die feine, spezielle Führung, die der Herr uns für jeden Tag und Stunde unseres Lebens verheißen hat. Wie es Zinzendorf ausdrückt: Merk, Seele, dir dies große Wort, wenn Jesus winkt, so geh; wenn er dich zieht, so eile fort; wenn Jesus hält, so steh etc. . . Typisch dafür ist 4 Mose 9, 17—23, das in seiner breiten Darstellung eben das scharfe Achten auf des Herrn Führung uns mächtig einprägen will.

Bei V. 18 denke man doch nur nicht bloß an den gemeinsten Rauschtrank der Welt, wodurch der Mensch seinen klaren, nüchternen Verstand verliert; sondern man denke an alles, was die Seele berauscht, falsch aufregt, ihre Besonnenheit verdirbt. Geistige Rauschtränke aller Art bringt die Welt auf, politische, wie die Silbernarrheit unserer

Tage, wie soziale, religiöse u. dergl. Besonders gefährlich werden religiöse Schwärmgeister, welche von der Einfalt in Christo abführen. Im Gegensatz dazu steht: Werdet voll Geistes (Gottes). Diese Begeisterung scheint der Welt auch wie Trunkenheit (Ap. 2, 13), besonders weil sie zu begeistertem Lob, Preis, Dank und Anbetung Gottes führt (V. 19 u. 20), aber sie ist die wahre Nüchternheit bei aller Erfüllung mit wahrer göttlicher Freude und Frieden im heiligen Geist.

Die also vom Geist Erfüllten können erst recht Gott loben und danken und können im Geiste Christi einander dienen in der Furcht Gottes (V. 21).

Disposition.

Die wahre Weisheit lehrt uns den genauen Christenwandel in der Furcht Gottes.

I. Weisheit ist den Christen geziemend und nötig als Grundlage eines richtigen Wandels.

II. Weisheit lehrt uns den rechten Weg finden, jede falsche Begeisterung meiden und die rechte Begeisterung erstreben.

III. Weisheit führt uns dann auch zu einem (vorläufigen) gottgefälligen Ziele, daß wir unser Leben in Gottes Lob und Preis und in demütig dienender Liebe führen.

III. 21. Sonntag nach Trinitatis: Ephes. 6, 10—17.

In der Epistel auf den 19. n. Trin. war die Wahrheit in Jesu,—in der auf den 20. die Weisheit im Wandel des Christen der leitende Grundgedanke des Textes; heute ist es dagegen das Starkwerden des Christen in der Macht der Stärke des Herrn.

Dieses Starkwerden ist zuerst (V. 10) im eigentlichen Ausdruck, ohne Bild, genannt; nachher wird es bildlich dargestellt als Anziehen und Ergreifen der vollen, ganzen Waffenrüstung Gottes, womit er diejenigen ausrüstet, welche die ihnen dargebotenen Heils- und Lebenskräfte ergreifen und treu benutzen wollen. Zwei-Mal wird diese Vollrüstung Gottes genannt in V. 11 u. 13, das eine mal mit „ziehet an", womit besonders angedeutet wird, daß es eine innerliche, geistliche Ausrüstung ist, welche unser innerer Mensch anziehen muß; das andere Mal mit „ergreifet", um anzudeuten, daß er nun zur näheren Bezeichnung der einzelnen Waffenstücke übergeht, welche der Christ anlegen muß, daher der technische Ausdruck vom Ergreifen der Waffen.

Von der ganzen bildlichen Redeweise ist zu sagen, daß alle diese Waffenstücke natürlich aufs engste zusammengehören und der Christ keines derselben entbehren kann; dabei passen Bild und Sache gleichmäßig aufeinander als ein genau sich entwickelnder Organismus. Schon der notwendige Fortschritt des Anziehens, Ergreifens, Kämpfens in seiner Stufenfolge zeigt uns das und entspricht ebenso genau

der inneren Entwicklung. Wir haben zu unterscheiden: den Anzug der Bereitschaft vorerst, in welchem wir fürs erste schon stehen müssen, fest und bereit, um kämpfen zu können; dann den Heraustritt zum Kampfe, wobei nochmals erst Schutzwaffen erforderlich sind; endlich die einzige Angriffswaffe — Schwert des Geistes—wenn es den wirklichen Kampf gilt.

Doch ehe wir die einzelnen Stücke der Waffenrüstung ansehen, wollen wir den Feind ins Auge fassen, mit dem es zu kämpfen gilt. Da nennt uns denn fest und bestimmt V. 11 vor allem: den Teufel, das Oberhaupt im Reiche der Finsternis. Dabei wollen wir gleich beachten, daß von listigen Anläufen, Methoden, die Rede ist. Damit ist schon angedeutet, daß der ganze, nachher im Bilde des offenen Kampfes geschilderte Streit dennoch eigentlich ein tief inneres Ringen mit den aus dem Versteck der Finsternis andringenden Pseudogeistigkeiten ist, es wird also damit vor allem die geistige, höchst gefährliche Natur dieses Kampfes festgestellt. — Aber wenn der Feind auch noch so listig und verborgen heranschleicht und sich hinter seine Werkzeuge zu verstecken weiß, Gottes Wort nennt ihn und reicht uns schon das Mittel zur Überwindung dar: Es ist der Teufel, der euch beschleicht und zu fällen sucht. Und: „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist.“ Das Böse im Menschen und in der Menschheit wäre, auch ohne den Teufel, schon eine unermeßliche Menge und an sich gefährlich genug. Doch aber ohne den Teufel, den Fürsten im Reich der Finsternis, wäre die Menge des Bösen zu vergleichen einem Heer ohne Feldherrn und ohne bestimmten Kriegsplan. Weil es aber einen Teufel, einen Obersten im Reich des Bösen gibt, so ist in dem Streit wider Gott und Gottes Volk eine Ordnung, eine Leitung, ein wohlüberlegter Plan, und es gibt eine geheimnisvoll aber klug angelegte Geschichte der Anläufe wider Gottes Reich. Der Apostel zeigt aber in V. 12 noch weiter, mit wem der Kampf zu führen ist. „Nicht mit Fleisch und Blut“, d. h. so viel als: nicht eigentlich mit Fleisch und Blut, sondern etc. . . . Er will natürlich nicht leugnen, daß der Kampf mit Fleisch und Blut zu führen sei, wobei wir zu denken haben nicht bloß an das eigene böse Fleisch und Blut, das uns an sich schon genug zu schaffen macht, sondern auch an das uns umgebende Fleisch und Blut: die nächsten Anverwandten, Freunde, Bekannten, Feinde und Widersacher unter den Menschen.

Der Apostel will sagen, wir sollen, indem wir uns in solchen Kampf mit Fleisch und Blut verwickelt finden, tiefer blicken und uns bewußt werden, daß das die Waffen und Werkzeuge sind, durch welche und hinter welchen versteckt der arge Feind uns versucht. Man denke an Matth. 16, 23; Mark. 3, 20 .f, 31—35; Eph. 2, 2. — Dreifach bezeichnet der Apostel die Mächte der Finsternis: Es sind Fürsten und Gewaltige, welche die Herrschaft der Welt an sich zu reißen, die Welt geistig zu beherrschen suchen. Das Gebiet ihrer Macht ist die Finsternis, versteht sich sittlich-religiöse oder Gottesfinsternis, in welcher sie

selbst sich befinden und welche sie auch mit allem Fleiß über das ganze menschliche Geschlecht zu verbreiten suchen. (Siehe Eph. 4, 18; 2 Kor. 4, 3 f.) Finsternis in Bezug auf Gott, die Welt, den Menschen, den Teufel und sein Reich — das ist's, was die bösgeistigen Mächte auszubreiten suchen und je mehr diese Finsternis herrscht über ein Volk oder einen Menschen, um so ungehinderter kann der Teufel seine Werke der Finsternis treiben durch seine Werkzeuge. Man denke an die furchtbare Zauber- und Lügenmacht der heidnischen Priester über ihr Volk; an die Macht, welche unter der Herrschaft des Aberglaubens (Hexerei) der Feind zu entfalten vermag.

Mit πνευματικὰ τῆς πονηρίας haben wir es zu thun. Was ist das? Luther übersetzt: „mit den bösen Geistern unter dem Himmel." Allein das Wort kann nicht Geister bedeuten, sondern ist als Abstraktum zu fassen und soll die Art und Wirksamkeit, wie die Teufel uns in den Kampf verflechten, andeuten. Es ist zu verstehen: falschgeistige, gefährliche Strömungen oder Richtungen, welche die Macht der Finsternis in die echten πνευματικά oder geistigen Güter und Wahrheiten der Christen einzumengen und durch gefährlichen Irrtum zu betrügen sucht. Damit hängt zusammen das ἐν ἐπουρανίοις, das nicht sowohl als örtliche Räumlichkeit=„unter dem Himmel" zu fassen ist, wenngleich es allerdings die Region andeutet, innerhalb welcher der Kampf geführt wird. Das beste Verständnis für das im ganzen Briefe viermal gebrauchte Wort ἐπουράνιος (Kap. 1, 3; 2, 6; 6, 12) ist, wenn wir uns klar machen, daß Christus das Himmelreich auf Erden gebracht hat, es ist da für uns und in uns: Es gibt also für die Kinder Gottes ein „himmlisches Gebiet" auf Erden, sie selbst werden darein versetzt als Erben des Reiches Gottes. In dieses himmlische Gebiet weiß der Feind den Kampf hineinzuverlegen. Sein Gebiet ist die Finsternis, aber durch seine Werkzeuge weiß er falschgeistige Strömungen in das himmlische Lebensgebiet der Kinder Gottes zu bringen, um sie ihrer geistlichen Güter und Segnungen in Christo zu berauben. (Siehe 1, 3 ff.) Man denke doch an die gefährlichen Strömungen der falschen Theologie, der negativen Kritik, des Protestantenvereins, der Ritschlianer, des Romanismus u. s. w., die uns um das eigentliche Kleinod des Christentums, die Versöhnung im Blute Christi, die Hoffnung der Auferstehung u. dergl. zu bringen suchen. Da gilt's, die ganze Waffenrüstung zu ergreifen gegen diese μεθοδείας des Satans.

Die Lenden müssen mit Wahrheit umgürtet sein. Die Lenden, der schwächste und weichste Teil des Leibes. Wahrheit, die im Verborgenen ist (Ps. 51, 8), Lauterkeit, Aufrichtigkeit des innersten Wesens ist die erste Grundbedingung der Stärke in dem Herrn. Darauf folgt der Panzer der Gerechtigkeit, das in Christo versöhnte Herz und Gewissen (Röm. 8, 31 ff.). Die Beine gestiefelt mit der (festen) Bereitschaft des Evangeliums des Friedens. Jene Wahrheit und Gerechtigkeit bringt den Frieden und macht bereit, den Frieden auszubreiten auf allerlei Weise.

Zur Deckung über das alles, womit ihr schon gerüstet seid, bedürft ihr beim ersten Schritt heraus gegen den Feind: den Schild des Glaubens. D. h. der erste Schritt gegen den Feind erfordert neuen, besondern Glauben, und das allein ist unser Schild, nämlich Glaube, wie ihn David brauchte, als er dem Goliath entgegenging.

Doch der Kämpfer muß über den Schild hinaus, hinter dem er sich nicht bloß verstecken kann, dem Feind ins Auge sehen und um dessen finsterfeuriger Bosheit willen brauchen wir den „Helm des Heils", um im Kampf nicht Kopf und Besinnung zu verlieren. Das Heil oder die Hilfe ist zugleich der Sieg im Kampfe, unser Helm ist eben die Gewißheit oder die Zuversicht des Sieges, und zwar um der Gerechtigkeit Christi willen. Dabei darf man auch nicht ausschließen den frohen Ausblick auf das Kommen des Herrn zur Hilfe (siehe Ap. 7, 55 u. 56): „Haltet aus, der Herr wird kommen," das ist der rechte Helm des Heils.

Die einzige Angriffswaffe endlich ist das Wort Gottes, das Schwert des Geistes. Darin ist alle Macht und Kraft Gottes konzentriert enthalten, es richtet zuerst in uns, dann außer uns (Hebr. 4, 12) und Luther singt davon: „Ein Wörtlein kann ihn fällen."

Disposition:

Der Text zeigt uns die geistliche Waffenrüstung des Christen wider seine Feinde.

I. Zuerst nennt er uns V. 10 die rechte Festung des Christen.

II. Dann lehrt er uns die gefährlichen Feinde selbst kennen. V. 11 u. 12.

III. Und endlich ermahnt er, die den Sieg verbürgende Waffenrüstung anzulegen.

IV. 22. Sonntag nach Trinitatis: Phil. 1, 3—11.

Disposition:

Was die Gemeinschaft am Evangelium zwischen Hörern und Predigern zustande bringen soll.

I. Eine herzliche Verbundenheit der Hörer mit den Dienern des Worts, vorab den eigenen Predigern.

II. Ein herzliches Band der Liebe zwischen den Predigern und Hörern.

V. 3 u. 4. Der Philipper Gemeinschaft am Evangelium, ihre Teilnahme oder Teilhaberschaft nicht nur an der Gnade (V. 7 fin.), sondern auch an dem Erfolg und dem Leidensgeschick der Diener des Worts, das ist's, was den Apostel ganz besonders zu freudigem Dankgebet (V. 4), aber auch zu zuversichtlichem (V. 6) Bittgebet für sie (V. 9 ff.) antreibt.

Ihre Gemeinschaft am Evangelium bestand aber nicht nur in schönen Gefühlen und frommen Wünschen für den Apostel und sein Evangelium, sondern sie sandten ihm auch in die Gefangenschaft nach Rom

einen Gehilfen und Diener, Epaphraditus (Kap. 2, 25), und ferner ließen sie ihm fortwährend reichliche Unterstützung zukommen (Kap. 4, 10—16). Denn auch der treueste Diener Christi kann nicht bestehen ohne die Unterstützung derer, die er mit dem Worte bedient.

Der große Übelstand unserer Zeit ist das kalte, herzlose Lohnverhältnis, in welches die meisten Gemeinden sich zu ihren Predigern stellen. Woher kommt das? Es fehlt an der wahren Gemeinschaft am Evangelium! Wer die größten Gottesthaten mit kaltem, gefühllosem Herzen anhören kann, wer zu seinem Gott und der Kirche Christi nur in einem äußerst losen und lockeren Verhältnis steht, — der hat kein Herz für das Evangelium, kein Herz für den Gang des Reiches Gottes, kein Herz für das Wohl und Wehe der Arbeiter im Reiche Gottes, auch keines für den eigenen Prediger. Dieser ist ihm ein Lohndiener, der zufrieden sein muß, wenn er seinen kärglichen Lohn bekommt (worin er oft genug hinter dem Storeclerk und den Handwerkern zurückstehen muß, nicht zu reden vom Doktor, der seine Preise zu machen weiß). Wem aber das Evangelium das Herz erwärmt und belebt, der nimmt herzinnigen Anteil am Geschick des Reiches Gottes und der thut auch, was in seinen Kräften steht, um dem eigenen Prediger die Last des Amts zu erleichtern und namentlich ihm die drückende Nahrungssorge abzunehmen.

Und wie leicht bildet sich zwischen solchen lebendigen Teilhabern am Evangelium und dem Prediger ein herzinniges Freundschafts- und Liebesverhältnis, wenn sich ihm die Herzen erschließen und er auch einen Einblick gewinnt in den inneren Herzensstand und die geistlichen Erfahrungen solcher mit ihm verbundenen Seelen. Solcher Art war die Gemeinschaft der Philipper mit dem Evangelium und dem treuen Verkündiger desselben, dem Apostel Paulus.

Dieses herzinnige Verhältnis war es, was den Apostel Paulus nach unserem Texte zu so innig-freudigem Dankgebet antrieb für das, was die Philipper schon durch Gottes Gnade geworden waren. Wenn durch das Evangelium die kalte, herzlose Selbstsucht und Teilnahmlosigkeit überwunden wird und eine herzliche Liebe und Teilnahme und Selbsthingabe an die Stelle tritt, das soll und muß auch einem Prediger Ursache geben zum Lob, Preis und Dank für das, was die Gnade ausgerichtet hat.

Und wenn er die Liebe und Dankbarkeit seiner Zuhörer sieht und erfährt, so muß das auch seine Liebe um so mehr entzünden (V. 7), es muß in ihm eine freudige Zuversicht erwecken: Meine Arbeit ist nicht vergeblich, der Gott, welcher in diesen Seelen das gute Werk angefangen hat, wird es auch ausführen (V. 6).

Und in solcher Zuversicht erhebt er freudig und innig betende Hände, daß Gott die also erweckten Seelen immer reicher und völliger mache in der Liebe, in der Erkenntnis, im geistlichen Takt oder Gefühl für das, was sich schickt zu thun oder nicht, so daß immer präziser, immer klarer und heller das Bild Christi in ihnen hergestellt wird, und

sie mancherlei Früchte zu bringen vermögen durch den in ihnen wirkenden Christus zu Ehre und Lob Gottes.

Wo solch ein Band der Liebe, des herzinnigen Anteils und des Gebets den Prediger mit seinen Hörern verbindet, wie herrlich und schön stellt sich da die wahre Gemeinschaft am Evangelium dar; und wie gerne wird man da auch mit den übrigen Werken des Reiches Gottes und den Arbeitern im Reiche, mit ihren Leiden und Nöten, sympathisieren!—So betrachtet, gibt die Epistel einen rechten Missionstext für eine Missionsfestpredigt.

Über das Amt der Schlüssel.

Referat von Prof. E. Otto.

(Schluß.)

Diese Identifizierung von Gnaden*mittel* und Gnaden*gut* führt nun in ihrer Anwendung auf die Absolution zu sonderbaren unverständlichen Behauptungen. In derselben kommt ja kein irdisch sinnbildliches Element und darum auch keine materia coelestis, die mit derselben verbunden gedacht werden könnte, zur Verwendung, sondern es ist eben die Vergebung der Sünden selbst, welche nicht als Gnadenmittel, sondern nur als Gnadengut betrachtet werden kann, welche mitgeteilt wird. Hier verwahrt sich nun die moderne lutherische Theologie ausdrücklich dagegen, daß die Absolution eine bloße *Verkündigung* der göttlichen Vergebung sei, wie in der allgemeinen Predigt des Evangeliums, sondern behauptet, daß in der Absolution eine wirkliche Zuwendung der Sündenvergebung stattfinde, ganz unabhängig vom Glauben oder Nichtglauben des Empfängers. „Von lutherischen Voraussetzungen steht es fest, daß das Wort der Absolution immer und unter allen Umständen wirkt; jedem, dem die Absolution *gesprochen* wird, wird *sie* auch zu teil, er glaube oder nicht, nur entweder zum Segen oder zum Gerichte.“ Und: „Wie im Abendmahle auch der Ungläubige Leib und Blut des Herrn empfängt nur zum Gerichte, so wird auch in der Absolution selbst dem Ungläubigen die *Gnade Gottes beigelegt*.“ Man bemerke wohl, es heißt: *beigelegt*, nicht etwa bloß verkündigt, in der glaubwürdigsten, innigsten, eindringendsten Weise dargeboten, so daß der Empfänger nur in aufrichtigem Glauben zuzugreifen braucht, um sich das dargebotene Gut anzueignen (das wäre ja ganz richtig), sondern beigelegt nolens volens wird es ihm; wirksam beigelegt. Welcher Mensch mit gewöhnlicher Logik kann das anders verstehen, als daß in der Absolution der Sünder wirklich begnadigt wird, er empfängt Vergebung, Friede mit Gott, Vereinigung mit Christo, Erhebung zur Kindschaft, und was alles für Unaussprechliches in dem Worte „Leben und Seligkeit“ enthalten sein mag, nur daß er dies alles zum Gerichte empfängt. Es wird jemand die Genesung, Gesundheit, Kraftgefühl, guter Appetit u. s. w. geschenkt, nur daß er zu derselben Zeit, *indem* er das alles empfängt und eben *dadurch* kränker wird.

Das sind logische Ungeheuerlichkeiten, die sich aus dem überspannten Begriffe des Sakramentes entwickelt haben, die der sogenannte „tiefere Sinn für das Objektive," wie sich dessen die moderne Orthodoxie rühmt, ausgearbeitet hat. Wer an solchen Tiefsinnigkeiten Gefallen hat, mit dem ist auch nicht zu streiten, er wird sich in den Mantel der Unbegreiflichkeit hüllen und wird mit den Begriffen oder vielmehr den Wörtern: objektiv und subjektiv um sich werfen, wonach einer objektiv ein Kind Gottes, subjektiv ein Kind des Teufels sein kann, was auf den alten Satz von den zweierlei Wahrheiten hinausläuft, wonach etwas in der Philosophie falsch, in der Theologie aber wahr sein könne. Es finden aber solche unrechten Theorien gerne Anklang, weil sie einerseits einem hochgesteigerten Begriffe von der Würde des Amtes entsprechen und denselben befördern, andrerseits weil sie dem derb materialistischen Sinne des Volkes entgegenkommen, der auch das Geistige gern in möglichst greifbarer Gestalt haben will, unbekümmert darum, ob's begreifbar ist oder nicht, und dem es gefällt, sich die Vergebung in so kompakter Gestalt aus der Kirche zu holen, wie man sich ein Stück Brot aus der Küche holt.

In dieser Beziehung kehren wir zu dem altprotestantischen Grundsatze zurück, der auch das Sakrament als verbum pictum unter den Begriff des Wortes einordnet, und sagen, das Amt der Schlüssel ist das hohe Vorrecht und die heilige Pflicht der Kirche, die Heilsthaten Gottes zu *verkündigen* und jedes ihrer Glieder als ein solches zu betrachten, das an den teuer erworbenen Gütern Anteil hat und dieselben in demütigem Glauben sich aneignen darf. Mag man nun für die Verkündigung der Sündenvergebung eine besondere feierliche Form der Absolution, sei es im sonntäglichen Gottesdienste oder in der Vorbereitung zum Sakramentsgenusse oder in der besonderen Handlung der Privatbeichte anwenden, mag man auch die alleremphatischste Formel dafür anwenden: „Ich vergebe dir deine Sünden im Namen Jesu Christi," so fällt doch die Ausübung dieser Vollmacht immer unter den Grundbegriff einer Verkündigung des Evangeliums, und ist von der Verkündigung, wie sie in der allgemeinen Predigt des Wortes geschieht, nicht *specifisch* verschieden.

Nach der andern Seite hin ist der Begriff des Amtes der Schlüssel erweitert und etwas hereingezogen worden, was eigentlich nicht in demselben befaßt ist, nämlich die Ausübung der Kirchenzucht, speziell die Anwendung des höchsten Zuchtmittels, des Banns. Wenn nach den Worten Christi (Matth. 16) unter der Schlüsselgewalt die Befugnis der gläubigen Gemeinde verstanden werden muß, ein Urteil auszusprechen, das nicht bloß für irdische Verhältnisse maßgebend, sondern zugleich Offenbarung göttlicher Ordnung sein soll, so hat eigentlich die protestantische Kirche nicht behaupten wollen, daß die Ausschließung aus der Gemeinde eine auch in die Ewigkeit reichende Bedeutung habe, sondern Luther sowohl wie Calvin haben's wiederholt ausgesprochen, daß die Verhängung des Bannes über einen Menschen nur auf sein Verhältnis

zur Kirche Beziehung habe, während sein ewiges Los in die Hand des alleinigen Herzenskündigers gestellt wird. Wenn daher der Heidelberger Katechismus auf die Frage: Was ist die Schlüsselgewalt? ausdrücklich antwortet: Die Predigt des Evangeliums und die christliche Bußzucht, so sind damit zwei Thätigkeiten der Kirche miteinander vermischt, die zwar nahe miteinander verwandt sind, aber doch nicht unmittelbar zusammengehörig. Das Binden oder Behalten der Sünde geschieht durch die Predigt des Gesetzes. Natürlich verstehen wir darunter nicht bloß eine gelegentliche Kanzelrede über die Gebote oder eins derselben, sondern jede im Namen Gottes geübte Kundgebung, die auf die Bewahrung und Pflege des christlich-sittlichen Gemeingeistes gerichtet ist. Die Predigt des Evangeliums selbst ist ja zugleich Predigt des Gesetzes, sintemal sie die Heiligkeit des Gottes verkündigt, in dessen Reich zu treten sie einlädt. Jedes Lösen ist zugleich ein Binden, indem das Evangelium keine andere Gerechtigkeit anerkennt als die Gottesgerechtigkeit allein. Die christliche Gemeinde hat das Recht und die Pflicht, ein neues Tribunal unter sich aufzurichten, welches weder mit den Tribunalen der Welt noch mit dem Richterstuhle Mosis gleichartig ist, sondern vor welchem nach einem anderen Maßstabe gerichtet wird. Sie soll und darf das Bewußtsein haben, daß in ihr an den sittlichen Wandel des Menschen der höchste und heiligste Maßstab angelegt wird, daß diese Beurteilung mit Offenheit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit gegen hoch und gering und zugleich mit der Milde ausgeübt wird, welche das Bewußtsein der eignen Vergebungsbedürftigkeit erfordert.

Die Schlüsselgewalt bezieht sich demnach auch nach ihrer negativen Seite als Binden und Behalten zunächst auf die Aufstellung des neuen Maßstabes in der Beurteilung des sittlichen Verhaltens der Menschen, also daß nicht jeder, der vor dem Richterstuhle der Welt oder vor dem Gesetze Mosis als gerecht anerkannt wird, darum auch in der Gemeinde Christi als gerecht gelten müßte, und umgekehrt, daß nicht jeder, über den die Welt oder das Gesetz Mosis den Stab bricht, auch in der Gemeinde Christi als verworfen gelten muß. Allerdings beschränkt sich die Schlüsselgewalt nicht bloß auf die Aufstellung abstrakter Grundsätze, sondern das Wort Christi: „Welchen ihr die Sünden behaltet, denen sind sie behalten," weist sie ausdrücklich an, diese Grundsätze auch gegen konkrete Personen geltend zu machen. Aber die Anwendung dieser Grundsätze ist ihr doch nur auf dem Gebiete gestattet, das ihr als ein offenbares vorliegt, und nirgends ist der Kirche als Ganzem oder den Trägern ihres Amtes als allgemeines Charisma die Fähigkeit mitgeteilt oder verheißen, irrtumslos in der Tiefe einer Menschenseele zu lesen, ob in ihm die Bedingungen vorhanden sind, die ein Behalten seiner Sünde, ein Versagen der Vergebung nötig machen. Es wird bei dem alten Grundsatze bleiben müssen: de occultis ecclesia non judicat.

Wohl ist die Kirche es ihrem Herrn und Meister, wohl ist sie's ihrer eigenen Ehre schuldig, Personen, die durch anstößigen Wandel und un-

bußfertiges Wesen den Christennamen entehren, aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen; wohl ist sie's eben diesen ihren irrenden Gliedern selbst schuldig, ihrer Entrüstung über den Ärgernis erregenden Wandel ernsten Ausdruck zu geben und sie dadurch womöglich zu heilsamer Erkenntnis zu bringen; dafür Schriftbefehle und Beispiele anzuführen, ist ja kaum notwendig; aber das alles hat mit dem Behalten der Sünde, welches vor Gott gilt, nichts zu thun, und eine evangelische Kirche wird nimmer den Anspruch stellen, daß eine von ihr vollzogene Lostrennung eines unwürdigen Gliedes auch für dessen ewiges Los entscheidend sei. Wohl wird eine rechte christliche Gemeinde mit Gewissenhaftigkeit darauf achten, daß sie in der Übung ihrer Kirchenzucht nach Gottes Ordnung verfahre, daß Gott ihr Urteil und Verfahren billigen möge, aber das ewige Los des von ihrem Urteil Getroffenen wird sie Gott anheimstellen.

Sonach können wir nicht anders sagen, als daß jene Zusammenstellung des Heidelberger Katechismus, wonach Predigt des Worts und Übung der Kirchenzucht unter einen Begriff, den des Amtes der Schlüssel, gestellt werden, nicht zutreffend ist. Beides sind ja zweifellos Befugnisse der Kirche, beide greifen in einander ein, beide haben gleichen Zweck, aber beide bewegen sich in einer verschiedenen Sphäre. Das eine Mal handelt sich's um das Aussprechen ewiger unwandelbarer Wahrheiten, das andere Mal um ein, wenn auch unter dem Einflusse und der Leitung des heiligen Geistes vollzogenes, doch immerhin über die Irrtumsfähigkeit nicht erhabenes menschliches Urteil. Nach dem Sinne der grundlegenden Schriftstelle hätte die Ausübung der Kirchenzucht nicht mit unter die Schlüsselgewalt befaßt werden sollen.

Gehen wir nun noch einmal auf unsere Anfangsfrage zurück: Was haben evangelische Gemeindeglieder von ihrer Kirche zu erwarten? so werden wir vielleicht sagen müssen: weniger als viele erwarten. Da ist ein Menschenkind längere Zeit ohne kirchliche Verbindung in weltlichen Wegen hingegangen, da kommt es zu einer Erweckung, ein Druck des Schuldgefühls liegt auf ihm, er wünscht etwas auszutilgen aus seinem Innern, gleichwie man einen Flecken aus einem Kleide zu entfernen wünscht. Es hat dieser Wunsch eigentlich noch etwas Egoistisches an sich; es ist ja ein berechtigter, ein verfeinerter, meinetwegen ein edler Egoismus, aber es ist doch im Grunde nur der Wunsch, ein Unbehagen loszuwerden. Für die Befriedigung solchen Wunsches leistet unsere Kirche eigentlich wenig. Wenn ein also Bedrängter einen katholischen Beirat findet, so wird der ihm sagen: Geh zu unserm Priester zur Beichte, der wird dir die Sünden vergeben; oder der Baptist wird ihm sagen: Laß dich taufen und deine Sünden abwaschen; oder ein Methodist: Komm zu unserer Campmeeting und bekehre dich, so wirst du „gut fühlen"; oder auch der Lutheraner wird sagen: Bei uns vergibt der Pastor alle Sonntag die Sünden. Wenn nun wir Evangelische auf die Befriedigung eines solchen egoistischen und darum in seinem Wesen grobsinnlichen Wunsches nicht so eingerichtet sind und nicht gleich ein

„Tischlein deck dich" fertig haben, wo man die Vergebung der Sünde sich so frischweg holen kann, so können wir darin allerdings vielleicht e i n e Ursache finden, warum es unserer Kirche an stürmischer Angriffskraft, an Fähigkeit, die Massen zu packen, fehlt, aber im letzten Grunde können wir den Mangel nicht bedauern, denn wir können nicht wider die Wahrheit. Es ist einmal nicht so, daß die Vergebung der Sünde wie ein Raub dahingenommen werden könnte, wenn man dies oder jenes thut, oder zu diesem oder jenem Ja sagt, sondern sie wird allein in der Lebensgemeinschaft mit Christo geschenkt. Unsere Gemeindeglieder sollen darum allerdings von ihrer Kirche die Überzeugung haben dürfen und von ihr beanspruchen, daß sie das Amt der Schlüssel habe und übe; daß sie, wenn auch in irdischem Gefäß, den ewigen Schatz verwahrt und austeilt; daß sie das Gottesevangelium von der Gnade und dem neuen Leben, das in Christo erschienen, unverfälscht und unverkürzt austeilt. Das geistesdurchwehete Wort selber ist der Schlüssel, der dem heilsverlangenden Menschen die Pforten der höheren Welt aufschließt und sie dem Gottesverächter, dem Heuchler, dem Unbußfertigen und Selbstgerechten verschließt. Der hohe Beruf des Dieners der evangelischen Kirche ist es, sich von dem Geiste und der Wahrheit, die in diesem Worte liegt und lebt, sich selbst durchdringen zu lassen, sich zum bewußten Organe desselben machen zu lassen und in Einfalt und Treue nach dem Maße der Gabe, die Gott gibt, den Inhalt dieses Wortes der Gemeinde darzustellen. Es ist ja allerdings selbstverständlich, daß die W i r k u n g des Wortes, obwohl es seinem Wesen nach als ewiges Evangelium immer sich gleich bleibt als eine Kraft, selig zu machen, doch nicht allein abhängig ist von der Empfänglichkeit oder Unempfänglichkeit des Hörers, sondern auch in hohem Grade von der Form, in der es vorgetragen wird, und die es durch den Verkündiger empfängt. Und hier können wir ja uns der demütigenden Erkenntnis nicht verschließen, daß es unserer evangelischen Kirche, wie sie eben jetzt ist, an den Organen fehlt, die so völlig in apostolischer Kraft das Evangelium zu verkündigen wüßten. Wo sind die Prediger, die mit dem Geiste eines Petrus und Paulus oder eines Luther das Wort auszuteilen vermöchten, also daß der Hörer es ganz vergessen möchte, hier ist der und der Pastor, der da redet, sondern hier höre ich Christum selber zu mir reden? Wie vielfach bleibt es nicht für den Hörer eine schwere Aufgabe, aus der mangelhaften Art der Verkündigung, aus der Trockenheit, Seichtigkeit, Künstelei oder Stümperei der Predigt sich den Inhalt des Guten, Wahren und Erbauenden, das in ihr enthalten ist, herauszuschälen, so daß man sich nicht wundern kann, wenn manchmal nicht bloß ein Eutyches um Mitternacht, sondern eine ganze Gemeinde am lichten Vormittage schläft, oder mit ihren Gedanken spazieren geht und unerbaut davon geht. Das alles aber kann die Überzeugung nicht hindern und mindern, daß das Wort des Herrn: „Ich will euch des Himmelreichs Schlüssel geben," auch heute noch seiner Kirche, auch unserer evangelischen Kirche gilt, so wahr sein anderes Wort gilt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Eine andere Schlüsselgewalt als die der Handhabung des Wortes, worin natürlich die Verwaltung der Sakramente als des gemalten Worts, der sprechenden Handlung, eingeschlossen ist, gibt es nicht.

Wenn es sich nun darum handelt, diese Vollmacht der Kirche, Sünde zu vergeben und zu behalten, in einer bestimmten Formel auszusprechen, wie dies bei der Beichthandlung notwendig ist, so ist die in unserer Agende gebrauchte die normale, indem sie es klar ausspricht, unter welchen Bedingungen die Vergebung eine auch vor Gott gewißlich gültige ist. Andere Formeln, wie sie etwa in der neuen preußischen Agende vorgeschlagen sind: „Ich spreche euch eurer Sünde los und ledig, oder ich spreche euch die Vergebung eurer Sünde zu," mögen unverfänglich sein, sofern sie weiter nichts bezwecken sollen, als die Gewißheit auszusprechen, mit welcher der Gläubige die vom Beichtiger ausgesprochene Vergebung als die Vergebung Gottes selber ansehen darf, und wenn die Bedingung als selbstverständlich hinzugedacht wird, unter welcher allein das Wort heilkräftig wirken kann; aber das Klarere hat allein den Vorzug vor dem Verhüllten, wenn auch die Verhüllung lieblich scheinen mag.

Das Weib in der Kirche.

Von P. J. G. Enßlin.

Das Christentum hat das weibliche Geschlecht zur öffentlichen Achtung und Geltung gebracht. Durch seinen Einfluß wurden ihm die Fesseln langer Knechtschaft abgenommen und die gebührende Rechte und Würden zuerkannt. Es macht aber auch, wo immer möglich, von seinen erlangten Rechten Gebrauch und erweist sich insbesondere in Sachen der Religion als sehr einflußreich, indem es nicht nur in den engen Räumen des Hauses, am heimatlichen Herde und in der Stille für die Befestigung der christlichen Lehre und für die Führung eines heiligen Wandels der ihm Anvertrauten Sorge trägt, sondern auch an Fernerstehenden als Diakonissin, Missionarin und Lehrerin arbeitet. Die Kirche weiß daher in ihrer Geschichte viel von opferwilligen, glaubensstarken und glaubenstreuen Frauenspersonen zu erzählen. Der eigentliche Grund dieser regen Beteiligung in Sachen der Religion liegt aber nicht gerade in der Dankbarkeit für die erlangte Emancipation, sondern in der, dem Weibe eigenen Naturanlage und Befähigung, hauptsächlich aber in der christlichen Religion selbst. In ihr findet das Weib sein Element, in das es sich sogar schneller als der Mann hineinleben kann, in welchem es viel empfängt, aber auch seine Kräfte und Gaben gemeinnützig verwerten mag. Mit Herz und Gemüt muß ja das Christentum erfaßt und geübt werden, daher das Weib, dessen Inneres leichter bewegt und ergriffen wird als das des Mannes, auch inniger und tiefer vom Hauche des Geistes Gottes berührt und erfaßt werden kann und dieweil es von seinem Schöpfer mit einem größeren Maße von Milde, Zärtlichkeit und Hingebung ausgestattet ist als der

Mann, so ist es auch vornehmlich zur Ausübung christlicher Pflichten und Werke der Barmherzigkeit geneigt und befähigt. Doch kommt solches nicht ohne Trieb und Weisung des heiligen Geistes; denn die bloße Naturanlage findet von sich selbst nicht den Weg zur heiligen und gottgeweihten Verwertung ihrer Kräfte und Gaben. Die Naturanlage mag durch Selbstsucht brach gelegt werden, oder auch in den Dienst eitler, unlauterer und scheinheiliger Werke gezogen werden. Doch ist es Thatsache, daß das Christentum bei dem weiblichen Geschlechte leicht Eingang findet und reichhaltig wirkt. Tief und innig wurde das Christentum von den Frauen erfaßt, welche Jesu nachfolgten und ihm Handreichung thaten. Sie waren es, welche ebensowohl wie die zwölf Jünger die Gottessohnschaft in Jesu erkannten und in werkthätiger Weise verehrten (Joh. 12, 3). Frauen waren es, welche die Herrlichkeit Gottes in der Auferweckung des Lazerus sahen (Joh. 11, 40) und die Osterbotschaft zuerst vernehmen durften (Matth. 28, 5—8). Frauen waren es auch, die mit den Jüngern Jesu an die Verheißung des heiligen Geistes glaubten und auf die Erfüllung derselben warteten (Ap.-Gesch. 1, 4). So gerne die Frauen dem Herrn Jesu selbst Handreichung thaten und ihm nachfolgten, so thätig waren sie auch zur Apostelzeit, um den Sendboten Gottes Hilfe zu leisten und den Armen zu helfen und beizustehen. Tabitha in Joppe war reich an guten Werken und Erweisungen der Barmherzigkeit, sie fertigte Röcke und Kleider für die Bedürftigen und wurde von denselben nach ihrem Tode als Wohlthäterin beweint (Ap.-Gesch. 9, 36—38). Paulus nennt die Tryphäna, die Tryphosa und die Persis als solche Frauen, die viel gearbeitet haben in dem Herrn (Röm. 16, 12). Er rühmt die Phöbe (die Diakonissin) in Kenchreä, welche für viele und auch für ihn gesorgt hat (Röm. 16, 1); so auch die Euodia und Syntyche in Philippi, weil sie mit ihm und Klemens und den andern Gehilfen über dem Evangelium gekämpft haben (Phil. 4, 3). In Korinth preist er die Familie des Stephanas; nicht nur deshalb, weil sie in Achaja die erste Frucht seiner Predigt war, sondern mehr noch, weil sie sich ganz dem Dienst der Heiligen hingegeben hat (1 Kor. 16, 15).

Wie weit nun die Frauen in der Ausübung ihrer Christenpflichten gingen und was überhaupt unter dem Dienst für die Heiligen und am Evangelio gemeint ist, ist allerdings in keiner besonderen apostolischen Konstitution niedergelegt. Solches muß sowohl aus den vereinzelten Stellen der hl. Schrift, als auch durch die vom Geiste Gottes gezeichneten Grenzen des Anstandes, der Befähigung und Berechtigung der Frauen geschlossen werden. Aus 1 Tim. 5, 10 mag gefolgert werden, daß von jeder alten Christin erwartet wurde, daß sie die Fremdlinge aufgenommen, die Füße der Heiligen gewaschen und den Betrübten beigestanden habe. Nach Tit. 2, 3 soll sie auch die jungen Frauen zu einem häuslichen und gottwohlgefälligen Leben ermahnen. Noch Tertullian schildert die christliche Frau, wie sie gassenweise in fremde und besonders in arme Häuser geht, wie sie die Märtyrer im Gefängnisse

besucht, um ihre Fesseln zu küssen, wie sie Wasser für die Füße der Heiligen bereitet, für Speise und Trank sorgt und den zureisenden Brüdern Herberge verschafft. Aus diesen Citaten ist zu schließen, daß in den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte das weibliche Geschlecht viel leistete, was zum Wohl der Armen, Kranken und Hilfsbedürftigen beitrug und der Ausbreitung des Christentums Vorschub leistete. Es hat Diakonissen- und Missionsdienste gethan, wobei ihm auch in gewisser Beziehung ein Teil der Seelsorge zufiel. Letzteres geht insbesonders aus Tit. 2, 4 und Phil. 4, 3 hervor, wo nicht nur vom Ermahnen der älteren Frauen, sondern auch vom Kämpfen bei der Predigt des Evangeliums die Rede ist. Diese Thätigkeit der Frauen schließt immerhin in sich, daß sie bei passender Gelegenheit und am rechten Orte beten, ermahnen, lehren und trösten durften und sollten. In der Gemeinde zwar, das heißt in den Versammlungen derselben, hatten die Weiber zu schweigen, auch war es ihnen nicht gestattet, daß sie in denselben lehrten und den Männern sich gleichstellten (1 Kor. 14, 34 u. 35). Daß damit auch das öffentliche oder laute Beten in der Gemeinde gemeint ist, versteht sich von selbst, denn es gehört zum Reden und war Sache der Männer, wie aus 1 Tim. 2, 8 hervorgeht, wo der Apostel gerade in Bezug auf das Verhältnis der Frauen (V. 9—15) sagt: „So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände ohne Zorn und Zweifel.“ Allein damit ist nicht gesagt, daß das Weib nicht bei passender Gelegenheit am rechten Orte und in der Unterthänigkeit beten, ermahnen, lehren und trösten durfte. Nach Tit. 2, 4 hatten sie dieses Recht und sogar die Pflicht den jungen Frauen gegenüber. Wenn sie zu den Kranken und Traurigen gingen, um sie zu pflegen und zu trösten, ging es nicht ohne Anwendung des Wortes Gottes ab. So konnten sie im Kreise der Familie und Bekannten auch vor Männern über Gottes Wort reden, respektive sie in demütiger und bittender Weise ermahnen und lehren. Von Aquila und Priscilla heißt es, daß sie den Apollo zu sich genommen haben und ihm den Weg Gottes noch fleißiger auslegten, wobei also auch die Priscilla das Ihrige that (Ap.-Gesch. 18, 26). Das Weib hat ebensowohl die Pflicht, für das leibliche und geistliche Wohl des Nächsten Sorge zu tragen wie der Mann, daher es auch das Recht haben muß, solches in angemessener Weise zu thun. Eine Diakonissin z. B., die nicht allein die leibliche, sondern auch die geistliche Not ihres zu verpflegenden Patienten erkennt, muß sich in ihrem Gewissen gebunden und durch die Liebe Christi angetrieben fühlen, auch Männern das Heil in Christo in demütiger, ehrerbietender und bittender Weise nahe zu bringen, auch wenn dabei Ermahnung und Belehrung stattfinden müßten, dieweil es nicht anders gehen mag, wenn sie es mit gottentfremdeten und ungläubigen Männern zu thun haben, die möglicherweise doch durch der Weiber Wandel gewonnen werden können. Das Gebot des Schweigens der Frauen in der Gemeinde will nicht eine Unthätigkeit der Frauen erzielen, sondern vielmehr die Grenzen bestimmen, innerhalb welcher sie ihre Gaben und

Kräfte anwenden können und sollen. In unserer Zeit geht zwar das weibliche Geschlecht über seine Grenzen hinaus, indem es nicht nur im bürgerlichen Leben das Stimmrecht haben will, sondern auch in das Predigtamt eingreift und sich zum Redner und Lehrer in der Gemeinde macht. Daß solches dem Weibe nicht geziemt und die Folge eines krankhaften und sektiererischen Zustandes einzelner Kirchenparteien ist, bedarf keines Beweises; denn solches verbietet nicht allein die Stellung des Weibes gegenüber dem Manne, von der der Apostel 1 Tim. 2, 12 redet, sondern in gewisser Beziehung auch der Anstand und die Sittlichkeit. Wohl wird von anmaßenden Personen solch öffentliches Auftreten der Frauen dadurch gerechtfertigt, daß sie viele Diener der Kirche um ihres Unglaubens und um ihrer Unentschiedenheit willen für unfähig erkennen, das geistliche Amt zu führen, dieweil sie das Heil der Seelen vernachlässigen und nicht ausrichten, was sie ausrichten sollten, also deshalb ihre Stelle ausfüllen und der Not abhelfen müssen. Dabei behaupten sie, daß das Weib durch die in Christo erlangte Stellung, wie sie Gal. 3, 28 angedeutet ist, zum Predigerberuf berechtigt sei; denn dort heißt es: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal e i n e r in Christo Jesu." Nun ist es freilich so, daß viele Diener Christi keine Nachfolger Christi sind und durch ihren Unglauben und Weltförmigkeit viel versäumen und verderben. Sie sollten auch durch bessere Arbeiter ersetzt werden. Allein, daß in der Kirche solche unwürdige Arbeiter existieren können, liegt nicht im Mangel an solchen Männern, die besser und mehr wirken könnten, sondern an den betreffenden Gemeinden, die keine entschiedenen Prediger haben wollen, sondern nach ihren eigenen Lüsten ihnen selbst Lehrer aufladen, die ihnen predigen, nach dem ihnen die Ohren jucken (2 Tim. 4, 3). Auch werden von solch eifrigen und mannhaften Frauen mit Unrecht viele Prediger für unentschiedene Christen gehalten, weil sie nicht nach derselben Methode arbeiten und wirken, wie sie sie bei ihrer Erweckung und Bekehrung als die einzig richtige befunden haben. Was aber die Stelle 2 Tim. 4, 3 betrifft, durch welche sie sich in Bezug auf das Predigtamt den Männern gleichberechtigt glauben, so muß gesagt werden, daß in Christo allerdings weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib sind, das heißt, daß in ihm keine solche Unterschiede sind, durch welche das eine vom Heil in Christo ausgeschlossen, oder zu weniger seligmachender Gnade berechtigt sein möchte. Juden, Freie und Männer haben vor den Griechen, Knechten und Weibern keine Vorzüge, durch die sie zum Reiche Gottes mehr berechtigt oder zu höheren Stufen berufen sein möchten. Eins wie's andere muß in ihm eine neue Kreatur und aus Gnaden selig werden. Allein mit der Berechtigung zum Predigtamte verhält sich's wie mit der Erwählung des Erzvaters Jakob zum Stammhalter des eigentlichen Samens Abrahams, oder zum Träger der Verheißung. Gott der Herr behielt sich das Recht vor, von den beiden Söhnen Isaaks zu wählen oder zu ver-

werfen, welchen er wollte, dieweil es sich hier weder um die Wahl zum ewigen Leben, noch um das Verworfenwerden zur ewigen Verdammnis handelte, sondern um eine zeitliche Gunst, die auch wieder eine besondere Verantwortlichkeit mit sich bringen mußte. Dem Esau galt ebensowohl wie dem Jakob die Verheißung, die dem Vater Abraham gegeben wurde, so daß er durch den Glauben an dieselbe und durch die darin enthaltene Gnade selig werden konnte. Allein zum Träger der Verheißung sollte er aus Gott bewußten Gründen nicht gewürdigt werden. In gleicher Weise hat sich auch Gott das Recht vorbehalten, zu Aposteln, zu Bischöfen, zu Hirten und Lehrern der Kirche zu wählen, welche er will, und hat nach seinem weisen Rate dem Weibe nicht gestattet, daß es als Lehrer und Prediger in der Gemeinde auftritt, oder ein solches Amt bekleidet, sondern hat es in ähnlicher Weise verworfen, etwa darum, weil durch das Weib die Übertretung eingeführt wurde und sie nicht des Mannes Herr sein sollte (1 Tim. 2, 12—14). Allein in Bezug auf die allgemeine und ewige Gnade, oder in Bezug auf das Heil in Christo Jesu ist zwischen dem Weibe und dem Manne kein Unschied, sie sind dazu gleichberechtigt, wie auch 1 Tim. 2, 15 deutlich gesagt ist mit den Worten: „Sie wird selig werden durch Kinderzeugen, so sie bleibet im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung samt der Furcht.“ Überdies aber sind durch diese göttliche Wahl die Eigenschaften und Gaben des Weibes nicht brach gelegt, sondern nur in das entsprechende Gebiet gewiesen, wo sie angewendet werden und sich entfalten sollen. Das Weib findet im Weinberge des Herrn Gelegenheit genug, sie zu verwerten. Außer dem Kinderzeugen und dem häuslichen Berufe findet das weibliche Geschlecht einen herrlichen und ausgedehnten Wirkungskreis in der Diakonie, wobei es Gelegenheit hat, für das leibliche und geistliche Wohl des Nächsten zu sorgen. Das Weib kann als Lehrerin und Erzieherin der Kinder ein segensreiches und vielversprechendes Werk treiben, wobei es dem Herrn dienen und seine Vergeltung erlangen kann (Matth. 18, 5). Es mag auch neben seinem irdischen Berufe in Sonntagschulen und Wohlthätigkeits-Vereinen seine Gaben und Fähigkeiten verwerten und zum Kommen des Reiches Gottes beitragen. Das weibliche Geschlecht findet auch in der Mission eine entsprechende Arbeit, hauptsächlich unter solchen Frauen, die vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten sind und durch den Missionar kaum erreicht werden können. Kurzum, das Weib findet in der Nähe und in der Ferne, unter Christen, Juden, Mohammedanern und Heiden als Hausfrau, als Wohlthäterin, als Diakonissin, als Lehrerin, als Missionarin und dergl. Arbeit genug, so daß es im Herrn arbeiten und auch in dem Kampf über dem Evangelio stehen kann, ohne daß es den eigentlichen Lehrer- oder Predigerberuf in der Gemeinde eigenmächtig erstreben muß. Allein es muß sein Gebiet kennen und in demselben treu nach Kräften und Begabung arbeiten. Wie es aber Frauen gibt, die sich an das Gebot des Schweigens in der Gemeinde nicht kehren, sondern vorwenden, daß wir jetzt in einer neuen Zeit leben, für welche

olche Vorschriften nicht mehr passen und auch nicht mehr durchzuführen seien, dieweil das Weib nun zu einem höheren Grad von Bildung und Emancipation gelangt sei, so gibt es auch Leute, die in umgekehrter Richtung zu weit gehen und dem Weibe das Erlaubte und Notwendige nicht gestatten wollen. Die Weiber sollen doch nicht bloß zum leiblichen, sondern auch zum geistlichen Wohl des Nächsten beitragen, daher sie auch die nötige Gelegenheit und Freiheit dazu haben müssen. Wo ihnen diese verweigert werden, da werden nicht nur die Geistesgaben verkannt, die auch dem weiblichen Geschlechte zu entsprechender Thätigkeit verliehen sind, sondern da fehlt es auch am rechten Begriff von der Gemeinde, in welcher die Weiber zu schweigen haben. Obwohl im Vergleich zur Apostelzeit im allgemeinen die jetzigen Gemeinden weniger Geist und Leben haben, so versteht man doch unter der Gemeinde noch das nämliche, wie zu der Zeit, da der Apostel Paulus seine Briefe schrieb, nämlich die Versammlung derer, die an Jesum Christum gläubig geworden waren und durch die heilige Taufe als Glieder der Kirche Christi aufgenommen wurden. Als Gemeinde stellten sie sich dar, wenn sie sich zu gemeinschaftlichen Gottesdiensten versammelten und nach apostolischer Ordnung sich untereinander erbauten, belehrten, ermahnten und trösteten. Da solche Versammlungen womöglich öffentlich gehalten und von Gliedern beiderlei Geschlechts, ja auch von noch Ungläubigen besucht wurden (1 Kor. 14, 23), so sollte sich darin auch die Bescheidenheit des Weibes und die göttliche Ordnung in Bezug auf die Unterthänigkeit desselben gegenüber dem Manne zeigen, damit niemand Anstoß noch Ärgernis nehmen konnte. Durch das öffentliche Auftreten des Weibes in der Gemeinde aber würde es als solches erscheinen, das dem Manne nicht unterthan sein und die göttliche Ordnung aufheben wollte; darum stand es dem Weibe übel an, in der Gemeinde zu reden, und es wurde ihr nicht gestattet, in derselben zu lehren, nicht einmal die Männer zu fragen (1 Kor. 14, 35). Die göttliche Ordnung aber, daß das Weib dem Manne unterthan sein soll, besteht noch heutigen Tages, und durch ihr Auftreten in der Gemeinde würde sie noch heute die göttliche Ordnung ignorieren, daher nur verkehrt und sektiererisch gewordene Frauen das Verbot des Apostels unbeachtet lassen können. Allein nicht jede Versammlung von Christen ist eine Gemeinde; es gibt auch Haus- und Privat-Versammlungen, Zusammenkünfte von Vereinen und dergleichen, in welchen sich das Weib unter ihresgleichen befindet, oder durch ihren Beruf und als Vertrauensperson thätigen Anteil zu nehmen hat. Wer möchte es bezweifeln, daß die Euodia und die Syntyche, die über dem Evangelium gekämpft haben, zu Hause und privatim mit dem Apostel, mit Klemens und anderen Gehilfen auch laut und inbrünstig gebetet und um den Sieg des Evangeliums gerungen haben? Wer will es für unmöglich halten, daß die Tryphäna, die Tryphosa und die Persis, welche im Herrn viel gearbeitet haben, auch gegenüber einzelnen Männern in demütiger Weise vom Heil in Christo redeten und sie zum Guten ermahnten. Es

läßt sich bei begeisterten Frauenspersonen, die im Worte Gottes wohl unterrichtet sind und wie die Töchter des Philippus (Ap.-Gesch. 21, 9) die Gabe der Weissagung haben, ohne solche Dienste keine völlige Arbeit im Weinberge des Herrn denken. Die Frauen treten darum nicht in der Gemeinde auf, wenn sie die Kinder in der Sonntagschule unterrichten helfen, auch nicht, wenn sie in Hospitälern, in Diakonissenhäusern und sonstigen Privat-Anstalten, in denen sie als waltende Personen zu fungieren haben, die Hausandachten leiten und auch mit Männern über ihr Seelenheil reden. So tritt auch die Jungfrau in ihrem Jugend-Verein nicht als Predigerin und Lehrerin der Gemeinde auf, wenn sie etwa ihre Versammlung leitet, ein lautes Gebet spricht und ein Zeugnis von Christo ablegt; denn der Jugend-Verein ist nicht die Gemeinde, in denen bloß Bischöfe, Älteste und gereifte Männer zu reden haben, sondern vielmehr nur eine Klasse, oder ein Teil der Gemeinde, der meistens nur aus Anfängern im Christentum besteht, die unter der Aufsicht und Pflege des Pastors, oder Seelsorgers, stehen. Man würde unbiblisch handeln und gegen Gottes Werk streiten, wenn man Haus- und Privatversammlungen, Sonntagschul- und Jugendvereinsversammlungen als Gemeinde bezeichnen und den Frauenspersonen das Reden in denselben verbieten wollte. Freilich muß man heutzutage insbesondere auf der Hut sein, daß das Weib in ihrem Gebiete bleibt, aber sie muß auch Gelegenheit und die nötige Freiheit haben, nach ihren Gaben und Kräften in gottgefälliger Weise wirken zu können.

Kirchliche Rundschau.

Über den in der letzten Nummer besprochenen Vorgänge in Witten sind inzwischen durch die Reformierte Kirchenzeitung Mitteilungen gemacht worden, aus denen sonnenklar hervorgeht, daß es der Gemeinde bei ihrem Anschluß an die separierten Lutheraner vor allem um kirchliche Anerkennung als Gemeinde zu thun war. Hätten die Ausgetretenen bei den Reformierten das gewünschte Entgegenkommen gefunden, so hätten sie sich überhaupt nicht an die Altlutheraner gewendet.

Der Moderator des Reformierten Bundes veröffentlicht über diese Angelegenheit u. a. folgendes.

„... Mit dem Lutheranismus bei den Wittener Ausgetretnen scheint es denn doch nicht weit her zu sein. Unter dem 23. April dieses Jahres — man merke wohl auf das Datum: es ist vor dem Anschlusse an die altlutherische Separation — gelangte, unter der Adresse des Zentralbureaus für die reformierten Kirchen Deutschlands, an das Moderamen ein Schreiben aus Witten mit der Anfrage, ob es nicht wohl möglich sei, sich einem reformierten Kirchenverbande anzuschließen. Es hieß in diesem Schreiben wörtlich: „Die hiesige Kirchengemeinde ist uniert - lutherisch, ein großer Teil der Ausgetretenen ist aber von Haus aus reformiert, und wir sind deshalb auf den Gedanken gekommen, Anschluß an eine reformierte Kirchengemeinde zu suchen. Innerhalb

der altpreußischen Landeskirche ist das nicht möglich, denn das Konsistorium in Münster hat die Genehmigung zur Bildung einer zweiten Gemeinde rundweg versagt. Vielleicht sind Sie als Sekretär des Reformierten Bundes in der Lage, uns hierüber einige Winke zu geben und insbesondre Aufklärung darüber zu verschaffen, ob es irgend eine reformierte Kirchengemeinde gibt, die uns aufnehmen könnte. Am liebsten wäre uns natürlich eine solche, deren Amtshandlungen (Taufen, Trauungen u. s. w.) von der Staatsregierung anerkannt werden.“ Und da auf dies Schreiben, wegen des Umweges, den es durch das Zentralbureau an den Moderator zu nehmen hatte, nicht sofort eine Antwort erfolgte, so bekam der letztere am 30. April ein neues Schreiben von Witten aus dem Schoße der Partei, das ersuchte, „wenn möglich, bald Nachricht zu geben“, denn „einige Mitglieder der Gemeinde — d. h. der Ausgetretenen — hätten Lust, bei den Altlutheranern sich aufnehmen zu lassen, worauf „wir“, wie es hieß, „aber nicht gern eingehen möchten“. Zweierlei ging also aus diesem Schreiben hervor: die „Gemeinde“ hatte zuerst einen Anschluß an die preußische Landeskirche gesucht, war aber mit diesem Gesuche behördlicherseits zurückgewiesen worden, und jetzt suchte sie einen Anschluß an einen reformierten Kirchenkörper, weil sie sich an einen altlutherischen nicht gern anschließen mochte. Daraus aber ging, wie freilich auch aus dem ganzen Verlaufe, den die Angelegenheit in Witten genommen hatte, zur Genüge hervor, daß es sich bei dem Streite, der den Austritt veranlaßt hatte, keineswegs um Heilsfragen oder um Fragen der kirchlichen Lebensordnung handelte, sondern lediglich um eine Personenfrage, um einen Streit, den die Wittener Pastoren untereinander gehabt, und der dann zu dem Austritte eines Teils der dortigen Gemeinde geführt hatte, weil dieser Streit zu Ungunsten des einen Teils der Streitenden von der kirchlichen Behörde zu Münster entschieden worden war. Pastor Birkenhoff, wie doch bestimmt gesagt werden darf, war aus persönlichen Gründen, sagen wir aus Gründen der persönlichen Richtung, mit seinen Mitpastoren in Streit geraten, und das Konsistorium zu Münster hatte es deshalb für zweckmäßig erachtet, den Pastor Birkenhoff auf eine andre Stelle zu versetzen, um den Reibereien ein für allemal ein Ende zu machen. Diese Maßregel, die das Konsistorium jedenfalls aber zur Wahrung des kirchlichen Friedens als verfassungsmäßig zuständige Obrigkeit ergriffen hatte, hatte dann zu der Separation geführt, indem die Anhänger des Pastors Birkenhoff sich dadurch bewogen gefühlt hatten, aus der Landeskirche auszutreten. Daß es sich aber bei dem allen lediglich um persönliche Dinge, um die Person des Pastors Birkenhoff, nicht aber, wie schon gesagt, um Fragen des christlichen Heils handelte, liegt auf der Hand, denn die Dissidenten zu Witten hatten ja anfänglich den Versuch gemacht, in der Landeskirche zu bleiben, nur mit Pastor Birkenhoff an der Spitze, der aber jetzt vollends, soweit Fernstehende urteilen können, ungeeignet erscheinen mußte, ein kirchliches Amt in Witten weiter zu bekleiden, da das ja nur zu immer neuen Aufregungen und Unruhen hätte führen müssen.

Von diesen thatsächlichen Verhältnissen mußte nun aber das Moderamen des Reformierten Bundes ausgehen, um in der an dasselbe gelangten Frage eine Entscheidung zu treffen, und diese Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein. Hätte es sich in Witten um eine Gewissensbedrückung gehandelt, der die Ausgetretenen wären ausgesetzt gewesen, namentlich darum, daß ihnen in der Landeskirche das Wort Gottes nicht richtig verkündigt oder die Sakramente dort nicht stiftungsmäßig verwaltet worden wären, hätte man sie zwingen wollen, sich Lehren und Ordnungen zu unterwerfen, denen ein Christ um des Gewissens willen sich nicht unterwerfen dürfte, wie dies zur Reformationszeit

der Fall war, oder wie, als im Jahre 1580 die Lutherischen sich von der Reformationskirche trennten, von diesen gefordert wurde, daß die Reformierten, wollten sie in derselben Kirchengemeinschaft mit jenen bleiben, Lehren annähmen, von denen sie überzeugt waren, daß sie mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmten, dann würde ein Austritt aus der Landeskirche gerechtfertigt gewesen sein, sobald sich gezeigt hätte, daß eine Remedur von seiten dieser nicht würde zu erlangen sein. Aber von dem allen war in Witten doch nichts der Fall. Es fragte sich lediglich, soll Pastor Birkenhoff bleiben, oder soll er durch einen andern, nach Maßgabe der bestehenden Kirchenordnung zu ernennenden Pastor, der aber dasselbe Evangelium verkündigt, wie Pastor Birkenhoff, ersetzt werden, und in diesem Falle der Separation zuzustimmen, vollends aber ihr hilfreiche Hand zu bieten, war dem Moderamen, und zwar um seines christlichen, an Gottes Wort gebundenen Gewissens willen, nicht möglich. Eine solche Separation von einer Kirche Jesu Christi, der man nicht vorwerfen kann, gegen das Evangelium zu lehren und die Sakramente nicht stiftungsmäßig zu verwalten ist in dem Worte Gottes geradezu verboten . . .

. . . Und da konnte das Moderamen denn keine andre Antwort geben, als die es gegeben hat: es konnte nur ermahnen, in der Landeskirche zu bleiben, die um eines Menschen willen nicht verlassen werden dürfe, konnte nur an die Verantwortlichkeit des Austrittes und an die Folgen erinnern, die dieser haben würde; was denn nun werden solle, wenn Pastor Birkenhoff aus irgend einem Grunde der Gemeinde, die sich nun auf seinen Namen bilden wolle, abhanden käme? Daß aus diesen Wirren, wenn die Separation aufrecht erhalten würde, kein dauerndes Gebilde hervorgehen könne, konnte sich der Moderator nicht verhehlen, wohl aber daß daraus schlimme Unordnungen hervorgehen müßten, wie sie sich auch in Korinth als die Folgen des dortigen Streites gezeigt hatten, sittliche Verirrungen der schlimmsten Art. (Vergl. 1 Kor. 1, 12 ff.) Leider hat das gute Wort des Moderators des Reformierten Bundes in Witten keinen guten Ort gefunden. . ."

Dieselbe Ztg. berichtet noch an andrer Stelle: „. . . Es ist traurig, wie ein persönlicher Streit schließlich zu einer Gewissensfrage aufgebauscht werden kann. Man muß vor Pastor Birkenhoff bei all seiner Unsicherheit entschieden mehr Respekt haben, als vor den Leuten, die sich aus zufälligem Anlaß ganz plötzlich in konfessionelle Exklusivität hineinreiten lassen."

In Schleswig-Holstein hat sich ein „Kirchlicher Verein für Evangelisation" zusammengethan unter der Leitung von Propst Hasselmann in Husum, den Generalsuperintendenten Dr. Kaftan und Dr. Ruperti in Kiel u. s. w. Der Verein ist aus der Erkenntnis hervorgegangen, daß bei der großen Entfremdung von der Kirche „der altgeordneten Amtsthätigkeit der Geistlichen eine Ergänzung durch eine freie Thätigkeit zur Seite treten müsse." Neben der Liebesarbeit der Inneren Mission bedarf es auch einer besonderen Wortverkündigung, die in zwiefacher Weise zu geschehen habe. „Einerseits dadurch, daß in Gemeinden, in welchen die vorhandenen geistlichen Kräfte nicht ausreichen, eine Helferarbeit in Wortverkündigung und Seelsorge geordnet wird, andererseits dadurch, daß überhaupt versucht wird, neben den kirchlich geordneten Gottesdiensten durch Wortverkündigung in freierer Form an die der Kirche gewöhnlich nicht erreichbaren Kreise heranzukommen." Diese Arbeit soll in der Lehre des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses wurzeln, und verfolgt das Ziel „in den innerlich dem Evangelium noch fernstehenden Gliedern unserer Kirche entschiedenes, vollbewußtes Christentum zu wecken und dadurch die lebendigen, am kirchlichen Leben sich beteiligenden Kreise in den Gemein-

den zu stärken, zu sammeln und zu mehren. Organe der Arbeit sind einerseits dafür begabte und sorgfältig ausgebildete Gemeindehelfer (Stadtmissionare, Landmissionare), andererseits für evangelisatorische Thätigkeit begabte und hierzu willige landeskirchliche Geistliche". Der Vorstand des „kirchlichen Vereins" wird bemüht sein, sowohl Amtsbrüdern auf Wunsch die geeigneten Kräfte aus der Geistlichkeit zuzuführen, als für die Ausbildung und geordnete Stationierung von Gemeindehelfern zu sorgen. In letzterer Beziehung ist bereits ein Schritt geschehen, indem der Verein die Brüderanstalt in Breklum als Ausbildungsanstalt für die Gemeindehelfer übernommen hat. Die Leitung wird einem geeigneten und besoldeten Geistlichen übertragen werden. Ein gedruckter Aufruf fordert alle Glieder der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche auf, soweit sie das Unternehmen billigen, dem Verein für Evangelisation als Mitglied beizutreten. Die Pflicht eines Mitgliedes besteht darin, die Bestrebungen des Vereins thunlichst zu unterstützen und jährlich eine freiwillige Gabe für die Arbeit des Vereins zu entrichten.

Die diesjährige Generalversammlung der Katholiken Deutschlands hat vom 23. bis 27. August in Dortmund stattgefunden. Die üblichen Themata wurden auch dieses Jahr wieder abgehandelt, wie weltliche Herrschaft des Papstes, Jesuitengesetz, Parität, soziale Frage u. s. w.

Bemerkenswert war dagegen die sehr stark zur Schau getragene Friedensliebe und Freundlichkeit den Protestanten gegenüber, so daß die dahinter verborgene Vorsicht und Absicht sich gar nicht verkennen läßt.

Dr. Lieber sprach sich z. B. bei der Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland in folgender Weise aus: „Wenn man die Entstehung unseres katholischen Volksvereins mit kritischem Auge betrachtet, so könnte es scheinen, als ob wir dem evangelischen Bunde eine katholische Liga entgegengestellt hätten. Dem ist aber nicht so. Es ist vielmehr das glänzendste Zeugnis katholischer Einsicht und Fernsicht, daß wir gleich den richtigen Feind erkannt und gegen ihn unsere Kräfte gesammelt haben. Die konfessionellen Streitigkeiten des sechzehnten Jahrhunderts sind im neunzehnten Jahrhundert überständig. Heute heißt es nicht mehr katholische oder evangelische, sondern es handelt sich darum, ob christliche oder widerchristliche Gesellschaftsordnung. Trotz aller evangelisch bündlerischen Widersacher entstand so unser Volksverein mit der satzungsmäßigen Aufgabe der Abwehr und des Aufbaues, der Bekämpfung der Irrtümer auf sozialpolitischem Gebiete, der Bekämpfung der Umsturzbestrebungen auf der einen und der Verteidigung der christlichen Ordnung auf der andern Seite .... Mit Recht ist der Volksverein voriges Jahr der Verein aller Vereine genannt worden. Man hat auch getadelt, daß wir nur katholische Deutsche zum Kampfe aufgerufen haben. Sehnsüchtig wünschen wir, daß auch unsere nichtkatholischen Volksgenossen sich ähnlich wie wir sammeln. Leider scheint es, daß es nicht gelingen will, gegenüber dem Massenansturm der Feinde eine Massenschutzwehr der evangelischen Volksgenossen zusammenzubringen. Wenn und so lange es ihnen nicht gelingt, so lange haben wir Katholiken die doppelte Aufgabe, daß wir das, was andere nicht vermögen, mit äußerster Kraftanstrengung zu erreichen suchen."

Der Präsident Gröber sagte: „Heutzutage gibt es gegenüber der riesigen Propaganda des Unglaubens nur noch eine Parole: Christentum oder Antichristentum. Die Generalversammlung will gerne einen Zusammenschluß aller positiven Elemente beider Konfessionen: wir wollen nur dem Frieden dienen. Wir geben trotz der Glaubensspaltung die Hoffnung nicht auf, daß

die beiden Konfessionen sich zusammenfinden auf dem Gebiete der Nächstenliebe! Wir freuen uns über jede Aktion der protestantischen Mitbürger im Sinne des positiven Glaubens, über ihre Kirchenbauten in der Gegenwart, nachdem sie hierin seit 300 Jahren fast ganz pausiert hatten, über ihre Diakonie zum Dienste der Nächsten."

So etwas von den Rednern der Katholikentage zu hören, ist man allerdings nicht gewohnt, und man frägt sich, woher auf einmal diese so schönen Reden. Ist das alles so gemeint, wie es scheint, oder steckt noch etwas dahinter. Denn es klingt zu schön, um unbesehen angenommen zu werden. Man wird nicht fehlgehen, wenn man einerseits darauf hinweist, daß es von seiten der Ultramontanen unklug wäre, die Protestanten zu reizen. Man hat es ja in dem Dringen auf Parität soweit gebracht, daß die katholische Kirche vom Staate im Verhältnis doppelt soviel erhält wie die protestantischen Kirchen; im Reichstag hat man die Oberhand; die Regierungen sind römischen Forderungen gegenüber sehr willfährig. Warum also einen Streit heraufbeschwören, bei dem doch sehr wenig zu gewinnen wäre.

Andererseits ist aber auch die Fuchspredigt unverkennbar. Ein Zusammenschluß eines Teils der Protestanten mit Rom würde diesen Teil zu Schildknappen des Ultramontanismus machen und außerdem den Streit innerhalb der protestantischen Kirchen aufs höchste steigern. Dann könnte man sich noch mehr über die protestantischen Kirchenbauten freuen, weil man sich an der Aussicht ergötzen würde, daß in nicht allzulanger Zeit auch in diesen Kirchen Messe gelesen würde. Wenn aber vollends die Parole ausgegeben wird, Christentum oder Antichristentum, so ist unter dem ersten eben weder Luthertum noch Kalvinismus, sondern der römische Katholizismus zu verstehen, während eben die Reformation die Quelle des Antichristentums ist. Dieses letztere wird freilich nur vom Papste, aber von diesem auch deutlich ausgesprochen, während die Redner des Katholikentages es zwar nicht sagen, sondern, wenn sie anders gute Katholiken sind, als reservatio mentalis behandeln, die man zu gelegener Zeit wieder geltend macht.

Durch welche Brille man auf römischer Seite die allgemeine Schulbildung ansieht, ist zwar bekannt genug, wird aber von den Ultramontanen meist geleugnet. Gelegentlich aber vergißt man sich doch und läßt drucken, was man denkt. So ist es auch dem Organ des Straßburger Bischofs „Der Elsässer" ergangen. Derselbe veröffentlichte folgende Sätze:

„Der Staat hat das Recht, vermittelst des Zwanges Steuern zu erheben, weil er Geld haben muß, um seine Beamten zu bezahlen, um Staatsgebäude, Straßen u. dgl. zu bauen. Der Staat hat aber nicht das Recht auf Schulzwang, weil er nicht lauter gelehrte Bürger haben muß, um zu bestehen. Könnte Deutschland nicht bestehen, wenn nicht alle seine Einwohner im Deutschen (!), Rechnen, in Geographie, Geschichte, Gesang und Turnen tüchtig wären, dann hätte die Regierung das Recht, den Schulzwang auszuüben. Nun aber hat Deutschland schon lange ganz gut bestanden und sich in glücklichen Verhältnissen befunden, bevor der Schulzwang ausgeübt wurde; also kann es auch in Zukunft ohne Schulzwang bestehen. Folglich hat der Staat kein Recht, zu fordern, daß alle seine Einwohner diese vielen Sachen wissen; er hat also auch kein Recht, alle Einwohner zu zwingen, daß sie diese Sachen lernen; er hat kein Recht, den Schulzwang auszuüben. Thatsache ist, daß Deutschland im Mittelalter recht wohl existiert hat, und daß seine Einwohner damals viel glücklicher waren, als sie es jetzt sind, aber damals bestand doch noch kein

Schulzwang.“ — Eines Kommentars bedürfen diese Worte nicht, und es schadet im Grunde auch nicht, daß man von dieser Seite so offen seine Meinung ausspricht.

Die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen wurde am 26. Juli in Eichstädt durch den apostolischen Vikar von Sachsen, Bischof Ludwig Wahl, vollzogen. Anwesend waren die Eltern des Prinzen, Prinz Johann Georg von Sachsen und seine Gemahlin Maria, sowie eine Reihe fürstlicher Persönlichkeiten. Nach Vollendung des Aktes überbrachte der Bischof im bischöflichen Palais die Glückwünsche des Papstes, der dem Neugeweihten zum Andenken eine goldene Münze mit der Umschrift: "Fiat unum ovile et unus pastor" gesandt hatte. Das päpstliche Schreiben an den Bischof lautet: „Mit welch großer Freude Uns die Nachricht von der nahe bevorstehenden Priesterweihe des durchlauchtigsten Prinzen Max, Herzogs zu Sachsen, erfüllt hat, kannst Du leicht abnehmen aus der Liebe, welche Uns gegen den Prinzen beseelt, wie auch aus Unserem beständigen Streben, die Ehre und das Ansehen der katholischen Kirche befördert zu sehen. Denn diese heilige Priesterweihe ist ebenso eine Auszeichnung für den Weihekandidaten, als für die katholische Kirche ein Glück und eine Zierde. Wir beauftragen Dich daher, Unseren väterlichen Glückwunsch dem Neugeweihten zu überbringen und, damit auch ein Zeichen Unseres Wohlmeinens nicht fehle, demselben in Unserem Namen ein kleines Andenken, das Wir Dir übersenden, zu überreichen. Ihm aber und dem König und der Königin von Sachsen, wie auch dem Königl. Prinzen Georg mit der ganzen Familie, welche seinem ersten heiligen Meßopfer beiwohnen wird, und Dir, ehrwürdiger Bruder, erteilen Wir aus liebevollem Herzen im Herrn den apostolischen Segen.“

Am 1. August hat der zum Priester Geweihte auf das Recht der Thronfolge, sowie auf alle übrigen aus seiner Abstammung herrührenden Rechte, verzichtet; jedoch unter dem Vorbehalt, daß dieser Verzicht unwirksam sein solle, im Falle er bei einer Thronerledigung der einzige noch lebende Prinz von Sachsen sein sollte.

Eine katholische Rechtfertigung der Tierquälerei wird von dem englischen Jesuiten W. Rickaby in seiner „Moral-Philosophie“, Abteilung II, Kap. 5, geleistet. Die Sache wird noch dadurch interessanter, daß das Buch die päpstliche Approbation erhalten hat. Es heißt darin: „Tiere, die keinen Verstand haben, also keine Personen sind, können in keiner Weise Rechte haben. Sie gehören zu den ‚Dingen‘. Wir haben keine Pflichten gegen sie; keine Pflichten der Gerechtigkeit und, solange wir sie nicht wie die alten Ägypter anbeten, keine Pflichten der Religion; auch keine Pflichten der Treue, denn Kontrakte mit uns abzuschließen sind sie unfähig. Lediglich um die Pflichten der Liebe könnte es sich handeln. Wie steht es damit? Liebe ist die Erweiterung der Selbstliebe (!) auf Wesen unseresgleichen, soweit unsere gemeinsame Natur und gemeinsame Bestimmung zum Heile in Frage kommt. Mit den Tieren aber haben wir unsere Natur nicht gemein, sondern stehen weit über ihnen. Wir haben also auch keine Pflichten der Liebe gegen sie, noch Pflichten irgend welcher Art.“ Nachdem dann die Beschädigung und Verstümmelung der Tiere, „sofern diese das Eigentum unseres Nächsten sind,“ abgelehnt worden ist, heißt es weiter: „Auch nicht der Schatten eines Unrechts ruht auf der Praxis, den Tieren für Sportzwecke Schmerzen zuzufügen, sobald der Sport nicht der Schmerz selbst, sondern nur sein notwendiger Begleiter ist. Ebenso wenig sind wir zu ängstlicher Fürsorge, den Tieren (bei wissenschaftlichen Versuchen) die Schmerzen zu vermindern, verpflichtet.“ Die Schrift aber sagt: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Sprüche 12, 10.

Lustigkeit und Heiligkeit finden sich nicht immer beisammen, aber den Vorteil hat die römische Heiligkeit, daß sie unter Umständen eine sehr lustige sein kann, ohne, wie es scheint, in der Schätzung ihrer Anhänger an Wert zu verlieren. Einen ergötzlichen Beweis dafür hat das Bonifaciusblatt unter der Aufschrift: „Reise eines alten Wanderburschen nach Rom zum heiligen Vater" geliefert.

Der Verfasser, Dechant Dr. Hammer in Wolfstein (Pfalz), schildert darin seine Andacht auf der Pilatustreppe in Rom in folgender Weise: „Nun will der alte Wanderbursche seinen Lesern berichten, wie er sich selbst zum Trauerspiel, den Zuschauern aber zu einem ergötzlichen Lustspiel geworden ist, und das an einem Orte, der die bedeutsame Inschrift trägt: Non est in toto sanctior orbe locus, ein Ort, so heilig, wie sich keiner mehr auf dem ganzen Erdkreis findet. Es war in der Kapelle des allerheiligsten Erlösers, worin sich die Scala sancta, die heilige Treppe, befindet, auf der unser Heiland zum Richthaus des Pontius Pilatus hinaufgestiegen, um zum Tode verurteilt zu werden. Sie besteht aus 28 Marmorstufen, die mit Brettern überdeckt sind; auf der zweiten, elften und letzten Stufe sieht man noch durch drei kleine, runde Glasscheiben Blutspuren, die der Heiland zurückgelassen, als er gegeißelt zurückgeführt wurde, um dem treulosen, verhetzten Volke von der Treppe aus vorgestellt zu werden, mit dem Ausrufe des Richters: Ecce homo! Für die Rompilger ist es nun heilige Sitte und Vorschrift, diese Treppe hinaufzusteigen — aber nicht auf den Füßen, sondern auf den Knieen. Zu Dritt also begannen wir die ‚fromme' Arbeit, unser Chef voran, sein schelmischer Sekretär mutig nach, aber der arme alte Wanderbursche, was trieb denn der? Er versuchte ebenfalls auf den Knieen die hohe Treppe hinaufzurutschen. Aber, großer Gott, was machte der für Sachen und Bewegungen und Leibesübungen, um weiter zu kommen! Er will es offen eingestehen, er betet recht gerne auf den Knieen; aber er vermag nur auf den Kniespitzen, wenn man es sagen darf, zu knieen, sonst verursacht ihm das Knieen heillosen Schmerz. Nun ist aber der Rand einer Stufe von dem Rande der anderen Stufe an der heiligen Treppe wohl einen halben Meter oder doch nicht viel weniger entfernt, und diese Entfernung wußte der alte Wanderbursche mit seinen schlotterigen Knieen in einem Zuge nicht zu erreichen. Daher war es ein Elend, ihn auf der heiligen Treppe ‚herumrumpeln' zu sehen. Seine Begleiter und alle, die denselben heiligen Weg hinaufkletterten, gingen voraus und überließen ihn seinem Schicksal, um vor lauter Lachen wenigstens noch eine Spur von Andacht zu retten. Und so etwas mußte dem alten Wanderburschen an so heiliger Stelle begegnen! Kein Wunder also, daß er über der mühseligen Arbeit ein tüchtiges Stücklein zu flennen begann und dann die vierzehn Nothelfer und dazu die heilige Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen anrief, daß sie ihm doch zu Hilfe kommen und ihm über die Scala sancta hinaufhelfen möchten. Alle Dinge auf Erden nehmen ein Ende, auch das jammervolle ‚Hinaufrumpeln' des alten Wanderburschen über die heilige Treppe. Aber oben angelangt, in Schweiß und Scham gebadet, war sein erstes Wort: ‚Es war ungültig.' Er ging tief beschämt und zerknirscht hinweg mit dem Vorsatz: Das muß wiederholt werden und dann wird's schon besser gehen! Aber der arme Unsereiner will auch das hier offen eingestehen: so oft er an die Ausführung seines Vorsatzes dachte, bemächtigte sich seiner ein ganz erbärmliches Gefühl von Feigheit und von Angst, sein gegebenes Lustspiel (für ihn eine wahre Tragödie) in zweiter Auflage aufzuführen. Und so geschah es, daß er wirklich zu Rom hinausging, ohne nochmals, und zwar gültig, die Scala sancta hinaufgerutscht

zu sein. Zur Sühne des fast an Ärgernis grenzenden Erlebnisses aber will er der Mater dolorosa eine Kapelle bauen, und seinen Bettelsack bei opferwilligen Lesern von Thür zu Thür schleppen, daß er sie zu Ende bringt. Er wird also für dieses Mal die Gaben, wenn ihm solche gespendet werden, als Beweis ansehen, daß die Leser an seinem auf der heiligen Treppe zu Rom angerichteten Skandal kein Ärgernis genommen haben."

Ein Protestant würde an einer solchen Andacht sicher ein Ärgernis nehmen, selbst wenn er schon längst alles Kirchengehen und alle Andachten aufgegeben hätte. Es mag auch Katholiken geben, die von einer so lustigen Andacht ebenfalls wenig erbaut sind. Jedenfalls aber hegt das Bonifaciusblatt für die Mehrzahl seiner Leser keine solche Befürchtung, sonst hätte es den betr. Artikel nicht in seine Spalten aufgenommen.

Die katholischen Missionen haben nach den „Jahrbüchern für Verbreitung des Glaubens" im Jahre 1894 für Mission eingenommen 6,820,164 Frks. (= 5,456,131 Mk.), wovon auf Europa etwa sechs Millionen Franks und auf Amerika etwa 600,000 Frks. kommen. Die Ausgaben betragen 6,620,820 Frks., darunter 740,061 Frks. für Missionen von Europa, zum Teil in protestantischen Ländern. Dazu wird bemerkt, daß die Aufgabe der Centralräte bei Verteilung der gesammelten Almosen mit jedem Jahre mühsamer und schmerzlicher werde, indem die Missionen und ihre Anforderungen sich alljährlich vermehren, während die Einnahmen sich gleich bleiben. Darum wollen sie einen Aufruf an die katholischen Christen ergehen lassen. Dann heißt es mit Bezug auf die protestantischen Missionen: „Da besonders, wir müssen es gestehen, werfen wir einen neidischen Blick auf die Summen, die das protestantische England und Amerika (etwa 40 Millionen Mark) ihren Missionen zur Verfügung stellen." Allerdings—so fügen sie beruhigend hinzu—laufen diese ungeheueren Mittel nach den Geständnissen der kundigsten protestantischen Reisenden selbst gewöhnlich auf eine unermeßliche Unfruchtbarkeit hinaus, und wenn unsere Missionare nicht den Reichtum der Erde haben, so haben sie dafür den Segen des Himmels, der ihre Arbeiten befruchtet.

Die russische Kirche scheint sich auf einen Weg begeben zu haben, der zwar nicht nach Rom führt, aber doch die Aussicht auf eine endlos wachsende Zahl offiziell kirchlicher Heiliger eröffnet. Es ist Pobedonoszew, dem das Verdienst gebührt, diese neue Methode der Erweiterung der Zahl der Heiligen ins Werk gesetzt zu haben. Bisher hatten den griechischen Kirchen die Organe gefehlt, welche die Befugnis der Heiligsprechung und somit der Vermehrung der Zahl der Heiligen gehabt hätten. Man mußte sich mit den traditionellen Heiligen begnügen. Nun aber erklärt sich einfach der Zar mit dem von Pobedonoszew ausgegangenen Antrag des heiligen Synod, der Zahl der Heiligen einen neuen zuzufügen, einverstanden und die Sache ist fertig. Diese Methode hat vor dem römischen Kanonisationsverfahren den Vorzug, daß sie viel einfacher, rascher, und wahrscheinlich auch viel billiger ist. Genaueren Aufschluß über den speziellen Fall gibt ein sehr langer Erlaß des heiligen Synod, der in allen russisch-orthodoxen Kirchen verlesen wurde, und dem wir folgendes entnehmen:

„Das Andenken des hochw. Feodossi von Uglitsch, Erzbischofs von Tschernigow, ist seit seinem Hinscheiden, welches am 5. Februar 1696 erfolgte, vom orthodoxen russischen Volke andächtig verehrt worden. In großer Zahl ist es aus verschieden Gegenden des russischen Reiches in die Tschernigowsche Kathedrale der Heiligen Boris und Gleb zum Grabe des Hierarchen geströmt, um, im Vertrauen auf seine Gebetsfürsprache bei Gott, für seine Seelenruhe zu beten. Zur Verehrung des Gottesmannes wurden die Gläubigen sowohl

durch die Erinnerung an sein thatenreiches, hohen Zielen geweihtes Leben, als auch durch wunderbare Heilungen von verschiedenen Krankheiten bewogen, die sich an seinem Sarge vollzogen hatten. Die Reihe der wunderbaren Erscheinungen, welche durch Gottes Gnade von den sterblichen Überresten des Gottesmannes ausgingen, begann mit der Heilung seines Nachfolgers auf dem erzbischöflichen Stuhle von Tschernigow, Johann Maximowitsch, nachmaligen Metropoliten von Tobolsk, von schwerer Krankheit. Auf Verfügung dieses Erzbischofs wurde im Fundament der Kathedrale der Heiligen Boris und Gleb, über dem Grabe des Gottesmannes Feodossi, eine steinere Höhle erbaut, in welcher seit 200 Jahren die eifrigen Verehrer des Gottesmannes zusammenströmen, um Segen und geistliche Gaben zu erlangen. Und Gott der Herr, welcher herrlich und wunderbar in seinen Heiligen ist, erweist auf die Fürbitten des Gottesmannes denen seine Gnadenthaten, welche in schweren und unheilbaren Krankheiten, in schwierigen Lebensverhältnissen, in Herzenskummer und Lebensnot gläubig zu dessen Grabe wallen. Die Überzeugung von der Heiligkeit dieses Gottesmannes wuchs im orthodoxen Volke infolge der bei seinem Grabe geschehenen wunderbaren Heilungen immer mehr. Von dieser Überzeugung des Volkes legte der Gouverneur von Tschernigow in seinem Berichte über das Gouvernement an den Kaiser im Jahre 1889 Zeugnis ab; auf dieses Zeugnis geruhte der Kaiser seine Aufmerksamkeit zu richten. In Anbetracht dessen erteilte der heil. Synod dem gegenwärtigen Bischof von Tschernigow den Auftrag, ihm Daten über das Leben und die Thaten des Gottesmannes Feodossi von Uglitsch zuzustellen. Der heil. Synod hielt es darauf für geboten, zur Feststellung der Unverwestheit des Leibes des Gottesmannes Feodossi, sowie der bei seinem Grabe an Gläubigen geschehenen wunderbaren Heilungen die notwendigen Verfügungen zu treffen. Die unmittelbare Sorge für diese Angelegenheit übertrug der heil. Synod dem hochw. Joanniki, Metropoliten von Kiew, und dem örtlichen Bischof Antoni. Hinzugezogen wurden noch der Vikar der Tschernigowschen Eparchie, Bischof Piterim, der Rektor des Tschernigowschen Seminars, der Protohierei Preobrashenski, Mitglied des Kiewschen geistlichen Konsistoriums, und zwei Protohiereis der Kathedralgemeinde. Alle diese begaben sich am 5. Juli 1895 in die Höhle bei der Boris- und Glebkirche der Tschernigowschen Kathedrale. Nachdem hier eine Seelenmesse für den Gottesmann Feodossi gehalten worden war, nahmen sie eine genaue Untersuchung des Sarges, der Kleidung und des Leibes des Gottesmannes Feodossi vor, wobei es sich erwies, daß der Leib des Gottesmannes durch die Gnade Gottes unverwest erhalten ist, obgleich er sich 200 Jahre lang in der Boris- und Glebkirche in einer Höhle befunden hat, welche sich dabei nicht durch Trockenheit auszeichnet. Außerdem wurden zu den geistlichen Herren alle diejenigen Leute geladen, welche an sich selbst oder an ihren Verwandten durch das Eintreten des Gottesmannes Feodossi wunderbare Heilungen erlebt hatten, nachdem sie im Gebet seine segensreiche Hilfe angerufen hatten. Von diesen sammelten sie die eidlich und durch Unterschrift bestätigten Angaben über die Thatsächlichkeit der an ihnen geschehenen Wunder. An solchen Ereignissen wurden 49 erforscht, von denen zwölf seinerzeit in die Bücher der Tschernigowschen Kathedrale eingetragen worden waren, um von den Wundern des Gottesmannes Kunde zu geben. Nachdem der heil. Synod genau und sorgfältig alle oben dargelegten Umstände geprüft hatte, kam er zur vollen Überzeugung, daß der Leib des Gottesmannes Feodossi in Wahrheit unverwest und die durch ihn geschehenen Wunderthaten erwiesen seien. Der heil. Synod unterbreitete nun Sr. Majestät dem Kaiser einen allerunter-

thänigsten Bericht, in dem er folgende Meinungen darlegte: 1. Der verstorbene Erzbischof von Tschernigow, Feodossi, ist der Schar der Heiligen beizuzählen, die von Gott verherrlicht sind; sein unverwester Leib ist als heilige Reliquie anzuerkennen; 2. für den Gottesmann Feodossi ist ein besonderer Dienst zusammenzustellen, bis dahin aber der allgemeine abzuhalten; sein Andenken ist sowohl an seinem Todestage, als an dem Tage zu feiern, welcher von der kaiserlichen Majestät für die Eröffnung seiner Reliquien festgesetzt wird; 3. dieses ist durch Erlasse des heil. Synods zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Auf dem allerunterthänigsten Schreiben des Oberprokurators, welches mit dem erwähnten allerunterthänigsten Bericht Sr. Majestät dem Kaiser zur Einsichtnahme unterbreitet wurde, geruhte der Kaiser eigenhändig zu vermerken: „Einverstanden. Ich habe es mit Rührung gelesen." Gleichzeitig wurde vom Oberprokurator des heil. Synods allerunterthänigst dargelegt, daß es nach der Ansicht des heil. Synods geeignet wäre, die Feier der Eröffnung der Reliquien des Gottesmannes Feodossi in der ersten Hälfte des September dieses Jahres abzuhalten. In Erfüllung des geäußerten Allerhöchsten Willens beschloß der heil. Synod, dem hochwürdigen Joanniki, Metropoliten von Kiew, gleichzeitig mit dem hochwürdigen Antoni von Tschernigow, die feierliche Eröffnung der Reliquien des Gottesmannes Feodossi von Uglitsch, Erzbischofs von Tschernigow, anzuvertrauen und für die Feier den 9. September dieses Jahres festzusetzen. Der heil. Synod thut dieses den frommen Söhnen der orthodoxen Kirche kund, damit sie Gott loben und danken, dem es so wohlgefallen hat, damit sie das Erscheinen eines neuen Fürsprechers und Wunderthäters als einen neuen Segen des Himmels auf die Regierung unseres Erhabensten Monarchen ansehen, der da unermüdlich für das Wohl seines orthodoxen russischen Volkes thätig ist und mit seiner Zarischen Liebe und Fürsorge alle Seine treuen Unterthanen jeglichen Standes und Berufes umfaßt."

Soweit der hochbyzantische Wortlaut dieses Erlasses des heil. Synod, durch welchen die Fabrikation von Heiligen und Reliquien innerhalb der heutigen griechisch-katholischen Kirche hinlänglich illustriert wird.

Die Heiligsprechungen sind allerdings nicht geradezu Götzenfabrikation, aber sie sind ein Bestreben, das christliche Leben dadurch zu heben, daß man das Christentum auf die Stufe eines Heidentums herabdrückt, von dem noch nicht einmal gesagt werden kann, daß es geistig hoch entwickelt ist, sondern das als ein sehr primitives bezeichnet werden muß.

Die Türkei treibt ihre Mordpolitik gegen die Armenier, wie sich an dem Gemetzel in Konstantinopel gezeigt hat, in gewohnter Weise weiter, indem sie, um den christlichen Mächten womöglich Sand in die Augen zu streuen, zur Lüge noch das Schauspiel hinzufügt. In Konstantinopel muß man, da Europäer und Vertreter der Presse gegenwärtig sind, die Vorgänge maskieren, und da man die Nachrichten nicht selbst fabrizieren kann, so läßt man keine Nachrichten über die Grenze gehen, d. h. soweit man es verhindern kann. Die Versendung von Armeniern auf dem Seewege nimmt ihren regelmäßigen Fortgang. Da aber kein Mensch weiß, ob auch nur ein einziger dieser Armenier zu Hause angelangt ist, so ist die allgemeine Ansicht die, daß die Armenier weit genug vom Lande ins Meer geworfen werden.

Was speziell die Vorgänge in Konstantinopel betrifft, so wurde von Sofia aus folgendes telegraphiert:

„Ein hiesiger Großmachtagent, ein genauer Kenner der Türken, behauptet auf Grund von Privatberichten, der Angriff auf die Ottomanbank erfolgte durch Kurden und war seitens des Palais arrangiert. Der Sultan brauche ein Massacre der Armenier, um die Mohammedaner mit den Konzessionen für Kreta auszusöhnen. Er betont, daß die neuen Depeschen keinen einzigen Namen eines Armenierchefs berichten. Der freie Abzug der letztern sei eine Komödie gewesen."

Ebenso schreibt ein Augenzeuge der Vorgänge in Konstantinopel in der Münchner Allg. Ztg.

„Die in Galata verbreitete Ansicht, daß das Massacre gegen die Armenier, wenn auch nicht im Auftrage, so doch unter konniventer Duldung der Pforte geschah, ist uns dabei sehr glaubhaft geworden, unzweifelhaft aber erst, als wir am nächsten Morgen sahen, daß das Militär selbst die empörendsten Mißhandlungen an unschuldigen Armeniern verübte ...."

Zur Beurteilung der offiziellen Nachrichten gibt die genannte Zeitung folgenden Beitrag:

„Charakteristisch für türkische Verhältnisse mag der Umstand sein, daß die in Konstantinopel erscheinenden Zeitungen während der Tage des Massacres auch nicht die geringsten Notizen von dieser Thatsache brachten, sondern die Sache einfach totschwiegen. Die Redakteure hatten strikte Befehle in dieser Hinsicht erhalten.

Die auswärtigen Zeitungen wurden konfisziert; das türkische Telegraphenamt ließ keine Telegramme nach dem Ausland passieren. Die Vertreter der auswärtigen Presse wußten sich in der Weise zu helfen, daß sie durch die österreichische, französische oder deutsche Post Briefe nach Sofia oder Konstanza (Rumänien) schickten und der Inhalt dieser Briefe dann von dort auf telegraphischem Wege dem eigentlichen Bestimmungsort zugestellt wurde. In Pera ist man der Meinung, daß die Vorfälle der jüngsten Tage dem Fasse den Boden ausgeschlagen haben müßten, und man sieht den politischen Folgen jenes Massacres mit Spannung entgegen. Wir Abendländer konnten diese Erwartungen nicht teilen, pflegt man doch mit diplomatischer Ruhe die scheußlichsten Greuel passieren zu lassen, wenn sie nicht zu Hause, sondern weit draußen im fernen Osten geschehen."

Prof. Max Müller hat in einem Vortrag, den er in der Royal Society of Literature gehalten hat, auf einige auffallende Ähnlichkeiten zwischen dem Buddhismus und dem römisch-katholischen Christentum hingewiesen. Der Buddhismus hat wie der römische Katholizismus Krummstäbe, Mitren, Dalmatiken, Chorröcke, Gottesdienste mit zwei Chören, Weihrauchfässer, Spendung des Segens mit über dem Volke ausgestreckter rechter Hand, den Gebrauch von Perlen am Rosenkranz, Heiligenverehrung, Prozessionen, Litaneien, Weihwasser. Bei unvoreingenommener Untersuchung drängt sich einem der Schluß auf, daß zu irgend einer Zeit zwischen katholischen Priestern und Buddhisten Verkehr stattgefunden haben müsse, und es ist geschichtlich nachweisbar, daß christliche Missionare in China von der Mitte des siebenten bis zum Ende des achten Jahrhunderts thätig waren. So würde sich manches erklären. Aber doch nicht alles. Einige auffällige Parallelen zwischen Christentum und Buddhismus fallen nämlich auf buddhistischer Seite schon in die vorchristliche Zeit. Dazu gehören Beichte, Fasten, Priestercölibat und selbst Rosenkränze, und wenn diese in Indien schon vor Beginn der christlichen Ära in Ehren gestanden haben, so müssen, wenn sie von einer Seite entlehnt worden sind, die Christen die Entlehner gewesen sein."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., November 1896. No. 11.

Die Episteln vom 23. Sonntag nach Trinitatis bis zum 1. Adventssonntag.

(Von P. G. Kruse.)

I. 23. Sonntag nach Trinitatis: Phil. 3, 17—21.

Die Feinde des Kreuzes Christi, von denen der Apostel Paulus hier redet, sind innerhalb der christlichen Kirche zu suchen. Es sind nicht die Juden, die an dem Kreuzestode Christi Ärgernis nehmen, noch die Griechen, denen das Wort vom Kreuz eine Thorheit ist, hier gemeint, sondern die bequemen und leidensscheuen Christen. Sie wollen Freunde Christi sein, seine Segnungen genießen und an seiner Seligkeit Anteil haben. Sie wollen ihm auch dienen, soweit dieser Dienst ihnen Ansehen und Nutzen bringt oder ihren Neigungen und irdischen Interessen entspricht. Die wahre Nachfolge Christi verlangt aber unbedingten Gehorsam und völlige Hingabe. Der Jünger Jesu steht unter der Weisung des Heilandes: Matth. 16, 24: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ Wo der Verleugnungssinn fehlt, da sucht man den Mühen, Anstrengungen, Entsagungen und Opfern, die der Christenberuf fordert, aus dem Wege zu gehen und bemüht sich unter allen Umständen die Feindschaft der Welt und die Schädigung an Ehre, Freiheit, Gut und Leben zu vermeiden. Solche Gesinnung nennt der Apostel „Feindschaft des Kreuzes Christi“. Gegen diese Kreuzesscheu müssen alle Christen auf der Hut sein, denn sie steckt in aller Fleisch und Blut. Petrus glaubte, er sei dagegen gewappnet, aber so willig auch sein Geist war, er bestand die Probe nicht; und wenn der Herr nicht über ihn gewacht hätte, so hätte sein Glaube aufgehört. Weil denn die Kreuzesscheu in aller Blut steckt und auch in unsern Tagen so vielfach der rechte Verleugnungssinn fehlt, so ist es gewiß heilsam, wenn wir uns durch das hehre Beispiel eines Apostel Paulus zur Übung der Selbstverleugnung reizen lassen, die im Werke der Ausbreitung des Werkes Gottes, im Werke der Seelenrettung und im Werke der Heiligung so durchaus notwendig ist.

Was wäre aus der Predigt des Evangelii geworden, wenn die Apostel und Bekenner sich aus Menschenfurcht und Leidensscheu geduckt hätten? Sie glaubten, darum redeten sie; die Liebe Christi drang sie,

darum zeugten sie von dem, was sie gesehen und gehört hatten; sie hatten eine gewisse Hoffnung, darum achteten sie die Leiden dieser Zeit gering.

In ihnen lebte ein heiliges Verlangen, sich selbst und andere selig zu machen. Sie sahen sich vor eine ernste Entscheidung gestellt. Wollten sie vielen Leiden, Mühen, Arbeiten, Entsagungen, Opfern u. s. w. entgehen, so mußten sie verzichten auf die Ausführung des Willens Gottes, auf die Ausbreitung des Heils und die Ehre Christi und verzichten auf die Liebe ihres Heilandes, auf ihren Anteil an seiner Erlösung und auf die Herrlichkeit in seinem Reiche. Wollten sie dagegen Gottes Werkzeuge sein, Christum preisen, das Heil der Menschheit fördern, Christi Reich bauen und selbst in der Gnade wachsen und verharren, so mußten sie nicht nur viel Mühe und Arbeit, sondern auch viel Haß und Verfolgung auf sich nehmen und außer mancherlei Entbehrungen und Beschwerden, die der Beruf mit sich brachte, auch mancherlei Anfechtung erdulden von seiten der Feinde des Kreuzes Christi sowohl wie von seiten der Christushasser. Was thaten sie? Zögerten sie? Nein, sie besprachen sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern fuhren frisch zu und waren willig, um des Evangelii willen auch den Tod zu erleiden. Ihre Parole lautete: „Lasset uns mit Christo leiden, auf daß wir auch mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden“ (Röm. 8, 17). Leiden hatten sie erwählt und leiden mußten sie. Wer aber denkt, die Apostel wären ihrer Leiden wegen vergrämte Menschen gewesen, der irrt sich. Sie wußten, sie litten nicht umsonst. Paulus erkannte, daß seine Gefangenschaft in Rom zur „Förderung des Evangelii geraten“ (Phil. 1, 12); daß sein Glaubensmut zur Belebung der Bekenntnisfreudigkeit anderer gedient (1, 13); daß auch sie kämpfen für den Glauben des Evangelii und sich in keinem Wege erschrecken lassen von den Widersachern (1, 27—29). Da war kein Murren, kein Zweifeln und Verzweifeln, sondern allerwege Freude in dem Herrn.

Wohl kann der Apostel ohne Anmaßung und Selbstüberhebung auffordern: „Folget mir, lieben Brüder.“ Er ging wirklich im echten Verleugnungssinn und in christlicher Männlichkeit voran. Wenn die Brüder ihm folgen und sich richten nach denen, die also wandeln, wie er und seine „Mitstreiter“ und „Gehilfen“ (2, 25), so werden die Feinde des Kreuzes Christi, die Bauchdiener und Irdischgesinnten keinen Einfluß auf ihren Wandel ausüben. Sie folgen ihnen nicht. Mögen jene philosophieren: Wir sind Bürger dieser Erde, hineingesetzt in dieses Leben, um es zu genießen; ist es daher nicht ein Übereifer sich wie Paulus zu verzehren im Dienst des Evangelii? Mögen sie ferner den Apostel beschuldigen, er sei fanatisch und verlange, daß man sich geradezu aufopfere. Mögen sie sich endlich auch rühmen, daß sie im guten Einvernehmen stehen mit der Welt ohne ihren Glauben aufgegeben zu haben. Die Pauli Gleichgesinnten macht das nicht irre. Sie wissen, wohin solches Streben führt, und daß es gar keine Ehre für einen Christen ist, wenn sein Werk und Wandel keinen Widerspruch

von seiten der Welt erreget (V. 19). Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. Die Welt bedarf ein energisches Christentum, und nur mutige, selbstverleugnungsvolle Jünger Jesu werden etwas ausrichten zur Ehre Christi und zum Heil ihrer Mitmenschen. Sie sehen nicht so sehr auf das, was zeitlich ist, denn sie betrachten sich hier auf Erden nur als Fremdlinge und Pilgrimme. Ihr Bürgerrecht ist im Himmel (V. 20). Von dort erwarten sie reichen Ersatz für alles, was ihnen diese Welt versagt. Von dort erwarten sie ihren Herrn und Heiland Jesum Christum, der nach seiner Allmacht dem armen vergänglichen Leib einen viel größeren Dienst erweisen wird, als sie ihm mit aller Schonung und Kreuzesflucht erweisen. Er wird ihn verklären in die Ähnlichkeit seines eigenen verklärten Leibes.

Disposition.

Thema: Paulus ein Vorbild der Gemeinde.

1. Im mutigen Bekennen des Namens Jesu.
2. Im unermüdlichen Schaffen seiner Seligkeit.
3. Im fröhlichen Hoffen auf den allmächtigen Heiland.

Oder: Der Unterschied zwischen irdischer und himmlischer Gesinnung.

1. Irdische Gesinnung macht leidensscheu in der Nachfolge Christi — die himmlische dagegen leidensmutig.
2. Irdische Gesinnung macht träge im Schaffen der Seligkeit — die himmlische dagegen macht eifrig.
3. Irdische Gesinnung führt zur Verdammnis — die himmlische dagegen zur Seligkeit durch Jesum Christum.

II. 24. Sonntag nach Trinitatis: Kol. 1, 9—14.

Das „Derhalben“, womit diese Epistel beginnt, weist hin auf die Veranlassung der apostolischen Fürbitte für die Gemeinde zu Kolossä. Epaphras, ein treuer Diener Christi für sie (1, 7) und wahrscheinlich der Gründer der Gemeinde, war nach Rom gekommen (4, 12), um dem dort gefangenen Apostel Bericht zu erstatten über den Bestand seiner Gemeinde und dessen Mithilfe in der Bekämpfung der Irrtümer, die das Leben der Gemeinde bedrohten (2, 18—23), zu erlangen.

Durch ihn hörte er von der Gemeinde Glauben an Christum Jesum, und von ihrer Liebe zu allen Heiligen (V. 4) und gewinnt dadurch die Überzeugung, daß sie in der Wahrheit die Gnade Gottes erkannt haben und daß solche Erkenntnis bei ihnen nicht unfruchtbar geblieben ist (V. 6).

„Derhalben — hören wir nicht auf für euch zu beten.“ Das Gebet für sie ist ein Zeichen von dem Interesse, welches der Bericht des Epaphras für sie erweckt. Wir sehen hier den Nutzen treuer Berichterstattung. Durch Berichte aus unsern Anstalten und Missionsfeldern werden diese vor unser Geistesauge gerückt und wird unser Interesse für sie geweckt und wach erhalten, während sonst unsere nächstliegenden Auf-

gaben unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das Sprichwort: „Aus den Augen, aus dem Sinn," hat seine Wahrheit. Durch das Hören und Lesen der Berichte werden Gläubige zur Fürbitte gereizt. „Von dem Tage, da wir es gehöret haben, hören wir nicht auf für euch zu beten." Der gute Anfang läßt einen gesegneten Fortgang wünschen. Ist die Saat aufgegangen, so freuet sich der Landmann, denn er erblickt in der aufgegangenen Saat die Verheißung einer goldenen Ernte. Das Gedeihen der Saat wird nun der Gegenstand seiner Fürsorge. Also gehet es auch den Gläubigen, wenn sie erfahren von dem Zustandekommen einer Missionsgemeinde, wenn sie hören von der gesegneten Thätigkeit einer Reichsgottes- oder Wohlthätigkeitsanstalt, oder wenn sie wahrnehmen, wie in einer Gemeinde oder in einzelnen der Glaube an Jesum Christum Wurzel gefaßt hat und sich in der Liebe zu allen Heiligen lebendig erzeiget. Sie werden dadurch gereizt zum freudigen Dank, aber auch angetrieben zu künftiger Fürbitte, daß der treue Gott, der solches gute Werk angefangen, dasselbe auch weiterführen und vollenden möge.

Und diese Fürbitte wird um so brünstiger, je größer die Besorgnis ist, daß dies oder jenes den guten Fortgang hindern möchte. Da wird sie zu einem Kampf (2, 1) und zu einem Ringen (4, 12), welches auch zu Thaten treibt. So beim Apostel der Gemeinde gegenüber, die er nie gesehen; von der er Gutes gehört, deren Gefahren er aber aus dem Bericht, sowie aus langjähriger Missionserfahrung auch wohl kannte. Er hört nicht auf für sie zu beten, aber es treibt ihn auch, ihnen, von seinem Gefängnis aus, mit Rat, Ermunterung und Belehrung zu dienen.

Vermag das Gebet auch viel, wenn es ernstlich ist, so sollen wir aber doch nicht bloß beten, sondern soviel in unserer Kraft ist auch dahin wirken, daß unsers Herzens Wunsch erfüllet werde. Gott gebraucht uns oft als Werkzeuge, um die Erhörung unserer Gebete herbeizuführen.

Das „wir hören nicht auf" zeigt uns einerseits die Gemeinschaft in der Fürbitte (1, 1) und andererseits die Ausdauer in derselben.

Nachdem der Apostel bezeugt hat, daß sich unabläßig betende Hände für seine Leser erheben, geht er nun über zu einer Inhaltsangabe der Fürbitte.

„Wir bitten, daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntnis seines Willens." — Solches geschieht durch den Geist Gottes, der in alle Wahrheit leitet, der durch die Propheten und Apostel gezeuget hat, durch treue Diener Christi zum richtigen Verständnis anleitet und dem einzelnen erleuchtete Augen des Verständnisses gibt. Der Wille Gottes, der erkannt werden soll, ist sowohl der Heils- als auch der Heiligungswille. Dieser zwiefache Wille soll nun erkannt werden „in allerlei geistlicher Weisheit und Verstand". Der Gnadenwille Gottes soll in seiner vollen Bedeutung und Tragweite für den einzelnen wie für die ganze Menschenwelt und Schöpfung erkannt werden, auf daß wir begreifen mögen,

welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe und erkennen die Liebe Christi, die alle Erkenntnis übertrifft (Eph. 3, 18). Der Heiligungswille soll sowohl in seiner speziellen Anwendung wie in seinen allgemeinen Grundzügen richtig erfaßt werden, auf daß wir nicht nach „eigener Wahl" (Kol. 2, 8) einhergehen, sondern würdiglich und dem Herrn zu allem Gefallen wandeln mögen und fruchtbar seien in allen guten Werken.

Die rechte Erkenntnis des Willens Gottes ist allezeit ein wichtiges Stück christlicher Fürbitte. Sie ist Voraussetzung und Grundlage wahren Glaubens und heiligen Lebens. Daß die christliche Kirche unserer Zeit auch solcher Fürbitte bedarf, dafür zeugen auf der einen Seite die vielen Absonderlichkeiten und Einseitigkeiten in Lehre und Leben und auf der andern Seite das laue und weltförmige Wesen, das sich vielerorts breit macht. Von der Erkenntnis des Willens Gottes hängt für uns sehr viel ab. Sie dient uns dazu, daß wir wachsen in der Erkenntnis Gottes, denn aus seinen Willensoffenbarungen wird Gott erkannt. Sie dient uns ferner zum Starkwerden in aller Geduld und Langmütigkeit, die zum Christenberuf nötig ist; denn haben wir den guten gnädigen Willen Gottes erkannt, dann trösten wir uns mit dem Blick auf das herrliche Ziel, das uns winkt, und wenden uns an den, der verheißen hat in uns Schwachen mächtig zu sein. Auf diese Weise kommt man dazu nicht bloß mit Seufzen, sondern „mit Freuden" Geduld und Langmut zu üben, und anstatt zu klagen über schweren Stand, Dankeslieder anzustimmen. Wer Gottes Erlösungsratschluß gläubig erkannt hat und seines Heils in Christo Jesu gewiß geworden (V. 12—14), der singt mit allen Heiligen:

> Mein Herze geht in Sprüngen
> Und kann nicht traurig sein u. s. w. (Ges. 353, 11.)

Disposition:

Das Erfülltwerden mit der Erkenntnis Gottes ist höchst notwendig:

1. Zur Führung eines gottgefälligen Wandels;
2. zur Fruchtbarkeit in allen guten Werken;
3. zum Wachstum in der Erkenntnis Gottes;
4. zur Kräftigung in der Geduld und Langmut;
5. zur Dankbarkeit gegen Gott für seine Gnade in Christo Jesu.

Oder: Pauli Fürbitte.

1. Ihre Veranlassung.
2. Ihr Inhalt.

III. 25. Sonntag nach Trinitatis: 1 Thess. 4, 13—18.

Als gläubige Gemeinde können wir nicht von dem alten Kirchenjahre scheiden, ohne derer zu gedenken, die einst mit uns denselben Pilgerweg des Glaubens gewandelt, nun aber im Herrn entschlafen

sind. Darum hat auch die Kirche den letzten Sonntag des Kirchenjahrs dem Gedächtnis ihrer Toten geweiht.

Der vorliegende Text eignet sich ganz vorzüglich zur Behandlung am Totenfest, da er ja gerade von den im Herrn Entschlafenen handelt. Er ruft uns zu:

Tröstet euch untereinander beim Gedächtnis eurer Toten!

Denn 1. leben sie, obwohl sie gestorben sind;
2. werden sie auferstehen, obwohl ihre Leiber verwesen;
3. werden sie an dem herrlichen Triumphzug Christi bei seiner Wiederkunft teilnehmen;
4. werden sie, mit uns vereinigt, bei dem Herrn sein allezeit.

1. Sie leben, obwohl sie gestorben sind. Beim Gedächtnis unserer Toten beschleicht uns oft eine Wehmut, denn der Gedanke an sie erweckt in uns ein Heimweh und ein Gefühl der Vereinsamung. Wir gedenken der vorigen Zeiten, da sie noch in unserer Mitte weilten und wir noch ihren Umgang, ihre Liebe und ihre Teilnahme in Freud und Leid genießen durften und fühlen ihren Heimgang als einen herben Verlust. Wenn wir nun auch trauern, so trauern wir doch nicht ihretwegen, denn als solche, die im Worte Gottes gegründet sind, glauben wir festiglich, daß die, die wir liebten, auch jetzt noch leben. Der Tod ist keine Vernichtung. Wohl zerstört er das Leibesleben und reißt auseinander, was nach Gottes Schöpferwillen zusammengehört: den Leib und die Seele, aber vernichten kann er nicht. Der Leib der Verwesung und die dem Leibesleben entrückte Seele bleiben in Gottes Hut. Dieser Welt und ihren Aufgaben sind die Entschlafenen verloren; hier hat ihr Tagewerk ein Ende, doch ist mit ihrem zeitlichen Leben nur eine Periode ihres Daseins abgeschlossen. Sie leben weiter und zwar zunächst außer dem Leibe. „Ihm leben sie alle" (Luk. 20, 38). Die Abgeschiedenen werden „Entschlafene" genannt wegen der zukünftigen Erweckung ihrer Leiber; die im Herrn Entschlafenen befinden sich aber durchaus nicht in einem schlafähnlichen Zustand. Unser Herr Jesus Christus hat ja auch, da sein Leib im Grabe ruhte, nicht geschlafen und geträumt, sondern war mit dem Schächer im Paradiese (Luk. 23, 43) und hat gepredigt den Geistern im Gefängnis (1 Pet. 3, 19). Sie leben und wachen also, aber nicht in trauriger Abgeschiedenheit von dem Herrn und den Freuden des ewigen Lebens. Stephanus sah den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen und erwartet, daß sein Geist Aufnahme findet bei Jesu (Ap.-Gesch. 7, 55 u. 58), und der Apostel Paulus erwartet sofort nach seinem Abscheiden bei Christo zu sein (Phil. 1, 23). Kein Wunder, daß er sich nach dem Zustand „außer dem Leibe" (2 Kor. 5, 8) sehnet und Sterben als persönlichen Gewinn (Phil. 1, 21) betrachtet. Das Los des in Christo Entschlafenen ist schon jetzt ein seliges, ja seliger als das Los derer, die noch im Fleische wallen. Sie sind daheim bei dem Herrn.

2. Sie werden auferstehen, obwohl ihre Leiber verwesen. — Der Tod ist nicht unüberwindlich. Den Leib und die Seele, die der Tod geschieden hält, wird Jesu Lebensmacht wieder vereinigen. Daß so etwas möglich ist, beweist seine eigene Auferstehung. Er war tot, und siehe, er ist lebendig. So ist denn auch der Leib derer, die entschlafen sind, nicht verloren. „Was wir verweslich säen, soll herrlich auferstehen." Der Tempel der Seele steigt auf das göttliche Allmachtswort schöner und herrlicher aus seinen Ruinen empor und die Seele bekommt wieder ihren Leib aus Gottes Hand. Der Auferstehungsleib Jesu war der nämliche Leib, der im Grabe gelegen war. Gott hatte ihn verkläret zu einem himmlischen Leibe. So hat also der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist Anteil an der Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist.

Diese Auferstehung, Verklärung und Wiedervereinigung des Leibes mit der Seele ist ein Gegenstand seliger Hoffnung für die, welche im Herrn entschlafen sind. So selig ihr Zustand auch jetzt schon ist, so warten sie doch mit froher Zuversicht eines noch herrlicheren Zustandes, der dann für sie anbricht, wenn sie in den Besitz des himmlischen Leibes gelangen. Weil wir denn solchen Glauben haben, so können wir uns auch bei dem Gedanken an die Verwesung der Leiber zufriedengeben — sie ist nicht das letzte, was mit dem Leibe geschieht. Der Verwesung folget die Auferstehung. Diese tritt ein mit der Wiederkunft Christi. Mit der Auferweckung des im Herrn Entschlafenen wird der herrliche Triumphzug des Herrn eingeleitet. An diesen werden die Entschlafenen teilnehmen. Die bei der Wiederkunft Christi noch Lebenden werden sie im Geleite des Herrn erblicken. Die Lebenden werden also bei der Wiederkunft Christi denen nicht zuvorkommen, die da schlafen. „Denn er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel und die Toten in Christo werden auferstehen zuerst" und dann erst werden die Lebenden hingerückt werden dem Herrn entgegen in der Luft. Diesem Moment, da die Kirche Christi im Brautschmuck der Verklärung ihrem herrlich geschmückten Bräutigam entgegengerückt wird, um mit ihm einzugehen in die ewige Seligkeit und Herrlichkeit, sehen sowohl die Entschlafenen wie die Lebenden mit froher Erwartung entgegen. Einen solchen Jubelsturm, wie ihn die Erscheinung Christi bei denen, die seine Erscheinung lieb haben, hervorrufen wird, hat die Erde noch nicht gesehen (Jes. 35, 10; 1 Pet. 1, 7—9). Nun wird erscheinen, was wir sein werden, nun werden sich alle Hoffnungen verwirklichen, nun wird das Hochzeitsmahl gefeiert und werden die Entschlafenen, mit uns vereinigt, bei dem Herrn sein allezeit. Es wird kein Schäflein von der Herde Christi mehr fehlen. Der Tempel Gottes wird in seiner herrlichen Vollendung, dem ewigen Plane Gottes entsprechend, dastehen. Ein jedes Glied am Leibe Christi wird an der Herrlichkeit des erhöhten Hauptes teilnehmen. Mit allen Seligen bei dem Herrn sein allezeit

ist die höchste Seligkeit. Gott sei Dank, daß solche Seligkeit allen denen, die Christo angehören, ob tot oder lebendig, durch Gottes Gnade gesichert ist.

IV. 1. Adventssonntag: Röm. 13, 11—14.

Auf der Schwelle des neuen Kirchenjahres werden wir erinnert an die Bedeutsamkeit der Zeit, in welcher wir leben, auf daß wir uns durch solche Erinnerung anspornen lassen zu treuer Benutzung der uns noch zugemessenen Gnadenzeit. Die Gläubigen sind den zehn Jungfrauen vergleichbar, die dem Bräutigam entgegenzogen. Sie erwarten Christi Wiederkunft und wollen ihn zum Hochzeitsmahle begleiten, wenn er kommt. Er nähert sich. Da sie gläubig wurden, zogen sie aus ihm entgegen mit dem Lichte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, um ihn bei seiner Wiederkunft freudig zu empfangen. Wie aber nun bei den zehn Jungfrauen nach einiger Wartezeit sich Schläfrigkeit einstellte, die sie überwand, also daß sie alle einschliefen und durch den Weckruf: „Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen," erst wieder aufgeschreckt werden mußten, also stellt sich auch bei den Gläubigen leicht eine gewisse Ermattung, Trägheit und Abgestumpftheit ein, die gar nicht mit dem Christenstande und mit seinen Erwartungen und Aufgaben harmoniert. Solche ermattete Christen aufzurütteln, weist der Apostel hin auf das deutlich erkennbare Nahen des Tages des Herrn und erinnert an die Anforderungen, die die Zeitlage an sie stellt.

Wir müssen wacker und wachsam sein. Zeit und Stunde, in der wir leben, mahnen aufzustehen vom Schlaf. Es ist eine Zeit, die das Nahen des Tages des Heils ankündet. Es ist Adventszeit im eigentlichen Sinne. Die Mächte des Lichts und der Finsternis ringen miteinander um die Oberhand, und die Nacht erhellend, dringt das Licht des Evangelii in alle Länder des Heidentums. „Seht ihn weit hin, herrlich schreiten, Licht verbreiten; Nacht zerstreuet er, Leben, Fried' und Wonne beut er." Diese Ausbreitung des Evangeliums ist ein Vorzeichen des Tages des Heils (Matth. 24, 14).

Die Nacht ist vergangen, d. h. vorgerückt, im Vergehen begriffen, und der Tag ist herbeigekommen; genauer: hat sich genähert. Der volle Tag des Heils ist nahe. Christus wird siegen. Zug um Zug erfüllt sich die Weissagung, und dieses wahrnehmend, hören wir deutlich den Wächterruf: „Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen."

Es ist Zeit, hohe Zeit aufzustehen vom Schlaf. Können denn Gläubige auch noch schlafen und muß man auch uns noch zum Aufstehen ermuntern? Gewiß; wir alle bedürfen der Ermahnung und Ermunterung, und wir sollten uns nicht beleidigt fühlen, wenn wir durch Gottes Wort erweckt, aufgerüttelt und angefeuert werden. Wir leben in einer argen Welt. Der Zeitgeist läßt uns nicht unberührt. Anschauungen, Sitten und Lebensweise werden durch die Umgebung und

durch die herrschende Strömung beeinflußt. Ehe wir's uns versehen, stellen wir uns dieser Welt gleich und schlafen gegenüber unsern Pflichten und Aufgaben. Auch unser sündliches Fleisch und Blut ist noch allzugeneigt, uns träge zu machen und mit seinen Neigungen uns zu beherrschen. Außerdem ist der Teufel stets geschäftig uns einzuschläfern, damit wir ihm gegenüber nicht wachsam und nüchtern seien. Wohl uns, daß noch immer der Weckruf: „Es ist Zeit aufzustehen vom Schlaf," und der Mahnruf: „Lasset uns nun nicht schlafen wie die andern, sondern lasset uns wachen und nüchtern sein," an unser Ohr dringen. Das Kirchenjahr, mit seinen Sonn- und Festtagen und der geordneten Predigt soll uns wach erhalten und zur Erfüllung unserer Aufgaben erwecken und stärken. Möchte auch dieses neueingetretene Jahr uns diesen Dienst erzeigen.

Es tagt. Wollen wir den Tag des Heils bereitet entgegengehen, so gilt es abzulegen die Werke der Finsternis, die gleichsam die Gewänder des Nachts bilden. Wer wird am Tage in den Nachtkleidern einherzugehen für schicklich finden! Sie zieren den Menschen nicht und sind am Tage ungeziemend. Ebenso verbietet die christliche Selbstachtung das Erscheinen und Auftreten in Werken der Finsternis.

Lasset uns ehrbarlich, d. h. wohlgeziemend, wandeln als am Tag. — Zum wohlgeziemenden Wandel eines Christen gehören nicht die im Heidentum üblichen Schlemmereien und Gelage, wo man sich der Völlerei hingibt und das Fleisch zu Begierden treibet; auch nicht die Unzüchtigkeiten und Üppigkeiten, da man in Wort, Gebärde und Handlung dem Fleische die Zügel schießen läßt; auch nicht der Hader und die Eifersucht (Neid), wozu solch wüstes Treiben so häufig führt. Wer möchte sich vom Herrn bei solchem Thun finden lassen!

Dies sind nur einige Werke der Finsternis. Es gibt noch mehr heidnisches Wesen. Das Wort Gottes gebietet einem jeden seinen Sündenrock auszuziehen in der Kraft des Geistes und das Fleisch zu kreuzigen samt den Lüsten und Begierden. Wer sich und seinen Lüsten dienet, wie kann der ein Streiter Christi sein? Im Nachtkleid zieht man nicht in den Krieg, sondern man legt die Kriegsrüstung an.

Lasset uns anlegen die Waffen des Lichts. Der Apostel ermahnet 1 Thess. 5, 8: „Wir aber, die wir des Tages sind, sollen nüchtern sein, angethan mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit." Glaube, Lieb' und Hoffnung bilden das Waffenkleid der Kinder des Lichts. Was den Glauben weckt und nährt, was die Liebe entzündet und die Hoffnung belebt, dient zur Anlegung der Waffen des Lichts. Ein Christ aber, den Glaube, Liebe und Hoffnung zieret, ist nicht bloß ein Ornament, sondern ein auserwähltes Rüstzeug. Er gilt etwas im Kampfe des Lichts mit der Finsternis. Er steht mannhaft und fest im Kampfe gegen Fleisch, Welt und Teufel und kommt sicherlich im Ringen nach Heiligung auch dahin, daß Christus in ihm Gestalt gewinnt.

Ziehet an den Herrn Jesum Christum. Dieses Anziehen bezeichnet die Aneigung des Sinnes und Geistes Jesu. Es ist das die Wirkung der innigen Gemeinschaft mit Christo, wie sie durch Glauben, Liebe und Hoffnung hergestellt und unterhalten und durch Gebet und Umgang mit seinem Wort gepflegt wird. Nur ein solcher, in Gemeinschaft mit Christo lebender Christ, wird im Werke der Heiligung den Eifer bewahren und die Kraft finden, den Fußstapfen seines Meisters zu folgen. Er kann mit Paulo bekennen: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“ (Gal. 2, 20).

Ein solcher wird auch in der Fürsorge für sein leibliches Leben eine solche Besonnenheit und Mäßigung beweisen, die ein Wachrufen und Aufregen der Lüste und Begierden verhütet. Er wandelt vorsichtiglich, auf daß nicht Christi Bild in ihm verwischt und verunziert werde. Sein Motto lautet:

In Wort und Werk und allem Wesen
Sei Jesus und sonst nichts zu lesen.

Möge das auch unsere Losung im neuen Kirchenjahre sein.

Disposition:

Die Mahnung des Herrn am ersten Advent:

1. Überhöre nicht den Adventsruf;
2. versäume nicht abzulegen, was sündlich ist;
3. beeile dich, anzulegen die Waffen des Lichts;
4. laß mein Bild in dir Gestalt gewinnen.

Die Wanderung der Juden und die daraus folgenden Mahnungen und Warnungen für die evang. Christenheit.

Referat von P. S. Fayn.

Ist schon seit Jahrtausenden das Judenvolk hin und her zerstreut in alle Lande, so findet doch in unserer Zeit eine noch viel massenhaftere Strömung teils freiwillig, teils unfreiwillig statt, an Orte, wo man sie nicht wünscht und sie auch bis jetzt wenig Segen brachten.

Unter der allgemeinen Strömung heben wir zwei besondere Zielpunkte der Wanderung hervor:

1. Das heilige Land.
2. Nord- und Südamerika, besonders Argentinien.

Der religiöse Zug geht ins heilige Land; der irdische Zug führt die Juden nach Argentinien und Nordamerika.

Jener, der religiöse Zug, ist zunächst mehr freiwillig; und es ist durch ein Millionenvermächtnis des bekannten Juden Moses Montefiore reichlich Fürsorge getroffen für alte, streng orthodoxe Juden, die ins heilige Land ziehen, um dort an heiligen Orten zu beten, zu weinen und zu sterben und begraben zu werden.

Eine unfreiwillige, massenhafte Judenwanderung ist bekanntlich durch die russische Knute heraufbeschworen worden. Deutschland und

die angrenzenden Nachbarländer konnten und wollten diese vertriebenen Juden nicht gastfreundlich aufnehmen. Um nun dieser Ärmsten sich anzunehmen, verbanden sich einige reiche Juden in verschiedenen Ländern, an deren Spitze Baron Hirsch stand. Diese kauften in Argentinien große Landkomplexe, um daselbsthin die armen Exulanten zu expedieren.

Auch in dieser Strömung nach den Kolonien finden wir nicht die reichen und laxen Reformjuden, sondern streng orthodoxe, arme Juden, die von ihren reichen Volksgenossen dahin abgeladen werden. *)

Und wie reisen diese Kolonisten? Nicht wie die Angehörigen anderer Völker einzeln oder in einzelnen Familien. Sondern weil ihr religiöses Leben durchaus an Gemeinschaft gebunden ist, so müssen es wenigstens zehn Familienhäupter sein, die zusammen eine Gemeinde bilden. In solche Gruppen von zehn Familien werden also die wandernden Juden gesammelt und ihnen eine Kolonie angewiesen. Jede Gruppe führt mit sich: einen Rabbi = Prediger, einen Mikra Dardeki = Lehrer der Jugend, einen Schachet = Schlächter, einen Mohel = Beschneider und einen Dajan = Richter. Alle diese müssen sie haben, sonst können sie nicht existieren und nicht einmal einen Gottesdienst abhalten oder eine Mahlzeit von Fleisch genießen. Ferner führen sie mit sich in seidene Mäntel gehüllt: Die Pergamentrollen, auf welche mit ängstlicher Sorgfalt die Schriften des Alten Testaments, sowie der jerusalemische und babylonische Talmud geschrieben sind. So ausgerüstet, wandert dieses, schon seit bald zweitausend Jahren exilierte Volk durch die Welt von Land zu Land und predigt der Welt durch seine nationale Sonderexistenz: Sehet, ihr Völker, und merket, wie ernst, heilig und gerecht Gottes Gerichte über uns sind. Zu Schiff und zu Land, selbst auf Eisenbahnstationen versammeln sie sich dreimal des Tages zu gemeinsamem Gebete, das abwechselnd zwischen den Introitus des Vorbeters und den Responsorien der Gemeinde sich bewegt. Dabei sind sie in ihre Gebetsmäntel und Gebetsriemen gehüllt und halten, ungeachtet der oft gaffenden und spottenden Menge von Zuschauern, ihre Beicht- und Bußgebete, sagen ihre Psalmen und Gebete für jede Obrigkeit, unter deren Schutz sie Gottesdienst halten dürfen. Daneben klagen sie ihrem Jehovah ihre bittere Not in dem nicht zu Ende gehenden Exil, das selbst in diesem 19. Jahrhundert der Freiheit über sie und ihre Kinder verhängt blieb. Wenn wir nun freilich diese Judenklage vom Standpunkt der göttlichen Gerechtigkeit beurteilen, so erhebt sich doch hier für uns evangelische Christen die Frage, ob wir kalt, gleichgültig und herzlos an diesem klagenden und gehetzten Volk vorübergehen können und dürfen.

Besonders ergreifend ist die Judenklage an den Mauern Jerusalems und am Sockel des Moria-Berges, wo einst der Tempel stand. Dort

*) Von den 8000 Juden, die im Laufe von fünf bis sechs Jahren nach Argentinien gebracht wurden, mußte etwa die Hälfte, weil für Landbau ungeschickt, wieder auswandern, der Rest aber macht gute Fortschritte. So steht denn zu hoffen, daß Baron Hirschs Plan, in den kommenden 20 Jahren 100,000 Juden dahin zu bringen, sich realisieren wird.

stehen die Juden, Männer und Frauen, mit zerrissenen Kleidern, weinend, klagend, die Hände ringend und erfüllen die Luft mit ihrem tiefem Wehegeschrei. Oben aber stehen die Türken auf der Mauer und werfen ihnen Steine auf den Kopf, von denen der Verfasser auch öfters einige auf den Kopf bekam. Und die Namenchristen von Jerusalem werfen zwar nicht gerade mit Steinen, aber — sie machen photographische Aufnahmen von den Juden, wie sie dastehen, sitzen, oder auf dem Angesicht liegen und klagen und — machen mit diesen Bildern ein Geschäft! Ob sie wohl den ernsten Gewissensruf zu erbarmender Liebe fühlen, der von dieser Klagestätte an ihr Herz ergeht?

Doch nicht bloß herzlose Christen gibt es in Jerusalem. Nein, von erbarmender Liebe getrieben, hat sich dort eine kleine edle Schar unter dem Namen der Evangelisch-protestantischen Kirche gesammelt, bestehend aus Brüdern, die teils vom Baseler Missionshaus und der Chrischona, teils aus Württemberg, teils aus der englischen Episkopalkirche kommen. Hand in Hand wirken sie dort zusammen für die Sache des Herrn in großem Segen und nehmen auch der klagenden Juden in evangelisch-würdiger Weise erbarmungsvoll sich an. Besonders erwähnenswert ist folgender Beweis innigster Teilnahme am Lose der Juden.

Jeden Freitag-Nachmittag um dieselbe Zeit, wenn die Juden zu ihrer Klage sich bei der Klagemauer versammeln, sammelt sich auch ein Häuflein evangelischer Christen in Jerusalem zum Gebet und Fürbitte um Israels Bekehrung.

Noch jetzt steht dem Verfasser in heiliger Erinnerung, wie einst vor mehr als dreißig Jahren die imposante Persönlichkeit des evangelischen Bischofs, Samuel Gobat, dort in einer gemieteten Halle auf Zion auf den Knieen lag und inbrünstig mit heißen Thränen im Gebete mit Gott rang um das Heil der Juden. Und doch, wie haßten die Juden diesen ihren edlen Freund! Er pflegte Freitags in das Judenviertel zu gehen, um dort mit ihnen von Jesu zu reden. Da wurde er denn mit Steinen beworfen, angespieen und verhöhnt, wie Verfasser selbst kurz vorher gesehen hatte.

Aber aus jenen Gebetsstunden auf Zion gingen herrliche Segensfrüchte hervor. Neugierde trieb wohl zunächst auch einige Juden, müde vom vergeblichen Weinen am toten Stein zu Moria, in diese Versammlungen, wozu der edle Gobat sie jedesmal einlud. Aber mancher Neugierige blieb in dieser Versammlung hängen und wurde ihm schwer, wider den Stachel zu löcken. — Was sind es aber auch für Leute, die dort betend sich zusammenfinden? Es sind nicht nur einige deutsche und englische Christen, sondern auch alte Rabbinen mit weißen Bärten beugen dort ihre Knie vor dem gesalbten Zidkenu (= der unsere Gerechtigkeit ward). In feiner, wohltönender, hebräischer Sprache beten sie den an, welchen sie noch kurz zuvor verlästert und dessen Knechte sie mit Steinen beworfen haben. Aber nicht bloß Juden, auch Araber, Nubier, Copten, Abessinier, Türken und Ägypter, sogar Samaritaner aus

Sichem, kamen da zusammen, um für Israels Bekehrung gemeinsam zu beten, nachdem der Herr ihnen selbst die Augen mit dem hellen Licht seines Evangeliums erleuchtet hatte. Als der Verfasser zum erstenmal in diese hehre Versammlung kam und hörte und sah, was da geschah, da konnte auch er dem Mahnruf zur Buße und Bekehrung nicht widerstehen, der aus dieser Versammlung mächtig an sein Herz drang. Noch heute kann er sich der überwältigenden Empfindung nicht erwehren, die von da an ihn trieb in heiligster Ehrfurcht die große Macht der Liebe Jesu anzubeten, die ihm da so mächtig entgegentrat in den Gliedern der evangelisch-protestantischen Kirche, und die sich so fest, ausdauernd und huldreich zeigte, trotz mancher traurigen Erfahrungen, die man mit bekehrten Juden machen mußte.

Wie schon gesagt, haben im jüdischen Lande sich nur orthodoxe Juden angesammelt, die noch einen Heiland sehnsuchtsvoll erwarten. An 80,000 Familien haben im Lande hin und her sich angesiedelt, in der Stadt Jerusalem allein über 30,000. Es gibt dort auch eine christliche Gemeinde, bestehend aus lauter bekehrten Juden. Tritt man auf dem Berge Zion in die evangelische Christuskirche und sieht da Semiten und Japhetiten so innig und brüderlich im Namen Jesu geeint, gemeinsam auf den Knieen beten, so fühlt man, als ob das Wehen des heiligen Geistes wie am ersten Pfingstfest auch jetzt noch über den Häuptern schwebe, ihre Herzen belebte und sie in fremden Sprachen beten lehrte zu dem Vater, den wir durch den Geist mit Abba, lieber Vater, anrufen dürfen.

Angesichts dieser Thatsachen lernt man es dankbar schätzen, daß die evangelische Kirche den Fingerzeigen des Herrn, welche sie zur Mission unter den Juden antrieben, nicht ungehorsam war. Nicht nur in Jerusalem, sondern auch in anderen Städten und Ländern hat sich die evangelische Kirche um das Heil der Juden bemüht und hat auch Gemeinden gesammelt, die z. B. durchaus aus bekehrten Juden bestehen. Freilich recht bittere und traurige Erfahrungen hat sie dabei machen müssen, doch ist sie nicht müde geworden, den teuren Jesusnamen den Juden anzupreisen. Und welcher echt evangelische Christ sollte sich nicht freuen, wenn da und dort ein bekehrter Jude mit uns eins wird, den Namen des Herrn anzurufen? Muß das nicht zum Lob und Preis des Herrn ermuntern?

Richten wir von der evangelischen Missionsthätigkeit unter den Juden, die dort in der Ferne geschieht, unseren Blick auf die benachbarte Metropole, St. Louis, Mo. Da wohnen jetzt an 30,000 Juden; gute zwei Drittel davon sind streng orthodox und arm in jeder Hinsicht. Aber sie suchen in ihrer Weise den ihnen unbekannten Gott, denn: wer den Sohn nicht kennt, kennt auch den Vater nicht (Matth. 11, 27). In diesem Lande der Freiheit können sie noch mehr als anderswo ihrem Haß und Zorn wider Christum durch Wort und Schrift freien Lauf lassen, ohne dafür gestraft zu werden. Bettelarm an Leib und Seele kommen sie ins Land, und nach etlichen Jahren erheben sich anstatt ihrer einst verfallenen Hütten großartige Paläste, so daß man die Stätten nicht

mehr erkennen kann, wo einst die exilierten, unglücklichen Juden bei ihrer Ankunft einen Unterschlupf gefunden hatten. Rasch erlernen sie die Landessprache, gehen mit gottvergessenen Namenchristen Hand in Hand in Politik und in Geschäften, dringen in öffentliche Ämter ein, wo sie durch Nüchternheit, äußere Sittlichkeit, Sparsamkeit ꝛc. Einfluß zu erlangen wissen. Mancher wird sogar zur Erziehung der Jugend verwendet, ungefragt, ob er Christ oder Jude sei. So finden wir den Juden überall eingedrungen und es gibt Fälle, wo in kurzer Zeit der Hausherr sich, von dem Eindringling aus seinem Eigentum ausgesperrt und ausgeschwindelt, zur Verzweiflung getrieben sieht.

Hierzulande, wo das Christentum so zersplittert, verflacht und veräußerlicht sich zeigt, wird auch der orthodoxe Jude nach und nach verflacht und lax und wird endlich eine Beute des verderblichen Reformjudentums. Diese Reformjuden, weder Fisch noch Fleisch, weder Juden noch Christen, wollen gleichwohl auch nicht als Heiden gelten, wiewohl sie diesen Namen mit Recht verdienten, denn ihr Götze heißt: Mammon! Sie üben auf orthodoxe Juden sowohl als auch auf Christen einen schädlichen Einfluß aus. Von ihnen mögen auch evangelische Christen noch empfindlich zu leiden haben. Durch Presse, Politik, Geschäftsverbindung und Kreditwesen üben sie auf große Gesellschaften und Geschäftskompagnien einen unheilvollen Einfluß aus, infolgedessen die Arbeiter bedrückt und ausgesogen und zuletzt in hilflosem Zustande beiseite geworfen werden. Man denke nur an die Schwitzbuden der großen Schneidereien. Durch die wucherischen Umtriebe der Juden sind schon ganze Dörfer, Städte und selbst Fürstentümer verarmt und als Pfandobjekte in die Hände der Juden gefallen, aus denen sie sich nur durch Gewaltakte und Exilierung der ganzen Judenschaft aus ihrem Bereiche zu retten wußten. Daß das geschehen konnte und durfte, ist gewiß eine gerechte Vergeltung dafür, daß auch die Christenheit es an der Bethätigung der wahren Liebe Christi auch den Juden gegenüber fehlen ließ.

Haben wir aus dem bisherigen erkannt, daß die Judenfrage auch für die Christen aller Länder eine gar ernste Seite hat, so ist es gewiß von Wert, diese niemals zur Ruhe kommende Frage auch im Lichte des Wortes Gottes zu betrachten, und das Judenvolk nicht bloß mit kritischem Auge, sondern auch mit dem Blick erbarmender Liebe auf seinen Wanderungen im Exil zu begleiten.

Es gibt wohl auf Erden kein Land von Bedeutung, wo nicht auch Juden zu finden sind. Der Grund dieser eigentümlichen Thatsache ist jedoch nicht etwa in dem Volkscharakter zu suchen, der unstät, von unersättlicher Begierde nach irdischen Schätzen und Reichtümern, oder von dem Streben nach Freiheit, Heimat und Vaterland getrieben, das Volk von einem Land zum andern jagte. Der tiefste Grund der Ruhelosigkeit und des Exils des unglücklichen Volkes ist vielmehr die G e r e ch t i g k e i t G o t t e s und die W a h r h a f t i g k e i t s e i n e s u n u m s t ö ß l i c h e n W o r t e s.

Schon durch Moses verkündigte der Herr seinem Volke aufs allerbestimmteste — was später verschiedene Propheten wiederholten —, daß wenn das Volk sein heiliges Wort übertreten und von ihm abfallen würde, der Herr es unter alle Völker von einem Ende der Welt bis ans andere zerstreuen und daselbst keine Ruhe finden lassen würde, bis es in sich gehen, seine Sünde erkennen und sich von ganzem Herzen wieder zu ihm bekehren würde. Man lese nur 3 Mose Kap. 26 und 5 Mose Kap. 28 die dem Volke angedrohten Strafen des Ungehorsams und vergleiche mit dem dort gedrohten Fluche die Schicksale des Volkes Israel in dem nun 19 Jahrhunderte währenden Exil, und man wird zugeben müssen, daß Weissagung und Erfüllung einander entsprechen.

Die buchstäbliche Erfüllung dieser Weissagungen ist zugleich der schlagendste Beweis sowohl für die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit der ganzen hl. Schrift, als auch dafür, daß Israel sich sehr schwer versündigt hat an dem Fleisch gewordenen Wort. Ihm, der des Gesetzes Erfüllung und der Grundpfeiler aller zeitlichen und ewigen Glückseligkeit ist, haben sie zu ihrem eigenen Verderben den Rücken gekehrt und als Ersatz für die Quelle des Lebens sich löchrichte Brunnen gegraben: Die mündlichen Traditionen des babylonischen und jerusalemischen Talmud wurden als Regeln für die Gesetzeserfüllung aufgestellt. Die Lehren des Talmud stehen aber im krassesten Widerspruch zu dem Worte und Geiste Gottes, und durch die Aufstellung solcher Lehren haben sie erst recht den Zorn Gottes in voller Wucht über sich heraufbeschworen und Gott genötigt, seine Drohungen auszuführen. Der Fluch ist noch da und trieft über Israel, solange es in seiner Verblendung beharrt. Das Eintreffen aller dieser Drohungen und Flüche wird kein Vernünftiger dem Zufalle zuschreiben dürfen. Hätte Israel nicht so schwer gegen seinen Gott und seinen Gesalbten gesündigt, so hätte auch der Jahrtausende zuvor verkündigte Fluch es nicht so fortdauernd und anhaltend treffen können.

Gegenüber diesem von Gott über Israel geschickten Verhängnis müssen auch alle Bestrebungen, die Juden zu emancipieren, wie solche vom Liberalismus der neueren Zeit ins Werk gesetzt werden, als vergebliche Versuche bezeichnet werden, womit dem Volke nicht wahrhaft geholfen wird, solange es nicht den falschen Weg verläßt und sich zu Gott und seinem Gesalbten wendet. Denn die seit 25 Jahrhunderten sich erprobende Wahrhaftigkeit des göttlichen Wortes wird nicht durch den glaubenslosen Liberalismus rückgängig gemacht werden. Ja, wenn selbst die Nationen der Erde sich auf den Plan einigten, Israel zu einem gleichberechtigten Volk zu machen, ihm einen König und Kultus zu schaffen, so müßte auch das sich als ein vergebliches Beginnen ausweisen. Gott ist und bleibt Israels König, zu dem muß es sich bekehren, wenn ihm soll geholfen werden. Selbst dann, wenn schon die Fülle der Heiden eingegangen und ihn als König anerkannt hat, wird Israel nur dadurch gerettet, daß es sich freiwillig zu seinem Herrn und Gott bekehrt. Das Wort Jes. 8, 9 und 10 wird in Geltung bleiben:

Rüstet euch, ihr Völker, und gebet doch die Flucht; beschließet einen Rat und es werde nichts daraus, denn hier ist Immanuel!

Möchte doch nur das Christenvolk vor dem Gift der verlogenen Judenpresse und vor der Verführungsmacht, welche von Israels goldenem Kalbe ausgeht, sich warnen lassen und sich hüten vor der Ansteckung, die von dem Reformjudentum auch in christliche Kreise übergeht! Es ist Pflicht ernstgesinnter Christen, das Licht Jesu Christi leuchten zu lassen und alle ihrer Obhut Anvertrauten, seien es Kinder oder Gemeindeglieder, zu schützen durch einen kräftigen Ruf: Halt, Jude, gehe in dich!

Wenn es auch einem evangelischen Christen und vollends einem aus Israel bekehrten, wehe thut, Israel so lange Zeit unstät und flüchtig zu sehen, geplagt und gejagt von Land zu Land, mit unwahren Beschuldigungen — wie z. B.: Christenblut in ihren Osterkuchen — belastet, oft tausende von armen Juden bis aufs Blut mißhandelt und verfolgt zu sehen, so schmerzlich das alles auch ist, so können wir doch nicht umhin auszurufen: Des Herrn Wort ist wahrhaftig und gerecht, und er hält alle seine Verheißungen und Drohungen gewiß. — Das unter dem Fluch dahinwandernde Judenvolk ist ein gewaltiger Prediger und unheimlicher Zeuge des wahrhaftigen und gerechten Gerichtes Gottes, und jeder wandernde Jude sollte uns ein deutlicher Fingerzeig und Hinweis sein auf die Nägelmale des großen und wahren Israeliten, die jene ihm geschlagen und bis heute nicht müde werden, ihm stets von neuem zu schlagen. (Schluß folgt.)

Lehrplan des altkirchlichen Perikopen-Systems.

Von P. L. Pfeiffer.

Da die Lehren der allgemeinen apostolischen Kirche aus dem Zusammenhang der sonn- und festtägl. Evangelien und Episteln schon lange nicht mehr erkannt worden sind, so gibt es jämmerliche Zerwürfnisse innerhalb der verschiedenen Konfessionen. Nicht nur bei den Sekten, sondern auch in der reformierten Kirche ist das Perikopen-System abgeschafft worden. Auch in der evangelischen Kirche ist der Zusammenhang des Perikopen-Systems lange nicht recht erkannt worden. In neuerer Zeit aber haben etliche gelehrte Männer über den Ursprung und das Alter der Perikopen Untersuchung angestellt und die Resultate ihrer Forschungen veröffentlicht. — Prof. A. Nebe am theolog. Seminar zu Herborn hat in 1869 und 1870 ein sehr umfangreiches Werk in drei Bänden herausgegeben unter dem Titel: „Die evangelischen Perikopen des Kirchenjahrs." Der erste Band enthält die für uns sehr wichtige „Einleitung in das Perikopensystem". Aus diesem soll nun einiges mitgeteilt werden.

Die alten Schriftsteller Philo und Josephus behaupten, daß schon Moses die sabbatliche Vorlesung des Gesetzes eingeführt habe. Gewiß aber ist, daß von alters her bei den Juden das Gesetz zur gottesdienstlichen Vorlesung in 54 Abschnitte (Paraschen) eingeteilt war, welche

nicht nach ihrer Folge in der heil. Schrift sich aneinander schlossen; vielmehr war die Schriftverlesung in der Synagoge eine lectio selecta, d. h. eine nach einem bestimmten Plan gemachte Auswahl, nicht aber eine lectio continua, d. h. der Reihe nach in der Schrift fortlaufende Vorlesung. Später kam zu der Gesetzes-Perikope ein prophetischer Schriftabschnitt (Haphtare). Gesetz und Propheten waren in der Synagoge die beiden Brennpunkte der Vorlesung, wie bei uns Evangelium und Epistel (vergl. Ap.-Gesch. 13, 17 u. 15, 21). Nach Vorlesung des Abschnitts aus dem Gesetz und den Propheten wurde der Lehrvortrag gehalten.

Da der Kultus der Kirche aus der Synagoge sich heraus bildete, so wurde der alte Gebrauch der Vorlesung ununterbrochen fortgesetzt; nur daß jetzt das Gesetz in der Vorlesung wegblieb (denn Christus ist des Gesetzes Ende) und zu den Propheten die Evangelisten und Apostel hinzutraten. Natürlich war in den ersten Zeiten der Kirche die Auswahl der Vorlesung frei; das System konnte sich erst nach vollständiger Sammlung das Kanon herausbilden. Unwiderleglich zeigt die Stelle in Tertullians apologeticus, Kap. 39, daß in der abendländischen Kirche, welche am frühesten an Satzung und Anordnung dachte, um das Jahr 200 dem Schriftlesen volle Freiheit gestattet war. Was nach der Meinung des Bischofs oder des Presbyters ein helles Licht werfen konnte auf den wunderlichen Gottesrat in den vergangenen Tagen, oder zu einer Leuchte sich eignete für den Weg in die dunkle Zukunft, das ward des Sonntags der Gemeinde aus dem Worte Gottes vorgetragen. Damals wurden aber auch noch teilweise Schriften vorgelesen, welche später als unecht erkannt und nicht in den Kanon des Neuen Testaments aufgenommen wurden. Das Konzil zu Laodicea (zwischen 360 und 64) verordnete, daß nur die als echt allgemein anerkannten Schriften des Alten und Neuen Testaments in den Gottesdiensten vorgelesen werden dürfen. Ebenso das Konzil von Hippo, 393. Obschon um diese Zeit der Bischof der Gemeinde nicht an feststehende Abschnitte für jeden Sonntag gebunden war, wie einige Stellen aus Augustinus' Schriften beweisen, so durfte er doch auch nicht willkürlich verfahren. Es bildete sich in jener Zeit hinsichtlich des Evangeliums und der Epistel eine heilige Sitte. Natürlich war das, was an einem Orte Sitte wurde, nicht sogleich in der ganzen Kirche Sitte. Chrysostomos ermahnt, die sonntägliche Perikope im Lauf der Woche oder doch wenigstens am Sonnabend zur Hand zu nehmen, um sich zum Anhören der Predigt würdig vorzubereiten. Daraus geht hervor, daß in der Gemeinde zu Antiochien eine für das ganze Jahr feststehende bekannte Perikopen-Ordnung vorhanden war. Der Bischof Optatus (368) wirft den Donatisten vor, daß sie die kirchlichen Lektionen, die sie bei ihrer Trennung von der Kirche beibehalten hatten, zu Gunsten ihres Separatismus auslegten. Aber wir haben noch bestimmtere geschichtliche Nachrichten. Eine Menge kirchlicher Nachrichten aus dem Mittelalter bestätigen, daß der Presbyter Hieronymus, der Über-

setzer der griechischen Bibel in die lateinische Volkssprache (Vulgata), das Perikopen-System verfaßt habe, welches in der abendländischen Kirche zur allgemeinen Geltung kam. Hugo von St. Victor (1141) schreibt: „Der Presbyter Hieronymus verfaßte den Lese-Plan, wie ihn die Kirche heutzutage hat; aber der Papst Damasus (366—384) machte denselben zum kirchlichen Gesetz." Das Perikopen-System des Hieronymus wurde Comes (Begleiter) genannt und diente als Bibel für diejenigen, welchen die Anschaffung aller biblischen Schriften zu kostbar war. Der Comes des Hieronymus ist vor der Regierung des Damasus, also vor 366, geschrieben. Wegen seiner innern Vortrefflichkeit wurde er durch das damalige Oberhaupt der Kirche allgemein eingeführt.

Ganz natürlich ist es, daß mit dem Zeitpunkt, wo die Kirche das Heidentum niedergeworfen hatte und zu äußerer Herrschaft und Ruhe gelangt war, auch eine feststehende Ordnung in den Gottesdiensten entstand. Hieronymus, der durch sein ascetisches Leben und durch seine Kenntnis des biblischen Grundtextes, wodurch er sich vor allen Gelehrten seiner Zeit auszeichnete, in allgemeinem Ansehen stand, wurde beauftragt, einen „Führer" durch die heilige Schrift für das Kirchenjahr zu entwerfen, und es waren hierzu viele Vorarbeiten vorhanden, welche Hieronymus auf seinen vielen Reisen jedenfalls kennen gelernt hatte. Er sagt in der Vorrede, daß er nicht einen ungeordneten Wust (rudis indigestaque moles) von Schriftstücken zusammenwerfen wollte, sondern eine Sammlung veranstalten, welche einen vernünftigen Hauptsatz und ein geordnetes Gedankensystem (caput et causam rationabilem) habe.

Erfreulich sind die Worte von Prof. Nebe, mit welchen er das obige Wort des Hieronymus erklärt: „Wie der Comes ein Haupt, einen richtigen Anfangspunkt hat, so soll er auch eine causa rationabilis haben, es soll eine Perikope nicht lose, wie Perlen an der Schnur, an die andere gereiht werden, sondern sie sollen wie Glieder aneinander hängen, einen lebensfrischen Organismus, ein abgerundetes System bilden; überall soll sich ein vernünftiger Grund aufweisen lassen, warum gerade diese und keine andere Perikope hier ihren Platz gefunden hat."

Durch die bestimmten, alljährlich wiederkehrenden Lehrtexte wurde die heilige Schrift ins Gedächtnis und ins Leben der Gemeinde eingeführt. Auch ordnete sich nach den Evangelien und Episteln der Gottesdienst jedes Sonntags, die Liturgie, deren beide Augen, deren Kern und Stern, Evangelium und Epistel waren.

Indes ist auch der alte Comes (Lehrplan) des Hieronymus im Lauf der Zeit nicht ganz unverändert geblieben; doch sind die Veränderungen nicht bedeutend. Die innere Ordnung muß hier maßgebend sein. Daß die Perikopen-Ordnung von Karl dem Großen herrühre, ist nicht richtig; vielmehr führte Karl der Große nur die römische Kirchenordnung des Hieronymus in allen seinen Ländern ein.

Luther nahm die alte Perikopen-Ordnung mit hinüber in die evangelische Kirche, um den Zusammenhang mit der alten Kirche nicht abzubrechen; stammten dieselben doch nicht aus dem finstern Mittelalter, sondern aus den lichten Zeiten der ersten Kirche. Jedoch erkannte Luther, dessen Gedanken von ganz andern Dingen und Kämpfen in Anspruch genommen waren, die herrliche Ordnung in den Perikopen keineswegs. Mehrmals gesteht er offen, daß er mit der alten Auswahl nicht zufrieden sei. So kann er sich auch nicht in die Ordnung der Episteln finden, und beim vierten und fünften Sonntag nach Ostern meint er, diese Episteln seien nur gewählt, um auch aus dem Briefe des Jakobus ein paar Texte zu haben. Im ganzen aber läßt Luther doch den Perikopen vollständig Recht widerfahren und streicht sie oft recht heraus.

„Vergleichen wir nun die Perikopen, wie sie durch den Einfluß der deutschen Reformatoren in der evangelischen Kirche zur Herrschaft gekommen sind, mit den Perikopen der katholischen Kirche, so bemerken wir, daß eine Vermehrung der Perikopen, daß der Abschluß des Perikopen-Systems erst in der evangelischen Kirche stattgefunden hat." Die Reformatoren bereicherten nämlich das Kirchenjahr noch mit den Perikopen für den äußerst selten vorkommenden 6. Epiphaniensonntag und für den 25., 26. und 27. Sonntag nach Trinitatis, welche bisher unbesetzt waren. „Luther hat das Kirchenjahr abgeschlossen mit unsern jetzigen großen eschatologischen Texten. Der Turm, an welchem so viele Jahrhunderte gebaut hatten, er kam jetzt zu seiner Vollendung." — Heshusius sagt indeß, daß schon die Alten den Gebrauch hatten, die letzten Sonntage nach Trinitatis mit den Predigten vom jüngsten Tag zu beschließen. —

Zum obigen sagt nun ein anderer Gelehrter: „Einen größern Wirrwarr kann man sich nicht denken als eine Sammlung von einem Jahrgang Predigten, welche in herkömmlicher Weise gehalten worden sind, indem von einer ordnungsmäßigen Verteilung der Lehrgegenstände auf das ganze Jahr nichts zu finden ist. Niemand will das von der alten Kirche aufgestellte und bisher allgemein gebrauchte Perikopen-System in seinem innern tiefen Sinne auffassen und gebrauchen; aus den verschiedenen Perikopen wird oft der gleiche Sinn herausgenommen. Die vom heil. Geist geleitete Kirche Christi ist aber nicht Wirrwarr, sondern Ordnung. So sind auch die kirchlichen Perikopen trotz der Ungewißheit der Entstehung ihrer Auswahl nicht etwa zerstreute Glieder, sondern bilden ein harmonisches Ganzes; jeder Sonntag hat sein bestimmtes Thema, das an keinem andern Sonntag wiederkehrt, und das nicht fehlen darf, ohne daß der ganze Ring des Jahres zerrissen wird. Ist aber der Ring gefunden, dann gibt sich auch der Mittelpunkt, und es zeigt sich, daß der Mittelpunkt aller Lehre das durch Christum herannahende Reich Gottes ist, und daß der Geist jener Kirche, welche die Perikopen-Ordnung aufstellte, der Geist der Weissagung war."

Wir stellen nun im folgenden den Lehrplan des Perikopen-Systems der sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln des Kirchenjahres auf, und fügen die Bemerkung hinzu, daß alle spätern Perikopen-Systeme, sowie alle freien Texte sich dieser alten Perikopen-Ordnung anschließen müssen. Wir werden sehen, daß die Glaubens- und Sittenlehre reichlich darin vertreten ist. Den Perikopen sind passende Abschnitte aus den Psalmen beigefügt.

Lehrplan und Inhaltsverzeichnis des Perikopen-Systems.

Erste Hälfte des Kirchenjahrs. Vom Glauben an das Reich Gottes.

A. Advent, Weihnachten und Epiphanienzeit.

1. Advent. Matth. 21, 1—9; Röm. 13, 11—14; oder Matth. 25, 1—13; 1 Thess. 5, 1—11. Pf. 2. — Zions König und Bräutigam kommt: Eilet ihm entgegen!

2. Advent. Luk. 21, 25—36; Röm. 15, 4—13; oder: Matth. 25, 31—46; 2 Pet. 3, 3—14. Pf. 117. — Es kommt der Heiden Heiland, zu richten den Erdboden mit Gerechtigkeit.

3. Advent. Matth. 11, 2—10; 1 Kor. 4, 1—5. Pf. 98. Er sendet seine Boten und Diener vor sich her. Die Kirche als Predigerin des kommenden Reiches Gottes.

4. Advent. Joh. 1, 19—28; Phil. 4, 4—7. Pf. 97. Pf. 124. Die Gesandten Jesu rufen: Der Herr ist nahe! Ja, er ist in einer Hinsicht schon mitten unter uns getreten. („Warum taufest du denn?")

Weihnachtsfest. Luk. 2, 1—14; Jes. 9, 2—7. Pf. 103. — Der Herr ist schon geboren von der Jungfrau, und Gott wird ihm den Thron seines Vaters Davids geben. Uns ist ein Kind geboren, dessen Herrschaft wird groß werden auf dem Throne Davids in seinem Königreich.

2. Weihnachtstag. Matth. 23, 29—39; Ap.-Gesch. 6, 8 bis Kap. 7, 2 und 51—59; Offenb. Joh. 20, 1—7. Die Märtyrer um Christi willen werden in seinem Reiche mit ihm leben und regieren.

Sonntag nach Weihnachten. Luk. 2, 33—40; Gal. 4, 1—7. Pf. 118. (Jes. 28, 16.) An seiner Erscheinung werden sich viele stoßen; viele auch sich daran aufrichten.

Neujahrsfest. Luk. 2, 21; Gal. 3, 23—29. Pf. 90. — Welch unermeßlichen Umschwung aller Dinge Jesus Christus teils schon herbeigeführt hat, teils noch vielmehr herbeiführen wird.

Sonntag nach Neujahr. Matth. 2, 13—23; 1 Pet. 4, 12—19. Pf. 23. — Wenn wir mit Christo leiden, so werden wir auch mit ihm Freude und Wonne haben.

Epiphanienfest. Matth. 2, 1—12; Jes. 60, 1—6. Pf. 147. — Die Herrlichkeit des neuen Jerusalems, der Stadt des großen Königs, gegenüber dem alten Jerusalem.

1. Sonntag nach Epiphanien. Luk. 2, 41—52; Röm. 12, 1—6. Pf. 111. — Hingabe des Leibes und Geistes zum Opfer für Gott. So bereitete sich Jesus vor, so sollen auch wir uns vorbereiten.

2. Sonntag nach Epiphanien. Joh. 2, 1—11; Röm. 12, 7—16. Ps. 45. — Jesus Christus offenbart sich als Bräutigam, die Kirche als Braut; ein Leib mit vollkommenen Gliedern.

3. Sonntag nach Epiphanien. Matth. 8, 1—13; Röm. 12, 17—21. Ps. 46. — Seine Gläubigen sind seine Braut, nicht bloß Juden, sondern auch Heiden (Matth. 8, 11).

4. Sonntag nach Epiphanien. Matth. 8, 16—34; Röm. 13, 8—10. Ps. 148. — Die Nachfolge Jesu im Glauben und in der Liebe.

5. Sonntag nach Epiphanien. Matth. 13, 24—30 u. 36—43; Kol. 3, 12—17. Ps. 12. — Der gemischte Zustand der Kirche in der Welt.

6. Sonntag nach Epiphanien. Matth. 17, 1—9; 2 Pet. 1, 16—21. Ps. 93. — Die Verklärung Jesu Christi.

Sonntag Septuagesimä. Matth. 19, 27—20, 16; 1 Kor. 9, 24—10, 5. Ps. 33. — Gottes Wahl zur Herrlichkeit ist Gnadensache; aber jeder Arbeit im Reiche Gottes folgt der gewisse Lohn.

Sonntag Sexagesimä. Luk. 8, 4—15; 2 Kor. 11, 19—12, 9. Ps. 145. — Die Wahl Gottes richtet sich nach der Empfänglichkeit der Menschen für die Predigt vom Reich Gottes.

Sonntag Quinquagesimä (Esto mihi). Luk. 18, 31—43; 1 Kor. 12, 27—14, 1. Jes. 53. — Jesus verkündigt, daß er die Gemeinde durch sein eigenes Blut erwerben müsse.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Vereinigte Evangelische Kirche, die sich aus der Minoritätspartei der Evangelischen Gemeinschaft gebildet hat, hat sich nicht nur eine teilweise andere Verfassung gegeben, sondern auch ein besonderes Bekenntnis aufgestellt, das sich zunächst durch seinen Umfang von dem früheren unterscheidet. Es enthält nämlich 25 Artikel an Stelle der 21 des alten. Diese größere Anzahl ist aber nicht durch bloße Zusätze zustande gekommen; es sind auch einige der alten Artikel weggelassen worden. So z. B. die Artikel vom „Alten Testament", „vom freien Willen", „von der Sprache beim öffentlichen Gottesdienst". Der letztgenannte Artikel, welcher den Gebrauch einer dem Volke unverständlichen Sprache verwirft, ist augenscheinlich als selbstverständlich beseitigt worden. Aus dem gleichen Grunde scheint auch der Artikel „Von dem zeitlichen Vermögen der Christen", der im wesentlichen eine Abweisung des Kommunismus enthält, der neuen Fassung nicht einverleibt worden zu sein. Etwas anders scheint es sich mit der Weglassung des Artikels „Vom freien Willen" zu verhalten. Derselbe läßt nämlich gerade die Frage, um die es sich handelt, in der Schwebe, indem er sagt, daß der Mensch, „durch bloßes Naturvermögen keine guten Werke thun kann, die vor Gott angenehm sind." „Hierzu muß ihm die Gnade Gottes zuvorkommen und ihn beeinflussen, daß er den Willen zur Ausübung des Guten haben möge; auch muß ihm die Gnade, wenn er den Willen hat, das Vermögen zum Vollbringen mitteilen."

In der Neuformulierung der „Glaubensartikel" ist unter der Überschrift „vom Abfall" [nämlich der bereits Gläubigen. D. R.] gesagt: „Wegen dem

freien Willen des Menschen, welchen keine Macht bezwingen mag, ist Abfall von Gott möglich, so lange wir im Fleische leben." Es wird also nach der Seite des Bösen hin eine unaufhebbare Freiheit des Willens behauptet; ein donum perseverantiae ist nach dieser Auffassung allerdings undenkbar. Dagegen wird in dem fünften Artikel gesagt, daß die Menschen „aus eigener Kraft nicht vermögend sind, sich von ihrem gefallenen Zustand zu erretten, sondern von Natur fortwährend zum Bösen geneigt." Die Freiheit des Willens wird also nur nach einer Seite, nach der des Bösen hin, unbedingt festgehalten, während darüber, ob der Mensch noch eine Freiheit der Entscheidung für das Heil hat oder nicht, auch nichts gesagt wird.

Neu hinzugefügt sind die Artikel von der Buße, der Wiedergeburt, dem Zeugnis des heiligen Geistes und der Heiligung. Die beiden letztgenannten Artikel sprechen den besonderen Standpunkt der beiden Kirchen aus, wenn sie gleich in den Glaubensartikeln der Majorität sich nicht finden. Es sind Anschauungen, die in allen vom Methodismus beeinflußten Kirchen gangbar sind. Der erste der erwähnten Artikel ist eine Erweiterung und Modifizierung von Röm. 8, 16. Er lautet:

„Das Zeugnis des heiligen Geistes ist ein innerlicher Eindruck auf die Seele, wodurch der Geist Gottes, der himmlische Tröster, den wiedergeborenen Gläubigen unmittelbar überzeugt, daß er vom Tode zum Leben hindurchgedrungen ist, ihm seine Sünden vergeben sind und er ein Kind Gottes ist."

Der Artikel von der Heiligung kann zwar als eine authentische, aber schwerlich als eine unmißverständliche Darstellung der Auffassung dieses Lehrstückes innerhalb der „Vereinigten Evang. Kirche" angesehen werden. Er lautet:

„Die gänzliche Heiligung oder christliche Vollkommenheit ist ein Stand der Gerechtigkeit und Heiligkeit, welchen ein jeder wiedergeborener Gläubiger erlangen kann. Sie besteht in der Reinigung von aller Sünde, im Lieben Gottes von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und aus allen Kräften und unsern Nächsten wie uns selber. Dieser Stand der völligen Liebe wird in diesem Leben erlangt durch den Glauben in plötzlicher und allmählicher Weise, und ein jedes Kind Gottes sollte sich ernstlich bestreben, denselben zu erlangen. Wir werden dadurch aber nicht von den allen Menschen anhaftenden Schwachheiten, Unwissenheit und Irrtümern befreit."

Nach dem Wortlaut dieser Erklärung schließt die völlige Heiligung Sündlosigkeit in sich, und wenn man die Worte ganz scharf nimmt, so ist der gänzlich Geheiligte auch frei von jedem Begehren, von jedem Antrieb seines natürlichen Wesens, der böse wäre; aber ebenso auch von jeder Trägheit, infolge deren Gutes, das ihm möglich wäre, nicht verwirklicht wird. Diese völlige Reinheit von der Sünde wird aber nun nicht als Ideal, nicht als zu erstrebendes, sondern als erreichtes Ziel hingestellt. Jeder also, der sich bewußt ist, die völlige Heiligung erlangt zu haben, ist entweder sündlos oder in einem Irrtum befangen. Da aber die völlige Heiligung nicht von Irrtümern befreit, so kann man diesem Bewußtsein nicht trauen und es müßte ein objektiver Maßstab für die völlige Heiligung gesucht werden. Dieser aber ist eine der göttlichen Vollkommenheit entsprechende menschliche Vollkommenheit (Matth. 5, 48). Wer diese erlangt hätte, bedürfte keiner Vergebung mehr, denn es wäre keine Übertretung mehr an ihm. Die Reinigung durch das Blut Christi schließt aber immer die Vergebung mit ein, niemals aus. Wer durch das Blut Christi von allen Sünden gereinigt wird, bei dem findet die Vergebung der ihm trotz allem Kampfe gegen das Böse noch anklebenden

Sünde statt. Die Stelle 1 Joh. 1, 7 ist daher ganz und gar kein Beweis für diese vollkommene Heiligung im Sinne des Methodismus, sondern eine der stärksten Instanzen gegen dieselbe.

Sehr allgemein ist der Artikel von der Unsterblichkeit gehalten. Es heißt dort: „Die Seele des Menschen ist unsterblich und nach der Trennung vom Leibe im Tode lebt sie in einem bewußten Zustand fort in der Geisterwelt. Dort tritt sie entweder in einen Zustand der Seligkeit oder der Pein, entsprechend ihrem in diesem Leben ausgereiften Charakter." Dieser Glaubensartikel könnte in dem Bekenntnis irgend einer Religion enthalten sein, wenn sie nur keine irdische Seelenwanderung lehrt, und er ist neben einem Artikel, der von der Auferstehung handelt, eigentlich überflüssig.

In dem Artikel vom Predigtamt wird gesagt: „Niemand sollte diesen Beruf übernehmen, ohne von einem göttlichen Ruf zu diesem Amte überzeugt zu sein, und ohne die Anerkennung und Zustimmung der Kirche dazu zu haben." Der letzte Teil des Satzes zeigt ein Zurückgehen auf die althergebrachte kirchliche Ordnung, für die auch die Augsburgische Konfession in ihrem 14. Artikel eintritt.

Eine entschiedene Verbesserung aber bildet der 24. Artikel des neuen Bekenntnisses, der die göttliche Berechtigung der bürgerlichen Ordnung im allgemeinen ausspricht, gegenüber dem 19. Artikel des alten Bekenntnisses, der die Konstitution der Vereinigten Staaten samt der Verfassung eines jeden Staates der Union, bis auf die Einrichtung der Stadträte herunter, zu einem Glaubensartikel macht.

Ebenfalls ein neu aufgenommener Artikel ist der fünfundzwanzigste. Er sagt unter der Überschrift: „Von der Ausbreitung des Evangeliums in aller Welt": „Das Evangelium ist bestimmt für alle Völker, das Missionsfeld ist die Welt. Die Kirche und Gottes Volk sind unter ernster Verpflichtung, unter den Heiden seine seligmachende Wahrheit und Kraft bekannt zu machen. Zu diesem großen Werk werden wir angetrieben und ermutigt durch den Befehl des Herrn und die Verheißungen und Weissagungen der heil. Schrift." Während der zweite Teil dieses Artikels ganz klar ist, so läßt sich der erste auch als eine Verallgemeinerung des Wortes Wesleys fassen: „Meine Pfarre ist die Welt" und als eine Rechtfertigung jener bekannten Missionsmethode, welche alle Kirchen außer der eigenen als „Welt" ansieht, und in ihrer Praxis demgemäß verfährt. Ausdrücklich gesagt ist das allerdings nicht, aber eine derartige Anwendung ist möglich.

Was die neuen Glaubensartikel im ganzen betrifft, so enthalten sie im wesentlichen dasselbe wie die alten, und es wird der Minoritätspartei wohl niemand den Vorwurf machen können, daß sie einen „neuen Glauben" angenommen habe. Hat es doch sich in dem ganzen Streit bloß um Machtfragen gehandelt. Dagegen sind im einzelnen manche der Veränderungen entschiedene Verbesserungen, die dem neuen Bekenntnis eine mehr systematisch geordnete und mehr theologisch korrekte Form gegeben haben.

Die 49. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins hat dieses Jahr vom 14.—17. September in Dessau stattgefunden. Ein ausführlicher Bericht darüber würde weit über die Grenzen des uns zu Gebote stehenden Raumes hinausgehen und so müssen wir uns damit begnügen, aus den vorliegenden Mitteilungen die Hauptdaten herauszuheben.

Der Vertreter des Staatsministers, welcher Namens der Regierung die Versammlung begrüßte, wies darauf hin, daß Anhalt, fast durchweg evangelisch, in Kirche und Schule wohlberaten und von den konfessionellen Streitig-

keiten nicht beunruhigt sei, daß man aber um so mehr Anteil nehme an der Bedrängnis evangelischer Glaubensbrüder und dem Gustav Adolf-Verein großes Interesse sowohl von seiten der Bevölkerung als auch des Herzogs entgegenbringe.

Den Jahresbericht erstattete Pastor D. Hölscher aus Leipzig, der an Stelle des erkrankten Schulrats Dr. Hempel für diesmal die Arbeit übernommen hatte. Zwar sei das Ergebnis des vergangenen Jahres ein befriedigendes, aber die Anforderungen an die Vereinsmittel werden immer größer und übersteigen die Einnahmen. Die Zahl der Zweigvereine ist von 1832 auf 1849 gestiegen, die der Frauenvereine von 526 auf 538. Die Gesamteinnahme betrug 2,056,193 Mk., das ist 351,346 Mk. mehr als im Vorjahre. Die Ausgaben beliefen sich auf 1,212,912 Mk. Von den 45 Hauptvereinen hatten 20 eine verminderte, 25 eine höhere Einnahme. Das Vermögen der Vereine und des Zentralvorstandes hat die Höhe von 3,991,061 Mk. erreicht. Nach einem den verstorbenen Mitarbeitern an dem Verein gewidmeten warmen Nachruf warf der Berichterstatter einen Blick auf die einzelnen Vereine und führte dann die Hörer im Geiste auf das Arbeitsgebiet des Vereins, nach der Diaspora. 50 Kirchen, Kapellen und Bethäuser sind eingeweiht worden, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich, Ungarn, in der Schweiz, in Südamerika 2c. — 31 gottesdienstliche Gebäude sind noch im Bau. 16 Pfarrhäuser sind fertig, 16 Schulgebäude wurden in Gebrauch genommen. 53 Gemeinden scheiden aus der Pflege des Vereins aus, 54 treten neu ein. In der rheinischen Diaspora harren noch größere Aufgaben ihrer Lösung. Aus Ostpreußen wird wieder von einem Vordringen des Katholizismus Hand in Hand mit dem Polentum berichtet. — Auch in Westreußen, wo viel gearbeitet worden ist und wo es auch vorwärts geht, gefährden noch immer der fanatische Polonismus und der planmäßig vorgehende Katholizismus den Glauben der Brüder. — In Nassau erleidet die evangelische Kirche in gemischten Ehen große Verluste, ebenso in Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt. Erschreckend ist in Württemberg die Zahl der gemischten Ehen, die katholische Kindererziehung zugestanden haben. In Bayern steht der Verein steigenden Bedürfnissen und wachsenden Aufgaben gegenüber. Reichlichere geistliche Versorgung und die Begründung und Erhaltung evangelischer Schulen sind hier besonders wichtig. In Elsaß-Lothringen macht sich der Ultramontanismus mehr und mehr breit und die Regierung ist ihm wohlgesinnt.—Die österreichische Diaspora leidet viel Not. — Aus Ungarn kommen viel Klagen über elementare Ereignisse. Im allgemeinen kehren hier alte Bitten wieder.— Über die asiatische Türkei sagte der Berichterstatter: „Nicht die Orientfahrten, die in den verflossenen Jahren die Augen der evangelischen Christenheit nach dem Morgenlande richteten, sondern furchtbare herzerschütternde Greuel haben die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Welt auf die Länder der asiatischen Türkei gelenkt und gezeigt, was für große Aufgaben die evangelische Kirche dort zu erfüllen hat. Über Armenien zu berichten, läge dem persönlichen Empfinden nahe, aber zur Zeit haben wir dort keine Aufgabe zu erfüllen begonnen.“ Schließlich berührte der Redner noch kurz die Verhältnisse in Belgien, Italien, Spanien, Südamerika, Jerusalem 2c. und schloß mit dem Ausdruck der Zuversicht, daß das Werk des Vereins auch ferner wachsen werde: „Freilich möchte manchem der Mut entsinken, wenn man sieht, wie verblendete Staatsmänner mit der Kurie einen illegitimen Bund schließen und wenn unter Protestanten noch soviel Lauheit herrscht . . . Das einzige, was wir Rom entgegenzusetzen haben, ist das Evanglium von Christo.

Eine um das Evangelium gesammelte Gemeinde ist unüberwindlich. Darum fürchte dich nicht, du kleine Herde!“

Die Verteilung der großen gemeinsamen Liebesgabe wurde in der II. Hauptversammlung am 17. September beraten. In Vorschlag kamen Heddernheim in Nassau, Kotusch in Posen und Steyr. Alle drei Gemeinden sind arm, bedürfen eines Gotteshauses ꝛc. Für Steyr wurde außerdem geltend gemacht, daß es als vorgeschobener Posten in österreichischen Landen höchst wichtig sei. Der Vorsitzende, Prof. D. Fricke, teilte mit, daß die zur Verfügung stehende Summe für die siegende Gemeinde 19,000 Mk., für die unterliegenden beiden Gemeinden 6380 und 6930 Mk. betrage. Gen.-Sup. Erdmann aus Breslau erhöhte die beiden letzten Beträge noch um je 50 Mk. Die große Liebesgabe fiel der Gemeinde Steyr zu, auf die 74 Stimmen sich vereinigten. Heddernheim erhielt mit 71 Stimmen die Summe von 6880 Mk., Kotusch mit 61 Stimmen 6980 Mk., wozu D. Rogge im Auftrage des brandenburgischen Hauptvereins noch 100 Mk. legte.

Auch auf der Bühne machte sich die Feier bemerklich, indem am 16. im herzoglichen Hoftheater das Reformationsspiel „Wolfgang von Anhalt“ aufgeführt wurde; die Spieler waren Dessauer Bürger, besonders Lehrer. Das in das Spiel aufgenommene „Ein feste Burg“ wurde von der ganzen Versammlung stehend gesungen.

Auf ultramontaner Seite ist die Entschiedenheit, mit der sich der Vorsitzende über den „Übermut der Katholiken“ ausgesprochen hatte, übel vermerkt und dazu benutzt worden, die Evangelischen als die Friedensstörer hinzustellen, gegen welche die Römischen nur ihre Rechte verteidigten.

Die 50. Jahresversammlung soll nächstes Jahr in Berlin stattfinden.

Die Grundsteinlegung für das Gedächtnishaus Philipp Melanchthons, das auf Melanchthons Geburtsstätte am Marktplatz zu Bretten in spätgotischem Stil errichtet werden soll, ist endgültig auf den 16. Februar 1897, als den vierhundertsten Geburtstag des Reformators, festgesetzt. Der Verein, der die Förderung dieses unter dem Protektorat des Großherzogs stehenden Jubiläumswerkes sich angelegen sein läßt, versendet zur Zeit sein Statut und den mit nahezu 500 Unterschriften hervorragender Männer des In- und Auslandes unterzeichneten Aufruf, welcher sich an die gesamte evangelische Christenheit um Beiträge zu den Baukosten und für die innere Einrichtung des Melanchthonhauses wendet. Das Haus soll bekanntlich eine Gedächtnishalle mit Statuen und Gemälden hervorragender Zeitgenossen Melanchthons erhalten und ein Museum aufnehmen mit handschriftlichen Aufzeichnungen des Reformators, Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, Medaillen ꝛc. mit seinem Bild und vor allem eine vollständige Sammlung der gedruckten Werke von ihm und über ihn, sowie die Schriften seiner Freunde und Gegner. In Deutschland sind es besonders die evangelischen Pfarrer, die sich der Sammlung annehmen, und es ist zu hoffen, daß es ihnen gelingen werde, aus kleinen Gaben eine ansehnliche Summe für das Jubiläumswerk bald darreichen zu können. Die Geburtsstadt Melanchthons selbst hat sich mit einem Beitrag von 27,000 Mk. beteiligt, damit der Platz, worauf das im orleanischen Krieg bis auf die Grundmauern zerstörte Geburtshaus sich befand und nachher andere Gebäude entstanden sind, als Baustelle sofort in Bereitschaft kommt, und mit weiteren 150,000 bis 170,000 Mk. wird das ganze Werk zur Vollendung kommen können. Unmittelbare Zuweisungen an Geld oder an Gegenständen für das Museum können an die beiden Rechner des Vereins: Abgeordneter Kögler und Stadtrat Wörner in Bretten (Baden), gerichtet werden. Jede besonders gewünschte Auskunft und den Versand des Aufrufes und des Statuts besorgt der erste Schriftführer, Bürgermeister Withum in Bretten.

Die französisch reformierte Kirche kann sich sicher nicht über allzugroße Häufigkeit ihrer offiziellen Synodalversammlungen beklagen. Nachdem sie 1659 in Loudun getagt hatte, wurde erst im Jahre 1872 wieder eine Versammlung berufen, welche eine vom Staate gesetzlich anerkannte Synode der reformierten Kirche Frankreichs bildete. Infolge des unversöhnlichen Gegensatzes der konservativen und liberalen Partei innerhalb der Synode hat aber die französische Regierung die Einberufung einer offiziellen Synode der reformierten Kirche seit 1873 nicht mehr gestattet, und infolge dieses Umstandes hat sich die konservative Partei eine besondere sogenannte offiziöse Synode mit General- und Bezirkssynoden eingerichtet.

Die siebente dieser Versammlungen, welche dieses Jahr stattfand, ist hauptsächlich merkwürdig wegen ihres Versammlungsortes. Es war Sedan, wo vom 2.—11. Juni die aus 45 Geistlichen und 52 Laien bestehende Synode tagte. „Diese Stadt hat eine für den französischen Protestantismus bedeutsame Vergangenheit. Das Fürstentum Sedan, ein unansehnliches Gebiet, das allem Anschein nach einmal dem König von Frankreich oder dem Bischof von Lüttich oder dem Herzog von Lothringen zufallen mußte, ererbte Heinrich Robert de La Marck von seinem Vater im Jahre 1555. Da der neue Fürst und seine edle Gemahlin sich der Reformation zuwandten und sich nach Geistesanlagen wie Erziehung zwar als Franzosen erwiesen, politisch aber sich von Frankreich unabhängig zu halten wußten, so wurde ihr Gebiet zu einer Zufluchts- und Pflegestätte des Protestantismus. Vertriebene Hugenotten, die aus Frankreich und den Niederlanden herbeiströmten, brachten ihren Ordnungssinn, ihre Rechtschaffenheit und ihre Gewerbe mit. In besonders hervorragendem Maße ließ nun der Fürst dem Unterricht jeder Stufe seine Fürsorge angedeihen. Die Kirchengüter wurden weder mit dem Krongut vereinigt noch verschleudert, sondern sorgfältig verwaltet, so daß ihr Ertrag bei der Gründung der berühmten Akademie von Sedan dieselbe dotieren half. Gelehrte stellten sich ein zur Erteilung theologischen, philosophischen, medizinischen, juristischen Unterrichts, wozu ihnen in Sedan mehr Freiheit gewährt wurde als an gar vielen anderen Orten. Junge Leute aus Frankreich, den Niederlanden, vom Rhein fanden in Sedan eine blühende Schule und einen Boden für freien Meinungsaustausch. Bei manchen Fürsten mag die schöne Erinnerung an einen solchen Aufenthalt auf der Akademie bestimmend mitgewirkt haben, wenn sie späterhin flüchtigen Hugenotten einen freundlichen Empfang bereiteten.

Was das kirchliche Leben betrifft, so zeugen die zu Sedan aufbewahrten Kirchenbücher auf jeder Seite von dem Ernst, mit welchem von hoch und niedrig Zucht gehalten wurde. Von Calvins Rat unterstützt, gründete der Fürst eine Vereinigung junger Krankenpflegerinnen; dieselben blieben zwar in ihren Familien wohnen, trugen aber doch eine bestimmte Tracht; ihre Aufgabe war, die Armen zu besuchen, der Kranken zu warten. Ihnen gebührt der Ruhm, die Gestalt der ‚Barmherzigen Schwester' im Leben verwirklicht zu haben, noch bevor Vincenz von Paula diesen Orden gründete. Indem übrigens die Fürsten die reformierte Kirche nachdrücklich begünstigten, waren sie doch keineswegs hart gegen die Katholiken; vielmehr haben selbst Schriftsteller aus deren Mitte die Gerechtigkeit und Weisheit gelobt, welche sie gegenüber ihren Unterthanen von der römischen Kirche an den Tag legten.

Im folgenden Jahrhundert freilich ließen sich die Fürsten zu Feindseligkeit und Hinterlist gegen das französische Königtum verleiten, und das Ende hiervon war, daß Friedrich Moritz im Jahre 1642 die Preisgabe seines Staa-

tes an Ludwig XIII. unterzeichnen mußte. Schon einige Jahre zuvor hatte er eine Katholikin geheiratet, und dadurch war sein Eifer für die reformierte Kirche erlahmt. Nun drängten sich die Jesuiten und Kapuziner ein; die Protestanten verloren ein Recht um das andere. Die Akademie wurde aufgehoben, es erfolgte die Widerrufung des Edikts von Nantes und wirkte hier gleich verderblich wie im ganzen übrigen Frankreich.

Viele Protestanten zogen nun von Sedan weg; eine noch größere Anzahl aber blieb; durch letztere wurde namentlich die Tuchweberei stets weiter emporgebracht, so daß dieselbe noch heute für die Stadt eine reichliche Erwerbsquelle bildet. Als im Jahre 1787 das Toleranzedikt erlassen wurde, war die protestantische Gemeinde der Zahl nach freilich zusammengeschmolzen, aber ein Kern von Getreuen war stets geblieben, dieselben hatten schon seit 1780 wieder ihr Konsistorium, ihren Pfarrer und in einem Garten außerhalb der Stadt ein bescheidenes Gotteshaus. Als nach der Revolution im Jahre 1802 Napoleon I. der lutherischen und der reformierten Kirche wieder eine Verfassung gab, bekamen die Reformierten von Sedan die Kapelle zugewiesen, welche einst den Schwestern der Propaganda gehört hatte, in welcher gar viele junge Protestanten zur Messe geschleppt worden waren. In dieser Kapelle tagte die Synode. Die Gottesdienste aber finden in einer neuen, künstlerisch ausgeschmückten Kirche statt; dieselbe ist von dem gegenwärtigen, schon lange hier in Wirksamkeit stehenden reformierten Pfarrer auf eigene Kosten erbaut worden zur Erinnerung an seine nach kurzer Ehe hingeschiedene Frau und seine Schwiegermutter.

Es ist wohl begreiflich, daß nicht bloß bedeutsame Züge aus Vergangenheit und Gegenwart der reformierten Kirche von Sedan im Lauf der Tagung mehrfach angezogen wurden, sondern auch die für Frankreich so demütigende Niederlage des Jahres 1870. Zu Beginn der ersten Sitzung sprach es der Präsident der ständigen Synodalkommission — in seiner Antwort auf den Gruß des Ortspfarrers — ganz offen aus, daß der Name Sedan seit fünfundzwanzig Jahren in den französischen Gemütern stets einen bittern Schmerz wachrufe. Bei einem andern Anlaß erinnerte der Ortspfarrer selbst daran, daß zur Zeit der Schlacht das Gotteshaus mehr Verwundete barg, als die Synode Teilnehmer zähle, daß auf drei Wochen der Gottesdienst dem Dienst der erbarmenden Liebe den Platz räumen mußte. In Erwiderung darauf erinnerte dann der Präsident an die bewundernswert hingebenden Bemühungen des Vorredners um die Organisation dieses Lazaretts und an die wohlverdiente, von der Regierung ihm dafür bewiesene Anerkennung. Ebenso wurden patriotische Gefühle ausgetauscht, als eine Abordnung den Bürgermeister von Sedan besuchte, um die Anerkennung auszusprechen über das gute Verhältnis, in dem die verschiedenen Konfessionen zu einander stehen, und zu danken für den guten Empfang, welcher zu Sedan der Synode war bereitet worden. In seiner Antwort rühmte der Bürgermeister die in so reichem Maße geübte Wohlthätigkeit des reformierten Pfarrers, besonders wie er während des Schreckensjahres im Ausland bedeutende Geldmittel sammelte, um der unglücklichen, vom Krieg überfluteten Bevölkerung Hilfe gewähren zu können. Indem dann auch noch der Präsident (Moderator) der Synode seinen Dank und seine guten Wünsche für die gastfreie Stadt aussprach, betonte er, welche Mannhaftigkeit die Bewohner in den schrecklichen Tagen bewiesen, wo gleichsam das Herz des Vaterlandes in Sedans Mauern eingeschlossen war. Mit dem, was der jetzige Bürgermeister damals persönlich geleistet habe und wofür er von der Regierung ausgezeichnet

worden sei, habe er sich Anspruch auf den Dank aller seiner Landsleute erworben. Zum Schluß versicherte der Redner, daß er aus Überzeugung und Dankbarkeit der demokratischen und republikanischen Verfassung zugethan sei, daß die Reformierten, in der Schule des Evangeliums — d. h. der Liebe — erzogen, für Kirche und für Vaterland stets die gleich warmen Gefühle hegen, die gleich innigen Gebete zum Himmel empor richten werden. — Den Charakter einer förmlichen patriotischen Trauerfeier hatte es endlich, als an einem der letzten Abende die Teilnehmer der Synode in feierlichem Zug sich in Bazeille bei dem Denkmal einfanden, welches den für das Vaterland gefallenen Kriegern zu Ehren errichtet worden war und daselbst einen Kranz niederlegten. Wiederum ergriff der Moderator das Wort: ‚Wir konnten nicht zur Beratung der geistlichen Anliegen unserer Kirche in nächster Nähe von hier versammelt sein, ohne uns zu erinnern, daß eben hier eine der ruhmreichsten Seiten französischer Geschichte geschrieben wurde. Hier in Bazeilles wurde der letzte Verzweiflungskampf gekämpft; in diesen finstern Höhlen schlummern die Tapfern den ewigen Schlaf, welche, nicht imstande das Vaterland zu retten, doch die Ehre retteten. Der Prophet Hesekiel schaute einst, wie aus Totengebeinen wieder eine große Schar lebendiger Menschen erweckt und vom Geist Gottes belebt wurden. So sehe ich trotz der langen, seitdem verstrichenen Zeit (als geschähe es infolge einer unwiderstehlichen Beschwörung) diese geliebten Söhne Frankreichs wieder vor mir aufrecht und lebendig. Aus den Reihen unserer Versammlung nun haben einige an ihrer Seite gekämpft. Andere haben die Verwundeten gepflegt. Vielleicht ist unter unseren Familien keine, aus der sich nicht ein Glied der Verteidigung des französischen Bodens hingegeben hat. Mit dem so schwer getroffenen Volke haben wir alle mitgelitten, mitgeweint. Scheiden wir von dieser Feierlichkeit als Jünger des Evangeliums, als Kinder Gottes, der ein Gott des Friedens ist; nehmen wir einen immer tieferen Schrecken vor dem Unheil des Krieges mit, aber auch eine immer glühendere, stets opferwillige Liebe zu unserm teuern Frankreich.‘ Ein zweiter Kranz wurde im Beinhaus niedergelegt; das gab dem Pfarrer von Sedan Anlaß, vor dem Bürgermeister und einem Gemeinderat von Bazeilles im Namen der Synode die Versicherung auszusprechen, daß in vaterländischen Angelegenheiten als auf einem gemeinsamen Boden, sich alle guten Franzosen herzlich gerne zusammenfinden. Unaufgefordert hatten sich die beiden, welchen die Rede besonders galt, dem Zuge angeschlossen."

Über die Verhältnisse und Vorgänge am Hofe des römischen Pontifex macht die „A. Ev. L. Kztg." folgende Mitteilungen, die zeigen, wie wenig die Kurie ein Centralpunkt religiösen Lebens, sondern nur eine politische Anstalt ist, wenngleich der Papst Gegenstand der Verehrung seitens noch so vieler gläubigen Katholiken sein mag. Dieselbe schreibt:

„Einen seltsamen Brief ließ jüngst Leo XIII. durch den Kardinal Rampolla schreiben. Seltsam nennen wir ihn wegen seiner Adresse. Er war gerichtet an die Redaktion des „Daily Chronicle" in England, einer Zeitschrift, die als das Organ der radikalen Partei wohlbekannt ist. Was hat der Papst mit einer solchen Zeitschrift zu schaffen? Seltsam war auch der Inhalt jenes Briefes — nicht an und für sich, sondern weil im Auftrag des Papstes. Jene Zeitschrift hatte sich bemüht, die Vorteile eines internationalen Tribunals zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen christlichen Völkern klarzustellen, damit der allgemeine Friede erhalten bleibe. Der Papst lobte jenes Blatt für solches Streben und erklärte sich damit einverstanden, wünschte auch demselben besten Erfolg. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, weiß, wen der Papst

als Schiedsrichter wünscht, und wo nach seinem Dafürhalten jenes Tribunal sein muß. Nirgends anders als im Vatikan. Ist doch Leo XIII. schon einmal als Schiedsrichter aufgetreten, und beehrte infolgedessen hocherfreut einen großen deutschen Staatsmann mit einem Schreiben und einem Orden. Daß nun der Papst nach der Stellung eines perpetuierlichen Schiedsrichters trachtet, ist freilich nicht seltsam, diesen Charkter hat jener Brief in unseren Augen deshalb, weil die Thaten des Papstes nicht mit den in jenem Brief enthaltenen Worten übereinstimmen.

Leo XIII. ein Friedenspapst? — Bekanntlich sind jenseits und diesseits des Weltmeeres in den letzten Jahren zahlreiche Friedenskongresse gehalten, zwei derselben in Rom. Der Papst hat niemals an einem solchen sich beteiligt, niemals durch einen Abgesandten sich vertreten lassen. Waren ihm die Kongreßmitglieder vielleicht nicht gut genug? Wer sich mit einem radikalen Blatt in freundschaftliche Beziehung setzt, kann auch an Kongressen sich beteiligen trotz der vielen in solchen anwesenden Protestanten.

Als Leo XIII. sein Jubiläum feierte, stiegen Wolken von Weihrauch in Gestalt von Lobtiteln zu ihm empor. Man nannte ihn das „Licht des Jahrhunderts", den „Stern der Verheißung", den „Vize-Dio". Neuerdings nennt man ihn den „Friedefürsten". So nennt man ihn, obgleich er seit fast zwanzig Jahren mit seinem Vaterland in Unfrieden lebt und sein Dichten und Trachten unablässig auf die Vernichtung der Einheit desselben richtet. Wenn es dem Papst möglich wäre, ein Heer zusammenzubringen, um den Kirchenstaat wieder zu gewinnen, so würde er dasselbe segnen, wie einst Urban II. die Kreuzfahrer segnete. Ein Krieg zu Gunsten des Papstes wäre in den Augen desselben ein heiliger Krieg. Der Vatikan bildet den Mittelpunkt einer beständigen Verschwörung wider Italien, und Leo XIII. macht es nicht nur dem Klerus, sondern jedem Katholiken zur Pflicht, den Nachfolger Petri in seinen vaterlandsfeindlichen Bestrebungen zu unterstützen. In allen klerikalen Blättern las man zu Anfang dieses Jahres eine Rede des Grafen Pianciani, welche derselbe als Vertreter des „glorreichen" päpstlichen Heeres vor dem Papst hielt. Diese Rede deutete auf die Lorbeeren eines in Zukunft entstehenden Heeres hin und ward von Leo XIII. mit Wohlgefallen aufgenommen. Auch er schaute prophetisch, wie aus seiner Gegenrede ersichtlich, ein neues päpstliches Heer mit siegreichen Fahnen, die entfaltet sein würden zur Verteidigung des „heiligsten Rechtes, des legitimsten unter allen Fürsten". So sprach der Mann, den man als den Friedefürsten bezeichnet. Kürzlich verlor der Vatikan durch den Tod zwei Kardinäle, welche stets bestrebt waren, zwischen dem Papst und Italien Frieden herzustellen. Der Kardinal Franchi starb so plötzlich, daß man in Rom seltsame Dinge behauptete, die bis jetzt der Beweise ermangeln. Bald darauf starb Kardinal Galimberti, unter allen seinen Kollegen der geistig am höchsten stehende, was freilich nicht viel sagen will. Vielleicht findet er in seiner Versöhnlichkeit keinen Nachfolger.

Zu einer friedensfürstlichen That hat man einen Brief zu machen gesucht, in welchem Leo XIII. den Negus von Abessynien um die Freilassung der italienischen Gefangenen bittet. Der Papst hat 2½ Monate nach der bewußten Schlacht verstreichen lassen, ehe er zu Gunsten der Gefangenen die Feder zur Hand nahm. Er hat eingesehen, daß er doch auch etwas thun müsse, und da entschloß er sich, jenen Brief zu schreiben. Wo aber ist das Lösegeld für jene Gefangenen? Der Papst verfügt über großartige Mittel, aber jenem Brief hat er kein Geld beigelegt. Petrus sprach zu einem Unglücklichen: „Silber und Gold habe ich nicht". So darf Leo XIII. nicht reden. Als kürzlich in Castel-

petroso die Madonna „mit dem Kinde“ erschien, hat der Papst sofort eine bedeutende Summe zur Erbauung einer Wallfahrtskirche hergegeben. Hatte er zur Lösung seiner Landsleute keinen Heller übrig, warum forderte er nicht die Reichen seines Landes auf, das Lösegeld zusammenzubringen? Für die in genannter Schlacht Gefallenen war Geld genug vorhanden, welches für den glänzenden Prunk der Seelenmessen, also für Musik und Sänger, Kränze und Ornamente, Priester und Diener, verausgabt wurde. Die für solche Dinge verausgabten Summen hätten als Lösegeld für die Lebenden eine bessere Verwendung gefunden.

Soeben hat die „S. Romana universale Inquisizione“, welche sich im Vatikan befindet, ein Lebenszeichen gegeben, welches mit Recht Aufsehen erregt. Es handelt sich um die Verurteilung einer Wunderthäterin. Als solche war in Loigny eine gewisse Mathilde Marchat aufgetreten, deren Mirakel in einer eigens hierfür edierten Zeitung beschrieben wurden. Das Tribunal der Inquisition hat jene Wunder als „Werk der Lüge“ bezeichnet. Da die römische Kirche nach ihrer eigenen Behauptung in den noch immer bei ihr geschehenden „Wundern“ das Zeichen der wahren Kirche besitzt, so ist es auffallend, daß sie in einem bestimmten Fall, wo die Volksmasse Wunder schaute, sich zur Untersuchung veranlaßt sah und das Volk von einem Wahn zu heilen trachtete. Heidnische Wundersucht, je weiter nach Süden desto stärker, ist allerdings ein Abzeichen der römischen Kirche, oder sagen wir lieber: ein Krebsschaden im Volk, welches seine Religion als Mittel zur Erreichung materieller, oft sehr selbstsüchtiger Zwecke benutzt, so daß es schwer fällt, in dem beständig sich häufenden Aberglauben ein Körnlein wahrer, wirklicher Religion zu finden. „Die Dornen wuchsen auf und erstickten es“. Wird jenes Dekret der heiligen Inquisition den genannten Schaden des Volkes heilen? Radikale Heilung wird gar nicht beabsichtigt, weil man den eigentlichen Schaden nicht erkennt, vielmehr der Wundersucht stets neue Nahrung zuführt. Der in letzter Zeit weltbekannt gewordene Erzbischof in Neapel, Kardinal Sanfelice, setzt jährlich zweimal mit großem Pomp das Blutwunder des St. Januarius in Scene, ganz abgesehen von den Wundern, welche beständig durch die Heiligen und Madonnen, durch Bilder und Statuen geschehen, wie die zahllosen Voten in den Kirchen angeblich beweisen. Was einst nach heidnischer Anschauung Apollo, Äskulap, Isis 2c. vollbrachten, das vollbringen jetzt die Heiligen, deren Gunst man in heidnischer Weise mit Gelübdegaben belohnt. Der Papst läßt die durch Wunder berühmten Bilder und Statuen der Madonna krönen, er überhäuft Wallfahrtsorte, wie Lourdes und noch mehr Neu-Pompeji, mit Privilegien, er segnet solche Blätter, welche die Wunder der Madonna erzählen. Das Volk will Wunder, die Kirche bietet sie. Die Inquisition befaßt sich mit solchen Dingen nicht, und wenn sie die Wunderthäterin in Loigny verurteilte, so wird durch solche Mittel ebenso wenig etwas gebessert, wie durch Zolas Romane „Lourdes“ und „Rom“, welche ebenfalls sich mit den Wundern der römischen Kirche befassen.“

Über das Verhältnis von Vatikanismus, Altkatholizismus und Protestantismus hat sich der gegenwärtige Bischof der Altkatholiken Deutschlands ausgesprochen. Es mag sein, daß die Bedeutung des Altkatholizismus in dieser Ausführung überschätzt ist, jedenfalls aber ist die von Rom her verfolgte Politik richtig gezeichnet und die von derselben drohende Gefahr klar dargelegt. Der Bischof führt u. a. folgendes aus:

„ . . . Der Altkatholizismus ist eine Reaktion gegen den zwiefachen Absolutismus des römischen Papsttums. Der Papst will der von Gott geordnete

Träger und Inhaber aller Kirchen- und aller Staatsgewalt sein, und daß er das wirklich sei, hat ihm das vatikanische Konzil des Jahres 1870, als die legitime Repräsentation der römischen Kirche, durch die von diesem angenommenen Glaubenssätze von seiner Unfehlbarkeit und seinem Universalepiskopat auch zuerkannt. ‚Der Papst ist,‘ schreibt der römische Jesuit Liberatore, den Sinn der Julidekrete von 1870 interpretierend, ‚(von Gott) gesetzt in absoluter Weise auf den Gipfel jeglicher Souveränität.‘ Und: ‚In dem Papste spitzt sich zu, wie in einem Gipfel, die eine und die andre (die geistliche und die weltliche) Gewalt.‘ Daher ist ‚er der höchste Richter (auch) der bürgerlichen Gesetze und selbst unfähig, irgend einer Verpflichtung gegen dieselben unterworfen zu sein.‘

Diese durch das vatikanische Konzil geschaffene unleugbare Thatsache wäre an sich keiner Beachtung wert. Man könnte, wie so viele in Wirklichkeit thun, über sie lachen, wenn die römische Kirche nur nicht ein im europäischen Völkerleben so gewichtiger Faktor wäre, wie sie thatsächlich ist, und wenn nur nicht sämtliche römische Bischöfe und Geistliche in stummem Gehorsam jenen Konzilsdekreten sich unterworfen hätten. Allein eben hierdurch gewinnen jene Dekrete, vor allem für das deutsche Volk, eine geradezu unberechenbare Bedeutung. Zunächst in der innern Verwaltung der vom Papste geleiteten Kirche regiert seit dem 18. Juli 1870 nur e i n Wille, eben der des selbst wieder, wie aller Welt bekannt ist, von den Jesuiten beherrschten Papstes. Lehre und Disziplin, Verfassung und Leitung der Kirche bestimmt einzig und allein der Papst, so sehr, daß seiner Autorität jeder andre in ihr, von dem obersten und mächtigsten Bischofe bis zu dem niedrigsten Laien, es sei willig oder widerwillig, sich fügen muß. Je länger dieser Zustand anhält, um so mehr bedroht er den katholischen Teil des deutschen Volkes mit einer Religion und Religiosität, die nach und nach mehr und mehr jeden auch nur leisen Anklang an deutsche Art und deutsches Wesen, an deutsches Denken und deutsches Empfinden verleugnen, die an die Stelle des Christentums den ganz und gar undeutschen und unchristlichen romanischen Jesuitismus mit seinen Flachheiten und Äußerlichkeiten setzen und dadurch den Bruch zwischen den Katholiken und Andersgläubigen bis zur Unerträglichkeit verschärfen und vertiefen wird. Und wo in den Grenzen des deutschen Reiches findet sich eine andre Organisation, die diesem bedrohlichen Unheil mit Erfolg entgegenwirken könnte, als der Altkatholizismus?

Aber der Papst beansprucht auf Grund der vatikanischen Konzilsdekrete nicht nur eine absolute Gewalt in der Kirche, sondern eine ebensolche auch über die Fürsten und Staaten. Freilich glauben viele auch über diese päpstlichen Prätensionen nur lachen zu sollen. Auch dabei könnte man sich beruhigen und ein gemütliches laisser aller als das allein Vernünftige ansehen, wenn die päpstlichen Forderungen im Gebiete der Politik nur nicht ebenfalls wieder durch die dem Papste blind ergebene Masse der unter seiner Jurisdiktion stehenden Bischöfe, Geistlichen, Mönche, Nonnen und Gläubigen gedeckt würden. Durch diesen Umstand treten jene Forderungen offenbar aus dem Gebiete der bloßen Theorie heraus und werden zu gewaltig wirkenden Kräften, die ungehemmt ihr Ziel, den Umsturz der modernen Staatsordnung und die Zurückführung der mittelalterlichen Papstherrschaft — wer weiß, wie bald? — wohl noch erreichen könnten. Wer aber vermag das verderbliche Gewicht des römischen Papsttums in der politischen Entwicklung und in der Gestaltung der politischen Zukunft namentlich des deutschen Volkes wieder einzuschränken und, so Gott will, mit der Zeit unwirksam zu machen, außer dem Altkatholizismus? . . .“

Über die Urheber der Metzeleien in Konstantinopel macht die „Frankfurter Zeitung“ Mitteilungen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, und zugleich im entschiedensten Gegensatz gegen die türkischen Mythen stehen, nach welchen die Armenier ihre eigene Abschlachtung veranlaßt hätten, bloß um den europäischen Mächten eine Gelegenheit zu geben, sich vom Sultan aufs neue das nie gehaltene Versprechen von Reformen geben zu lassen, oder auch die Welt von der Grausamkeit der Türken zu überzeugen. Der Korrespondent der Frankfurter Zeitung, welcher seit mehr als 30 Jahren in Konstantinopel gelebt und reichlich Gelegenheit gehabt hat, die dortigen Verhältnisse zu studieren, insbesondere aber mit den Staatsmännern der Pforte in enge Beziehungen zu treten, gibt folgende Darstellung der letzten Ereignisse: „Was die Botschafter in Konstantinopel jetzt für festgestellt erklären, war für aufmerksame Beobachter schon seit Monaten erwiesen, die Spatzen haben es so zu sagen von den Dächern Stambuls gepfiffen. In Yildiz wollte man um jeden Preis ein Blutbad unter den Armeniern anrichten und das armenische Komitee ging den Schurken, die den teuflischen Plan ausgeheckt haben, in die Falle. Die Polizei war es, welches die Metzeleien vorbereitet und organisiert hat, sie lieferte die Bomben, mit ihrem Wissen wurden dieselben in die Banque Ottomane eingeschmuggelt, und sie hat endlich den türkischen Mob aufgeboten, der im selben Momente, als die paar Armenier in die Bank eingedrungen waren, mit Knütteln und Eisenstangen bewaffnet, wie die Furien aus der Unterwelt auftauchte und die Metzeleien begann. Für alle Welt, mit Ausnahme vielleicht der in der türkischen Hauptstadt residierenden Gesandtschaftschefs und deren Personale, war die Schuld der Polizei außer Zweifel gestellt; seit Monaten sah man Militär- und Gendarmerie-Patrouillen Tag und Nacht selbst die entlegensten Gassen von Pera, Galata und Stambul durchstreifen, außerdem war ein förmliches Heer von Geheimpolizisten aufgeboten, welche ihre Späheraugen nach allen Seiten richteten, und den Träger irgend eines Bündels zwangen, dasselbe aufzumachen. Daß unter solchen Verhältnissen, ohne Einverständnis oder Konnivenz der Polizei die Einschmuggelung von 15 Kisten, enthaltend 45 Bomben mit 11 Kilo Dynamit nicht möglich war, wird jeder Unbefangene einsehen; hierfür spricht noch der Umstand, daß keiner der Bombenschmuggler oder Bombenwerfer verhaftet wurde, sie standen ja alle unter polizeilichem Schutz. Einen weiteren Beweis für die Schuld der Polizei liefert der Umstand, daß die Metzeleien durch drei Tage fortgesetzt wurden, obgleich, außer in den Vororten Psamatia, nirgends anderswo ein Kampf oder Widerstand stattgefunden hat, man schlachtete unschuldige wehrlose Leute ab, die friedlich ihrem Gewerbe nachgingen und von Verschwörungen nicht einmal geträumt haben. Die Botschafter der Mächte, diese Propheten der Vergangenheit, konferierten durch drei Tage, bevor sie den ersten schüchternen Protest an die Pforte expedierten, während sie durch einen mannhaften energischen Schritt beim Beginn der Metzeleien das Leben Tausender von Unschuldigen retten konnten; es war dies eine Fahrlässigkeit, welche sich durch gar nichts rechtfertigen läßt, und in Anbetracht des Umstandes, daß sie am Vorabende der Katastrophe durch das armenische Komitee über alles verständigt worden waren, bleibt diese Passivität ein förmliches Rätsel. Die Herren Botschafter, welche am 27. August die Stationsschiffe nach dem Hafen geschickt, wurden am nächsten Tage von einer solchen Angst ergriffen, daß sie diese Schiffe wieder nach ihren Residenzen am Bosporus zurückberiefen, was natürlich die Panik in den Kolonien womöglich noch vergrößerte. Die Metzeleien, die auf Befehl von Yildiz begannen, wurden endlich wieder auf ein Signal von dort eingestellt, und nun begann der zweite Akt des schrecklichen Martyriums für die Armenier. Hunderte derselben wurden in die schauerlichen türkischen Kerker geworfen und dort mit bestialischem Raffinement langsam zu Tode gefoltert. Gegen 2000 wurden eingeschifft, um angeblich nach den entferntesten Plätzen des Reiches verschickt zu werden; in Konstantinopel kennt man seit dem Oktober 1895 diese Art der Verschickung. Die Unglücklichen werden bei Nacht und Nebel gefesselt in Barken geworfen und nächst der Serailspitze, wo die Strömung am stärksten ist, ad patres expediert. Die See ist stumm.“

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $1.50.

24. Jahrg. St. Louis, Mo., Dezember 1896. No. 12.

Die Episteln vom 2. Adventssonntage bis zum Sonntag nach Weihnachten.

Von P. H. Höfer.

I. 2. Sonntag des Advents: Röm. 15, 4—13.

Die Christengemeinde zu Rom bestand zur Zeit der Abfassung dieser Epistel aus bekehrten Juden und Heiden. Unter diesen gab es Verschiedenheit in nationalen Sitten und religiösen Anschauungen, welche sie mit der Annahme des Christentums nicht alsbald überwunden hatten. Dadurch entstanden leicht mancherlei Streitigkeiten und Trennungen, welche sowohl dem Wachstum der Gemeinde als auch dem Glaubens- und Liebesleben der Christen Nachteil brachte.

Den Judenchristen wurde es schwer, sich mit den Gläubigen aus den Heiden zu einer Gemeinde und zu gemeinsamem Gottesdienst zu vereinen, wenn diese nicht den jüdischen Gesetzesvorschriften folgen wollten. Bedurfte ein Petrus der besondern Unterweisung nach Ap.-Gesch. 10, 11, ehe er den Willen seines Meisters Matth. 28, 19 verstand, wie vielmehr war sie andern Judenchristen nötig.—Durch die Engherzigkeit der letzteren fühlten sich die Heidenchristen leicht verletzt und zurückgestoßen, so daß sie ihre gesonderten Wege gingen. Wie dem Herrn (Joh. 17, 21), so lag aber auch seinem Apostel die Einigkeit der Christen sehr am Herzen, deshalb ermahnt er, wie Eph. 4, so auch hier Röm. 14 u. 15 zur christlichen Friedfertigkeit.

Diese Mahnung thut auch jetzt und in unsern evangelischen Gemeinden not. Diese bestehen aus Gliedern, die etwa aus verschiedenen Gegenden Deutschlands oder unseres Landes gekommen sind, vielleicht auch verschiedenen Kirchengemeinschaften angehört haben, immerhin verschiedene Temperamente besitzen und gesonderten Lebensstellungen und politischen Parteien angehören. Die Predigt muß deshalb immer wieder auf Eintracht als Kennzeichen wahren Christentums hinweisen. Wird dieses gehörig beachtet, so wird das Verständnis und die Anwendung der apostolischen Ermahnung nicht schwer. Nachdem V. 1 die Starkseinwollenden daran erinnert sind, ihren höheren Stand christlichen Lebens dadurch zu zeigen, daß sie die Schwachen geduldig tragen, wird in V. 3 durch ein Wort der Schrift auf Christum gewiesen, der die Schwächen und Schmähungen der Menschen geduldig getragen hat.

Solche Schriftworte sollen Christen zur Belehrung dienen, damit sie auch in ihren Verhältnissen Geduld beweisen, die zur Eintracht in Gesinnung und Leben nötig ist. Besonders soll sich die Einmütigkeit in der Gemeinschaft des Gebets und des Gottesdienstes offenbaren, damit volle Wahrheit werde das: „Unser Vater in dem Himmel."

Weil solche Einigkeit zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen gereicht (Ps. 133), folgt V. 7 der Kern der Ermahnung: Nehmt einander auf u. s. w. Das Aufnehmen soll geschehen im Gemüt als Anerkennung und Wertschätzung, in die christliche Gemeinschaft und Gemeinde, in Versammlungen zu Gebet, Erbauung und Sakrament, in etwa nötigen Hilfeleistungen und Missionsbestrebungen. Wie Christus aufgenommen hat — dies ist sowohl Norm als Antrieb für die gegenseitige Aufnahme der Christen. Christus nimmt auf in Taufe, Konfirmation, Rechtfertigung und endlich in sein Reich der Gnade und der Herrlichkeit, aber nur die, welche seinen Geist in sich aufnehmen und im Glauben ihm leben. Die gesinnt sind wie Christus und ihm leben, sollen auch von uns aufgenommen werden, trotz mancher Eigentümlichkeiten, die sie etwa haben. Wen der Herr aufnimmt, den sollen die Knechte nicht abweisen. Er nimmt Juden und Heiden auf, wenn sie sich zu ihm bekehren, darum sollen sie auch bei den Christen Aufnahme finden. Jesus Christus ist Diener der Beschneidung, Israels geworden, indem er dies Zeichen des Bundes annahm, sich unter das Gesetz stellte und es erfüllte. Er diente Israel sonderlich in den drei Jahren seines Prophetenamts und wählte aus Israel die Apostel. Durch diesen Dienst erfüllte er die den Vätern gnädig gegebenen Verheißungen. Diese waren bekannt, deshalb ist ihre Anführung unnötig. Die Aufnahme der Israeliten wurde von Heidenchristen nicht in Frage gestellt; aber mehr die Aufnahme von Heiden von seiten der Judenchristen. Deshalb führt der Apostel einige Gottesverheißungen aus Mose, den Psalmen und Propheten dafür an in V. 9—12, die kaum der Erläuterung bedürfen.

In V. 13 blickt nun der Apostel auf zu dem Gott der Hoffnung, der so durch sein Wort die Zukunft erleuchtet und für die einzelne Seele und Gemeinde, wie besonders für die ganze Christenheit, Hoffnung gibt, und wünscht seinen Lesern Erfüllung mit Freude und Frieden im Glauben, wodurch ihr Hoffnungsblick erhellt und Herz und Leben geheiligt wird. Völlige und gegründete Hoffnung ist aber nicht ein Werk eigner Vernunft und Kraft, sondern des hl. Geistes, der durch Wort und Sakrament kräftig in den Gläubigen wirkt.

Dispositionen:

I. Thema: Die apostolische Mahnung: Nehmt einander auf.

1. Christus hat uns aufgenommen.
   a) Uns aufzunehmen, duldete er Schmach und Tod. V. 3—4.
   b) Er nimmt Juden und Fromme an. V. 7—8.
   c) Er erbarmt sich auch der Heiden und Verirrten. V. 9—12.

2. Christen, nehmt darum einander auf!
   a) Achtet auf die Lehren der Schrift und Christi Vorbild. V. 4. 5.
   b) Laßt euch erfüllen mit Jesu Liebessinn. V. 5.
   c) Lobet und dienet Gott recht einmütig. V. 6. 10.
   d) Erntet den Segen der christlichen Eintracht. V. 13.

II. Thema: Adventsdisposition: Die christliche Eintracht, wodurch Christus zu uns kommt mit seinem Segen.
1. Die Beschaffenheit derselben.
   a) Sie gründet sich auf das Wort Gottes. V. 4.
   b) Sie gestaltet sich nach dem Vorbilde Christi. V. 7—9.
   c) Sie bethätigt sich im Lobe Gottes und in Menschenliebe. V. 6. 11.
2. Der Segen christlicher Eintracht.
   a) Die Gemeinde Gottes wird erbaut. V. 9—12.
   b) Die Hoffnung der Christen wird völliger.
      aa) Die Hoffnung des Kommens des Reichs Gottes. V. 12.
      bb) Die Hoffnung des eigenen Seelenheils. V. 13.

II. 3. Sonntag des Advents: 1 Kor. 4, 1—5.

In Kap. 1—3 hat der Apostel verschiedenes über die Beurteilung der Diener und Apostel Christi geschrieben, wie solche von Christen in Korinth stattfand. Unter dem „uns" in V. 1 hat er sich und seine Mithelfer im Auge, welche in Korinth und an andern Orten das Evangelium predigten. Seine Worte geben Licht über das evang. Lehr- und Predigtamt, wie es noch jetzt in der christlichen Kirche verwaltet wird und welches die Pastoralbriefe eingehender behandeln. Sehen wir die Propheten und den Täufer Johannes als Vorbild, Christus als das große Urbild an, so die Apostel und Evangelisten als Nachbilder des evangelischen Predigtamts.

Die Lehrer der Kirche Christi in Kirche, Schule, Lehranstalten und in der Mission, wie sie durch Wort und Schrift wirken, sollen als Diener Christi und Haushalter von Geheimnissen Gottes angesehen werden. Als Diener Christi dienen sie dem größten Herrn, der aber gekommen ist, in Liebe zu dienen. Dieser Gedanke ermutigt, aber erhält auch in der Demut.—Die Geheimnisse Gottes sind die der Vernunft und Weltweisheit verborgenen Ratschlüsse (vgl. 1 Tim. 3, 16; Kol. 2; Eph. 3, 8 ff.). Das Evangelium Christi offenbart uns solche. Haushalter haben solche Güter zu verwalten und sie den Hausgenossen nach Bedarf mitzuteilen.

Vom Haushalter verlangt der Hausherr und das Gesinde Treue, welche nach Vermögen, Einsicht und Gewissen die übernommenen Pflichten erfüllt. Wer weniger thut, als er vermag, kann nicht treu genannt werden. Wer mehr fordert als jemand kann, ist unbillig. Dem Apostel ist die Beurteilung seiner Amtsausrichtung von seiten der Menschen und menschlicher Tage ein Geringes. So war es bei einem Luther und so soll's bei jedem Inhaber des Lehramtes sein, geschehe

die Beurteilung von Freund oder Feind, von Kirchentagen und Konzilien, oder von einzelnen Richtern. Prüft er auch seine Treue vor dem Herzenskündiger, so getraut sich der Diener Christi doch kein untrügliches Urteil zu; er überläßt dies vielmehr dem Herrn, der allein gerecht richtet. Bei noch so großer Gewissenhaftigkeit mag doch dem Herrn Mißfälliges geschehen.

In V. 5 mahnt der Apostel die Christen ab von allem vorschnellen und unberufenen Urteilen über Wert und Treue der Diener und verweist sie auf den Tag des Herrn und dessen Offenbarung. Der Rat der Herzen begreift in sich die Beweggründe und Triebfedern menschlicher Handlungen.

Die Offenbarung dessen, was Menschen verborgen ist, mahnt also zu rechter Treue, sowohl im Christen- als Amtsleben, mahnt aber dringend ab vom voreiligen und lieblosen Richten. Zu seiner Zeit wird jedem Diener Christi nach Gebühr Lob oder Tadel zufallen.

Diese Epistel ist leicht verständlich. Die Predigt hat es deshalb mit der Anwendung zu thun. Sie mag achten auf die Adventszeit, auf das kirchliche Lehramt, auf die Warnung vor unberufenem Richten oder auf das Kommen des Herrn zum Gericht.

Dispositionen:

I. Thema: Die Adventsmahnung: Der Herr kommt!

1. An die Haushalter:
   a) Welche sind diese und was verwalten sie? V. 1.
   b) Jesu Kommen mahnt zur Treue. V. 2.
   c) Nicht Menschenurteil, sondern der Blick auf den Herrn soll sie leiten. V. 3. 4.
2. An Christen insgesamt:
   a) Christi Diener und Haushalter anzuerkennen.
   b) Nicht voreilig und geringschätzig über sie zu urteilen.
   c) An den Herrn, seine Offenbarung und Vergeltung ernstlich zu denken.

II. Thema: Der evangelische Prediger.

1. Sein Amt: Christi Diener und Haushalter. V. 1.
2. Seine Treue, die von ihm verlangt wird. V. 2.
3. Seine Beurteilung — von Menschen — von sich selbst, und vom Herrn. V. 3. 4.
4. Seine Belohnung — Lob oder Tadel. V. 5.

Oder 1) Er ist Christi Diener und Haushalter.
2) Es wird von ihm Treue gefordert.
3) Der Menschen Urteil soll ihm gering sein.
4) Seinen Lohn erwartet er vom Herrn.

III. Thema: Des evangelischen Predigtamtes

1. Würde, V. 1—2; 2. Zierde, V. 2; 3. Bürde, V. 3—5.

III. 4. Sonntag des Advents: Phil. 4, 4—7.

Der Apostel hat soeben des Klemens und anderer Gehilfen gedacht, welche mit ihm über dem Evangelio Jesu Christi kämpften und litten. Er bezeugt, die Namen derselben stehen im Buche des Lebens. Da mag ihm das Wort des Herrn an seine Jünger eingefallen sein: Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind. Deshalb fordert er alle, die solche Hoffnung haben, zur innigen Freude auf.

Bei aller Trübsal, welche das zeitliche Leben und das christliche Bekenntnis mit sich bringt (vergl. Kap. 1 und 2 Kor. 1), haben Christen doch Ursache und Anlaß zur Freude. Diese Ursache gibt ihnen, wie irdische Segnungen aller Art, sonderlich der Trost und die Hoffnung des Evangeliums im Wort und Sakrament. Die Freude rechter Art geschieht im Herrn, deshalb nach seinem Sinn und Wort und nicht nach dem gottlosen Brauche der Weltkinder. Geheiligte Freude stimmt das Gemüt zur Lindigkeit, zu Milde und Wohlwollen. Christen haben solche durch Christi Geist, der da spricht: Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig — und der dies in Liebesthaten offenbarte. Kennzeichnet Liebe den Jünger Jesu (Joh. 13, 35), so muß diese sich sonderlich kund thun in mildem, sanftem und wohlwollendem Wesen, Reden und Handeln. 1 Petr. 2, 1; Eph. 4, 31 ff. Soll die Lindigkeit allen Menschen kund werden, so besonders den Hausgenossen, Mitgliedern der Gemeinde und den Leidenden. Erfahrene Ungerechtigkeiten sollen nicht erbittern. Der Gedanke an das Nahen des Richters und Vergelters soll besänftigen, wie auch Jesu Verheißung viel Trost in sich birgt, Matth. 28, 20. Das nahe Christfest erinnert neu daran.

Wie der Herr Matth. 6, so mahnt hier der Apostel in V. 6 ab von allen Sorgen. Das Sorgen oder Trachten nach dem Heil der Seele, auch Fürsorge für die Seinen (Hausgenossen 1 Tim. 5, 8) ist Christenpflicht; zu meiden sind aber die ängstlichen Gedanken: Was essen, trinken, womit kleiden u. dergl. Alle Anliegen Leibes und der Seele sollen Christen Gott befehlen. Ps. 37, 5; 1 Petr. 5, 7.

Daß der Christ die mancherlei Sorgen nicht durch stoische Unempfindlichkeit und durch Ergeben in ein unabwendbares Schicksal überwinden soll, deutet die Weisung an: Lasset eure Bitte u. s. w. Wie das Kind den Eltern, so soll das Gotteskind dem himmlischen Vater seine Anliegen kund thun. Dies ist nur denen möglich, die gleich einem David und Paulus ein starkes Vertrauen haben in Gottes Macht und Güte. Sie erfahren aber auch oft die besondere Durchhilfe des Herrn und haben dann Ursache zu Lob und Dank. Solch ein betender und dankender Glaube aber bringt den Frieden Gottes ins Herz. — Der Friede Gottes ist die Seelenruhe, welche Gott in der Rechtfertigung (Röm. 5, 1) den wahrhaft Bußfertigen und Gläubigen gibt und welche der gleich ist, die er selber genießt. Er übertrifft alle Vernunft, nicht sowohl der Unbegreiflichkeit wegen, als vielmehr wegen seiner kräftigen Wirkung. Er bewahrt mehr als jene Herz und Sinne in Christo, d. h. in seiner Gemeinschaft, seiner Nachfolge und seinem Dienst. Ein im

Glauben betender Christ gewinnt mehr Lebenskräfte aus Christo, als ein vernünftig überlegender. Das Bleiben in Christo ist aber so hoch nötig und segensreich, daß Christus mahnt: Bleibet in mir (Joh. 15; Kap. 10, 33). Es bewährt sich auch in Friedfertigkeit und Bruderliebe. Phil. 4, 3 u. f.

Dispositionen:

I. Thema: Jeder Vers kann für sich als Text und Thema dienen:
   1. Die Freude im Herrn.—2. Die christliche Lindigkeit.—3. Sorget nicht, aber betet!—4. Der Friede Gottes.

II. Thema: Adventsdisposition: Der Adventruf: Der Herr ist nahe! Er wirke
   1. Freude.—2. Lindigkeit.—3. Vertrauen.—4. Frieden.

III. Thema: Rechte Bereitung aufs Christfest.
   1. Sie geschieht durch heilige Freude—christliche Lindigkeit und vertrauensvolles Gebet. V. 4—6.
   2. Sie hat den Segen, daß der Friede Gottes bewahrt — in Christo und in Bruderliebe. V. 7. 8.

IV. 1. Christtag. Epistel: Tit. 2, 11—14.

Das „denn" in V. 11 weist zurück auf das Vorhergehende, worin der Apostel mahnt, die Lehre des Heils zu zieren mit guten Werken in allen Stücken. In unserer Epistel gibt er den Beweggrund an und dabei in wenigen Worten eine Fülle großer Gedanken über den Kern christlicher Wahrheit. V. 11 macht diesen Text passend für eine Christtagspredigt. Auf den Inhalt desselben hat sie sich aufzubauen und von der Erscheinung der Gnade Gottes in Christi Menschwerdung, Leben und Leiden zu zeugen.

Wie die Sonne nach dunkler Nacht am Morgen in hellem Glanze aufgeht, so ist uns in Finsternis schmachtenden Menschen (Jes. 60) in Christo das Licht der Gnade Gottes erschienen. Die Gnade Gottes ist seine Huld und Herablassung zu armen Wesen, ja zu fluchwürdigen Sündern, wie das Evangelium sie uns in vielen einzelnen Kundgebungen beschreibt. Bei der Betrachtung ihrer Erscheinung ist zu beachten das Wesen, die Gewißheit, die Art und Weise, die Wirkung und der Zweck derselben.

Die erschienene Gnade Gottes ist heilsam, Rettung bringend für alle und allerlei Menschen, wie in V. 1—10 solche genannt sind, vorausgesetzt, daß sie sich zum Glauben erziehen lassen. Solche Zucht oder Erziehung geschieht durch Beschämung. Sie führt zu der Erkenntnis der uns innewohnenden Gottlosigkeit und Weltlust und deren Folgen, und will Herz und Willen dazu treiben, diese zu verleugnen, zu hassen und zu bekämpfen. Wie der Geist Gottes im Alten Bunde durchs Gesetz, so will er im neuen durchs Evangelium strafen und von der Fluchwürdigkeit der Sünde und Vergänglichkeit der Weltlust überführen. 1 Joh. 6, 8; 1 Joh. 2, 16.

Die Predigt erinnere an einzelne Weltlüste, die in der Gemeinde herrschen, wie etwa Hoffart, Unmäßigkeit, Unversöhnlichkeit, Spielsucht u. dgl. Christen sollen hingegen nach Antrieb und in der Kraft göttlicher Gnade leben: züchtig, besonnen für sich selbst, gerecht gegen andere Menschen und gottselig, fromm vor Gott — also nach allen Seiten hin gut und edel. Ein solches Christenleben ist aber nicht leicht, weil es in der Welt voll Verführung und Ärgernis geführt werden muß. Dazu zu erwecken, soll nicht allein der Sold der Sünde dienen, sondern auch der Blick auf die selge Hoffnung zukünftigen Heils.

Die selige Hoffnung ist das Zuhoffende, wie Gal. 5, 5, das Erbe des ewigen Lebens, wie es offenbar werden wird bei der zukünftigen Erscheinung des Retters. Geschah die erste Erscheinung Christi in Niedrigkeit, so wird die zukünftige geschehen in Herrlichkeit bei seinem Kommen zum Gericht über die Welt und zur Vollendung seines Reiches. Der Blick der Apostel und ersten Christen ging oft auf diese Wiederkunft. Ob der Apostel dem Heilande Jesus Christus den Namen: großer Gott beilegen will, darüber ist verschiedene Meinung. 1 Tim. 3, 15. 16 und Röm. 9, 5 sprechen dafür. Auf dem Grunde der Wesensherrlichkeit läßt sich die Erscheinung der Rettersherrlichkeit hoffen. In V. 14 wird die Grundlage der Christenhoffnung und der Endzweck der Retterthätigkeit des Herrn gezeichnet. Die erste Erscheinung Christi im Fleisch war ein Sichselbsthingeben für uns, wozu nur Liebe treiben konnte. Das „für uns" sagt sowohl: an unsrer Statt, als auch: zu unserm Besten. Das Loskaufen und Reinigen zeigt die versöhnende und heiligende Wirkung, die Jesu Opfer haben soll. Wie der Sklave, losgekauft, nicht mehr dem früheren Herrn, sondern dem Befreier dienen will und soll, so sollen Christen nicht der Ungerechtigkeit dienen, sondern Christo, der sich sein Volk zum Eigentum mit Blut erkauft und gereinigt hat. Dies sein Volk erweist seine Dankbarkeit in guten Werken und erwirbt dadurch sein Wohlgefallen. Eph. 5, 25—27. Gute Werke, wie Weihnacht dazu ermuntert, sind: Lob Gottes, Liebeserweisung den Freunden und Feinden — sonderlich Kindern, Missionsopfer, Bekenntnis zu Christo und Leidenswilligkeit in Trübsalen.

Disposition:

I. Thema: Die Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes.

1. Sie ist erschienen a) in der Menschwerdung, und
   b) in der Liebeshingabe Jesu Christi.
2. Sie ist heilsam a) weil sie unsre Sünden straft,
   b) zur Gottseligkeit mahnt, und
   c) den Zweck des Opfers Jesu zeigt;
   d) weil sie selige Hoffnungen gibt.

II. Thema: Die heilsame Gnade Gottes in Christo.

1. Sie heilt alle unsere Gebrechen.
   a) Die geistlichen — ungöttliches Wesen. V. 12.
   b) Die leiblichen — die Krankenheilungen.

2. Sie bedient sich heilsamer Mittel und Wege.
   a) Erscheint als Mensch.
   b) Gibt sich für Sünder.
   c) Züchtigt, erzieht durch Wort, Sakrament, Geist.
3. Sie heiligt und vereint uns zu Gottes Volk.
   a) Reinigt uns zum vollen Eigentum Gottes.
   b) Macht uns fleißig zu guten Werken. V. 14.
4. Sie lehrt uns hoffen auf noch seligere Herrlichkeiten. V. 13.

2. Christtag. Ap.-Gesch. 6, 8—15; 7, 54—59.

Thema: Eine vierfache Krone auf dem Haupte des Stephanus, nämlich die Krone:
1. Eines lebendigen Glaubens.
2. Eines mutigen Bekennens.
3. Eines unschuldigen Leidens.
4. Eines seligen Sterbens.

V. Sonntag nach Christfest: Ep. Gal. 4, 1—7.

Wahre Christen sind als echter Abrahamssame, gemäß der göttlichen Verheißung, Erben. Kap. 3, 29. Diese Wahrheit sucht der Apostel in Kap. 4 nachzuweisen und zwar an dem Bilde eines unmündigen Erben irdischer Güter, der nach Anordnung des noch lebenden oder nach dem Testament des bereits verstorbenen Vaters, ähnlich einem Knechte, unter Vormündern oder Pflegern für die Zeit der Mündigkeit erzogen wird. Ist aber diese gekommen, so tritt er sein Erbe an und kann darüber frei verfügen. Ähnlich ist die Stellung der Christen aus dem Judentum, die unter dem Gesetz und dessen Satzungen standen, aber auch der Heidenchristen, die V. 5 mit dem Wir eingeschlossen werden, weil sie in den Elementen, schwachen Anfängen der Religion, für das Christentum erzogen wurden.

Seitdem aber der Sohn Gottes in der Fülle der Zeit gekommen ist durch seine Geburt vom Weibe und er die, wenn auch sündlose, doch schwache Menschennatur an sich genommen hat, ist dies anders geworden. (Weib kein Gegensatz zu Jungfrau, sondern Hinweis auf den Weibessamen.) Er ist unter das Gesetz geboren als Israelit, hat sich durch seine Beschneidung unter den Gehorsam des Gesetzes gestellt, hat dessen Forderungen erfüllt, seinen Fluch getragen (Kap. 3, 13) und dies zu dem Zweck, daß er die Gesetzesknechte erlöse und zur Kindschaft führe. Wie weltliche Herrscher ihre Gesandten in wichtigen Angelegenheiten schicken, so hat Gott seinen Sohn gesandt und zwar als Menschensohn, uns geknechtete Sünder zu erlösen. Die große Bedeutung dieser Sendung hat die Predigt der Weihnachtszeit hervorzuheben.

Die Erlösung geschah zunächst von der Bevormundung und Herrschaft des Gesetzes, was aber die Erlösung vom Fluche desselben nicht ausschließt. Bleibt manches vom Gesetz auch Norm des Lebens, so gründet sich doch darauf nicht die Hoffnung des göttlichen Wohlgefallens und der ewigen Seligkeit. Röm. 10, 3—11. Wie die Erlösung und deren selige Wirkungen zustande kommen konnten, erklärt der Apostel

hier nicht näher. Er deutet dies nur an in den Worten: Geboren ff. Die hier in Betracht kommende Wirkung der Erlösung ist die Kindschaft oder Sohnschaft, worunter der bewußte, mündige und freie Gebrauch der Heilsgüter gemeint ist, wenn aus dem „Du sollst" des Gesetzes ein freies „Ich will" geworden ist.

Daß dieser Eintritt in die Sohnschaft die Wirkung des hl. Geistes, lebendigen Glauben, im Menschen voraussetzt, der die Gnade ergreift, versteht sich von selbst. Weil uns durch Jesum die Mündigkeit verliehen ist, sandte Gott auch seinen heiligen Geist als Geist seines Sohnes, der in unsern Herzen den Abbaruf bewirkt. (Vergl. Ap.-Gesch. 2, 8. 10. 19; Röm. 8, 15.) Das Abba zeigt an die Innigkeit und Zuversicht des Gebets. War den apostolischen Christen diese Thatsache bekannt, so sollte sie auch uns bekannt sein. V. 7 schließt die Erklärung persönlich mit: Nicht Knecht, sondern Sohn — Erbe, als Ergebnis der Auseinandersetzung. Zu beachten ist dabei noch das „durch Gott," oder wie Luther: „durch Christum," was wesentlich keinen andern Sinn gibt. Wie der Erbe alles ist und hat durch den Vater, so hat der Erbe Gottes allen zeitlichen und ewigen Segen durch Gottes Gnade und in Christo. Diese Erkenntnis soll abführen von aller Gesetzesgerechtigkeit und hinleiten zum Glauben, Lieben, Beten und Hoffen.

Dispositionen:

I. Thema: Die Sendung des Sohnes Gottes.
   1. Ihre Wichtigkeit (der hohe Sender, Gesandte).—2. Ihre Zeit.
   3. Ihre Art und Weise.—4. Ihr Endzweck.

II. Thema: Die Kindschaft Gottes.
   1. Sie bedarf der Vorbereitung. V. 1—3.
   2. Sie ist uns durch Gottes Sohn erworben. V. 4—5.
   3. Sie offenbart sich im Leben (des Glaubens und Gebets).

III. Thema: Gottes Vaterwille über uns im verflossenen Jahre:
   1. Uns aus Sünden- und Gesetzesdienst zu erlösen;
   2. Uns zu völligerer Gotteskindschaft zu führen;
   3. Uns dem ewigen Erbe näher zu bringen.

Die Wanderung der Juden und die daraus folgenden Mahnungen und Warnungen für die evang. Christenheit.

Referat von P. S. Fayn.

(Schluß.)

Aber wohl nirgends tritt uns die Wucht des auf dem Volke Israel liegenden Fluches mächtiger und eindrücklicher entgegen als auf dem Boden des heiligen Landes selber. Referent kann sich rühmen, in vier Weltteilen unter den Juden gelebt und teils auch missionierend gearbeitet zu haben. An heiligen Orten, wo die bedeutendsten biblischen Thaten geschehen, wie z. B. auf Zion, Moria, Akra, Ölberg, Golgatha, Bethanien, Bethlehem, Silo, Rama Ramleh, Jaffa, Sichem, Nazareth, Hebron, hat er seine Jugendjahre verleben dürfen. An solchen Stätten kommt man leicht in Berührung mit Juden aus aller Herren

Länder, die dahin wallfahren, sich selig preisen und die Erde küssen, wenn sie den Boden des heiligen Landes betreten. Mit Sehnsucht erwarten sie dort die Stunde, wo ihr Leib in den kalkigen Boden im Thale Josaphat gebettet wird, um die Posaune und den Auferstehungsruf zuerst zu vernehmen, der nach talmudischer Tradition vom Ölberg aus durch den Bundesengel erschallen soll, verbunden mit einer Stimme, die da ruft: „Rauschet, ihr Totengebeine, ihr Felsengrüfte, thut euch auf, gebet eure Toten her, ihr Sandhügel dort an der Ebene des Jordans; und du totes Meer, gib her deine Kinder der vier Städte, die in deiner Tiefe schlummern, des jüngsten Gerichtes harrend! Gute und Böse, des Herrn Gesalbte und Verbannte, tretet hervor zum Gerichte Jehovahs." Ja, alle jene Pilger warten und hoffen auf ein gerechtes Gericht des Gottes, dessen Sohn sie gekreuzigt und zur Hölle verstoßen glauben, und siehe, er sitzet zur Rechten Gottes des Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. — Dort im gelobten Lande hat Referent Juden aus Abessinien, Madagaskar, Nubien und Oberägypten am Jaffathor zu Jerusalem mit dem üblichen Salam begrüßt. Die Antwort auf solchen Gruß war gewöhnlich ein tief aus der Brust geholter Seufzer, ein gewaltiger Riß in das Oberkleid in der Gegend des Herzens, dann Berührung des Bodens mit der Stirn und nun die Antwort des Salam. Solche Erscheinungen von wandernden Juden an den alten Stätten der Verehrung reden auch eine eindrückliche Sprache. Erdrückend fast wirkte einst auf den Referenten die gewaltige Empfindung beim Anblick eines alten Greises, der beim ersten Schritt in das Jaffathor sein Oberkleid von oben bis unten durchriß, auf seine Brust schlug und mit einem Schmerzensschrei in die Worte ausbrach: „Jehovah, Jehovah, wie lange und wie schwer soll dein heiliger und gerechter Zorn um der Sünden meiner Ahnen willen noch ruhen und ach so lange lasten auf den Mauern deiner heiligen Wohnungen. Wie lange, ach wie lange willst du noch verziehen, die Sünden deines Volks mit den Thränen deiner Kinder abzuwaschen. Wolle doch nicht, o Jehovah, ewiglich zürnen! Habe Erbarmen, Schaddai, Erbarmen, Jehovah, um deiner Verheißung willen." Heiße Thränen rollten dabei in seinen schneeweißen, langen Bart. Die türkische Wache spottete sein und viele Namenchristen schimpften erbarmungslos über den Greisen.

Und wie er, so weint und klagt noch immer der wandernde Jude, nicht bloß dort am Jaffathor zu Jerusalem, über die entschwundene Herrlichkeit, sondern das geschieht von den orthodoxen Juden in der ganzen Welt und wohl auch in der Stadt St. Louis. Diese Juden bekennen wohl ihre und ihrer Väter Sünden, aber von der größten Sünde wissen sie nichts. Sie wollen von der Sündenmenge gereinigt sein, aber nicht durch das Blut des Lammes, das der Welt Sünde trägt, sondern mit ihren Thränen soll Gott sie abwaschen! Sie beweinen den so lange dauernden Zorn Gottes über sie, und beleidigen und erzürnen ihn täglich dreimal in ihren Gebeten, wo der Name Jeschua (Jesus) vorkommt, durch ein dreimaliges Ausspeien. Sie lästern den Sohn

Gottes in effigie und meinen dem Vater, mit solcher Lästerung einen Gottesdienst zu thun. — So wird Gott, unser Herr und Heiland, Tag für Tag verlästert von einem Volke, das behauptet, das alleinige Volk Gottes auf Erden zu sein; es schreit zu seinem Gott Tag und Nacht, aber lästernd, in blinder Wut und Verzweiflung. Der Christ kann den Juden nie mit solcher Glut des Herzens lieben, wie der Jude Jesum haßt!

Der Namenchrist mag kein Verständnis haben für die gewaltige Sprache, welche das Elend und die Verzweiflung dieses Volkes zu uns redet, der wahre Christ aber findet ihre Deutung in den Donnern und Blitzen Sinais, die über dem Haupte des exilierten Volkes sich entladen. Es ist ja leider wahr, daß dem weinenden Juden nicht unrecht geschieht, wenn er in Sack und Asche seine einstige Herrlichkeit beweint. Möchte doch aber aus dem Zerreißen der Kleider ein Zerreißen der Herzen werden (Joel 2, 13), und möchte doch Israel endlich zu dem kommen und den ins Herz aufnehmen, der da kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Christus hat die ganze Welt frei gemacht und zur Gotteskindschaft geführt alle, die ihn aufnahmen. Aber Israel will nicht durch den Sohn frei werden, und so muß es denn fortfahren zu weinen und zu klagen, wie ein eigensinniges Kind, dem nicht zu helfen ist, solange es auf seinem Trotzkopf besteht. — Ihn, der es zur Freiheit führen wollte (Joh. 8), suchte das Volk öfters zu steinigen im Tempelvorhof zu Jerusalem. Jetzt liegt dort auf dem Tempelplatz ein schwerer Stein an einer eisernen Kette als beständiges Warnungszeichen für den Juden, der so gern einmal in seinem Leben den Tempelplatz betreten möchte. Wagt ein Jude, seinen Fuß auf den Tempelplatz zu setzen, so wird er kurzer Hand gesteinigt, kein Weinen und Klagen und kein Konsul kann ihm da helfen. Will Israel auf die Fingerzeige Gottes nicht achten, so müssen die Steine zu ihnen reden. Vom Ölberg aus kann man wohl Steinesel und Hunde sich gemütlich auf dem Tempelplatz umtreiben sehen, aber der Jude darf auf seinem einstmaligen Heiligtum nicht einmal Atem holen, geschweige beten, opfern, weinen, Buße thun; er wird ohne Erbarmen gesteinigt. Dagegen fanden wohl Fürsten und reiche Reformjuden auch dahin den Weg, aber nicht um zu beten, sondern zum Vergnügen.

Der beste Rat freilich, den wir dem Juden in aufrichtiger Liebe im Namen des Herrn geben können, ist der: Gehe doch zuerst und vor allem nach Golgatha und irre nicht so planlos herum auf Moria und Zion! Ja, dem ganzen Volke Israel in allen vier Weltgegenden wollen wir es offen sagen, daß alle seine Wanderungen so lange endlos und zwecklos sein werden, bis es in corpore Abschied nimmt von Morija und sich hinwendet nach Golgatha, wo allein es den finden kann, der seine Gefangenschaft wenden, Ismael aus dem Lande vertreiben und Israel wieder einsetzen kann in sein Erbteil. So tief ist Israel gefallen, daß Ismael, der Türke, der Sohn der Magd, der Wüstensohn, ihm zum Zuchtmeister gesetzt ist und einstweilen sein Erbteil zertreten

darf. Darum wollen wir dem Volke zurufen durch Wort und Schrift, sich auf die via dolorosa zu begeben, wo der Herr sein Kreuz für die ganze Menschheit trug und auch insbesondere für Israel. Der Kalvarienhügel allein ist das letzte Ziel der ganzen 1900jährigen Judenwanderung. Da findet jenes irrende Volk das Endziel seiner Wanderung und seines Suchens; dahin, o Brüder, wollen auch wir nach bestem Vermögen bei jeder Gelegenheit den irrenden Juden weisen. Es ist not, daß auch wir unsere Stimme erheben für das Heil Israels, wo sich heute so viele unberufen an Israel heranmachen und sogar Heiden es wagen, unter Israel Mission zu treiben. Laßt uns nicht kalt und herzlos, ohne Erbarmen an dem armen, irrenden Juden vorübergehen; laßt uns auch nicht bloß predigen, sondern mitwirken auch an der Mission unter Israel. Wohl fordert es viel Selbstverleugnung, um an den Juden zu wirken, und es fehlt nicht an Spott und entmutigenden Erfahrungen aller Art. Aber wer Jesum als seinen Heiland kennt und liebt, sollte doch das Wort jenes gottseligen Christen sich aneignen: „Ich habe die Juden lieb um e i n e s Juden willen!" Bruderliebe laßt uns üben, nicht bloß am irrenden, sondern auch am schon bekehrten Juden. Denn wenn auch der Jude im christlichen Ornat celebriert, so kann er doch damit den Juden nicht ganz verdecken, das kann nur die wahre Bruder- und Christenliebe thun. Laßt uns Israel hinführen zu dem Schmerzensmann, der ja auch den orthodoxen Juden bekannt ist (Jes. 53). Dieser Schmerzensmann hat aus erbarmender Liebe auch dem Schreiber dieses durch seine treuen Knechte zurufen lassen dort auf Zion: Komm und siehe, der Herr ist da! Er und kein anderer wird auch Israel noch zum Heil erscheinen; er ist es, der seinen bitteren und gehässigen Feinden die größte Gnade gibt, von seinem heiligen Namen zeugen zu dürfen (Gal. 1, 13—21; Eph. 4, 8). Er, der Völker zu Paaren treibt und die Könige der Erde zum Schemel seiner Füße niederbeugt, er wird auch Israel nicht ganz verstoßen; er hat ihm einen Eid geschworen, den wird er auch halten ewiglich.

Das sollten die Völker endlich gelernt haben, daß Israel nicht vom Erdboden zu vertilgen und nicht umzubringen ist; auch daß es seine nationale Eigentümlichkeit und Besonderheit nie verlieren und aufgeben kann. Davon ist besonders jene alte jüdische Nachkommenschaft in China ein lebendiger Zeuge, welche Dr. Gutzlaff auf seinen Wanderungen durch China an verschiedenen Orten antraf. Er fand dieselben sehr zugänglich für das Evangelium und knüpfte wiederholt Gespräche mit ihnen an, um Näheres über ihren Glauben und Religion zu erfahren. Aus dem, was sie nach vieler Mühe ihm ängstlich anvertrauten, scheint hervorzugehen, daß sie seit undenklichen Zeiten in China lebten und vielleicht gar Nachkommen der zehn Stämme Israels sind. Von Salmanassar in die Gefangenschaft geführt, mögen sie als Sklaven von Hand zu Hand gegangen und bis nach China gekommen sein, wo sie dann blieben. Nach ihrer Aussage und Pergamentrollen sind ihre Synagogen sehr alt, älter als 2000 Jahre. Auch besitzen sie die heil.

Schrift in hebräischer Sprache, wissen aber nichts vom Talmud und der Tradition; und — was das merkwürdigste ist — sie wissen nicht einmal von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels. Das möchte zu der Annahme berechtigen, daß sie Nachkommen des Zehnstämmereichs und noch vor der Zerstörung des Reiches Juda durch Nebukadnezar in den fernsten Osten verschlagen worden sind. Denn wären sie Nachkommen aus dem Reich Juda, so müßte ihren Vorfahren auch die Zerstörung Jerusalems bekannt gewesen sein und es wäre kaum denkbar, daß dieses große Ereignis sollte von den Nachkommen vergessen worden sein. Aber auch das wenige, das jene chinesischen Juden besitzen, den Pentateuch, haben sie nicht gehalten; sie sind nicht frei von argen Irrtümern und Irrlehren der Menschen. Statt des Talmud haben sie wenigstens Teile des Koran als göttliche Offenbarung angenommen. Ähnlich haben auch bei den Juden in Abessinien und Nubien sich traurige Verirrungen eingeschlichen.

Möchten doch aber die Christenvölker endlich aufhören die Juden zu hassen und zu verfolgen. Möchten sie namentlich das bedenken, daß wo der Jude durch Wucher, Betrug, Reichtum und Anmaßung zu einer Geißel für die Christen wird, das zum Teil ja wieder von ihnen selbst verschuldet ist. Das thörichte Liebäugeln des Liberalismus mit dem anmaßenden Judentum hat es versäumt, die Juden in gehörigen Schranken zu halten, sonst hätten sie nie gewagt, so lästerlich über den Herrn und seine Kirche zu schreiben in ihrer verruchten Presse. Es ist das darum zugleich eine schwere Anklage und Gericht über das verflachte, kraft- und salzlos gewordene Christentum, das solche Lästerungen mit kaltem Blut über sich ergehen läßt, ohne sofort strafend einzugreifen gegen die Lästerer. Viele Christen üben ja auf Kanzel und Katheder Verrat an Christo und arbeiten so den lästernden Juden geradezu in die Hände. Wie soll man da noch Mut und Freudigkeit gewinnen zur Mission unter den Juden, wenn diese selbst glauben, hohnlachend auf den Zersetzungsprozeß des Christentums hinweisen zu dürfen? Und wie wenige Christen haben ein Herz und ein Verständnis für die Notwendigkeit der Mission unter Israel!

„Was will der Thor?" so hör ich kalt und stolz
Mich eine Stimme lieblos zürnend fragen.
„Hat nicht dies Volk an das verfluchte Holz
Auf Golgatha den Gottessohn geschlagen?
Kein Mitleid ihm, trotz seiner offnen Wunden,
Bis es wird büßend an dem Kreuz gefunden!"

Ich aber frag den F e i n d ins Angesicht:
Wer übergab dies Volk, aus dem geboren
Der Heiland aller Welt, dir zum Gericht?
Und wer hat dich zum Treiber auserkoren,
Den Fremdling wie ein wildes Tier zu jagen,
Den Gottes Zorn an deinen Strand verschlagen?

Ein falscher Wahn ist es, der fort und fort
Dich aufgestachelt und zum Haß getrieben!
Vergaßt du denn so ganz des Meisters Wort,
Der doch gebietet selbst den Feind zu lieben,
Und noch am Kreuz mit bleichem Mund gebetet
Für Israel, das er so gern errettet'?

O reich die Hand dem heimatlosen Gast,
Und laß sein Herz an deinem Herzen schlagen;
Gönn du ihm gern an deinem Herde Rast
Und leih dein Ohr mitleidig seinen Klagen!
Du kannst ihn freundlich führen, auf der Liebe Pfade,
Mit Sanftmut und Geduld zum Quell der Gnade.

Zur Vermeidung von Mißverständnis sei hier gleich gesagt, daß unter dem verfolgenden Feinde der russische Bär zu verstehen sei. Der Appell für Israel aber gilt der ganzen evangelischen Christenheit an allen Orten, wobei wir uns auf das Wort des Herrn berufen: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur." Unter die Worte: „aller Kreatur" gehören doch wohl auch die Juden. Sind sie unsere Prediger, sofern sie lebendige Fingerzeige des ernsten Gerichtes Gottes sind, so sollen und müssen wir evangelische Christen den Juden das Evangelium voll Gnade und Wahrheit durch Wort und That predigen. Werden die Juden oft „elende Kreaturen" genannt, so sind und bleiben sie doch auch Kreaturen, denen der Herr auch will die Botschaft des Heils gepredigt haben.

Die evangelische Kirche betet und arbeitet durch ihre lebendigen Glieder für und an Israel seit vielen Jahren. Auch unsere evangelische Synode ist in dieser Sache nie gleichgültig gewesen; und wenn sie auch in ihrem Kampf um ihre eigene Existenz nicht in der Lage war, sich direkt mit der Judenmission zu befassen, so hat sie doch ihre Liebe zu Israel dadurch an den Tag gelegt, daß sie für mehrere bekehrte Israeliten, die ihr von Judenmissionaren zugewiesen wurden, große Opfer brachte, und selbst dann nicht müde wurde, als sich mehrere solcher Sendlinge als unwürdige Subjekte zeigten. Ferner mögen in dem großen Kirchenkörper noch manche sein, die früher dem schnaubenden Saulus glichen und jetzt es für ihre höchste Glückseligkeit achten, daß der Herr sie gewürdigt hat, von seinem Jesusnamen zeugen zu dürfen. Sie arbeiten darum in ihren nicht leichten Stellungen auch dann noch mit Ergebung und Ausdauer weiter, wenn sie sich zuweilen nicht allzu heimatlich fühlen unter den Brüdern, indem sie oft noch fühlen müssen, daß sie ehemalige Juden waren. Sie halten trotzdem die Fahne Christi hoch und weigern sich nicht, das Kreuz Christi zu tragen. Referent kann für seine Person wenigstens nicht genug Gott danken, daß er nun seit 37 Jahren in Japhets Hütten eine Heimat gefunden und unverdienterweise Zeuge von dem gebenedeiten Jesusnamen sein darf.

Daß aber die evangelische Kirche auch an manchen Konvertiten aus Israel oft traurige Erfahrungen macht, hat einen doppelten Grund.

1. Weil es auch in der evangelischen Kirche immer welche gibt, die teils in unbedachtem Scherz, wenn auch nicht übelwollend, teils vielleicht in thörichtem Vorurteil, den Konvertiten verspotten und aufziehen durch Witze, Gebärden, Nachahmung seiner Sprachfehler, oder seines Benehmens und seiner Charaktereigentümlichkeit. Der Konvertit merkt's wohl und wird verstimmt. Er lacht wohl scheinbar mit über sich selbst, benutzt aber die erste Gelegenheit sich zu isolieren und weint bittere Thränen! Er sieht von seiner Familie und Volk sich verlassen, in seiner neuen Umgebung aber unglücklich und heimatlos!

2. Ferner aber ist das zu beachten, daß der Konvertit die Charaktereigentümlichkeiten seiner Nation nicht wie ein Kleid ablegen kann mit seiner Konversion; es bleibt physisch und psychisch ihm immer noch etwas anhaften, das dem geborenen und gut erzogenen Christen nicht nur fremdartig und eigentümlich erscheint, sondern auch oft abstoßend und verletzend wirkt, ohne daß jener eine Ahnung davon hat. Es erfordert daher schon eine von dem großen Meister gelernte Weisheit, Geduld und Liebe, den Proselyten aus Israel so zu nehmen, wie er ist und sich nicht anders geben kann. Denn derselbe sieht zu dem Christen immer hinauf, selten auf ihn herunter! Möchten das Fingerzeige sein zur rechten Behandlung der Proselyten aus Israel!

Der gereifte Christ wird darum nicht irre noch müde, wenn er auch von einem Konvertiten oft mit Undank belohnt, mit Anmaßung und allerlei Verkehrtheiten belästigt wird. Um des einen großen Israeliten willen bleibt er auch ihm zur Seite und sorgt für sein zeitliches und ewiges Wohl nach besten Kräften. Und wie wohl und heimatlich fühlt sich der bekehrte Jude, wo er von treuen, wohlmeinenden Christen sich umgeben sieht. Wir sollen dem Juden das Weinen und Klagen soviel als möglich zu ersparen suchen und ihm zum Danken verhelfen im Namen Jesu Christi zur Ehre Gottes, des Vaters.

Und schließlich: mögen moderne Rationalisten und Ungläubige unter Juden und Christen den Herrn Jesum lästern und ihm die Ehre rauben, es bleibt doch dabei: J e s u s l e b t! Ja er lebt in Millionen der noch kämpfenden ecclesia pressa und in Milliarden der ecclesia triumphans. Er lebt, und aller und jeder Fortschritt in Kultur, Wissenschaft und menschlicher Glückseligkeit ist nur der fortschreitend sich auswirkende Ring des von ihm ausgegangenen Lichtes und Lebens. Auch trotz aller Leugnung seiner Feinde bleibt es eine weltgeschichtliche Thatsache, daß in Jesu von Nazareth der Welt ein neues Licht der Erkenntnis Gottes und ein neues Leben aus Gott zugeflossen ist, und so wahr als alle Prophetie, wie wir sahen, sich bisher erwiesen, so wahr und gewiß wird auch die Zeit kommen, wo Joseph sich seinen irrenden Brüdern, die ihn den Heiden überantwortet haben, zu erkennen geben wird und wo alle zwölf Sterne Israels sich neigen werden vor ihm, zu dem Jehovah sprach (Jes. 49, 6): Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht

bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die bewahrt Gebliebenen Israels wieder zu bringen, ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis zum Ende der Erde.

Ist erst der Heiden Fülle eingegangen, zu deren Herbeiführung ja auch unsere Synode in ihrem Teile mitzuwirken sucht, dann wird auch Israel willkommen sein, wenn es weinend und betend herzukommt, um den zu suchen, in dem allein es Heil und Rettung finden kann.

Wir aber wollen mit allen wahren Freunden Israels unaufhörlich rufen:

„Wann nimmst du, Herr, vom Angesicht
Dem Volk doch Mosis Decke,
Damit ein Strahl aus deinem Licht
Den Glauben in ihm wecke,
Daß du der Heißersehnte bist,
Den Gott gesandt zum Herrn und Christ!"

Lehrplan des altkirchlichen Perikopen-Systems.

Von P. L. Pfeiffer.

(Schluß.)

B. Osterzeit und Pfingsten.

Die sechs Sonntage vor Ostern.

a. Drei Sonntage vom Reich der Finsternis.

Sonntag Invocavit. Matth. 4, 1—11; 2 Kor. 6, 1—10. Ps. 91. Ps. 51. — Wie Christus und seine Diener vom Teufel versucht werden und wie sie denselben überwinden.

Sonntag Reminiscere. Matth. 15, 21—28; 1 Thess. 4, 1—7. Ps. 42.—Jesus erlöst die Seinigen aus der Gewalt der Dämonen.

Sonntag Oculi. Luk. 11, 14—28; Eph. 5, 1—9. Ps. 25, 12-22.— Der aus der Gewalt der Finsternis befreite Mensch muß wachsam sein, damit er nicht wieder in dieselbe zurückfalle.

b. Drei Sonntage von der Erlösung aus der Finsternis, durch das prophetische, hohepriesterliche und königliche Amt Christi.

Sonntag Lätare. Joh. 6, 1—15; Gal. 4, 21—29. Jes. 54. — Jesus Christus als Prophet (Wunderthäter). Wunderbare Vermehrung und Ernährung der Kinder Gottes durch Christi Fleisch und Blut.

Sonntag Judica. Joh. 8, 46—59; Heb. 9, 11—15. Ps. 43. — Jesus Christus der rechte Hohepriester.

Sonntag Palmarum. Matth. 21, 1—9; Phil. 2, 5—11. Ps. 72. — Jesus Christus als König.

Die drei hohen Osterfesttage.

a. Gründonnerstag. Joh. 13, 1—15; 1 Kor. 11, 23—32. (2 Mose 12, 1—13.) Christus als Prophet setzt das Sakrament des heiligen Abendmahls ein.

b. **Karfreitag.** Die Passionsgeschichte. Jes. 53. Ps. 22. — Christus als **Hohepriester** bringt das große Versöhnungsopfer.
c. **Ostersonntag.** Mark. 16, 1—8 oder Joh. 20, 1—18; 1 Kor. 5, 6—8. Ps. 16.—Christus als **König** überwindet Tod und Hölle.
Ostermontag. Luk. 24, 13—35. Christus, der Auferstandene, offenbart sich in seiner königlichen, hohepriesterlichen und prophetischen Herrlichkeit.

Die drei Sonntage nach Ostern.

a. **Quasimodogeniti.** Joh. 20, 19—33; 1 Joh. 5, 4—10. Ps. 34. — Der Auferstandene gibt uns Leben und Frieden. — Die Überzeugung, daß Jesus der verheißene Christus sei, gibt uns das Leben und überwindet die Welt.
b. **Misericordias Domini.** Joh. 10, 12—16; 1 Pet. 2, 20-25. Ps. 89. Er ist der verheißene Hirte, der Israel aus allen Völkern wieder sammeln wird.
c. **Jubilate.** Joh. 16, 16—23; 1 Pet. 2, 9—20. Ps. 66. — Jetzt sind wir in der Welt Fremdlinge; aber Jesus wird uns bei seiner Wiederkunft ins ewige Vaterland bringen.

Die drei Sonntage vor Pfingsten.

a. **Kantate.** Joh. 16, 5—15; Jak. 1, 16—21. Ps. 96. — Der heilige Geist, die gute Gabe von oben herab, zeugt die Kinder Gottes.
b. **Rogate.** Joh. 16, 23—30; Jak. 1, 22—27. Ps. 68. — Wie der heilige Geist den Menschen erneuert und göttlich macht, ihn vom natürlichen Stand in den göttlichen Stand erhebt.
Fest der Himmelfahrt Christi. Mark. 16, 14—20; Ap.-Gesch. 1, 1—11. Ps. 47. 68. Christi Hingang zum Vater, sein Eingang in die himmlische Herrlichkeit. Er hat verheißen, das Reich Israel wieder aufzurichten, und hat unterdessen den Gläubigen übernatürliche Gaben gegeben.
c. **Exaudi.** Joh. 15, 26—16, 4; 1 Petri 4, 1—11. Ps. 27. — Der heilige Geist erweckt Zeugen Jesu, und diese Zeugen werden zu Blutzeugen oder Märtyrer.
Pfingstfest. Joh. 14, 23—31; Ap.-Gesch. 2, 1—13. Ps. 67. — Ausgießung des heil. Geistes über die Gläubigen aus den **Juden**.
2. **Pfingsttag.** Joh. 3, 16—21; Ap.-Gesch. 10, 34—48. Ausgießung des heiligen Geistes über die Gläubigen aus den **Heiden**.
3. **Pfingsttag.** Joh. 10, 1—11; Ap.-Gesch. 8, 5—20. Von der regelmäßigen Fortpflanzung des heiligen Geistes durch die vom heiligen Geist gesetzten Ämter.

Zweite Hälfte des Kirchenjahres. Vom christlichen Leben und Wandel.

C. Trinitatiszeit.

a. **Trinitatisfest.** Joh. 3, 1—15; Röm. 11, 33—36. Ps. 84. — Die Wiedergeburt und Erneuerung des einzelnen Menschen sowohl als des ganzen Israels ist das Werk des dreieinigen Gottes.
b. **Die dreimal neun Sonntage nach Trinitatis.**

I. **Die ersten neun Sonntage. Von den irdischen Gaben.**

1. S. nach Trin. Luk. 16, 19—31; 1 Joh. 4, 16—21. Ps. 139. — Verwendung der irdischen Gaben für notleidende Brüder verursacht Freudigkeit auf den Tag des Gerichts.
2. S. nach Trin. Luk. 14, 16—24; 1 Joh. 3, 13—18. Ps. 115. — Die Kirche ist eine Liebesgemeinschaft zur richtigen Verwendung der irdischen Gaben. Geiz hindert den Eintritt in die Gemeinde der Heiligen.
3. S. nach Trin. Luk. 15, 1—10; 1 Pet. 5, 6—11. Ps. 82. — Hochmut hindert, Demut gewährt den Eintritt in die Gemeinde der Heiligen.
4. S. nach Trin. Luk. 6, 36—42; Röm. 8, 18—23. Ps. 126. — Alle miteinander (die ganze Schöpfung) müssen leiden, also sollen auch alle Mitleiden miteinander haben.
5. S. nach Trin. Luk. 5, 1—11; 1 Pet. 3, 8—15. Ps. 94. — Nur der kann barmherzig sein, welcher selbst Barmherzigkeit empfangen hat.
6. S. nach Trin. Matth. 5, 20—26; Röm. 6, 3—11. Ps. 101. — Die Erfüllung des Gesetzes der Liebe ist nur dem möglich, welcher durch Kraft des Glaubens und der Taufe der Sünde abgestorben ist.
7. S. nach Trin. Mark. 8, 1—9; Röm. 6, 9—23. Ps. 58. — Wie es in Ausübung des Guten nicht mit Worten und Gefühlen gethan sei, sondern von den Worten alsbald zur That kommen müsse.
8. S. nach Trin. Matth. 7, 15—22; Röm. 8, 12—17. Ps. 15. — Das Christentum besteht nicht in Reden, sondern in Werken des Glaubens und der Liebe, wozu Gottes Geist uns treibt.
9. S. nach Trin. Luk. 16, 1—9; 1 Kor. 10, 6—13. Ps. 106. — Verderbet die irdischen Gaben nicht, damit euch Gott nicht verderbe!

II. **Die zweiten neun Sonntage. Von den geistlichen Gaben (Gaben des heiligen Geistes).**

10. S. nach Trin. Luk. 19, 41—48; 1 Kor. 12, 1—11. Ps. 133. — Es ist ein Geist, und sind mancherlei Gaben desselben, die höchste Gabe ist Christus, empfangen vom heiligen Geist.
11. S. nach Trin. Luk. 18, 9—14; 1 Kor. 15, 1—10. Ps. 130. 38. — Hochmut — ein Hindernis, und Demut — Befähigung zum Empfang der Gaben des heiligen Geistes.
12. S. nach Trin. Mark. 7, 31—37; 2 Kor. 3, 4—11. Ps. 122. — Das Amt des Neuen Testaments — Christi und seiner Diener — teilt den lebendigmachenden Geist mit.
13. S. nach Trin. Luk. 10, 23—37; Gal. 3, 15—22. Ps. 125. — Der heilige Geist macht uns von den Schranken des mosaischen Gesetzes frei. (Befreiung vom vierfachen Gesetz, Kol. 2, 11—17.)
14. S. nach Trin. Luk. 17, 11—19; Gal. 5, 16—24. Ps. 32. — Der heilige Geist macht uns vom Aussatz Leibes und der Seele, d. i. von Sünden und Sündenstrafen, frei.
15. S. nach Trin. Matth. 6, 24—34; Gal. 5, 25—6, 10. Ps. 146. — Der heilige Geist macht von Sorgen der Nahrung, d. i. von dem Druck des Irdischen, frei.

16. S. nach Trin. Luk. 7, 11—17; Eph. 3, 13—21. Ps. 118.—Der heil. Geist befreit vom Tod, bewirkt die Inwohnung Gottes, thut über Bitten und Verstehen. Wo Christus innewohnt, fährt der Tod aus.
17. S. nach Trin. Luk. 14, 1—11; Eph. 4, 1—16. Ps. 87. — Der sanftmütige und demütige Geist Gottes bewirkt Einheit der Kirche. (Sektenhochmut. Sünde der Zertrennung.)
18. S. nach Trin. Matth. 22, 34—46; 1 Kor. 1, 4—9. Ps. 110. — Wer reich ist an geistlichen Gaben, der entschlägt sich des ungeistlichen Streites, denn die Hauptfrage ist: Bist du unsträflich auf den Tag Christi?

III. **Die dritten neun Sonntage. Von der Zurüstung auf den Tag des Herrn.**

19. S. nach Trin. Matth. 9, 1—8; Eph. 4, 22—28. Ps. 116. — Nachdem Gott den Menschen solche Macht gegeben hat, sollen sie den neuen Menschen anziehen, der nach Gott geschaffen ist.
20. S. nach Trin. Matth. 22, 1—14; Eph. 5, 15—21. Ps. 1. — Nachdem Gott uns in sein Königreich eingeladen hat, zur Hochzeit seines Sohnes, so müssen wir auch das hochzeitliche Kleid anhaben.

Das Christentum als persönliche Tüchtigkeit.

21. S. nach Trin. Joh. 4, 47—54; Eph. 6, 10—18. Ps. 71. — Der Glaube als Waffenrüstung der königlichen Diener (der Christen) gegen den Teufel. Der Glaube als Tugend (habitus) eine Waffe gegen den Satan.
22. S. nach Trin. Matth. 18, 23—35; Phil. 1, 3—11. Ps. 41. — Die Liebe als Tugend, als Waffenrüstung der königlichen Diener wider das Gericht.
23. S. nach Trin. Matth. 22, 15—22; Phil. 3, 17—24. Ps. 93. — Die Hoffnung auf das ewige Leben, als Tugend, als Waffenrüstung der königlichen Diener (der Christen) wider die Welt.
24. S. nach Trin. Matth. 9, 18—26; Kol. 1, 9—14. Ps. 103. — Wie die Gläubigen schon jetzt durch den Glauben ins Reich Gottes versetzt werden.
25. S. nach Trin. Matth. 24, 15—28; 1 Thess. 4, 13—18, u. 2 Thess. 1, 3—10. Ps. 74. — Die Rettung der Gläubigen aus der Verwüstung der letzten Zeit.
26. S. nach Trin. Matth. 25, 31—46; 2 Pet. 3, 3—14. Ps. 112. — Wer nicht zur ersten Auferstehung gelangt ist und wer noch nicht zum Feuerpfuhl verworfen ist, der kommt zum jüngsten Gericht, wo einem jeglichen vergolten wird nach seinen Werken.
27. S. nach Trin. Matth. 25, 1—13; 1 Thess. 5, 1—11. Ps. 119 ad lib. Die Gläubigen, die einen guten Vorrat von Öl, d. i. Erkenntnis des göttlichen Wortes, gesammelt und durch Wachsamkeit und Gebet sich auf den Tag des Herrn bereitet haben, werden, den klugen Jungfrauen gleich, mit Christo, ihrem Bräutigam, zur Hochzeitsfreude gelangen.

Zur Abwehr.

In lutherischen Kreisen erscheint ein Blatt, das sich „Zeuge der Wahrheit“ nennt. Pastor G. Sieker in New York ist der Redakteur desselben. Dieses Blatt hat vor etlicher Zeit meine kleine Schrift: „Das Wort ward Fleisch“ nicht nur kritisiert, sondern auch den Inhalt derselben zum Teil in den schlimmsten Ausdrücken verurteilt. Als mir diese Kritik beiläufig zu Gesicht kam, schickte ich dem Redakteur ein kurzes Wort zur Abwehr, mit der Bitte, es in seinem Blatte zu veröffentlichen. Der „Zeuge,“ welcher doch ein Zeuge der „Wahrheit“ sein will, hat aber meine Erwiderung kurzer Hand zurückgewiesen, was gewiß kein gutes Licht auf die wahrheitsliebende Haltung des Blattes fallen läßt. Hat das Blatt seine Spalten für eine solch ungerechte und wegwerfende Kritik geöffnet, so sollten sie von Rechts wegen auch dem Angegriffenen für eine in jeder Beziehung anständige und maßvoll gehaltene Entgegnung, resp. Klarstellung des Sachverhaltes, offen stehen. Leider hat die Redaktion des „Zeugen der Wahrheit“ nicht so viel Rechtsbewußtsein und Schicklichkeitsgefühl gezeigt. Sie hat mir offenbar schweres Unrecht zugefügt, dennoch fragt sie nicht danach, ob dasselbe bei so und so viel Lesern wieder gut gemacht werde oder nicht. Ist das ehrlich, ist das gerecht, entspricht das der Wahrheit? Da ich mir aber auch in diesem Fall bewußt bin, daß ich einen guten Kampf kämpfe, wenn ich nicht schweige, so *will* ich auch nicht schweigen.

Nachdem ich von dem „Zeugen der Wahrheit“ mit meiner Antwort abgewiesen worden bin, wende ich mich nun, wie es sich auch von selbst versteht, mit der Bitte an unsere Theol. Zeitschrift, mir in ihren Spalten für die nachstehende Erwiderung den nötigen Raum gewähren zu wollen. Es ist das dieselbe, welche der Redaktion des „Zeugen“ vorlag. Hätte ich sie für die Theol. Zeitschrift niedergeschrieben, so würde sie selbstverständlich etwas anders ausgefallen sein; ich würde namentlich den letzten Punkt ausführlicher behandelt haben. Doch jetzt mag sie aus verschiedenen Gründen in Form und Inhalt so bleiben, wie sie für den „Zeugen“ und seine Leser verabfaßt war. Zur eingehenderen Besprechung des erwähnten dritten Angriffspunktes dürfte sich vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit bieten. Wenn dieser Fall eintritt, so wird sich auf das Bestimmteste auf Grund der Schrift nachweisen lassen, daß sich der Redakteur des „Zeuge“ auf *schriftwidrigem Wege* befindet. Sollte derselbe infolge dieser Erklärung einen neuen Angriff unternehmen, so soll er es aber auf einem Felde thun, wo es dem Angegriffenen verstattet ist, ihm Red und Antwort zu stehen. Die dem „Zeugen“ gegebene Erwiderung lautet wie folgt:

Geehrter Herr Redakteur! Vor etlicher Zeit hat der „Zeuge“ meine kleine Schrift: „Das Wort ward Fleisch,“ in einer Weise besprochen, daß ich mich genötigt sehe, ein kurzes Wort zur Abwehr zu schreiben. Ich richte dasselbe an die Redaktion des genannten Blattes in der Voraussetzung, daß sie mir die Aufnahme desselben nicht versagen wird. Ich darf ein solches Entgegenkommen um so mehr erwarten, als es sich

hier nur um die Darlegung des richtigen Sachverhaltes handelt. Wenn ich nicht irre, so lautet der vollständige Titel des in Rede stehenden Blattes: „Der Zeuge der Wahrheit.“ Nun gut, dann soll er auch in diesem Fall der Wahrheit die Ehre geben.

Da nun die Leser des „Zeugen“ schwerlich die einzelnen Sätze jener Kritik dem Wortlaut nach erinnern werden, so wird es nötig, daß wir denselben nochmals anführen; nur so kann man denn auch das Wort der Abwehr recht verstehen. Nachdem der Kritiker die Einleitung meiner Schrift durchgesehen hat, schreibt er: „Die Meinung ist also gut.“ Dann heißt es weiter: „Er sagt recht: ‚Das Wort, welches Fleisch ward (nach Joh. 1), ist Gott.‘ Er fährt aber fort und kämpft—nicht mit dem allein siegenden Schwerte des Wortes Gottes, sondern — mit der Vernunft. Er will Gottes unergründliches Wesen und Thun der Vernunft begreifbar machen. Da muß er stürzen, wie alle andern vor ihm, die ihre Vernunft nicht gefangen geben wollten unter den Gehorsam Christi. Er behauptet: ‚Nichts, gar nichts ist von dem Wort (Gott) geblieben, das nicht Mensch wurde. Es kann nicht anders sein. Wenn das Wort (Gott) wirklich Fleisch wurde, so mußte er das ganz und vollständig werden.‘“ „Diesen Worten,“ meint der Kritiker, „könnte man einen guten Sinn abgewinnen und meinen, der Verfasser wolle sagen: Der ewige Sohn Gottes hat in seiner ganzen Person die Menschheit aufgenommen, so daß jetzt Christus ganz und gar in einer Person Gott und Mensch zugleich ist. Allein, das ist leider seine Überzeugung nicht. Denn er führt unmittelbar darauf aus, daß er unter der Menschwerdung des Sohnes Gottes verstehe: ‚Die Vermenschlichung der göttlichen Attribute‘ (Eigenschaften), ‚man darf ihm im Stande seiner Erniedrigung keine absolute Allmacht zuschreiben. That er auch große Dinge, die weit über menschliches Begreifen hinweggehen, so muß das doch auf seine einzigartige Stellung und auf seine Gebetserhörungen zurückgeführt werden. Gerade so verhält es sich auch mit Christi Allwissenheit. Ich möchte die Menschwerdung des ewigen Wortes noch tiefer in ihrer Totalität fassen, indem ich bemerke, daß sie auch die Vermenschlichung seines Selbstbewußtseins einschließt.‘“

„Das sei genug von den ungeheuerlichen Auslassungen,“ bemerkt der Kritiker. „Sie sagen, Gott hat aufgehört Gott zu sein. Er hat sich selbst vernichtet, indem er Mensch wurde. Zuviel gesagt? S. 14 heißt es: ‚Es fand eine substantielle Umsetzung statt, durch welche das ganze Wort (Gott) wirklich Fleisch, ganz Mensch wurde.‘ Das kann doch nur heißen: Gott, der von Ewigkeit, d. h. das ewige, unwandelbare, unendliche Wesen war, der Christus von Ewigkeit gezeuget hat, als sein Ebenbild, hat seine Substanz, sein Wesen, aufgegeben und hat sich in die Substanz (das Wesen) seines Geschöpfes, des Menschen verwandelt. Er ist nicht mehr Gott. Er ist Mensch geworden.“

Das sind die Sätze, mit welchen der „Zeuge“ meine Schrift kritisiert und verurteilt. Die schlimmsten, welche sich mehr auf meine Person beziehen, habe ich aus triftigen Gründen weggelassen; es ist schon zu

viel geschehen, daß sie einmal gedruckt wurden. Ich meine, dem Schreiber müßte die Hand gezittert haben, als er die betreffenden Äußerungen niederschrieb. Doch nun zur Abwehr. Ich will es so kurz wie möglich machen.

Zunächst weise ich die Behauptung: „Er kämpft nicht mit dem allein siegenden Schwerte des Wortes Gottes, sondern mit der Vernunft," mit aller Entschiedenheit zurück. Das ist eine falsche Behauptung sondergleichen. Wie könnte ich auch so vermessen sein, den Versuch zu machen, zur Erledigung einer solchen Frage ohne das Wort Gottes fertig zu werden!? Meine Schrift umfaßt im ganzen 32 Seiten; acht davon gehen auf den Titel und die Einleitung, so beginnt der eigentliche Inhalt erst auf Seite 9. Sehen wir nun die übrigen 24 Seiten näher an, so finden wir, daß auf ca. 40 Schriftstellen Bezug genommen wurde. Das sieht doch gewiß nicht nach einer Verleugnung des Wortes Gottes aus. Diesen Schriftzeugnissen entspricht dann auch die ganze Haltung der Abhandlung; immer wieder wird betont, daß das Wort Gottes in den einzelnen Fragen maßgebend sei.

Zum Beweis hierfür seien folgende Stellen aus meiner Schrift angeführt. Seite 10 heißt es: „Im Anfang war das Wort! Da steht es, das mächtige Zeugnis, die große Offenbarung! Im Laufe der Zeit ist es oft versucht worden, diesen Felsen der Wahrheit zu erschüttern; aber alle solche Versuche sind gründlich zu schanden geworden." Ferner: „Daß es bei dem Logos auf eine volle Menschlichkeit abgesehen ist, beweiset der Zusatz: ‚Das Wort wohnete unter uns.' Auch hier erweist sich die Schrift als Schrift, nämlich als die Inhaberin der Wahrheit." Auf Seite 12 wird gesagt: „Mag sich eine unbesonnen handelnde Kritik noch so sehr bemühen, ein schriftgegnerisches Resultat zu erzielen, Christus ist und bleibt der Gott-Mensch. Der Satz: Das Wort ward Fleisch, oder der ewige Sohn Gottes ward Mensch, kann von keiner Kritik umgestoßen werden. Sicherer wie ein Fels im Meer trotzt er allen derartigen Anläufen." Doch wie könnte ich mir erlauben, all die Sätze auszuziehen, welche bezeugen, daß ich nicht bloß „mit der Vernunft gekämpft" habe. Nur noch zwei Stellen mögen den vorstehenden beigefügt werden. Seite 19 und 20 heißt es: „Hält man den Vertretern moderner Theologie, welche sich rühmen, daß sie mit dem Menschsein Jesu vollen Ernst machen, unsern Ausspruch: Das Wort ward Fleisch, entgegen, und zwar in dem Sinne, wie wir darüber gesprochen haben, so sagen sie auch: Das ist nicht möglich! Wie kann das, was Gott ist, Mensch werden? Das ist absolut unmöglich! Natürlich wissen sich diese Leute zu helfen; sie deuten und deuteln an der Schrift so lange herum, bis sie schließlich sagt, was sie gesagt haben wollen." Und Seite 24: „Systeme bilden und systematisch lehren ist auch in der theologischen Disziplin durchaus gut und wünschenswert, doch muß der Herzpunkt solcher Systeme immer die Notwendigkeit der Menschwerdung Christi im biblischen Sinne sein." Ich frage: kann man das Normative, das Maßgebende, der Schrift noch stärker betonen?

Doch es gibt in meiner Schrift noch andere Sätze, welche die Anschuldigung, daß bei mir die Vernunft auf den „Thron" gehoben sei, völlig entkräften. Ich habe mich nämlich an etlichen Stellen auch nebenbei über das geäußert, was die Vernunft leistet oder auch nicht leistet. Auf Seite 12 kann man lesen: „Stößt sich aber die menschliche Vernunft doch an dem Gott- und Menschsein Christi, so ist sie eben krank, oder sie hat sich verführen lassen, in welchem Fall es sich nur um ein gedankenloses Nachsprechen handelt." Und auf Seite 15 wird gesagt: „Was nun die Umsetzung der Logosstubstanz in menschliche Seinsweise betrifft, so entzieht sich dieselbe aller begrifflichen Darstellung. Sie muß als das Wunder aller Wunder — wenigstens von dem Menschen aus — betrachtet werden, d. h. sie geht über das menschliche Verstehen weit hinaus. Nie wird es dem Menschengeist gelingen in dieses tiefe Geheimnis einzudringen. Es ist nur gut, daß wir für die Enthüllung dieses Geheimnisses auch kein Bedürfnis haben." Wie kann jemand solchen Sätzen gegenüber behaupten: Hier wird mit der „Vernunft" gekämpft? —

Bevor ich in meiner Abwehr zu einem neuen Punkt übergehe, will ich nicht unbemerkt lassen, daß ich in meiner Schrift etlichemale logisches und systematisches Denken betont habe. Dieser Umstand mag den Kritiker verleitet haben, daß er in seinen Behauptungen schließlich alle Fassung verlor. Daß ich diesem Denken ein gewisses — aber immer nur ein untergeordnetes — Mitsprechen einräumte, hatte seinen Grund in der Anlage und in dem Zweck meiner Schrift. Ich wollte den positiven Nachweis liefern, daß die Schriftaussagen sich wohl vor dem menschlichen Denken legitimieren können, nach dem von mir an einer andern Stelle ausgesprochenen Grundsatz: „Die Schrift als die untrügliche Wahrheit, ist niemals wider die Vernunft." Selbstverständlich ist hier die vom Geist Gottes erleuchtete Vernunft gemeint. Daß es eine solche gibt, steht so fest, wie irgend etwas fest steht; denn wird der Mensch wiedergeboren, erfährt er das, was wir Bekehrung nennen, so wird dadurch auch die menschliche Vernunft neugeboren und geheiligt. Wenn sich mein Kritiker darüber noch mehr informieren möchte, so wäre ihm das Studium der kleinen Schrift: „Über den Glauben als die höchste Vernunft," sehr zu empfehlen.

Was sagen nun die Leser zu dieser Auseinandersetzung? Hat mein Kritiker ein Recht von mir zu schreiben: „Da muß er stürzen, wie alle andern vor ihm, die ihre Vernunft nicht gefangen geben wollten unter den Gehorsam Christi?" Ich bezeuge auf das Bestimmteste, daß meine Vernunft bei der Abfassung dieser kleinen Schrift durchaus unter diesem Gehorsam stand. Weil das wirklich der Fall war, so bin ich auch nicht, wie der Kritiker annimmt und es öffentlich ausspricht, „gestürzt," nein, ich stehe noch, und zwar so gut und fest, daß ich demselben auch fernerhin Stand halten kann.

Die zweite Reihe seiner falschen Behauptungen richtet sich gegen eine mir untergeschobene dogmatische Anschauung von der Menschwer-

dung Christi. Meine Untersuchung der christologischen Frage soll nämlich zu dem Resultat führen, daß gesagt werden kann: „Gott hat aufgehört Gott zu sein. Er hat sich selbst vernichtet, indem er Mensch wurde." Wie kann nur jemand so etwas aus meiner Schrift herauslesen? Wenn ich so etwas wirklich gesagt hätte, auch nur annähernd oder dem Sinne nach, so wären das in der That „ungeheuerliche Auslassungen." Aber ich habe an keiner Stelle solch monströse Gedanken geäußert. Dagegen ist mehrfach das gerade Gegenteil bezeugt worden. Zum Beweis seiner gegenteiligen Aussage seien auch hier etliche Sätze meiner Schrift wörtlich angeführt: Seite 12 heißt es von Christo: „So ist denn das Wort, von dem Johannes redet, beides, es ist wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch; es ist Gott und Mensch in einer Person." Seite 13: „Ist aber Christi Leben im Thun und Lassen einheitlich, auch für den Kurzsichtigsten, so versteht sich die Einheitlichkeit seines Wesens, das innigste Durchdrungensein des Göttlichen und Menschlichen, von selbst." Seite 14: „Christus ist also nicht halb Gott und halb Mensch, sondern er ist ganz Gott und ganz Mensch, je nach dem Gesichtspunkt, von welchem er angeschaut wird. Er ist darum der Gott-Mensch." Seite 15: „Christus ist also wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch. Gott ist er von Ewigkeit her, Mensch wurde er in der Fülle der Zeit. Als er auf Erden wandelte, lehrte, heilte, litt und starb, war er ganz Gott und ganz Mensch." Ähnliche Sätze kann man vielfach in meiner Schrift finden. Des Raumes wegen will ich nur noch eine das Ganze kurz zusammenfassende Stelle citieren. Da heißt es auf Seite 30, also ganz zum Schluß hin: „Es ist also die Annahme, daß Christus wahrhaftiger Gott sei, in keines Menschen Belieben gestellt. Er mußte das sein, es war absolut notwendig. Gottsein und Heilandsein ist bei ihm und für uns ein und dasselbe. Aber seine Menschwerdung war ebenso notwendig. Nicht Gott als Gott konnte die sündige Welt versöhnen und erlösen, das konnte nur der menschgewordene Gott vollbringen. Auch hier gibt es keine Wahl, ob man diese Wahrheit annehmen will oder nicht: Christi Menschwerdung ist eben absolut notwendig. Aber es unterliegt auch für uns, die wir der Schrift folgen und dabei logisch denken, keinem Zweifel, daß Jesus Christus beides, Gott und Mensch, war. Wie er als Logos ewig mit Gott in substantieller Dieselbigkeit stand, so trat er zeitlich nach seiner Seinsweise in Dieselbigkeit mit der Menschheit; hier nur eins ausgenommen, nämlich die Sünde. Das erst ist der Gott-Mensch, wie schon früher nachgewiesen wurde. Das aber ist auch der Mittler zwischen Gott und dem Menschen, der aus zweien eins macht. Als Gott-Mensch konnte er, der einzig Freie, die Gebundenen frei machen; als Gott-Mensch konnte er auch die Todesstrafe an des Menschen Statt auf sich nehmen."

Kann man sich bestimmter und positiver über das Gott- und Menschsein Christi ausdrücken, wie es in diesen Sätzen geschieht? Und doch wird mir der ungeheuerliche Gedanke untergeschoben: „Er hat sich selbst

vernichtet, indem er Mensch wurde." Wir ersehen aus den vorstehenden Citaten, daß der Gedanke von Christi Selbstvernichtung von niemand anders herstammen kann, als von dem Kritiker selbst. Es liegen eine Reihe anderer Recensionen meiner Schrift vor, welche besonders das Logische, Klar- und Durchsichtige derselben lobend hervorheben. Warum hat denn dieser Kritiker nichts von diesen Eigenschaften wahrgenommen? Hier ist nur zweierlei möglich, entweder hat er das, was klar und deutlich gesagt ist, nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen. Wir hoffen, daß er es jetzt versteht, nicht was gemeint, sondern was wirklich gesagt ist. Jedenfalls werden aber die Leser erkennen, daß meinen Ausführungen die Bezeichnung von „ungeheuren Auslassungen" nicht treffen kann; denn alles, was ich über Christi Gott- und Menschsein gesagt habe, ist schriftgemäß.

Schriftgemäßheit nehme ich auch hinsichtlich eines dritten Anklagepunktes für meine Darstellung in Anspruch. Wenn der Kritiker sich nämlich der Äußerung gegenüber: „Christi Menschwerdung schließt die Vermenschlichung seiner göttlichen Attribute ein," so erregt zeigt, so thut er das ohne Schriftgrund und Nachdenken. Johannes schreibt: Das Wort ward Fleisch, Paulus sagt im Philipperbrief: Er hielt es nicht für einen Raub Gott gleich sein, und im Ebräerbrief wird bezeugt: Er mußte seinen Brüdern in allem gleich werden. Macht man mit diesen und noch vielen anderen Schriftstellen den Ernst, der mit ihnen überhaupt gemacht werden soll, weil es Schriftstellen sind, so kann sich doch kein anderes Resultat ergeben, als daß das ganze Wort, der ganze Logos, völlig Mensch geworden ist. Das schließt auch die Vermenschlichung von Christi göttlichen Eigenschaften ein. Wer das nicht annimmt, steht nicht völlig auf dem Fundament der Schrift, und wie ein solcher der verderblichen Irrlehre des Gnosticismus entgehen will, ist nicht einzusehen. Wir stehen hier an einer Stelle, wo es heißt: Entweder, oder. Entweder war Christus, als er auf Erden wandelte, wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch, oder er war es nicht. Ein drittes gibt es nicht. Mein Kritiker scheint sich zur Annahme eines solchen zu entschließen, wenn er das völlige Menschwerden des ewigen Logos in Abrede stellt. Es ist keine Frage, daß ein solcher Standpunkt unhaltbar ist. Würde er sich über denselben näher äußern, so würde ich berechtigt sein, den „Spieß umzukehren" und zu sagen: „Deine Äußerungen sind ungeheuerlich." Wir lassen uns also von keiner Seite den wahren Gott-Menschen nehmen; denn nur so haben wir an Christo den Heiland, der die Sünder sucht und selig macht. Obgleich noch viel in der Angelegenheit zu sagen wäre, so mache ich doch jetzt den Schluß, indem ich noch bemerke, daß meine christologische Anschauung in: „Das Wort ward Fleisch," wie mit der Schrift, so auch mit dem Bekenntnis Luthers im 2. Artikel des christlichen Glaubens durchaus im Einklang steht.

W. Behrendt, P.

Kirchliche Rundschau.

Die jährliche Versammlung des Allgemeinen Missionskomitees der Bischöflichen Methodistenkirche hat dieses Jahr in Detroit stattgefunden. Die Anzahl der zu demselben gehörigen Personen beträgt vierundfünfzig. Die Verhandlungen dieses Komitees sind nicht nur deswegen von Interesse, weil es aus den hervorragendsten Persönlichkeiten der Methodistenkirche hierzulande zusammengesetzt ist, und weil es über ein so großes Arbeitsgebiet und so große Summen zu verfügen hat, sondern auch deswegen, weil der Einfluß der allgemeinen Zeitverhältnisse auf die kirchlichen Unternehmungen sich darin wiederspiegelt.

Das zeigt sich schon in dem Bericht des Schatzmeisters. Das letzte Jahr hatte mit einer Schuld von $239,000 geschlossen, die sich nicht nur als ein lästiges, sondern durch Bedrohung des Kredits des Missionskomitees auch als ein gefährliches Hindernis erwiesen hatte. Es sollten deshalb Anstrengungen gemacht werden, diese Schuld zu tilgen. Durch dieselben wurden auch $78,000 aufgebracht. Die verschiedenen deutschen Konferenzen hatten im ganzen $40,000 beigesteuert und der Apologete macht im Hinblick auf diese Thatsache die Bemerkung: „Wenn die englischen Gemeinden in gleicher Weise ihrer Pflicht nachgekommen wären, so stände es heute anders um unsere Missions-Gesellschaft." (Zum Dank dafür dürfen sich die deutschen Methodisten dann wieder mit großer Geduld und viel Unterwürfigkeit durch ihre englischen Bischöfe in der übermütigsten und rücksichtslosesten Weise behandeln lassen, wie das nach einem Bericht desselben Blattes bei Gelegenheit der Jubelfeier des deutschen Methodismus in Chicago geschehen ist.)

So aber sind für die Tilgung der Schuld nur $78,000 eingegangen. Unter Einrechnung dieser Summe hat die Totaleinnahme $1,149,596 betragen, eine Zunahme von $46,703 gegen das vorhergehende Jahr. Der Schatzmeister berichtete, daß die aus der Schuldentilgungskollekte sich ergebenden Einnahmen die Missionsgesellschaft vor einer im Monat August drohenden Krisis retteten und ihren Kredit wieder befestigten. Für Zinsen hatten im letzten Jahre $23,500 ausgegeben werden müssen, also ungefähr soviel als die Gesamtausgaben für Innere Mission in unserer Synode betrugen. Die Verwilligungen mußten auch dieses Jahr wieder reduziert werden, und zwar durchschnittlich um vier Prozent. Die letzte Generalkonferenz hatte nämlich beschlossen, daß der Betrag der Verwilligungen die Einnahmen nicht übersteigen dürfe. Die regelmäßigen Einnahmen beliefen sich nun, da die für Schuldentilgung gesammelte Summe nicht dazugerechnet werden durfte, auf $1,143,159, also $31,394 weniger als im Jahre vorher. Auf die Verteilung der Summe unter die Arbeitsfelder in drei Weltteilen im einzelnen einzugehen, wird hier unnötig sein, sie war wesentlich dieselbe wie in früheren Jahren. Nur Indien und Süddeutschland kamen als Felder, für die mit Grund eine Erhöhung der Bewilligungen gefordert wurde, besonders zur Sprache und riefen längere Debatten hervor. Angesichts der drohenden Hungersnot in Indien konnte eine Erhöhung der Bewilligung nicht wohl von der Hand gewiesen werden. Ähnlich lagen die Dinge in Süddeutschland. Die von der letzten Generalkonferenz genehmigte Vereinigung der Wesleyaner mit der Süddeutschen Konferenz mußte ausgeführt werden. Dafür wurde eine Mehrbewilligung von $12,000 jährlich verlangt. Zunächst freilich nur etwa $6000 für die zweite Hälfte des Jahres 1897. Wahrscheinlich ist der Antrag, diese Summe zu ge-

währen, angenommen worden, obwohl der Entschluß, hier zuzulegen, während man sonst überall wegnehmen mußte, ziemliche Überwindung gekostet haben mag.

Satolli soll, nachdem er in Rom angelangt war, dem Papste einen Bericht über die katholische Kirche in den Ver. Staaten unterbreitet haben, in welchem er die bisher getragene Maske abgeworfen habe. Soviel war ja schon während seines Aufenthaltes in den Ver. Staaten gewiß, daß er es unmöglich mit beiden Parteien der amerikanischen Katholiken aufrichtig halten konnte, und trotz aller schönen Worte scheint ihm keine derselben getraut zu haben. Wahrscheinlich mit Recht. Denn wenn er sich auch jetzt gegen Erzbischof Ireland und den Bischof Keane, welchem er die Leitung der Washingtoner Universität abgenommen hat, aussprach, so ist das sicher nicht im Interesse ihrer Gegner hierzulande geschehen, sondern im Interesse der absoluten Oberherrschaft der Kurie, der die Selbständigkeit, welche sich in dem Thun und Reden des Erzbischofs von St. Paul gezeigt hat, höchst widerwärtig war. Nicht viel besser scheint Bischof Keane beurteilt zu werden. Dieser wird angeklagt, Meinungen ausgesprochen zu haben, welche sehr nahe an Ketzerei streifen, und seine Stellung an der Universität in Washington dazu gebraucht zu haben, einen neuen, von sehr gefährlichen Ideen durchdrungenen Katholizismus zu verbreiten. Auch die Professoren der katholischen Universität in Washington seien von diesen gefährlichen Ideen angesteckt, und es wird deshalb dem Papste geraten, sie nach und nach abzusetzen.

Erzbischof Ireland soll geradezu als ein „Apostel der Ketzerei" von Satolli bezeichnet worden sein. Außerdem wird noch berichtet, daß man in Rom es dem Erzbischof sehr übel genommen habe, daß er ohne Auftrag oder Genehmigung der Kurie in dem letzten Wahlkampf gegen Bryan aufgetreten sei.— Indes wird man es in Rom schwerlich wagen, offen gegen den Erzbischof von St. Paul und seine Anhänger vorzugehen. Geschähe dieses, so würde eine offene Erklärung gegen die römischen Anmaßungen und eine Erhebung der Fahne der kirchlichen Unabhängigkeit von Rom diesen Leuten wahrscheinlich eine große Menge zuführen, die zwar vielleicht weniger von religiösen als von nationalpolitischen Motiven geleitet wäre, aber gerade deswegen den Absichten und den Einflüssen der Kurie, die wesentlich politische sind, um so gefährlicher wäre. Man wird sich also wahrscheinlich auch dem Erzbischof von St. Paul und seinen Gesinnungsgenossen gegenüber soviel als möglich an die Politik des divide et impera halten, um ja den Schein der Einheit und Einigkeit der Kirche, mit dem man der Welt imponiert hat, nicht in Gefahr zu bringen.

Zu einem eingehenden Bericht über die Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Darmstatt würde einerseits der Raum unserer Zeitschrift nicht ausreichen, andererseits aber haben manche dort behandelten Gegenstände für uns nicht dasselbe Interesse, was sie unter den anders gestalteten Verhältnissen Deutschlands haben. Aber eines ist hierzulande und in allen vorwiegend protestantischen Ländern dasselbe, nämlich das Streben des Ultramontanismus, diese Länder die alle terra missionis sind zur terra catholica umzugestalten. Da ist es nicht ohne Interesse zu sehen, wie einer, der den Ultramontanismus nicht bloß durchschaut hat, sondern aus eigenem Erleben von der Innenseite kennen gelernt, darüber urteilt. Es ist dies der frühere Jesuitenpater Graf Hoensbroech, der zur evangelischen Kirche übergetreten ist und sich dem Evangelischen Bunde angeschlossen hat. Er äußerte über den Ultramontanismus u. a. folgendes:

„Der Ultramontanismus ist ein System, welches unter dem Deckmantel der Religion und unter Verquickung mit Religion weltlich-politische Herrschaft anstrebt. Wenn wir gegen den Ultramontanismus kämpfen, so kämpfen wir nicht gegen die katholische Religion. Das ganze Zwitterwesen des Ultramontanismus zeigt sich schon in der Bezeichnung römisch-katholische Kirche. Rom ist der Geburtsort des Ultramontanismus, und der Geist, aus dem er geboren wurde, ist der römisch-heidnische cäsaristische Geist. Von Rom aus ist dasjenige Christentum in die Welt gegangen, das in Wahrheit kein Christentum mehr ist, sondern unchristlicher Ultramontanismus. Als der römischen Stadtgemeinde die Cäsarenkrone vom Haupt gesunken war, hat der Vorsteher der römischen Christengemeinde es verstanden, sich selbst die dreifache Tiara aufs Haupt zu setzen. Er hat den heidnischen Titel eines pontifex maximus angenommen und dadurch gezeigt, daß er der Nachfolger eines weltlich-politischen Systems werden wollte. Als das Christentum Roms die Katakomben verließ, war nichts mehr zu sehen von der Armut und Weltflucht des Evangeliums. Aus den Latifundien, die dem Vorsteher der römischen Gemeinde zugefallen waren, ist der Kirchenstaat erwachsen. Daß der römische Gemeindevorsteher der Versuchung nicht widerstand, als ihm irdische Macht und politischer Einfluß angeboten wurde, daß er statt ein Seelenhirte zu bleiben, ein politisch großer König werden wollte, das ist, rein sachlich betrachtet, ein furchtbar schweres Verbrechen an der ganzen christlichen Menschheit. Dieses Verbrechen hat fast ein Jahrtausend hindurch das ganze Christentum zum Zerrbilde gemacht, hat christliche Völker entzweit, Ströme von Christenblut vergießen machen, und die durch Gottes Sohn zur Gotteskindschaft befreite Menschheit wieder unter Menschensatzungen zu knechten gesucht, alles im Namen dessen, der gesagt hat: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘

„Der einzig richtige Weg, dauernd gegen den Ultramontanismus etwas zu erreichen, ist meines Erachtens der, daß auf der ganzen Linie, in allen Verhältnissen, wo er hervortritt, eine Politik der Nichtachtung der weltlich politischen Ansprüche des Ultramontanismus befolgt wird. (Beifall.) Sie werden mir sagen: Das ist sehr wenig; allein in unserem Falle ist das sehr viel. Wenn der römische Papst durch seine Gesandtschaften und Nuntien sich in die politischen Händel mischen will, dann muß ihm gesagt werden: Das ist nicht deine Sache; bleibe in deinem Amte, ein Seelenhirte zu sein! Durch Nachgiebigkeit hat man niemals beim Ultramontanismus etwas zuwege gebracht. Erheben wir doch auch einmal den Ruf nach Parität! Warum soll die katholische Kirche von den Regierungen anders behandelt werden, als jede andere? Warum soll man dem ersten Diener der katholischen Religion weltliche Ehren erweisen? In tiefster Ehrerbietung und patriotischem Gefühl erlaube ich mir ein freies und offenes Wort: Unwissende und kurzsichtige Ratgeber waren es, die unserem Kaiser und Herrn rieten, sich dem Hofceremoniell des Vatikans zu beugen bei seinem Besuch in Rom, die ihm rieten, einen römischen Kardinal mit weltlich fürstlichen Ehren zu empfangen. Unwissende und kurzsichtige Ratgeber sind es, die ihm raten, die geistlichen ‚Würdenträger‘ mit weltlichen Ehren zu schmücken. Man sagt: Das sind Äußerlichkeiten; aber von solchen Äußerlichkeiten lebt der Ultramontanismus. Daß die deutsche Regierung einen deutschen Diplomaten bei einem Diener der Kirche unterhält, scheint mir ein politischer und religiöser Nonsens zugleich zu sein. Unser großer Fürst Bismarck hat am 6. Dezember 1874 — es ist allerdings lange her — im Reichstage gesagt: ‚Ich wüßte nicht, daß wir uns bei dem Haupte irgend

einer andern Konfession diplomatisch vertreten lassen, oder daß etwa der Kaiser von Rußland bei dem armenischen Patriarchen eine diplomatische Vertretung unterhielte, obwohl die armenischen Unterthanen Rußlands auch nach Millionen zu zählen sind.‘ Wir müssen darauf hinwirken, daß dieses Wort unseres größten deutschen Staatsmannes wieder als Wahrheit anerkannt wird.

„Das Centrum wird von den tonangebenden Kreisen in Deutschland nicht deshalb berücksichtigt, weil sie selbst auf dem Boden des Centrums stehen, sondern weil das Centrum eine Macht ist und weil sie glauben mit dieser Macht rechnen zu müssen. Wir müssen deshalb auch eine Macht in Deutschland bilden, dann braucht die Regierung nicht mehr mit dem Centrum zu rechnen. Ich will nicht etwa für ein evangelisches Centrum sprechen, wir haben an einer konfessionellen Partei genug. Aber wir Evangelischen müssen in die parlamentarischen Körperschaften die Überzeugung hineintragen, daß ein ruhiges, aber ernstes Wort gegenüber dem Fortschreiten des Ultramontanismus zu sprechen ist. Die Parteien im Lande müssen allmählich wieder von einem evangelisch idealen Geiste erfüllt werden, damit die evangelische Freiheit unserem deutschen Volke gewahrt und der Ultramontanismus zurückgedrängt werde. Da wir eine anti-ultramontane Mehrheit im Volke besitzen, so ist es auch möglich, eine anti-ultramontane Mehrheit im Parlamente zu erlangen. Wir sollten auch unseren Regierungen das Rückgrat stärken, und ihnen sagen: Hinter euch steht das ganze evangelische Volk, wenn ihr auch nur ein einziges Wort mit dem Ultramontanismus sprecht."

Am 26. Sept. wurde in Trient ein von Katholiken veranstalteter internationaler Antifreimaurer-Kongreß eröffnet, für welchen sich neben dem Centralkomitee zu Rom Nationalkomitees in Turin, Paris, Wien, Pest, Berlin, Lissabon rc. gebildet haben und auch der Dortmunder Katholikentag warm eingetreten ist. Achtzehn Kardinäle, sehr viele Erzbischöfe und Bischöfe aus allen Ländern haben durch ermunternde und zustimmende Schreiben ihren Beifall zu dem Kongresse zu erkennen gegeben. Auch Papst Leo XIII. hat durch ein Breve das Vorhaben beglückwünscht und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Katholiken sich angespornt fühlen möchten, bei aller Schonung für die Irrenden dem Irrtum keine Schonung angedeihen zu lassen. Der Generalkommissar der 43. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands hat folgende Kundgebung erlassen: „Katholiken, welche nicht in der Lage sind, nach Trient zu reisen, können sich dennoch an diesem wichtigen, vom heiligen Vater empfohlenen Unternehmen beteiligen, indem sie sich als Mitglieder eintragen lassen. Wer sich mir durch pfarramtliches Zeugnis als aufrichtiger Katholik ausweist und den Beitrag von acht Mark einsendet, erhält eine Mitgliedskarte und wird sein Name in das Mitgliederverzeichnis des Kongresses eingetragen. Es ist dies eine offene, mutige Kundgebung der Zustimmung zu den Zwecken des Kongresses, der Licht bringen soll über die Ziele und das Treiben der gefährlichen, lichtscheuen Sekte, und ist der Beitrag eine dankenswerte materielle Beihilfe. Das Mitglied erhält nach Ablauf des Kongresses den Bericht der Verhandlungen gratis zugesandt. Sehr wünschenswert ist es, daß auch katholische Vereine, katholische Preßunternehmungen, geistliche Behörden und andere Korporationen in gleicher Weise sich beteiligen. Kleinheubach, 18. September 1896. Karl Fürst zu Löwenstein."

Man sieht schon aus der zum voraus gegebenen Erleichterung der Mitgliedschaft an dem Kongreß, daß es den Leitern desselben nicht so sehr um die

persönliche als um die finanzielle Teilnahme der Gläubigen zu thun ist, die man eben nötig hat, damit man bei der großen Schaustellung nicht zu tief in die eigene Tasche greifen muß.

Denn auf ein Schauspiel, das den Freimaurern Angst und den Protestanten Furcht einflößen soll, läuft das Ganze hinaus. Darum auch die geradezu als Schauspiel getriebene Geheimthuerei, durch die man sich möglichst wichtig zu machen und auf die Neugier zu spekulieren versucht hat.

Selbst dem Korrespondenten der ultramontanen „Kölner Volkszeitung" sind die Augen dabei übergegangen. Derselbe meinte, daß bei der großen Masse von Besuchern, auch wenn sie alle mit Beglaubigungsschreiben ihrer Pfarrer versehen wären, Gegner der Sache doch sich einschleichen könnten. Es sei überhaupt nicht einzusehen, warum man nicht ganz öffentlich verhandle. Am 29. September nahmen etwa 1200 Personen teil. Der Kongreß hielt eine öffentliche Prozession ab, unter Teilnahme von 94 kirchlichen Vereinen Tirols mit den Kirchenfahnen. Zwölf Bischöfe und Äbte im großen Ornat schritten an der Spitze. Sodann hielten die Sektionen des Kongresses Sitzungen ab. Es wurde beschlossen, den freimaurerischen Unternehmungen von katholischer Seite gleiche Unternehmungen entgegenzustellen. Es soll ein Komitee gebildet werden, um die Katholiken über die Geheimnisse der Freimaurerei aufzuklären, worüber bekehrte Freimaurer Aufschlüsse erteilen werden.—Aus Madrid lief die Meldung ein, daß die katholischen Kortes-Deputierten die Regierung aufforderten, die Freimaurerei für gesetzwidrig zu erklären und alle freimaurerischen Staatsbeamten zu entlassen. Der Kongreß beschloß, alle katholischen Regierungen (!) zu gleichem Vorgehen aufzufordern.—Am 1. Oktober wurde der Kongreß geschlossen. Den Grundton des ganzen Kongresses gab der Fürstbischof Valussi von Trient an, der sich in seiner Begrüßungsansprache glücklich schätzte, den Kongreß in Trient zu begrüßen, wo sich einst jenes Konzil versammelte, das „dem Protestantismus die Hörner zerschmetterte." Heute gelte es, einen Feind zu bekämpfen, der listig und verschlagen, unter erlogener Hülle im Namen der Menschlichkeit und des Menschentums, welch letzteres er der Gottheit vorziehe, Unheil anrichte — die Freimaurerei, die mit der höllischen Schlange zu vergleichen sei. Der Unterschied zwischen dem Trienter Konzil und dem Trienter Kongresse lasse sich so kennzeichnen: das Konzil war die lehrende Kirche, unfehlbar in ihrem Worte, das Konzil war die Autorität, der Kongreß stelle nicht die Autorität vor, aber seine Teilnehmer seien Söhne der Kirche, sie wollen, daß die Kirche verehrt und der Wahrheit Ehrfurcht erwiesen werde. Der Kongreß könnte daher schwach erscheinen, aber er sei es nicht. Die Wahrheit brauche sich nur zu zeigen, und sie triumphiere. „Wir wollen auf den Hirten der Kirche, auf den Nachfolger Petri horchen. Wir sind klein, aber Gott wählt sich oft die Schwachen aus, um die Mächtigen zu vernichten, wie David den Goliath zu Boden streckte." Fürstbischof Valussi empfahl das Unternehmen dem Schutze Jesu und Mariens, der mächtigen Besiegerin der teuflischen Schlange, und schloß seine Rede mit einem Ave Maria. Die Versammlung beantwortete die Rede des Fürstbischofs mit dem Rufe: „Evviva Maria!" (Der Maria ein Lebehoch!)

Es ist natürlich, daß man in Trient etwas offenherziger ist, als auf dem deutschen Katholikentage. Daß man die Freimaurerei ausrotten möchte, ist ja sicher, aber noch viel lieber würde man den Protestantismus vernichten, der nach römischer Anschauung eigentlich noch schlimmer ist, aber eben nicht so aggressiv auftritt, weil er sich meist auf den Grundsatz beschränkt: „Halte, was du hast," und auch diesen nicht immer festhält.

Gerade die katholischen Gegenden sind aber ein fruchtbarerer Boden für die Freimaurerei als die protestantischen. So zählt z. B. das überwiegend evangelische Württemberg 1896 sieben Logen mit zusammen 603 Gliedern. Das an Bevölkerung kleinere aber zu zwei Dritteln katholische Baden hat neun Logen mit 773 Gliedern, und das fast ganz katholische Bayern dreizehn Logen mit 1512 Gliedern.

Über die Echtheit einer Unterschrift des Teufels ist zwischen der „Köln. Volksztg." und dem katholischen Direktor Künzle in Feldkirch in Vorarlberg-Tirol ein heftiger Streit ausgebrochen. Letzterer ist Leiter der Kongregation der Priester von der ewigen Anbetung und Herausgeber einer den Kultus der Eucharistie behandelnden theologischen Zeitschrift „Pelikan"; er macht der „Köln. Volksztg." den Vorwurf, daß sie an ihrer korrekt römisch-katholischen Anschauung Schiffbruch gelitten habe. Die Sache ist die: Im Verlage des „Pelikan" ist jüngst eine pseudonyme, aber jedenfalls von Künzle inspirierte Schrift erschienen: „Die Geheimnisse der Hölle nach Miß Vaughan. Von Dr. Michael Germanus." In dieser Schrift wird erzählt, daß der Teufel Bitru am 18. Oktober 1883 in einer römischen Freimaurerloge erschienen sei und unter Beglaubigung hervorragender Ordensmitglieder, wie Crispi, Lemmi und anderer, bezeugt habe, die anwesende Sophie Sapho alias Walder werde am 29. September d. J. der Großmutter des Antichrist das Leben schenken. Zur Beglaubigung des Vorganges sei ein Dokument mit den Unterschriften der Zeugen aufgenommen worden, wobei sich der genannte Teufel als Sanctus Daemon Primarius Praeses (erster präsidierender heiliger Dämon) unterschrieben habe. Der Unterschrift des Teufels Bitru sind allerlei symbolische, auf die Thätigkeit des Teufels und seine Natur sich beziehende Gegenstände beigemalt, wie eine Ofengabel, ein Gockelhahn 2c. Künzle glaubt nun als Katholik die Möglichkeit der Echtheit der Teufelsunterschrift verteidigen zu müssen, weil die Lehre der katholischen Kasuisten in der Moral die Möglichkeit von Teufelsbündnissen und deren schriftlicher Fixierung behauptet. Die „Köln. Volksztg." dagegen erklärt es für schlimm, daß Künzle an die Echtheit des Dokumentes glaubt, obschon sie die Möglichkeit von Verbindungen der Menschen mit dem Teufel zum Zwecke schändlicher Thaten nicht bestreitet. Künzle kann sich jedoch für die katholische Rechtgläubigkeit seiner Anschauung auf eine Entscheidung der Kardinalskongregation der Poenitentiarier in Rom berufen, welche den Beichtvätern die Vollmacht erteilt hat, von der Sünde der Teufelsanbetung und des Teufelsbündnisses loszusprechen, von letzterer jedoch nur, nachdem etwaige schriftlich abgefaßte Verträge mit dem Teufel und andere abergläubische Verkehrsmittel zwischen den Vertragschließenden zum Verbrennen abgeliefert worden sind. Der ständige Kommissar für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, Fürst zu Löwenstein-Kleinheubach, hat bereits für den Direktor Künzle gegen die „Köln. Volksztg." öffentlich Stellung genommen.

Was die oben genannte Miß Vaughan betrifft, so ist sie in den Zeitungskontroversen über angeblich gestohlene konsekrierte Hostien mit einem ganzen Kreis von Mythen umgeben worden, so daß von manchen geradezu ihre Existenz bezweifelt wird. Es werden ganz fabelhafte Enthüllungen über die Freimaurer, die von dieser Miß Vaughan ausgehen sollen, in allen ultramontanen Blätter verbreitet. Dieselben laufen darauf hinaus, daß die Freimaurer einen sichtbaren Verkehr und ein förmlich abgeschlossenes Bündnis mit dem Teufel haben und außerdem, daß sie die sog. schwarze Messe oder

Teufelsmesse feiern, wozu konsekrierte Hostien unerläßlich sind, die man sich von seiten der Freimaurer nur durch Diebstahl verschaffen kann, indem nur die rite geweihten Priester die Wandlung vollziehen können.

Die ganze Mär geht von der höchst naiven Voraussetzung aus, daß diese Freimaurer alle von der Transsubstantiation vollständig überzeugt sind, sonst würden sie sich keine geweihte Hostie zu verschaffen suchen, und sie ist, genau besehen, nur ein Beweis für die Massivität des heutigen römischen „Glaubens“ und die Unbehilflichkeit des katholischen „Denkens“, das den Glauben wie ein sinnenfälliges Ding behandelt, und schlechterdings nicht fassen kann, daß es auch noch andere Vorstellungen gibt, als die römischen, und darum jeden Widerspruch gegen Rom als nicht aus andern Anschauungen, sondern nur aus Widerwillen stammend ansehen kann.

So sehr man sich nun in Rom auch freut, wenn man den Freimaurern eins versetzen oder etwas aufhängen kann, weil man dabei immer den Protestantismus mittreffen zu können meint, so hat man doch dort bald gesehen, daß der Schaden dieser ganzen grausigen Teufelsgeschichten auf die römische Seite fallen werde, und den Pater Künzle über seinen Irrtum belehrt und — seiner Stellung in Feldkirch als Leiter der Kongregation der Priester der Anbetung enthoben. Er hat darüber folgendes veröffentlicht:

„Mit heutigem Tage übernimmt der hochw. Herr Prälat Dr. Johann Pruner, Domprobst in Eichstädt (Baiern), die Generaldirektion der Priester der Anbetung und die Redaktion der Eucharistia. Wir haben seinerzeit dem Verein zulieb unsere Pfarrei und das Vaterland verlassen. Der Verein wurde durch unsere unkluge Stellung in der Vaughan-Frage gefährdet; wir opfern daher auch mit Freuden unsere Stellung; hiermit sagen wir allen vergelt's Gott, die uns bisher unterstützt haben, und bitten, uns für den ‚Pelikan‘, den wir beibehalten, ihre Geneigtheit nicht zu entziehen, obschon wir auch in diesem Blatte in der Vaughan-Frage geirrt haben.“

Einen starken Glauben an die Thatsächlichkeit der enthüllten Thatsachen scheint der Pater Künzle jedenfalls nicht gehabt zu haben, aber daß er hätte klüger sein sollen, gibt er zu. Dagegen scheint er—aus seinem Schweigen über diesen Punkt zu schließen — seiner „Wahrhaftigkeit“ nicht vergeben zu haben.

Während das Jahresfest der Evangelischen Gesellschaft in Bern sich des gewohnten zahlreichen Besuchs auch dieses Jahr wieder zu erfreuen hatte, war die Jahresversammlung des Schweizerischen Vereins für freies Christentum, oder, wie er kürzer genannt wird, des Reformvereins sehr schwach besucht. Es fehlt eben dieser Partei allem Anschein nach an einem wirklichen Boden im Volke. Die Erfolge, welche sie bei Pfarrwahlen davongetragen hat, hat sie vielfach nur der Anlehnung an die herrschende politische Partei und der Mitwirkung der unkirchlichen Elemente bei den Pfarrwahlen zu verdanken.

An dieser Lage der Dinge, die sich nicht verhehlen läßt, sollen aber nicht allein Ultramontane und Sozialdemokraten, sondern auch die Ritschlianer schuld sein, die augenscheinlich von dieser Seite her zu den Positiven gerechnet werden, ein Beweis davon, wie weit die babylonische Sprachverwirrung auf kirchenpolitischem Gebiet geht, und wie inhaltslos diese bloß formalen Bezeichnungen sind.

Daß Sozialisten für die Evangelien und die Vertreter der Kirche gegen dieselben eintreten, ist zwar etwas unglaublich, soll aber thatsächlich in Verona geschehen sein, wo die ersteren verlangten, daß man in den Schulen statt des römischen Katechismus die Evangelien einführen solle. Die letzteren protestierten sehr energisch dagegen, indem sie ihre oft schon gehörte Behauptung auch diesmal wiederholten, daß nämlich die Evangelien ein gefährliches Buch seien.